August Mahlmanns

sämmtliche Schriften.

Nebst

Mahlmanns Biographie.

Erster Band.

Gedichte. I.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1839.

P. o. germ. 503 m (1-4

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

31 Pc

Siegfried August Mahlmann.

„Wer geendet im edlen Beſtreben,
„Verdient im Herzen der Nachwelt zu leben!"
Mahlmann.

Nicht beſſer, als mit des begeiſterten Sängers, mit des trefflichen Mannes eignem Wort mag die Geſammtausgabe von Mahlmanns Schriften eingeleitet werden können, ein Unternehmen, das im Herzen nicht allein der Nachwelt, der es ein vielwillkommenes ſein muß, ſondern gewiß auch der Gegenwart ſelbſt, der unſer Dichter in allen Beziehungen noch angehört, den frohſten Anklang finden wird.

Und kann es denn überhaupt eine Zeit geben, welcher die Tendenzen wie die Leiſtungen wahrhaft ausgezeichneter Geiſter jemals fern rücken möchten? Tief in der Menſchennatur liegt es begründet, daß ſie niemals kommen wird. Diejenigen, welche durch geiſtige und humane Vorzüge, durch Intelligenz und die

Summe vorzüglichen Wirkens hoch über die Masse hervorragen, nur in diesen wird jede gebildete Nation ihre Repräsentanten und Träger schauen, mit Stolz und unerlöschlicher Verehrung wird sie nie erkalten, jene als ihre hochleuchtenden Sterne zu preisen.

Vieles Befremdliche, früher und später für unglaublich, ja unmöglich Gehaltene hat unsre Zeit gesehen, viele feste Mauern sind eingestürzt, an mancher herrlichen Säule ist gerüttelt worden; Stürme der Bewegung haben auch den deutschen Dichterwald durchzogen, haben in ihm gelichtet und gesäubert, aber auch verheert und verwüstet! Noch rast der Kampf, dem die Menge ein gleichgiltiger, viele Bessere tieftrauernde Zeugen sind. Auch er wird austoben, auch seine Elemente werden sich beruhigen, und der Strom wird, wenn auch nicht in's alte Bett zurückkehren, doch ein neues finden, wieder für eine Zeit!

So kann das Gewaltsame, ja selbst das Schonungslose und Unehrerbietige des Eifers, mit denen die Bewegungspartei der jüngsten Zeit an manchen literarischen Thronen sich versucht hat, wahrhaft beunruhigende Resultate im Grunde nicht ergeben; läutert sich ja doch das edlere Metall gerade im Feuer und die

Stämme unſerer Größen prangen um ſo bewundernswürdiger, grünen um ſo voller und reicher, je mehr niedres Geſträuch, das ſie umſtanden, der Vergänglichkeit anheimfiel.

Mit dieſen Göttern unterer Claſſe, deren frühere Altäre verſchwanden, iſt manches Hohe and Treffliche momentan in den Hintergrund geſtellt, was ſtets der vordern Reihe angehört. Aber ſo wie jeder Revolution eine Reaction folgen muß, ſo tritt allgemach im Laufe der Zeiten und Dinge alles wahrhaft Schöne und Edle bis zu dem Mittelpunkte hervor, den keine Zeit ihm ſtreitig machen ſoll.

Keine Stimmen von Einzelnen können ſich bei ſolchem Urtheilsſpruche eines eigentlichen — und nie eines nachhaltigen Einfluſſes auf die Zeit bemächtigen, denn nur dieſe ſelbſt in ihrer Totalität iſt der höchſte Richter über die Rangſtreitigkeiten der Geiſter.

Dieſer Rangſtreit überhaupt möchte als eine Richtung anzuſehen ſein, die in der vorherrſchenden Ausdehnung nur uns Deutſchen eigen iſt. Beſtehen auch manche Erſcheinungen der neuſten Zeit auf den Anſpruch einzeln, für ſich abgeſchloſſen beleuchtet zu werden, ſo

wird doch die wahre unbefangene Kritik sich stets gegen solche Anforderung erheben.

Unserer mehr kritischen als produktiven Periode ist das Verdienst nicht abzusprechen, mit dem sie beflissen ist, die Vergangenheit in allen ihren vorragenden Erscheinungen abzuschließen, und der Kette, die so mächtig in die Gegenwart herabreicht ein Glied nach dem andern anzufügen. Hiebei ist man sehr zweckmäßig von dem Grundsatze ausgegangen, der Nation die Schöpfungen ihrer ausgezeichneten Autoren vereinigt, jeden in seiner Gesammtheit, vorzuführen.

Ein wichtiger, vielleicht noch immer nicht genug beachteter Punkt bei solchen Gesammtausgaben ist die Ermittelung der literarischen Unabhängigkeit, worauf der Autor steht, oder auf der andern Seite, in wiefern eine Kette von Beziehungen den Standpunkt herbeiführten, worin er uns erscheint, ob er nicht im eignen, sondern nur im Glanze anderer Lichter — der Heroen unserer Literaturepoche — leuchte.

Die Charaktere, welche durch und durch lediglich aus sich selbst und unabhängig von einer andern Wichtigkeit für bedeutend gelten, sind in ihrer Gesammtheit die Träger der Intelligenz! Nicht kann, nicht soll ein

jeder Göthe noch Schiller sein, nein im mannigfachen, im vereinten Wirken jener Edlen liegt der Impuls, daß die lange Nacht verschwand — damit das Schöne und Heilige sich entfalte.

Mit vollstem Rechte gehört Mahlmann in die Reihe der letztgenannten.

Grade ihn, von welchem zahlreiche Gedichte im Munde des Volkes unvergänglich leben, ihn in der Fülle und dem Reize seiner Vielseitigkeit, mit der schönen Tiefe seines Gemüths, mit der hinreißenden Beredsamkeit, mit der lautern Heiterkeit seines Scherzes, grade diesen Geist als ein reiches, buntes, schönes Bild der deutschen Nation zu übergeben, war eine Pflicht der dankbar anerkennenden Gegenwart.

Sein Geist weht in seinen Schriften, aber auch die Wogen seines Lebens waren von diesem Geiste durchhaucht und erwärmt, von seinen Sternen verklärt und vergeistigt.

Mahlmann war ein edler Mensch, viele leben unter uns, die mit hoher Verehrung dieser Gewißheit gedenken, denen er durch Wort und That sein Andenken unvergeßlich gemacht hat.

Siegfried August Mahlmann wurde am 13ten

Mai 1771 in der Reichsstraße zu Leipzig geboren. Sein Vater, Siegfried Martin, war einer wohlhabenden, sehr achtbaren Familie in Aschersleben entstammt, hatte aber diese seine Vaterstadt schon als Jüngling verlassen müssen, um den Nachstellungen preußischer Werber zu entgehen. Der Flüchtiggewordene kam nach Leipzig, begründete ein kaufmännisches Geschäft und verheirathete sich daselbst.

Die lange glückliche Ehe war nur von zwei Töchtern gesegnet, welche beide im blühenden jungfräulichen Alter in der kurzen Zeit von vier Wochen der Blatternkrankheit zur Beute wurden, nachdem auch ihre Mutter so eben vom Tode abgerufen worden war.

Der schon hoch bejahrte, so schmerzlich Vereinsamte, dessen Herz der Liebe, der Sorge für Gattin und Kinder bedurfte, sehnte sich nach einem neuen häuslichen Glücke und er, der schon im 66sten Lebensjahre stand, fand es wieder an der Hand einer vortrefflichen Frau, der Tochter des Diaconus Mag. Müller in Wurzen, die er zum Altar führte. Nichts glich der Freude des würdigen Greises, als er sich in so späten Tagen noch mit drei Kindern, zwei Töchtern und einem Sohne, beschenkt sah, nichts der Sorge des Vaterherzens, dem die Ueberzeugung nicht entgehen konnte, daß ihm selbst seine Kinder voll-

ständig zu erziehn nicht beschieden sein würde, nichts aber auch der freudigen Zuversicht, mit der er die Lieben dem Herrn befahl, durch den, in dem sie allein gedeihen konnten.

Er hat diese Gesinnungen niedergelegt in drei Briefen, die dem Sohne als Vermächtniß blieben, die ihm die Bahn ebnen und erhellen sollten durchs Leben, die sie ihm geebnet und erhellt haben bis ans eigne Ende. Denn bis an seinen Tod fand ihn bei jeder Wiederkehr seines Geburtstagsmorgens seine Familie jene Briefe lesend und in die tiefste Rührung versenkt über ihren Inhalt, der zuerst im Herzen des Knaben den frommen Sinn, die schönste Blume angeregt hatte, die ihm nimmer welkte, die ihn zuerst eine höhere Fügung auch im Schmerze erkennen ließ, als er sich elf Jahre alt von beiden geliebten Eltern verwaist sah.

Der Vormund der Geschwister, ein reicher Kaufman in Leipzig, erzog diese mit seinen Kindern im eignen Familienkreise und war ihnen in der That ein zweiter Vater bereits geworden, als eine traurige Wendung seiner Verhältnisse Veränderungen herbeiführte, welche die Mahlmann'schen Waisen der Obhut eines

Mannes überlieferte, der zwar ihr Vermögen gewissenhaft verwaltete, allein selbst unverheirathet ihre Erziehung fremden Händen überlassen mußte.

So kamen sie in das Haus einer hochbetagten, wohlmeinenden Wittwe, der Knabe aber aus demselben sehr bald nach Borna in das Privatunterrichtsinstitut des Rectors Korbinsky, eines wahrhaft gediegenen, höchst tüchtigen Mannes, für dessen treffliche Bildung außer unserm Mahlmann auch dessen Koätaneen Seume und Chr. Aug. Fischer, der sich später als gewandter Reisebeschreiber hervorthat, zeugen mögen.

Hier und in Grimma, wo Siegfried August später (1785) die Fürstenschule besuchte, war es, wo — mit dem Dichter zu sprechen — „Weisheit seine Seele pflegte," wo der Geist der Wissenschaft, der ernsten, strengen, sich ihm befreundete, wo aber zugleich der Hauch des Alterthums und der ewig blühenden Kunst, ein lächelnder Genius, ihn anwehte. Hier entwickelten sich die vorzüglichen Anlagen des Knaben zu jener feinen Geschmeidigkeit und fruchtbaren klassischen Gewandtheit der Geistesbildung und des Geschmacks, wie sie namentlich dem letzten Dritttheile des verwiche-

nen Jahrhunderts durchaus eigenthümlich gewesen sind und wie wir sie jetzt in einzelnen würdigen Stämmen aus jener Zeit täglich häufiger absterben sehen, nachdem sie selber einer sehr abweichenden, mehr praktisch verwendbaren, encyklopädischen Richtung längst Platz gemacht haben.

Der vierjährige Aufenthalt in Grimma war für Mahlmann ein durchgehends freundlicher und erfreulicher, die Erinnerung daran hat ihn nie verlassen und ist ihm immer eine liebe, theure gewesen. Vielleicht weil schon damals seine früh geweckte Neigung zur Dichtkunst Gestalt und Ausdruck gewonnen hatte.

Jedenfalls darf angenommen werden, daß das ungetrübte, heitere Seelenleben des glücklichen, frühen Jünglingsalters eine Unterbrechung erlitten habe, als Mahlmann, mit den besten Zeugnissen ausgerüstet, die Schule verließ und in seiner Vaterstadt Leipzig, nach der Sitte der damaligen Zeit, sich für eine positive Wissenschaft zu entscheiden, das Studium der Rechte begann 1789.

War jene Sitte damals und immer wenig zu loben, wurde sie von jeher zur Ursache vieler verfehlten Lebenszwecke, so ist dies wahrlich heute noch wenig gebessert und eine Reform unsrer hergebrachten Erziehungs-

ansichten und Systeme dahin, daß dem wichtigsten Lebensschritte, der Berufswahl, wenigstens einige eigne Begründung möglich gemacht werde, dringend wünschenswerth. Wie Wenige erkennen auch nur im Entferntesten die Grenzen, den Umfang, den Boden des Landes, in das sie sich bannen, wie selten hat einer den Muth umzukehren, und wann endlich wird man Vorurtheil und Mißtrauen gegen den ablegen, der den unbedacht oder unwillkührlich oder gezwungen gethanen Schritt rückschreitet!

Mahlmann fand im Rechtsstudium keine Befriedigung und sich selbst in seinen liebsten Dispositionen verkümmert, ihn zogen ungleich mehr und vorzüglich die allgemeinen und Naturwissenschaften, Philosophie, Geschichte, Sprachkunde und der ganze Kreis jener Disciplinen an, welche den Menschen als solchen zu bilden bestimmt sind. Die Dichtkunst war ihm bereits eine traute Freundin geworden, die ihn als Engel der Erhebung, der Freude, des Trostes begleitete, wenn sie ihn, den der Geist des Alterthums anwehte und den die Herrlichkeit der Natur begeisterte, sein erhöhtes Gefühl im süßen Wohllaut auszusprechen drängte. Seine Neigung zum Idealen im Leben, wie in der Kunst und

sein Talent, das die vielversprechendsten Blüthen trieb, bewirkten, daß er seine schönsten Stunden nur den Musen weihte.

Der Dichter aber, soll er sich frei ergehn in den Räumen des Gemüths, bedarf vor Allen einer freien und umfassenden Weltanschauung, und Mahlmanns Geschick, das ihn aufforderte, sich praktischen Lebensrichtungen zuzuwenden, führte ihn günstig zur Entwickelung seiner Anlagen, indem es ihm weitere Kreise der Erfahrungen, als der enge Bezirk seiner Vaterstadt ihm gewähren konnte, eröffnete. Ein Zufall entschied schnell seine nächste Zukunft.

Einer seiner würdigsten und gefeiertsten Mitbürger, der Verfasser des Kinderfreundes, Kreissteuereinnehmer Weiße, suchte im Auftrage einer sehr begüterten liefländischen Familie einen Erzieher, der den Sohn des Hauses später auf Hochschule und Reisen zu begleiten bestimmt werden sollte. Mahlmann, der sich der besondern Gönnerschaft Weißens zu erfreuen hatte, nahm für sich selbst die Stelle an, um deren Besetzung man ihn zu Rathe gezogen hatte; die Bedingungen waren bald festgestellt und die Abreise nach der Ostsee erfolgte unmittelbar darauf (1792),

nachdem Mahlmann die eigenen Studien auf das Ehrenvollste beendet hatte.

Im Hause seines Prinzipals, eines Herrn von Zimmermann, den Sommer auf dem Lande in freundlicher, heiterer Umgebung, den Winter in Riga zubringend, fand er sich von der neuen Sphäre seines Wirkens, von den segensreichen Früchten, die ihm hervorzurufen gelang, von seiner persönlichen Stellung selbst aufs Innigste angesprochen und befriedigt. Bis an sein Lebensende hat er mit immer gleichem Interesse an jene Zeit, namentlich an den Aufenthalt in Riga zurückgedacht, wo er sich an eine Menge geistvoller und liebenswürdiger Personen angeschlossen und in ihren Familienkreisen mit der größten Herzlichkeit aufgenommen sah.

Zwei durchaus glückliche, für ihn selber zugleich überaus bildsame und in allen Beziehungen förderliche Jahre schwanden so, mit deren Ablauf das nächste Ziel seiner Bestimmung erreicht und sein Zögling zur Universität vorbereitet war.

In des letztern Begleitung kehrte Mahlmann nach Leipzig, seiner Vaterstadt, der ehrwürdigen Pflanzschule der Wissenschaften zurück und wußte hier wie

in Göttingen, das er nachher bezog, die Zeit des akademiſchen Kurſus ſeines Eleven auf das Schicklichſte und Geſchickteſte zur eignen weitern Ausbildung zu benutzen.

Einen ſehr angenehmen Winter (1796 — 1797) lebte Mahlmann hierauf in Berlin, wohin er ſich mit ſeinem Zöglinge, damit dieſer in die höheren Kreiſe der Geſellſchaft eingeführt werde, begeben hatte. Zahlreiche intereſſante Bekanntſchaften und mehrere Familienzirkel, in denen er in kurzer Zeit heimiſch geworden war, bewirkten wohl zunächſt, daß ihm das dortige Leben wahrhaft lieb geworden war und daß er mit ſchwerem Herzen im April 1797 den bleibenden Aufenthalt mit den wechſelnden Erſcheinungen der Reiſe zu vertauſchen nachgab, die ihn durch das nördliche Deutſchland, über Hamburg nach Dänemark, Schweden und zuletzt nach Petersburg führte, wo eine längere Raſt projectirt war. Nicht lange aber vermochte die ruſſiſche Hauptſtadt ihn zu feſſeln.

Früher als es die Abſicht geweſen, kehrte Mahlmann 1798 in ſeine Heimath zurück. — Die Beſchreibung der Reiſe befindet ſich in ſeinen Schriften.

Bereichert mit einem Schatze der mannichfachſten Er-

fahrungen, war sein Plan, sich in Leipzig fest niederzulassen. Mahlmann stand damals im reifen kräftigsten Jünglingsalter, an geistigem und moralischem Gewicht, an geprüfter Lebensanschauung und Festigkeit des Charakters längst ein Mann, aber auch an dichterischer Produktivität seinem Alter weit vorangeeilt, denn diese Periode ist es, in welche seine meisten literarischen Arbeiten fallen; sie war es zugleich, in der er sich befleißigte, seine bürgerliche Stellung nach allen Seiten hin zu consolidiren.

Dies geschah zunächst durch die Acquisition eines in Leipzig bestehenden Geschäfts, der Junius'schen Buchhandlung. Diese geschäftliche und seine literarische Thätigkeit, für welche letztere diese und die künftigen Jahre, wie schon erwähnt, den Hauptzeitpunkt bildeten, machten ihn mit dem Hofrath Spazier bekannt, der sich damals von Dessau nach Leipzig, um daselbst die „Zeitung für die elegante Welt" zu begründen, übersiedelte.

Leicht wurde Mahlmann zur Unterstützung dieses Unternehmens gewonnen. Eine Schwägerin Spazier's und Jean Paul's, die liebenswürdige Tochter des Geheimrathes Mayer in Berlin, wurde seine Lebensge-

noffin, er lebte mit ihr vier Jahre in der glücklichsten, wiewohl kinderlosen Ehe.

War für ihn der Verlust eines großen Theils seines Vermögens, mit welchem er seine Theilnahme an der vorhingenannten Buchhandlung, ungünstiger Erfolge wegen, aufzugeben genöthigt war, eine schmerzliche Erfahrung, so war er um so glücklicher in den Schöpfungen seines dichterischen Talents, durch die er von hier aus auf die Geister und Herzen unsers gesammten Vaterlandes wirkte. So nicht minder in mannichfaltigen geselligen Beziehungen, die sich um ihn und um seine mit allen Reizen des Körpers und der Seele geschmückte Gattin immer dichter schlangen. Viele seiner Gedichte — die lyrische Gattung war es besonders, zu der er sich neigte — wurden von den gefeiertsten Tonsetzern der damaligen Zeit, Reichardt, Hummel, Naumann und Andern componirt und trugen seinen Namen schnell durch die deutschen Gauen.

Ihr, der lyrischen Poesie, für welche die Grundzüge seines Charakters, edler Ernst und religiöse Erhebung ihn recht eigentlich bestimmt hatten, blieb er treu, wenn auch sein treffliches Darstellungstalent manche andere herrliche Blüthe auf den Gebieten der erzählenden Dichtung trieb

und namentlich die Gaben des Scherzes und der Satyre und ein anmuthvoller Witz ihm, wie selten Einem, zu Gebote standen.

Seine „Mährchen und Erzählungen," zunächst den Stempel blühender Phantasie und eines feinen, zarten Gefühls tragend, fanden die verdienteste Anerkennung und sein „Herodes vor Bethlehem" erschien in kurzer Zeit in fünf Auflagen. Dieser letztre machte damals das entschiedenste Aufsehen und hat nicht wenig beigetragen, daß man die ganze hypersentimentale Dichtungs- und Bildungsweise jener Zeit zu erkennen und zu verwerfen begann.

Die Veranlassung zu der parodistischen Satyre gab Kotzebue selbst, der sich damals in Weimar aufhielt und oft nach Leipzig kam, den ersten Aufführungen seiner Stücke beizuwohnen. So befand er sich in Mahlmann's Gesellschaft im Theater, als man seine „Hussiten vor Naumburg" darstellte. Viele erinnern sich des bedeutenden Eindrucks, den die rührenden Situationen jenes Stücks auf kein Publicum damals verfehlten: so war auch an jenem Abende das ganze Haus von Mitgefühl ergriffen, und das Schluchzen der Zuhörerschaft übertäubte selbst den Jammer der

weinenden und flehenden Naumburger Jugend. Mahlmann auch war einen Augenblick lang der Bewegung gewichen und hatte eine Thräne vergossen, als ihn Kotzebue's mitfühlender dankbarer Händedruck plötzlich zu sich selber zurückbrachte, und der Gedanke einer Parodie des Thränenspiels im „triumphirenden Viertelsmeister" in ihm rege ward. Wie glücklich die Ausführung gelang, wie beifällig die Menge treffender und witziger Zeitbeziehungen und Anspielungen auf damalige Zustände aufgenommen wurde, lehrte der Erfolg.

Gleich gelungen sind Mahlmann's Versuche im burlesken Drama, wie sie sein „Marionettentheater" enthält, zu nennen; auch sie wurden mit allgemeinem Beifalle belohnt.

Kurz zuvor, ehe Mahlmann den Tod seiner theuren Gattin beweinen sollte, starb sein Schwager Spazier (den 19ten Januar 1805) und „aus Rücksicht für die Familie des Verstorbenen," wie es in der betreffenden Anzeige heißt, übernahm er die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" vorläufig, wie es scheint, nur für den Augenblick, bald aber definitiv.

Von dem Verluste der Gattin im Tiefsten erschüttert, fand seine angegriffene Gesundheit im

Bade zu Schandau in der sächsischen Schweiz, wo er einen Theil des Sommers 1805 zubrachte, die ersehnte Kräftigung wieder, seine Seele aber in den Reizen des Aufenthalts, in der zauberischen Gegend Anregung zu manch herrlichem, begeisterten Liede. Unter andern war es die wunderbare, großartige Schönheit der Bastei, welche die allbekannte Bearbeitung des Vaterunser: „Du hast Deine Säulen dir aufgebaut ꝛc.„ in ihm veranlaßte.

Ueber Sachsen begannen nunmehr die Gewitter heraufzuziehen, die sich so bald und so furchtbar entladen sollten: Leipzig vor allen ward von ihren Stürmen heimgesucht und auch Mahlmann sollte von ihnen getroffen werden auf manche Weise.

Ehe wir ihn in jene bewegteste Epoche seines Lebens begleiten, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf seine häuslichen Verhältnisse, die sich wiederum auf das freundlichste zu gestalten begannen, nachdem er zur zweiten Gattin seine noch jetzt lebende Wittwe, die Tochter des Kaufmanns Erttel in Leipzig, mit welcher er schon zehn Jahre früher in Berlin bekannt geworden, und die schon damals der Gegenstand seiner

lebhafteſten Neigung geweſen war, eine überaus würdige Frau gewählt hatte.

Mahlmann lebte einige höchſt glückliche Jahre, vielleicht ſeine glücklichſten, wenn ein wohlgeordneter Hausſtand, günſtige Außenverhältniſſe, ein geachteter Name und ein reicher Kreis von Freunden irgend Anſpruch auf den Ruhm des Glückes begründen können.

Wie er ſelber jene Zeit nachher erkannt hat, ſprechen am beſten ſeine eignen Worte aus, die hierüber der letzte, kurz vor ſeinem Tode geſchriebene Brief an ſeine Gattin enthält: „Ja wol waren die erſten Jahre unſrer Ehe reiche Jahre: wir waren um zwanzig Jahre jünger, und friſcher Lebensmuth und heitre Hoffnungen machten uns mit der Gegenwart zufrieden. Indeſſen ſei unbeſorgt, wenn auch die ſpätern Jahre ängſtlicher und beſorgter machen, ſo fühle ich doch mit dankbarem Herzen, daß es der Himmel mit uns gut gemeint und mehr gegeben hat, als wir erwarten konnten! —“

Zwei Söhne wurden ihm in den erſten drei Jahren ſeiner zweiten Ehe geboren; überſelig drückte er ſie an ſein Herz, das die heißeſten ſeiner Wünſche erfüllt glaubte, zerriſſen im innerſten Leben be-

grub er beide, die nur wochenlang ihn beglückt hatten. Zwei Töchter hinwiederum, die ihm später geschenkt wurden, sah er zu seiner höchsten Freude emporblühen, beide sind heute die glücklichen Gattinnen geehrter Männer.

War es Mahlmann's reger Thätigkeit, seinen vielfachen Verbindungen und der Anerkennung, deren sich seine eignen Werke erfreuten, schnell gelungen, seine Zeitschrift in allgemeine Achtung zu setzen, so wurden hiervon auch seiner Person manche anerkennende Beweise ertheilt: der Herzog von Sachsen-Gotha ehrte sein Verdienst durch Ertheilung des Hofrathstitels und 1806 ward er auch zum königlich sächsischen Hofrath ernannt.

Eine andere für ihn höchst vortheilhafte Stellung seines Wirkungskreises, zugleich aber auch die spätere Quelle mancher bittern Erfahrung und schwerer Sorgen, eröffnete sich, als ihm auf Veranlassung eines gehässigen Artikels in der Leipziger Zeitung, welcher gegen die Person und die Truppen des Herzogs von Braunschweig, die kurz nach Ausbruch des Feldzugs von 1809 um Leipzig lagerten, gerichtet war, und welchen Mahlmann in der „eleganten Welt" bekämpft hatte, der

Pacht und die Redaction der erstern Zeitung angetragen wurden.

Die Entscheidung war gewiß keine leichte, da die Bewegung der Zeit, der Drang und Wechsel der Ereignisse einen sehr tüchtigen Mann für die mit den mannichfachsten Schwierigkeiten verknüpfte Stellung forderten. Dahingegen mußte der Antrag einer damals ganz besonders mißlichen Leitung, der einzigen politischen Zeitung des Landes, das Vertrauen, das man damit in ihn stellte, unverkennbar aussprechen, und dann war der äußere Vortheil ein sehr ansehnlicher und die Rücksicht darauf überwiegend.

Die nicht unbedeutenden Geschäfte, die er hiermit übernahm, bewogen ihn, die Herausgabe der „eleganten Welt" mit seinem vertrauten Freunde, dem Hofrath Methusalem Müller zu theilen und später (1816) an denselben völlig abzutreten. Glücklich und mit namhaftem Gewinne führte Mahlmann die Redaction der „Leipziger Zeitung" während der ersten Zeit, bis das Jahr 1813, das für Leipzig so verhängnißvolle, auch ihn mit seinen Blitzen traf.

Während der Besetzung der Stadt durch die kaiserlichen Truppen vom Gouverneur, dem Ge-

neral Bertrand mit Achtung und Zuvorkommenheit behandelt, wurde schon die Zeit des Waffenstillstandes für ihn eine höchst peinliche, da ihn französische Beamte in seinem eignen Bureau mit dem unablässigen Ansinnen förmlich belagert hatten, Schmähungen gegen die verbündeten Fürsten, namentlich gegen den damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Schweden in sein Blatt aufzunehmen. Dergleichen lehnte zwar Mahlmann entschieden ab, gleichwol mußte es ihm sein geschäftliches Leben verleiden, und als nach der Schlacht die Schweden einrückten und mehrere Offiziere ihn aufsuchten, war er sogar sich zu verbergen genöthigt, bis der Kaiser Alexander, dem er durch die liebenswürdige Tochter eines ihm befreundeten Hauses, in welchem der Kaiser Wohnung genommen hatte, ein Gedicht überreichte, ihm seinen Schutz angedeihen ließ und später sogar zum Zeichen seiner Wohlgewogenheit das Kreuz des Wladimirordens verlieh.

Mit dessen Erwähnung aber haben wir unbedacht dem Gange der Ereignisse vorgegriffen und grade diese übergangenen Monate waren es, die für Mahlmann die wichtigsten und unglücklichsten werden sollten.

Ein Inſerat in dem Zeitungsblatte des 14ten Juni 1813, das vom Cenſor, der hierfür allein verantwortlich, gebilligt worden war, worin aber, wie man Mahlmann Schuld gab, der Wunſch der Rückkehr des Rittmeiſters von Colomb, eines preußiſchen Parteigängers, auf verſteckte Weiſe enthalten ſein ſollte, veranlaßte mehrfache Unterſuchungen, in Folge deren Mahlmann vom 19ten an Hausarreſt erhielt.

Vergebens blieben ſeine Vorſtellungen und Bitten, erfolglos ſeine Rechtfertigung und die Schritte ſeiner Gönner und Freunde in Dresden und Leipzig. Der Morgen des 24ſten fand ihn unterwegs nach der Citadelle von Erfurt, wohin er als Gefangener gebracht wurde.

Die Sorge und Angſt, aber auch die Zuverſicht und das feſte Gottvertrauen des Bedrängten laſſen keine Schilderung zu, und wir würden am beſten den auch körperlich ſchwer Erkrankten ſelbſt redend einführen, da ſich das Fragment eines Tagebuchs über ſeine Wegführung von Leipzig und Gefangenhaltung in Erfurt, auch ein Brief, den er von dort an ſeine geliebte, gerade damals mit mütterlichen Hoffnungen geſegnete Gattin geſchrieben hat, in unſern Händen befindet, wär uns nicht die Mittheilung dieſer Papiere durch viele Umſtände, welche die

nächste Berücksichtigung erfordern, versagt. Begnügen wir uns demnach zu erzählen, daß die Theilnahme des gesammten Vaterlandes an dem unverdienten, harten Schicksale des allgemein hochverehrten Mannes sich um so entschiedener aussprach, je weniger abzusehn war, wie weit das Uebergewicht der Gewalt sich geltend machen würde und je schrecklicher das Beispiel des kurz vorher erschossenen Palm, Mahlmanns Freunden erscheinen mußte.

Nach vielen vergeblichen Schritten, wie sie selbst von Seiten der französischen Behörden bei der allseitigen Ueberzeugung von der Unschuld des Gefangenen nicht gespart worden waren, gelang es der Gattin desselben, sich durch eine von hoher Hand übergebene und bevorwortete Bittschrift Mahlmanns Freilassung zu erflehn.

Der 2te Juli brachte durch eine Ordre des Vizeconnetable, Marschall Berthier, dem Gefangenen und seiner Familie die Freiheit wieder, und der 3te Juli führte Mahlmann nach Leipzig zurück.

So wenig Anspruch auf allgemeine Bedeutsamkeit in der damaligen Verkettung der größten Ereignisse an sich die Einkerkerung eines Privaten erheben kann und will, so wichtig war sie doch für

Leipzig und für Sachsen, der schmerzlichen Geltung gar noch nicht zu gedenken, die sie für Mahlmann selbst und die Seinigen behaupten mußte.

Das Vaterland hatte ein Recht, in ihm, dem seiner Familie und seinen Freunden nur erst Wiedergeschenkten und beim Anrücken der Alliirten aufs Neue Geängstigten, den Träger seiner Interessen, seiner Gesinnungen zu erblicken, und in der That schlug sein Herz treu mit seinem Volke und um so höher und vom Gefühl der Freiheit mächtiger ergriffen, da bereits ringsum das Beginnen rege ward, die Fesseln zu brechen und das Joch der Knechtschaft abzuschütteln.

Der Drang der innigsten Begeisterung war es daher, der nach der Schlacht dem in die gerettete Stadt einziehenden Kaiser Alexander mit Mahlmanns hochklingendem Saitenspiele entgegentönte, so wie der Dichter auch ein Jahr später der Kaiserin Elisabeth von Rußland bei ihrer Durchreise im Namen der Stadt ein Gedicht zu überreichen die Ehre hatte.

Und wenn Mahlmann eine lange, schmerzliche Zeit hindurch, als der allverehrte König Friedrich August aus unsrer Mitte weggeführt, der Vater des Vaterlandes von seinen Kindern fern gehalten war,

die Trauer aller treuen Sachsen theilte in stummer Bekümmerniß, so theilte er um so herzlicher hinwiederum die Freude bei der Rückkehr des Hochgeliebten, ja, er gab in dem herrlichen, kraftvollen Liede: „Gott segne Sachsenland“ den schönsten Ausdruck jener Gesinnungen, wie er im Herzen und im Munde unsers Volkes immerdar leben wird.

Wir sehen jetzt unsern Mahlmann in die letzte, ruhigere Periode seines Lebens eintreten, in der er die Früchte seiner Bemühungen und Erfahrungen erntend und einer früh und immer gehegten Neigung zur Natur und zum festen Besitz folgend, den größten Theil seiner Thätigkeit dem Leben und Wirken in der Natur widmete.

Er erkaufte 1814 das in der reizendsten Muldengegend zwischen den Städten Grimma und Wurzen gelegene Rittergut Ober- und Unternitzschka und ein Jahr später das sogenannte Brandvorwerk, eine ländliche Besitzung in der unmittelbaren Nähe von Leipzig, wo er, sich abwechselnd an beiden Orten aufhaltend, den Abend seines Lebens der Natur, den Wissenschaften und seiner Familie zu leben gedachte.

Die Redaction und der Pacht der Leipziger Zeitung waren mit dem Schlusse des Jahres 1818

von ihm aufgegeben worden, und wenn in diesem seinem letzten Lebensabschnitte seine literarische Thätigkeit fast ruhte, und das Streben nach dem Nützlichen über das Wirken für das Schöne die Oberhand gewann, so wendete sich sein lebendiger Sinn um so thätiger den praktischen Wissenschaften zu, die mit Verwaltung und Veredlung des Grundbesitzes zusammenhängen. Mit jugendlichem Eifer trieb er Naturkunde, Physik, Chemie und Astronomie, besuchte die Vorlesungen namentlich des Professors Gilbert mehrere Winter hindurch und besaß selbst eine werthvolle Sammlung astronomischer und physikalischer Instrumente.

Der höhere und allgemeinere Gesichtspunkt — wie er überall den freien Geist auszeichnet — aus welchem Mahlmann die praktisch-ökonomischen Studien auffaßte und mit welchem er sich in diesem Sinne der „Leipziger ökonomischen Societät" angeschlossen hatte, der kräftige und durchdringende Eifer, womit er sich eine verbesserte Errichtung dieser Gesellschaft angelegen sein ließ, beriefen ihn 1821 an ihre Spitze.

Er hat sich in diesem Verhältnisse die entschiedensten, so mannichfachen als wichtigen Verdienste erworben, und die Zwecke der Gesellschaft auch durch

thätige Mitwirkung unmittelbar namhaft gefördert. Nächst vielem Andern ließ er manche neue ökonomische und technische Erfindungen und Vorschläge, die sich ihm durch Zweckmäßigkeit empfahlen, auf seinen eignen Besitzungen in die Wirklichkeit treten, prüfte sie mit beobachtendem Geiste und theilte die Resultate seiner Wahrnehmungen gemeinnützig der Gesellschaft mit.

Inniger noch, als diesem achtbaren Vereine, gehörte Mahlmann der umfassenden Verbindung, die das Wohl der Menschheit zum höchsten Zweck ihrer Thätigkeit gesetzt hat, deren Kette die ganze gebildete Erde umschlingt, dem Freimaurerorden und besonders einem der heiligsten seiner Altäre, der alten ehrwürdigen Loge „Minerva zu den drei Palmen“ in Leipzig an.

Es muß diese Seite namentlich hervorgehoben werden, eines Theils wegen der bedeutenden Stellung, die der Verewigte in der Loge selbst bis zu seinem Ableben eingenommen, und andrerseits, weil es eben gerade seine maurerische Würde ist, in welcher, durch welche er sich so viele Hunderte von Verehrern und Freunden erworben hat. Vom Jahre 1813 an bekleidete er ununterbrochen und mit jedem Jahr einstimmig wiedererwählt das

Amt eines Meisters vom Stuhl, zu dessen wirksamster und dem Sinne des Bundes entsprechendster Führung er alle innere und äußere Eigenschaften auf die seltenste Weise vereinigte.

Es kann und darf weder hier noch irgendwo der Ort sein, die stillverborgene darum aber nur um so segensreichere Heiligkeit der Sache dadurch zu verletzen, daß erwähnt werden möchte, welche herrliche Früchte Mahlmann in jener Würde zur Reife gebracht, noch auch nur anzudeuten, was und wie es sein ganzes Wesen war, das ihn so hoch auf dem glänzenden Stuhle erhob, „den," wie sich der beredte Mund dessen ausdrückt, dem wir zum Theil diese Mittheilungen danken — „nie ein Größerer zierte." Mahlmann war Maurer im Geiste, in der Wahrheit und mit ganzer Seele!

In den Hallen der Minerva zu Leipzig, die durch seine mitwirkende Thätigkeit neu und glänzender erstanden waren, bekannte er selbst (in der Vorrede zu dem von ihm mit besonderer Vorliebe zusammengestellten Liederbuche der Loge), „die schönsten Stunden seines männlichen Lebens zugebracht zu haben." Schaaren der Brüder von Osten und Westen sind während der

dreizehn Jahre von Mahlmanns Hammerführung zu dieſen Hallen gekommen, den Wohlklang von der Lippe des gefeierten Meiſters und die hohen Lehren zu vernehmen, die in ſeinen ſchönſten Liedern wiederklingen und die er hier mit der populären Kraft der ungebundenen Rede, wie der Augenblick, der Gott der Begeiſterung, ſie ihm eingab, ſo liebevoll als eindringlich in die Herzen ausſtrömte.

Die reine Quelle jeglichen Troſtes, wenn die Erfahrung den blühenden Jünglingstraum zerſtört, ſeinen erhabnen Schwung verwundet hat, in den Tiefen des eignen Herzens zeigend — den hochherzigen, freudigen Glauben, das muthige Vertrauen zu dem heiligen, ewigen Ordner der Dinge in verklärtem Lichte darſtellend und kindliche Ergebung in den Willen des Unerforſchlichen in die Seelen ergießend — zu wahrer Selbſt- und Menſchenbildung und gemeinnützigem Wirken für die Menſchheit ernſt auffordernd, zu Liebe und treuer Vereinigung den frommen, herzlichen Aufruf richtend — Geiſt und Gemüth zum Unſichtbaren und zu dem Begriffe deſſen erhebend, was der Menſch vor der Welt als ſein Streben ausſpricht, und wodurch er, was ihm als das Heiligſte und Höchſte

gilt, anerkennt, — hier das Glück, von einem edlen Fürsten regiert zu werden, prüfend, dort das der Freundschaft und Einigkeit lehrend, hier die echten Freuden der Liebe deutend, dort das Mitgefühl für die Leiden bekümmerter Menschenbrüder belebend. So war Mahlmann der Mann von hellem, kräftigem Geiste, edlem hochfühlenden Herzen, starkem Willen und dem höchsten Streben der Erhebung des Geistes über den Erdenstaub! —

Welch ein reicher Anspruch auf den ungetrübtesten, glücklichsten Lebensabend mußte nicht einem solchen Manne zustehen, wie schien nicht sein fast athletischer Körperbau gegen jeden äußern Angriff vollkommen gerüstet! Und doch war es anders bestimmt: wahrscheinlich hatte ein unglücklicher Sturz vom Pferde (1823). der ihm einige Zeit die Besinnung raubte, vielleicht auch eine heftige Krankheit, die ihn im Sommer 1824 niederwarf, den Grund zu einem verborgenen, schleichenden Uebel in seinem Körper gelegt.

In dunkler Ahnung seines Abscheidens beschäftigte er sich noch ein Jahr vor seinem Tode, mehrere seiner zerstreuten Gedichte, wie sie die zahlreichen Freunde seiner Muse vereinigt zu besitzen

wünschten, gesammelt dem Drucke zu übergeben: und so ist es diese Sammlung, in der er uns eine köstliche Auswahl jener melodischen Gesänge, die durch Würde und Schwung des Gedankens, durch einfach kräftige Sprache und die Anmuth des reinsten Wohllauts zum Herzen sprechen und besonders, wo sie die immer hervorbrechende Sehnsucht nach dem Himmlischen ausdrücken, das Gemüth mit unwiderstehlichem Zauber berühren, hinterlassen hat.

Noch einmal rief er im Januar 1826 die Muse, um Weiße's, des Kinderfreund's, Gedächtniß zu verschönen, zu dessen Todtenfeier er einst gesungen hatte, und hing so den zweiten Kranz an einem freundlichen Denkmale auf.

Ein bedeutendes Zittern der Glieder und anhaltende katarrhalische Affection wurden die Vorboten einer schweren Krankheit, der er erliegen sollte. Der Herbst 1826 war überaus mild und Mahlmann erlaubte seiner Familie, auf dem Lande zu bleiben, wohin er noch während der Leipziger Michaelismesse täglich nach Beendigung seiner städtischen Geschäfte kam. Eine kleine Reise, die er nach Borna unternahm, zunächst um der Antrittspredigt eines von

ihm hochgeachteten vormaligen Lehrers seiner Kinder beizuwohnen, dann aber auch, um den Ort wiederzusehn, in dem er seine Knabenjahre verlebt hatte, der ihm immer in der theuersten Erinnerung geblieben war, zog ihm eine bedenkliche Erkältung zu und sein schnell verschlimmerter Zustand veranlaßte ihn nach sechs Wochen, den Landaufenthalt mit dem in Leipzig zu vertauschen, um der ärztlichen Hilfe näher zu sein.

Schon verzweifelten seine Freunde an Mahlmanns völliger Herstellung; er selbst war, da er keine Schmerzen litt, sondern sich nur sehr schwach fand, der besten Hoffnung und rechnete mit Bestimmtheit darauf, das funfzigjährige Jubelfest der „Harmonie", einer Gesellschaft, der er mit aller Wärme und Theilnahme seiner geselligen Dispositionen und Qualitäten angehörte, persönlich mitzufeiern. Statt aber seine belebende Stimme am Ehrentage zu vernehmen, empfingen seine Freunde den letzten Hall seiner Muse.

Nach einigem Nachlassen des Uebels am Abend des 16ten Dezembers 1826 trennte sich kämpfend sein unsterblicher Geist von der leidenden Hülle. „Sie können mir nicht mehr helfen: ich gehe meiner Vollendung

entgegen!“ hatte er dem Arzte, der zu ihm trat, zugerufen und war hinüber geschlummert in das Jenseits, woran der Gedanke ihm nimmer schrecklich, allezeit erhebend und freundlich gewesen war. Denn wie oft hatte er den Tod als den Befreier, der das müde Herz emporträgt zu der Freiheit ewigem Glanze, als den Engel, dessen Kuß den ermatteten Wanderer tröstend in die verlorne Heimath, in das ew'ge Vaterland der Geister, zum Anschauen des Ewigen führt, wie oft die Wiedervereinigung getrennter Herzen in dem Lande der sel'gen Geister gepriesen, zu dem er nun gelangt war!

Für Mahlmanns des Dichters Würdigung dürfen wenige Worte für gnügend erachtet werden. Ist es deren Zweck, sein Andenken im Herzen des deutschen Volkes zu beleben und zu sichern, so gilt es keineswegs, und selbst abgesehn davon, was hinsichtlich des Classificationswesens im Eingange gerügt ward; ihm eine Stelle unter den deutschen Dichtern anzuweisen, die er einestheils längst behauptet oder andrerseits hierdurch nicht erlangen würde. Vielmehr gilt es nur der Andeutung, welche Elemente es sind, in denen Mahlmann

ſich bewegt hat, und auch hierin werden wir ſehr kurz ſein können, indem dazu die vorſtehende biographiſche Skizze ſelbſt Stützpunkte genug bieten mag.

Lautre kindliche Frömmigkeit, ſtarker Glaube, unerſchütterliche Ergebenheit in die Fügungen der Vorſehung, ein edler, kräftiger Wille, die höchſte Zuverſicht und eine freudige, rein männliche Sehnſucht, begeiſterte Empfindungen für das Göttliche in der Natur, würdiger Ernſt und die tiefſte Empfänglichkeit des Gemüths für alles Schöne in Liebe, Freundſchaft und Geſelligkeit. —

Dieſe Eigenthümlichkeiten ſind es, die des Dichters Seele, erhabne Einfachheit und durchdringende Kraft, ſchwellende Fülle und großartige Pracht der Bilder, Wohlklang und Glätte des Verſes, Harmonie und Sangbarkeit der Sprache, die ſeinen Ausdruck auszeichnen.

Die erſte Stelle unter den Gedichten nehmen die ernſt betrachtenden ein, und es findet ſich darunter mehr als eins, das den beſten unſrer Literatur angehört. Viele ſolche und viele geſellige Lieder ſind recht eigentlich in die Nation ſelbſt längſt übergegangen. Viele ſind, wie bereits angeführt wurde, vortrefflich componirt und werden des erſchütterndſten, erhebendſten Eindrucks nie und nirgend verfehlen; wen niemals im Freundeskreiſe

Gesänge wie: „Freude, holdes Götterkind ꝛc.“, „Was ists, das unsterbliche Geister entzückt ꝛc.“ oder: „Hoffe, Herz, nur mit Geduld ꝛc.“ und „Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage ꝛc.“ und viele andere ähnliche begeistert haben, dem gingen noch die innigsten und höchsten Genüsse vorbei.

Der Dichter selbst hing mit vorzüglicher Vorliebe unter seinen Gedichten an dem „Kirchhof von Ottensen.“ und „Saul und David.“ Die Gedichte sind bisher, wiewohl keineswegs in ihrer Gesammtheit, in drei Auflagen erschienen und für ihre Verbreitung hat der gegenwärtige Eigenthümer der Renger'schen Buchhandlung nach Kräften gewirkt. Auch Mahlmanns Gelegenheitsgedichte glaubten wir nicht vorerthalten zu dürfen: sie sind durchgängig aus allgemeineren Gesichtspunkten aufgefaßt und kein einziges möchte unbedeutend genannt werden dürfen. —

Die „Mährchen und Erzählungen“, zuerst 1802, in einer zweiten Auflage 1812 gedruckt, in unsrer Gesammtausgabe aber um vieles einzelne aus periodischen Schriften mühsam Zusammengetragene namhaft bereichert, können durchaus als Muster in ihrer Art gelten. Sie vereinigen alle Erfordernisse der unterhaltendsten Dar-

ſtellung auf eine Weiſe, der wir hinſichtlich der Mährchen nur den unübertrefflichen Muſäus an die Seite ſtellen möchten.

Es iſt nicht möglich, für den Zweck kurzer, anregender, lebendiger Erholung Geeigneteres zu finden, Zweckmäßigeres auszuwählen, als dieſe Erzählungen, die dem verwöhnteſten Geſchmacke, wie der unbefangenen Jugend gleich zuſagen müſſen und ihres edlen Styls, ihrer blühenden Sprache, der durchgängigen ſchönen Reinheit und der vollendetſten Abrundung in Stoff und Behandlung wegen namentlich Familienkreiſen und zum Behufe des Vorleſens nicht genug und nicht dringend genug empfohlen werden können. Sie ſind es, die den trefflichen Dichter einheimiſch und zum willkommenſten Gaſte gemacht haben in den heilig ſtillen Gebieten der Häuslichkeit und der echten innigen Geſelligkeit.

Um der Verſuche zu gedenken, welche Mahlmann ſeiner Zeit mit vielem Glücke gemacht hat, ein deutſches Luſtſpiel zu ſchaffen und die Literatur dieſer Gattung von den Produkten einer Richtung zu reinigen, deren Wirkung hauptſächlich die Thränendrüſen zu beſchäftigen und zu entleeren ſtrebte, wenn gleich viele das Gepräge

entschiedenen Talents an sich tragen, sei nur im Allgemeinen auf die unverkennbare Verdienstlichkeit eines solchen Unternehmens überhaupt hingewiesen.

Er hatte zu diesem Zwecke ein Buch unter dem Titel „die Maske" geschrieben; dessen Hauptinhalt macht ein versifizirtes Lustspiel in vier Aufzügen: „Simon Lämmchen oder Hanswurst und seine Familie", das voll von aristophanischem Witze und echt komischer Kraft, beides aus dem Charakter und den frappanten Contrasten der Personen unter sich und aus den Situationen selbst reichlich entwickelt und auf der Bühne von der lebhaftesten Wirkung sein muß. Die Travestie des griechischen Chors als Schauspiel im Schauspiel ist eine der glücklichsten und am reinsten durchgeführten Ideen.

„Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeister", vielleicht Mahlmanns verbreitetstes Produkt, ist, wie schon des Nähern gesagt worden, die höchst gelungene Parodie von Kotzebue's „die Hussiten vor Naumburg."

Das „Marionettentheater" enthält eine Anzahl kleiner Possenspiele, die Mahlmann sehr richtig lieber und besser von hölzernen Puppen, als von Lebenden darge-

ſtellt wiſſen will: „ſie ſind friſch und leicht gehalten, nirgend ſchwerfälliger aus der Tiefe herausgewundener Spaß, bei dem man nur mit Herzensangſt lachen kann, vielmehr iſt der Jokus höchſt leichtfertig, wie es eben ſeinem charakterloſen Charakter am beſten anſteht, und der Satyr geißelt nur mit Blüthenzweigen.“ So urtheilt darüber eine höchſt geachtete Stimme der damaligen Zeit, die des wackern Auguſt Klingemann, und wir können nur hinzufügen, wie die Stücke alle zu Familiendarſtellungen, für geſellige Zirkel, als dramatiſche Scherze in befreundeten Kreiſen, da ſie überdies ſehr leicht die bunteſten Veränderungen nach Maßgabe vorhandener oder gewünſchter Beziehungen vertragen und wohl hundertfach erfahren und beluſtigt haben, mehr als irgend etwas der Art, was wir kennen, geeignet ſind. Es drängt ſich in ihnen von kleinen genialen Zügen, und eines wie das andere — vorzugsweiſe aber das erſte Stück: „König Violon und Prinzeſſin Klarinette“, müßte, richtig und in den gehörigen Verhältniſſen dargeſtellt, ein echtes Antihypochondriacum abgeben.

Des Dichters kleinere proſaiſche Aufſätze, wie ſie nicht ohne vielfache Schwierigkeiten aus den Jahrgängen hauptſächlich der Zeitung für die elegante Welt

1801 bis 1816 zusammengestellt worden sind und wie deren wohl noch zahlreiche in dem Dunkel der Namenlosigkeit schlummern mögen, behandeln zum größten Theile phylosophische oder allgemeinere Kunstideen, Beiträge zur Theorie der Künste, vorzüglich der darstellenden, und dergleichen mehr. Nicht alle sind von gleich hoher Geltung, keiner ohne seinen eigenthümlichen Werth, keiner zu verwerfen, als zur Gesammtheit des Geistes gehörig, dessen reiche Tiefe hier zum erstenmale die vielen und mannichfach zerstreuten Freunde des Verewigten und die Gebildeten der Nation überhaupt und in allen deutschen Landen, sich erschlossen sehn. Möchten jene in dem Sinne des Unternehmens es willkommen heißen, und möchte das deutsche Volk sich dadurch gedrängt fühlen, im Pantheon seiner dichterischen Größen auch seines Mahlmanns, des deutschen Sängers, des deutschen Mannes Namen dauernd und unvergeßlich zu befestigen!

K. L.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Allein geht durch ein fremdes, kaltes Land. (Amor und Psyche.)	28
Als mein Leben voll Blumen hing. (Schwermuth.) .	32
Amynter, treues Herz! (Der Schäferin Klage.) . .	96
Auch mir gefiel die Welt! (Mein Sehnen.) . . .	29
Auf des Berges heitern Höhn. (Berglied.) . . .	87
Auf das Gewimmel zahlloſen Lebens. (Die drei Gaben des Vaters.)	12
Blicke hinaus in die Nacht! wild peitſcht das Gewölke der Sturmwind. (Die Sturmnacht.)	115
Das Laub fällt von den Bäumen. (Herbſtlied.) . .	110
Daß ſich der Menſch dem Irdiſchen enthebe. (Denn ohne Liebe ꝛc.)	90
Der alte Vater Martin war. (Der Vater Martin.) .	21
Der Geiſt der Dichtkunſt ſchirmt und trägt. (Der Geiſt der Dichtkunſt.)	55
Der Morgen dämmert und der Tag beginnt. (Am Neujahrsmorgen.)	108
Der Thau ſteht auf der Roſe. (Serenade.) . . .	49
Des kleinen Gottes Flügel hindern. (Amors Macht.)	89
Die du blüheſt in nie veraltender Schöne. (An die Natur.)	67
Die Erde ruht, der Himmel wacht. (Nachtlied.) . .	35
Du, der der Herzen Harmonie. (Des Jünglings Sehnſucht.)	95

Seite

Du hast deine Säulen dir aufgebaut. (Gebet der Kinder.) 1

Du schwebst um müde Herzen. (Dem rettenden Genius.) 36

Ein Engel schwebt im Sonnenglanz. (Die Kunst.) . 72

Ein Mägdlein sprach zur Nachtigall. (Das Mädchen und die Nachtigall.) 46

Ein Wesen, ein kräftiges, reines. (Froher Glaube.) 4

Endlich hatte Damon sie gefunden. (Schäferstunde.) 97

Es ist die Kunst, die freundlich uns der kalten. (An die Kunst.) 73

Es ritt ein Jägersmann über die Flur. (Der Jäger.) 37

Es steige, wer da will, durch List und Schmeicheleien. (Mein Dörfchen.) 61

Feige zittern und Sklaven schweigen. (Saul und David.) 74

Freude! holdes Götterkind. (Tafellied.) 40

Gelockt vom jungen Lenze, schlich. (Amors Gefängniß.) 101

Gottes Pracht am Himmelsbogen. (Sternhelle Nacht.) 26

Gute Nacht. (Eine gute Nacht.) 86

Hier, wo sich Einfalt Hütten baut. (Die Natur.) . 94

Hoffe, Herz, nur mit Geduld. (Hoffnung auf Gott.) 18

Horch auf! es flüstert der Abendwind. (Ständchen.) 43

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage. (Sehnsucht.) 22

Ich flocht mir einst einen Veilchenkranz. (Der Veilchenkranz.) 53

Ihr, die so freundlich das Leben mir aufhellt, liebliche Strahlen. (Die Sonnenstrahlen.) 123

Im Strahle der Sonne. (Skolie.) 97

Seite

Kam ein Wandrer einſt gegangen. (Die Braut.) . 50
Kann ſich je die Schöpfung ſchließen. (Kommen und Gehen.) 19
Kinder ſind Blumen. (Kinderlied.) 111
Liebliche Morgenluft. (Ein Lied.) 25
Mächtig, wie ſich die Woge ſchwellt. (Walten der Liebe.) 48
Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt. (Das Reich der Freude.) 41
Meine Sterne, kommt ihr wieder. (Meine Sterne.) 16
Mit Blumen iſt der holde Lenz gekommen. (Die Spröde.) 103
Murrt Lorenzo, wenn die Nacht der Sorgen. (An Lorenzo.) 66
Neue Himmel ſind mir offen. (Liebeszauber.) . . 82
O, Ruheſtatt des Müden. (Mein Grablied.) . . . 8
Prahlſt du, Lina, mit dem Auge. (An Lina.) . . 84
Selig die Todten! Sie ruhen und raſten. (Das Grab.) 11
Sieh' meine hellen ſilbernen Wellen. (Der Bach an den Wanderer.) 93
Sprich, was verſtummt dein Lied, du freundlicher Sänger im Haine. (Sängers Schweigen.) 101
Still tret' ich hier in dieſen ſtillen Raum. (Der Kirchhof zu Ottenſen.) 117
Um der Brüder letztes Bette. (Maurerlied.) . . . 10
Was giebt mir Kraft, noch fortzuleben. (Meine Kraft.) 128
Was grämſt du dich. (Lied des Troſtes.) 7
Was iſt's, das unſterbliche Geiſter entzückt. (Ermuthigung.) 5
Was unabwendbar auch, im raſchen Flug der Zeiten. (Glück im Vertrauen.) 14

Seite

Weg mit den Grillen und Sorgen. (Weinlied.) . . 46

Welchen die Mutter Natur, aus unendlicher Fülle der Gaben. (Freisinn.) 126

Welchen erheb' ich vor Allen im Kreis der unsterblichen Götter. (Die Götter.) 62

Wenn der liebe, freundliche Sommer weicht. (Der Erndtekranz.) 104

Wenn die Welt dich hart bedrängt. (Rettung.) . . 15

Wen eignes Feld ernährt, und in der eignen Hütte. (Selbstständigkeit.) 106

Wenn von den Monden die Zahl nun erfüllt und der Acker bestellt ist. (Nachruf an Herder.) . . . 60

Wie hängt die Nacht voll Welten. (Abendlied.) . . 33

Wir denken dein. (Die Kinder am Morgen des Geburtstags der Mutter.) 105

Wir kommen gezogen. (Der Frühling und der Greis.) 111

Wohin, o Jüngling, mit flammendem Blick. (Der Jüngling und der Wanderer.) 57

Wohl flieht im raschen Flug. (Am Jubelfest des Vaters.) 125

Wo kommst du her, so bleich und blaß. (Heimath.) 31

Wo wächst die Rose von Dornen rein. (Frage und Antwort.) 45

Zürne nicht! Ich muß es wagen. (An Cora.) . . 78

Zu flechten in dein lockiges Haar. (Der Brautkranz.) 91

Zum Himmel richtet sich dein sehnend Auge. (Ali's Lehren.) 64

Gebet der Kinder
zu ihrem ewigen Vater.

Du haſt deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge ſchaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewig herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tauſend Geſtirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater Unſer, der du biſt im Himmel!

Und liebevoll dein Auge ſchaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame,

Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt —
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ew'ge Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Frieden schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubelton!
Herr! Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist Alles recht, ist Alles gleich —
Zu uns komme dein Reich!

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höhn!
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmelsblumen auszusäen,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O, ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bist's, die Alles wirkt und schafft!
Dein Weg ist Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den Jeder wandern soll!
Doch in deine Nähe
Führst du Alle, daß sie heilig werden! —
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnenſtrahl!
Die Frucht erglänz' im grünen Laube!
Es weide die Herd' im ſtillen Thal,
Und auf den Bergen röthe ſich die Traube!
Und Alles genieße mit Dank und Freude! —
Unſer tägliches Brod gieb uns heute!

Der du, von reinen Geiſtern umgeben,
Niederblickſt auf das ſündige Leben —
Erbarme dich unſer!
Schwachheit iſt des Menſchen Loos!
Deine Gnad' iſt gränzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben!
Und vergieb uns unſre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unſre Zuverſicht!
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken,
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf Morgenroth,
Wir ſehnen uns Alle nach deinem Licht,

Nach deinem hochheiligen Angesicht!
Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöss' uns von dem Uebel!
Denn du bist Herr,
Und du bist Gott,
Unser Vater!
Und dein ist das Reich
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit!
Amen!

Froher Glaube.

Ein Wesen, ein kräftiges, reines,
Durchströmt und belebt die Natur;
Es singt im Gesange des Haines,
Es rauscht in dem Rauschen der Flur.

Es fliegt mit dem Adler zur Sonne,
Es klopft in der menschlichen Brust;
Sein Dasein ist Leben und Wonne,
Sein Athem ist Freiheit und Lust!

An finſtere Götter nur glauben
Gemüther voll Dunkel und Nacht;
Ich glaub' an den Gott, der die Trauben,
Der Frühling und Liebe gemacht!

Sein herrlicher Name heißt Freude,
Sein Opfer heißt Frohſinn und Scherz;
Er ſah mich im fliegenden Kleide
Und gab mir ein fröhliches Herz!

Da ſchwur ich ihm ewige Treue,
Da lallt' ich ihm kindlichen Dank;
Jetzt ſing' ich ihm Lieder der Weihe
Für Liebe, für Wein und Geſang.

Ermuthigung.

Was iſt's, das unſterbliche Geiſter entzückt,
Wenn ſie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, nie vom Unglück niedergedrückt
Ein Muth, der im Kampfe ſich hält,
Ein gläubiges Auge, das feſt und kühn
Zum Himmel empor ſich rafft!

Hoch oben, wo die ewigen Sterne blühn,
Da wohnt die ewige Kraft!

Die Thräne, welche zur Erde sinkt,
Der Erde gehöret sie an;
Zum heiligen Aether der Heimath schwingt
Der göttliche Geist sich hinan!
Die Ruhe, sie wohnt in der Götter Kreis,
Unerschütterlich steht dort ihr Thron; —
Und wer nicht muthig zu sterben weiß,
Ist nicht der Unsterblichen Sohn!

Im Thale schleichen die Wolken hin;
Vom Berge die Sonne nicht weicht;
Empor, empor du gedrückter Sinn,
Wohin kein Nebel mehr reicht!
Den Lorber wirst du am Ziele schaun,
Umstrahlt von ewigem Glanz;
Breit' aus den Fittig im kühnen Vertraun
Zum immerdar blühenden Kranz!

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
Die edeln Herzen, wie du;
Sie gingen, die Helden, durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltungen zu;

Aus ihren verſunkenen Gräbern ſpricht
Eine Stimme, die ewig ertönt:
„Wir tranken den Kelch, und zitterten nicht,
„Und wurden mit Ruhme gekrönt!“

Das iſt's, was unſterbliche Geiſter entzückt,
Wenn ſie niederblicken zur Welt,
Ein Herz, nie vom Unglück niedergedrückt,
Ein Muth, der im Kampfe ſich hält!
Ein gläubiges Auge, das feſt und kühn
Zum Himmel empor ſich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne blühn,
Da wohnt die ewige Kraft!

Lied des Troſtes.

Was grämſt du dich?
Noch wenig trübe Stunden,
Dann heilen deine Wunden;
Dann blickt dein Auge hell und klar!
Dein Geiſt, ſo feſt gekettet,
Fliegt dann empor, und rettet
Zum Lande ſeiner Heimath ſich!
Was grämſt du dich?

Der große Geiſt,
Um den die Welten ſchweben,
Sieht unſer kleines Leben
Und unſern Kummer gnädig an.
Er zählt die Thränentropfen,
Er ſtillt des Herzens Klopfen,
Er iſt es, der uns Troſt verheißt,
Der große Geiſt!

Verzage nicht!
Blick' auf in jene Ferne,
Da glänzen tauſend Sterne!
Wie groß iſt deines Vaters Haus!
Ach dort, ach dort erwarmen
An ſeiner Bruſt wir Armen!
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht,
Verzage nicht!

Mein Grablied.

O, Ruheſtatt des Müden,
Nimm, nach vollbrachtem Lauf,
Ihn in den ſtillen Frieden
Der heil'gen Grabnacht auf!

Nach Stürmen, die ihn trafen,
In ſturmbewegter Zeit,
Biſt du allein der Hafen,
Der ſichre Ruhe beut.

Zu dir, der Schöpfung Meiſter,
Zu deines Thrones Höhn,
Du Richter aller Geiſter,
Erhebt ſich unſer Flehn!
Von dieſem Erdenpfade
Tritt Keiner fleckenlos;
Doch deine Lieb' und Gnade
Iſt ewig reich und groß.

Du riefſt uns in dies Leben,
Dein Ebenbild zu ſein.
Wir ringen wohl und ſtreben,
Doch unſre Kraft iſt klein!
Vom ſterblichen Geſchlechte,
Wer kann vor dir beſtehn,
Willſt du, nach ew'gem Rechte,
Herr, zu Gerichte gehn!

O Vater, voll Erbarmen,
Voll Langmuth und Geduld,

Vergieb, vergieb dem Armen
Des Lebens Fehl und Schuld!
Laß ihn, befreit von Mängeln
Durch Glauben und Vertraun,
Im Bruderkreis von Engeln,
Dein göttlich Antlitz schaun!

Maurerlied.

Um der Brüder letztes Bette,
Die den Erdenlauf vollbracht,
Brüder! schlingt die Bundeskette,
Eingedenk der Todesnacht!
Laßt uns nicht an Gräbern weinen!
Stärkt das Herz mit Zuversicht!
Aus der Nacht zu Lohn und Licht
Weckt des Meisters Ruf die Seinen!

Die wir hier beisammenstehen,
Treu vereint durch Bruderband,
Sind bereit zu ihm zu gehen,
Der uns einst hieher gesandt!

Zwar von Sünd' und Fehl umgeben,
Sind wir nur ein Staub, ein Nichts,
Doch ein Abglanz ſeines Lichts,
Doch beſtimmt mit ihm zu leben.

Mühſam hier ſein Werk zu bauen,
Sei ihm Geiſt und Herz geweiht!
Er erlöſt uns, und wir ſchauen
Seines Tempels Herrlichkeit!
Haltet treu am ſchönen Bunde,
Bis des Meiſters Ruf ertönt,
Bis auch uns Vollendung krönt,
Bis zu unſrer letzten Stunde!

Das Grab.

Selig die Todten! Sie ruhen und raſten
Von quälenden Sorgen, von drückenden Laſten,
Vom Joche der Welt und der Tyrannei!
Das Grab, das Grab macht allein uns frei.

Ueber der Erde, da walten die Sorgen;
Im Schooße der Mutter iſt Jeder geborgen!

O Nacht des Todes, du bettest weich!
Das Grab, das Grab macht allein uns gleich.

Land der Verheißung, du führest die Müden
Nach Stürmen und Kämpfen zum seligen Frieden!
Wenn Freude verschwindet, wenn Hoffnung verläßt:
Das Grab, das Grab hält den Anker fest!

Wieder sich finden und wieder umarmen!
Und wieder am Herzen Geliebter erwarmen!
Und ewig zu leben im süßen Verein!
Das Grab, das Grab wird uns All' erfreun!

Kränzet die Thore des Todes mit Palmen!
Und singet der ewigen Freiheit Psalmen!
Und steuert muthig zum Hafen hinein!
Das Grab, das Grab soll Triumphthor sein!

Die drei Gaben des Vaters.

Auf das Gewimmel zahllosen Lebens
Wendet der alte, gütige Vater
Segnend sein Auge!

Und ſeine glanzſtrahlenden, ewigen Welten
Wandeln vorüber dem göttlichen Blicke,
Heil empfangend und herzerhebende Gaben!
Alſo auch hat er geſegnet,
Mit drei hochherrlichen Gütern,
Tellus armes, irrendes, ſchwaches Geſchlecht!

Hoffnung gab er, die tröſtende Freundin,
Welche die Bilder künftiger Tage,
Roſig gemalt, aufſtellt vor weinende Augen,
Mit ſüßer Täuſchung erfreuend die Armen,
In Sorge Begrabenen.

Dann auch hat er geſendet
Den Mährchenerzähler, den freundlichen Schlaf,
Welcher auf leiſem Fittige wegführt die Hälfte
Quälender Stunden, und Tropfen der Lethe
Milde darreicht den Armen, die weit noch vom Ufer
Des heilbringenden Stromes
Freudenlos wandeln.

Und zum Dritten hat er gegeben
Die köſtlichſte Gabe,
Seinen ſtarken Erretter, den Tod,
Den freudigen Helden,

Welcher zertrümmert jegliche Feſſel der Erde,
Und aufträgt die Schwachen, Mühebeladenen,
Zu der ewigen Freiheit Sonnenglanz,
Und zu des unendlichen Vaters
Hochheiligem Angeſicht!

Kann auch fliehen auf immer
Die tröſtende Hoffnung,
Kann auch ſcheuchen den Schlaf
Die ängſtlich quälende Sorge:
Nicht kann rauben des Mächtigſten Hand
Den letzten Segen des ewigen Vaters,
Den rettenden Tod!

Glück im Vertrauen.

Was unabwendbar auch, im raſchen Flug der Zeiten,
Das wechſelnde Verhängniß Jedem bringt,
Ob heitre Tage ſich, ob trübe ſich verbreiten,
Des Lebens Wohlfahrt ſteiget, oder ſinkt —
Ein Glauben iſt's, nach dem der Weiſe handelt,
Und eine Hoffnung, der ſein Herz ſich weiht:
Vertraun auf Den, der in Gewittern wandelt
Und mild im Sonnenſtrahl erfreut!

Er winkt! Sein Sturm erwacht und seine Blitze fliegen,
Der Donner rollt, es bebt der Hochgebirge Schooß,
Die Eiche stürzt, doch die Orkane wiegen
Der Rose Blüthenkelch im stillen Thale groß
So reift im Drang des sorgenvollen Heute,
Das Herrliche, das morgen uns entzückt!
So wechseln, unaufhaltsam, Schmerz und Freude,
Und nur Vertraun auf Gott beglückt!

Rettung.

Wenn die Welt dich hart bedrängt,
Alle Sterne dir verschwinden,
Dich dein liebstes Leben kränkt:
Sprich! wo willst du Rettung finden?

Greife nicht nach Außen hin!
Leicht wirst du durch Schein betrogen!
Traue nicht auf Menschensinn!
Wieder lügt, wer einst gelogen!

Aber steig' hinab in dich!
Kräfte, welche lange schliefen,

Hält dein unergründlich Ich
Tief in seinen innern Tiefen.

Du bist Herr in deiner Welt!
Hast du dich, so hast du Alles!
Lächelst, wenn dein Glück zerfällt,
Ruhig seines wilden Falles.

Bliebst du so dir selbst getreu:
Dann kann dich kein Schicksal ketten;
Gott ist in dir! athme frei!
Trau' auf ihn, er wird dich retten!

Meine Sterne.

Meine Sterne, kommt ihr wieder?
Hat ein Engel euch gesandt?
Ach, von tiefer Nacht umgeben,
War das schöne Himmelsleben
Meinem Blicke lang' entwandt!

Gießt euch nieder, holde Strahlen
Tränke mich, du reicher Quell!

Wölbt euch über mich zuſammen,
Meiner Hoffnung Himmelsflammen!
Macht mein Leben licht und hell!

Wie auf wildempörtem Meere,
Ungewiß in ihrem Lauf,
Nach dem Leuchtthurm, ſie zu leiten
Schiffende die Blicke breiten,
Fliegt mein Blick zu euch hinauf!

Wie ein Sohn, der aus der Fremde
Heimkehrt, wo er lang' verweilt,
Nun in lieber Heimath Hütten
Licht ſieht, und mit ſchnellen Schritten
An die Bruſt des Vaters eilt;

So auch ich, den tief befangen
Hält ein nächtlich Labyrinth!
Doch ihr glänzt aus weiter Ferne!
Zieht mich näher, goldne Sterne!
Vater, rufe bald dein Kind!

Hoffnung auf Gott.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirſt du Blumen brechen!
O, dein Vater iſt voll Huld!
Kindlich darfſt du zu ihm ſprechen,
Auf dein gläubiges Vertraun
Wird er gnädig niederſchaun.

Wolken kommen, Wolken gehn!
Bau' auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnenhöhn
Führen ſtürmiſch dunkle Pfade;
Doch ein treues Auge wacht.
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

Ankre du auf Felſengrund!
Schwinge dich zu Gottes Herzen!
Mach' ihm deine Leiden kund!
Sag' ihm deine tiefſten Schmerzen!
Er iſt gütig und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt!

Faſſ' im Glauben kühnen Muth!
Kraft wird dir dein Helfer ſenden;
Mit der Hand, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er iſt lauter Lieb' und Huld!
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!

Kommen und Gehen.

Kann ſich je die Schöpfung ſchließen?
Fort wirkt ewig die Natur,
Neuen Daſeins Keime ſprießen
Durch die Saat der Weltenflur!
Lebenshauch erwärmt und wehet
Immer ſchön're Frucht ans Licht,
Der die große Saat geſäet
Ruht von ſeiner Arbeit nicht!

Nah' iſt ihm das weit Entfernte,
Sterben iſt ſein Lebenspfad;
Seine Saat iſt ſeine Ernte,
Seine Ernte ſeine Saat!

Und ſo wandelt das Entſtehen,
Das Verſchwinden durch ſein Haus:
Nimmer kann Geburt vergehen,
Nimmer ſtirbt das Sterben aus!

Nahn und Fliehen, Haß und Neigung,
Bildet Formen, löſt ſie auf;
Iſt Geheimniß der Erzeugung,
Triebrad in des Daſeins Lauf!
Tropfen, die am Halme ſchweben,
Und der Sonne Rieſenball
Sind durch gleicher Kräfte Leben
Hingeſtellt ins Weltenall!

Gleich iſt Alles in dem Zuge,
Der empor und abwärts treibt!
Alles Daſein eilt im Fluge,
Aber Leben, Leben bleibt!
Herden ſchwinden, ſchön're Herden
Blühn empor nach feſter Norm,
Sterben iſt — verwandelt werden!
Und Geburt iſt neue Form!

Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren ſechs und achtzig Jahr.
Er ſchlich ſo matt, er ſchlich ſo ſchwer
An ſeinem Stab im Dorf einher;
Sein Haupt, mit weißem Haar geſchmückt,
War längſt dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt' ihn Groß und Klein;
Man lud zu jedem Feſt ihn ein;
Man gab ihm ſtets den ſchönſten Kranz
Beim Hochzeitreihn und Erntetanz;
Denn Vater Martin, ſanft und gut,
Verſcheuchte nie den frohen Muth.

Das Pfingſtfeſt kam; die erſte Nacht
Ward mit Geſang und Tanz vollbracht.
Da ſammelte ſich Groß und Klein,
Und ſang und ſprang im Mondenſchein;
Der alte Martin aber ſchlich
Zu ſeiner Freunde Gräbern ſich.

Die Nacht war schön; ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs stille Flur,
Und lispelte mit sanftem Hauch
Im thaubeglänzten Rosenstrauch,
Der, frisch gepflanzt von lieber Hand,
An eines Jünglings Grabe stand.

Der alte Martin seufzte schwer;
Er sah empor zum Sternenheer,
Und fiel aufs Grab, wo Anne schlief,
Voll heißer Andacht hin, und rief:
„Ach, lieber Gott! ach, führe du
Den alten Martin auch zur Ruh'!

All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott, bei dir;
Ich bin so einsam und allein,
Und möcht' auch gern dort oben sein!
Du lieber Gott, was soll ich doch
So spät auf deiner Erde noch?

Wohl bin ich alt und lebensatt!
Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt!
Mein zitternd Haupt ist silberweiß!
Was hilft dir, Herr, der matte Greis?

Ach! nimm ihn auf, und decke du
Sein müdes Herz mit Erde zu!"

Und Martins Bitte ſtieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor.
Er winkt' Erhörung ſeinem Fleh'n,
Und hieß den Todesengel geh'n,
Daß er bereitete ſein Grab,
Und nähm' ihm ab den Pilgerſtab.

Der Engel wehte Troſt und Ruh'
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Lichtgewand,
Und reicht' ihm ſeine kalte Hand;
Er ſprach zu Martin: „Küſſe mich!"
Da küßt' ihn Martin und erblich.

Sehnſucht.

Ich denk' an euch, ihr himmliſch ſchönen Tage
Der ſeligen Vergangenheit!
Komm', Götterkind, o Phantaſie, und trage
Mein ſehnend Herz zu ſeiner Blütezeit!

Umwehe mich, du schöner, goldner Morgen,
Der mich herauf ins Leben trug,
Wo, unbekannt mit Thränen und mit Sorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegenschlug!

Umglänze mich, du Unschuld früher Jahre,
Du mein verlornes Paradies!
Du süße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnenschein und Blumenwege wies!

Seid noch einmal ans treue Herz geschlossen,
Ihr Freunde meiner Jugendzeit!
Wo seid ihr hin, ihr traulichen Genossen,
Ihr Lieben, die sich sonst mit mir gefreut?

Ach! Viele schon hält tiefe Nacht umfangen!
Sie schlummern in der Mutter Arm!
Blüht wieder auf, ihr eingesunknen Wangen!
Ihr kalten Herzen, werdet wieder warm!

Umsonst! umsonst! mein Sehnen ruft vergebens
Erstorbne Freuden wieder wach!
Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens,
Und wir — wir welken ihnen langsam nach!

O ſchönes Land, wo Blumen wieder blühen,
Die Zeit und Grab hier abgepflückt!
O ſchönes Land, in das die Herzen ziehen,
Die ſehnſuchtsvoll zu dir empor geblickt!

Uns Allen iſt ein ſchwerer Traum beſchieden;
Wir Alle wachen fröhlich auf!
Wie ſehn' ich mich nach deinem Gottesfrieden,
Du Ruheland, nach deinem Sabbath auf!

Ein Lied.

Liebliche Morgenluft,
Wenn du mit Blumenduft
Ihr um die Wange ſpielſt,
Freundlich den Buſen kühlſt;
Trage den Seufzer hin,
Daß ich verlaſſen bin!
Nachtigall, Freundin der Klagen,
Geh' meinen Schmerz ihr zu ſagen.

Mahnt mich nicht ſpät und früh
Alles an ſie, an ſie!

Blickt aus dem Veilchen nicht
Ihr liebes Augenlicht?
Nicht aus der Rose Pracht
Wie ihre Wange lacht?
Freundinnen liebender Herzen,
Blumen, ihr weckt meine Schmerzen!

Ach, ohne Liebe wär'
Alle Welt öd' und leer!
Liebe, du reichst gar weit
Ueber alle Herrlichkeit;
Schenkest den Nektarwein
Seliger Jugend ein!
Selbst deine Leiden und Thränen
Wecken unendliches Sehnen.

Sternhelle Nacht.

Gottes Pracht am Himmelsbogen
Ist in Sternen aufgezogen!
Welch ein heiligstiller Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor!

Kannſt du noch dein Auge ſenken?
Deines armen Lebens denken,
Und was irdiſch dich betrübt?
Der den Flammenkranz gewunden,
Hat dich ſeiner werth gefunden,
Iſt ein Vater, der dich liebt.

Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen,
Hat er ſeinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammenmeere
Wandeln, wo ſein Auge ſchaut!

Seine Liebe ſpricht den Segen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie ſein Auge ſie vergißt:
Allem Daſein, allem Leben
Hat er dieſen Troſt gegeben,
Halleluja, daß du biſt!

Amor und Pſyche.

Allein geht durch ein fremdes, kaltes Land
Die arme Pſyche ihren Trauergang;
Ein dunkles Ahnen, wie Erinnerung
Von längſt verwehten Träumen, zeigt ihr fern
Der freien Geiſter ſchönes Vaterland,
Ach! ihr verlaßnes, ſchönes Vaterland!
Und — Pſyche weint! —

Der Weinenden begegnet Amor. — „Sprich,
Was weinſt du, Schweſter?“ ruft er ihr entgegen,
Und ſeine Stimme tönt wie Flötenton
In Pſyche's Herz. Sie kennt den Bruder wieder!
Da ſinkt ſie hin an ihres Lieblings Bruſt;
Da windet feſt und innig Pſyche's Arm
Um ſeine jugendliche Schönheit ſich;
Da ruht voll ſtummen, bebenden Entzückens,
Auf ewig Eins, in Seligkeit verſunken,
Ihr warmes Herz an ſeiner warmen Bruſt,
Ihr Feuerkuß an ſeinem Feuerkuſſe!
Und heller wird ihr die Erinnerung
An ihr verlornes ſchönes Vaterland!
Und Pſyche — lächelt wieder.

Mein Sehnen.

Auch mir gefiel die Welt!
Ich pflückte dankbar ihre Blumen,
Ich klimmte muthig ihre Berg' empor,
Und breitete, vom hohen, luft'gen Gipfel,
Die Arme freudig liebend aus.
Doch ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wo werd' ich finden, was ich suche?"

Ich sank in Freundes Arm,
Ich nannt' ihn zärtlich: Bruder!
An seinem Busen flossen meine Thränen,
An seinem Herzen schwieg mein Gram! —
Der Tod zerriß den Bund vertrauter Seelen!
Das Grab verschlang mein Leben und mein Glück!
Und ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wann werd' ich finden, was ich suche?"

Die Liebe trat zu dem Verlaßnen,
Die Liebe sprach: „Ich helfe dir!"

Und feſt umſchlang mit zarten Armen
Ein ewig theures Weſen mich.
Du ſchönes Licht in meiner Nacht!
Mein Engel in der Lebenswüſte,
Du ſchwandeſt, wie ein Traumgeſicht!
Und ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Ich finde nimmer, was ich ſuche!“

Der Sturm, der tief das Herz bewegt,
Wann endet er?
Die Sehnſucht, die verlaſſen weint,
Wann findet ſie?

O ſtille Nacht! dein heil'ges Licht
Erleuchtet meine Seele!
Gott ſchrieb des Glaubens Flammenſchrift,
Der Hoffnung tröſtungsvolle Worte,
An das Gewölbe ſeiner Nacht!
Dort iſt die Gegend, wo hinauf
Mich raſtlos ein unendlich Sehnen zieht!
O Flügel her, daß ich das Ziel erreiche!

Heimath.

„Wo kommſt du her, ſo bleich und blaß,
Du armes, liebes Kind?“
Ich komme aus meinem Blumenland,
Aus meiner Mutter Haus.
Die Liebe hat mein Herz entwandt,
Ich muß in die Welt hinaus.

„Geh' wieder heim ins Blumenland.
Eh' noch das Herz dir bricht.
Denn, ach! auf dieſem öden Strand
Wohnt treue Liebe nicht.“
Der Himmel iſt mein Blumenland,
Das Grab meiner Mutter Haus,
Da iſt es ſo ſtill, dort iſt es ſo licht,
Da welket die Myrte der Liebe nicht.
Drum geh' ich heim ins Blumenland!
In meiner Mutter Haus!

Schwermuth.

Als mein Leben voll Blumen hing,
Als ich im fliegenden Kleide
Lächelnd der Zukunft entgegenging,
Wie klopfte mein Buſen voll Hoffnung und Freude!
Ach, hin iſt hin! und todt iſt todt!
Euch, verſchwund'ne ſchöne Tage,
Weckt kein Morgenroth!
Hin iſt hin! und todt iſt todt!

Freundſchaft, als mich dein Arm umwand,
Als ich in ſeligen Stunden
Endlich ein Herz, wie das meine, fand,
Da heilten ſie alle, die blutenden Wunden!
Ach, hin iſt hin! und todt iſt todt!
Was der Zeiten Flug zertrennte,
Eint kein Morgenroth!
Hin iſt hin! und todt iſt todt!

Als mein Buſen voll Liebe ſchlug,
Als mich der höchſte der Triebe
Ueber die Nebel der Erde trug,
Wie war ich ſo ſelig im Arme der Liebe!

Ach, hin iſt hin! und todt iſt todt!
Um das Grab geſtorb'ner Liebe
Glänzt kein Morgenroth!
Hin iſt hin! und todt iſt todt!

Troſtlos ſteh' ich, voll bittern Schmerz,
Einſam im langen Ermatten!
Brich, o du armes, verwaiſtes Herz!
Und ſuche dir Frieden im Reiche der Schatten!
Ach, hin iſt hin! und todt iſt todt!
Schimm're bald auf meinem Hügel,
Goldnes Morgenroth!
Hin iſt hin! und todt iſt todt!

Abendlied.

An Minna.

Wie hängt die Nacht voll Welten,
Wie glänzt der Abendſtern,
Als ſäh' er Menſchenfreuden,
Und Menſchenruhe gern!
Ach, Minna, der den Stern gemacht,
Der hat auch mein und dein gedacht,
Und wird uns nie vergeſſen!

Er blickt mit Vaterliebe
Aus dieſem Sonnenmeer,
Im Flimmern goldner Sterne,
Auf ſeine Kinder her;
Und wo auf ſeiner ſchönen Welt
Des Kummers Thräne niederfällt,
Da giebt er Troſt und Frieden.

Das Herz, oft ſchwer von Sorgen,
Wiegt er in ſüße Ruh',
Und drückt mit Abendlüftchen
Des Müden Auge zu;
Sein guter Engel lohnet dann
Den Schweiß, der von der Stirne rann,
Mit Bildern heit'rer Träume.

O, laß uns ihm vertrauen!
Auf ihn nur laß uns ſehn,
Wenn wir auf Dornen wandeln,
Wenn wir auf Blumen gehn!
Für Dorn und Blume ſei ihm Dank —
Es dauert eine Stunde lang,
Dann wiegt er uns in Schlummer.

Den Schmerz der kleinen Erde
Umſtrahlt der ew'ge Kranz

Von ſeinen tauſend Welten,
Mit frohem Hoffnungsglanz.
Dort hat er Geiſtern edler Art
Den ſtillen Wohnplatz aufbewahrt,
Wo ihre Sehnſucht endet.

Er trägt in ſeinem Herzen
Die Kinder ſeiner Welt,
Und heißt ſie froh willkommen
Im ſchönen Sterngezelt;
Dort oben muß ein Stern auch ſein,
Wo ſich verwandte Seelen freun! —
Du mein, ich dein auf ewig!

Nachtlied.

Die Erde ruht, der Himmel wacht;
Empor zu ihm mein Sinn!
Die Engelwelt, voll Glanz und Pracht,
Zieht hehr und herrlich durch die Nacht
Der Menſchen hin!

Die Sehnſucht flüchtet himmelan
Von Laſt und Druck der Zeit;

Die Hoffnung ſpricht: Des Lebens Bahn
Führt aufwärts in den Sternenplan
Zur Herrlichkeit!

Der Engel, den der Staub noch hält,
Eilt ſeinen Brüdern zu!
O Heimathland, vom Glanz erhellt,
Du giebſt, wenn Alles welkt und fällt,
Uns Kraft und Ruh'!

Dem rettenden Genius.

Du ſchwebſt um müde Herzen,
O Herold ew'ger Ruh',
Heilſt tiefſte Lebensſchmerzen,
Drückſt Thränenaugen zu,
Legſt Königskron' und Bettlerſtab
Mit gleichem Ernſt ins ſtille Grab.

Zwar furchtbar iſt dein Schweben
Und deine Hand iſt kalt!
Wir ſchaudern und erbeben
Vor ihrer Allgewalt;

Doch führt die liebe, kalte Hand
Hinauf, hinauf ins Heimathland!

Mag auch die Liebe weinen,
Mag Trennung weh' auch thun:
Du wirſt uns All' vereinen,
Daß wir im Frieden ruhn!
Drum laß mit freudigem Vertraun
Uns, Retter, auf dein Kommen ſchaun!

Der Jäger.

Es ritt ein Jägersmann über die Flur,
Hinab zu dem dunkeln Wald;
Er folgte kundig des Wildes Spur,
Seine Beute ward es bald;
Drauf kehrt' er nach Hauſe mit Jagdgeſang,
Mit lautem, fröhlichem Hörnerklang!
Trarah! Trarah! :,:
Zu Liebchen kehrt' er heim.

Herzliebchen hatt' ihn von fern erblickt,
Bereitet ſtand das Mahl;

Das Tiſchchen war mit Blumen geſchmückt,
Mit Weine gefüllt der Pokal.
Da ſchloß ſie ans Herze der Jägersmann,
Und ſchlief, wenn der Nachtigall Lied begann —
Trarah! Trarah! :,:
An Liebchens warmer Bruſt.

Und wenn ſich die Lerche vom Felde hob,
Ergriff er ſein Jagdgeſchoß;
Und wieder mit ihm nach dem Walde ſchnob
Hinaus ſein treues Roß.
Da flog die Jagd durch Forſt und Flur,
Da folgte der Jäger des Wildes Spur —
Trarah! Trarah! :,:
Und dacht' an Liebchen ſein.

Und als er einſt nach Hauſe ritt,
Da ward's ihm im Herzen ſo ſchwer;
Es war ihm, als ſäh' er ſein Liebchen nit,
Als fänd' er ſein Liebchen nit mehr.
Wohl ließ er erſchallen den Jagdgeſang,
Wohl tönte der fröhliche Hörnerklang:
Trarah! Trarah! :,:
Doch Liebchen hört' ihn nicht.

Der Jägersmann trat ins Hüttchen ſein,
Da ſtand kein Mahl bereit!
Da fand er keinen Becher Wein,
Kein Tiſchchen mit Blumen beſtreut!
Ach, draußen im Garten, vom Thaue naß,
Da lag unter Blumen Herzliebchen blaß,
O weh! o weh! :,:
Herzliebchen ſein war todt!

Da zäumt' er ab ſein treues Roß,
Und ließ es laufen frei,
Und nahm von der Wand ſein Jagdgeſchoß,
Und lud es mit tödtlichem Blei.
Drauf ſtimmt' er an den Jagdgeſang,
Den lauten, fröhlichen Hörnerklang:
Trarah! Trarah! :,:
Und ging zu Herzliebchen ſein.

Tafellied.

Freude! holdes Götterkind,
Komm' zum Brudermahle!
Alle warten, die hier ſind,
Deiner Nektarſchale,
Komm' zu uns, wann Roſen blühn,
Wann der Hoffnung Immergrün
Freundlich uns umſchattet!

Komm' zu uns, wann Wolken drohn,
Wann Gewitter ſtürmen!
Wir ſind dein! du wirſt uns ſchon,
Himmliſche, beſchirmen!
Biſt du doch ein ländlich Kind,
Fragſt nicht viel nach Sturm und Wind,
Gehſt beherzt durchs Leben.

Frohes Muths am Felſenhang
Bauſt du Rebenlauben,
Kelterſt bei Schalmeienklang
Deine goldnen Trauben;
Brauſend ſchäumt der ſüße Moſt,
Und du reichſt die Götterkoſt
Allen, die dich lieben!

Unſer Bund iſt dir geweiht,
Dir ſind wir erkoren!
Unſrer Huld'gung heil'ger Eid
Sei dir neu geſchworen!
Gieb dem Leben Sonnenſchein,
Jungen Muth und alten Wein,
Jedem Herzen Frieden!

Das Reich der Freude.

Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt
Und lauter Liederſang;
Ein friſcher Muth in heitrer Bruſt
Macht frohen Lebensgang;
Man geht Berg an, man geht Berg ein,
Heut' grad' und morgen krumm —
Durch Sorgen wird's nicht anders ſein:
Was kümmr' ich mich darum!

Das Leben wird, der Traube gleich,
Gekeltert und gepreßt;
So giebt es Moſt, wird freudenreich,
Und feiert manches Feſt!

Drum zag' ich nicht, engt mir die Bruſt
Des Schickſals Unmuth ein;
Bald brauſ' ich auf in Lieb' und Luſt,
Und werde reiner Wein!

Die Zeit iſt ſchlecht; mit Sorgen mägt
Sich Mancher ohne Muth;
Doch, wo ein Herz voll Freude ſchlägt,
Da iſt die Zeit noch gut.
Herein, herein, du lieber Gaſt,
Du Freude! komm' zum Mahl!
Würz' uns, was du beſcheeret haſt!
Kredenze den Pokal!

Fort, Grillen, wie's in Zukunft geht,
Und wer den Scepter führt!
Das Glück auf einer Kugel ſteht,
Und wunderbar regiert.
Die Krone nehme Bacchus hin!
Nur er ſoll König ſein!
Und Freude ſei die Königin!
Die Reſidenz am Rhein!

Beim großen Faß zu Heidelberg
Berathe der Senat,

Und auf dem Schloß Johannisberg
Der Hochwohlweiſe Rath!
Der Herrn Miniſter Regiment
Sei beim Burgunder-Wein!
Der Kriegsrath und das Parlement
Soll in Champagne ſein!

So ſind die Rollen ausgetheilt
Und Alles wohl beſtellt;
So wird die kranke Zeit geheilt
Und jung die alte Welt.
Es lebe hoch, das neue Reich!
Stoßt an und trinket aus!
Denn Freud' und Wein macht frei und gleich
Und würzt den Lebensſchmauß!

Ständchen.

Horch auf! es flüſtert der Abendwind,
Die Nachtigall lockt im Thal,
Am Himmel oben verſammelt ſind
Die Sternlein allzumal,
Und unten am Bache die Blümchen klein,
Sie nicken und ſchlafen beiſammen ein!

Ich wecke mein Liebchen, bei ſtiller Nacht,
Mit Sang und Saitenſpiel;
Ein Liedchen hab' ich mir ausgedacht,
Wär' froh, wenn's ihr gefiel'!
Ach, einſam wird die Nacht ſo lang!
Was bleibt mir anders, als Sing und Sang?

Am Himmel jegliches Sternlein geht
Selbander ſeine Bahn;
Das Wieſenblümchen wohl luſtig ſteht,
Hat's Liebchen neben an;
Und jedes ſieht mich an und ſpricht:
„Wo weilt dein Liebchen? Ach, kommt es nicht?"

O, ſüßes Kind, warum kommſt du nicht?
Die Blumen laden dich ein!
Das goldne Auge der Sterne ſpricht:
Laß Schlaf und Kämmerlein!
Der Fackeltanz leuchtet den Himmel entlang!
Die Nachtigall flötet den Brautgeſang!

Sie kommt! ſie naht ſich! o Götterluſt!
Ihr Sternlein, ſchimmert all'!
Was klopfſt du, Herz, in der frohen Bruſt?
Was lockſt du, Nachtigall?

Erglänz' in tauſend Himmelspracht,
Erglänz' um mich, o ſüße Nacht!

Frage und Antwort.

„Wo wächſt die Roſe von Dornen rein?" —
Mein Kind, ich weiß es nicht;
Das kann keine Roſe der Erde ſein,
Die nie verwundet und ſticht. —

„Ich hätte die Roſen ſo gern, ſo gern;
„Doch fürcht' ich mich vor Schmerz!
„Drum ſteh' ich immer und bleibe fern,
„Und Sehnſucht foltert mein Herz!" —

Nicht alſo, Kind! greif' muthig zu,
Und friſch in die Dornen hinein!
Den kleinen Schmerz nicht achte du!
Die Roſe, die Roſe ſei dein!

Das Mädchen und die Nachtigall.

Ein Mägdlein ſprach zur Nachtigall:
Wie biſt du hochbeglückt!
Deines Liedes Ton, deiner Stimme Schall
Den Hain und die Flur entzückt,
Und kannſt du alles Leben erfreun,
Wie mußt du ſelber ſo glücklich ſein!

Darauf aber ſagte die Nachtigall:
„Fromm Kind, ſprich nicht alſo!
„Die Sehnſucht weckt des Liedes Schall,
„Und Sehnſucht macht nicht froh.
„Mein Lied wohl fröhlich zum Himmel ſteigt,
„Aber der Kummer nie aus dem Herzen weicht.“

Weinlied.

Weg mit den Grillen und Sorgen!
Färbt doch Aurora den Morgen,
Blüht uns das Leben doch ſchön!

Frühling und Roſen erglänzen;
Laßt uns die Becher bekränzen,
Singend die Reiſe beſtehn,
Bis uns Cypreſſen umwehn!

Vaterhand hat uns im Leben
Segen unzählig gegeben,
Freud' iſt der Wille des Herrn!
Opfert ihm, fröhliche Zecher!
Singt ſeine Güte beim Becher!
Fröhliche ſieht er ſo gern:
Preiſet den gütigen Herrn!

Sehet, in Oſten und Weſten
Schmücken ſich Blumen zu Feſten,
Perlet zur Freude der Wein,
Schafft Paradieſe die Liebe,
Will mit dem göttlichſten Triebe
Irdiſche Herzen erfreun:
Liebet, und trinket den Wein!

Dräut euch ein Wölkchen von Sorgen:
Hofft nur ein fröhliches Morgen!
Hofft, und das Wölkchen entweicht!
Zauberin Hoffnung, im Leben

Woll'ſt du uns freundlich umſchweben!
Und wenn das Ziel wir erreicht:
Mache den Abſchied uns leicht!

Walten der Liebe.

Mächtig, wie ſich die Woge ſchwellt,
Raſch, wie der Blitz die Nacht erhellt,
Freundlich, wie Mondenlicht,
Wenn es durch Wolken bricht,
Liebe, ſo naheſt du, zauberiſch waltende,
Leben geſtaltende,
Alles bezwingend
Und Alles leitend,
Seligkeit bringend
Und Qualen bereitend:
Im höchſten Entzücken, in ſchmerzlichſter Qual,
Kraftaufregender Götterſtrahl!
Biſt du dem irdiſchen Daſein entſchwunden,
Fließen die Stunden
Langſam und ſchwer,
Athmet die Bruſt wohl, doch lebt ſie nicht mehr!

Serenade.

Der Thau ſteht auf der Roſe,
Das Abendroth verglimmt,
In ſtiller Dämmrung Schooße
Der Stern der Liebe ſchwimmt.
Es girrt auf den Fluren, es flötet im Hain,
Umſchlungen will Liebe von Liebe ſein!

Die Nacht kommt an und breitet
Den Sternenmantel aus,
Und löſcht, wohin ſie ſchreitet,
Das ſchöne Taglicht aus;
Doch, wo ſich die Liebe zur Liebe geſellt,
Da leuchtet die glänzendſte Sonne der Welt!

Der Schlaf, auf leiſen Schwingen,
Schwebt müden Augen zu,
Will holde Träume bringen,
Vergeſſenheit und Ruh';
Doch, ſind ſich zwei liebende Herzen nah',
So iſt ja der ſeligſte Traum ſchon da!

O Nacht! dein heilig Schweigen,
Dein freundlich Sternenlicht
Verräth der Liebe Zeichen,
Kuß und Umarmung, nicht!
Gepriesen sei deine vertrauliche Pracht,
Du Freundin der Liebe, du schweigende Nacht!

Die Braut.

Kam ein Wandrer einst gegangen,
Still und ernst bei Sternenschein,
Nachtigallen Lieder sangen
Rings umher im Blüthenhain,
Und wo Trauerweiden hangen
Saß ein weinend Kind allein.
„Kind, warum bist du so einsam geblieben?
„Lockt dich der Sterne hellglänzende Pracht?
„Hast du was Liebes und darfst es nicht lieben?
„Klagst du dein Leiden der stillen Nacht?" —

„„Hast du nichts von ihm vernommen?
„„Wandrer, lieber Wandrer, sprich!
„„Aengstlich harr' ich und beklommen!

„„Ach, so manches Jahr verſtrich!
„„Aus der Fremde ſoll er kommen —
„„Ich bin Braut, beklage mich!
„„Sternlein ſeh' ich wohl kommen und gehen,
„„Blicken wohl nieder mit freundlichem Licht,
„„Aber die Blumen des Himmels verſtehen
„„Dennoch die Thränen der Erde nicht!""

„Helf' dir Gott den Schmerz beſiegen,
„Armes Kind, mich dauerſt du!
„Laß dich ſüße Hoffnung wiegen,
„Hoffnung giebt der Sehnſucht Ruh';
„Auch im Schlaf die Engel fliegen
„Schwerbetrübten Herzen zu;
„Wer mit Gebeten zum Himmel ſich wendet,
„Schlummert in Frieden, ſich unbewußt,
„Und von der ewigen Liebe geſendet,
„Kommen die Träume zur Menſchenbruſt." —

Und ſie ſtreckt die zarten Glieder
Auf den weichen Raſen hin,
Betet fromme Abendlieder
Zu der Himmelskönigin,
Und die Träume ſchweben nieder,
Zu umfangen ihren Sinn.

Siehe, da küßt mit verblichenen Wangen
Sie der Geliebte, und rufet ihr laut:
„Lange ſchon bin ich zur Heimath gegangen!
„Folge mir bald, du getreue Braut!“ —

Sie erwacht, und ſieht es tagen,
Tiefer Schmerz die Bruſt bewegt:
„Mutter Gottes, hilf du tragen,
„Was dein Kind auf Erden trägt!
„Hat doch auch dein Herz geſchlagen,
„Wie mein armes Herz mir ſchlägt!“ —
Aber der Mutter erbarmende Güte
Höret die Bitte, noch ehe ſie ſprach,
Und als die Sonne in Oſten erglühte,
Wandelt das Kind dem Geliebten nach.

Und der Wandrer kam gegangen,
Wiederum bei Sternenſchein,
Sah' die Trauerweiden hangen,
Sah des Hügels weißen Stein:
„Armes Kind, du ſchläfſt den langen,
Tiefen Schlaf allein, allein!“
Aber vom Hügel ertönten die Worte:
„Was ſich das Herz wohl im Leben verſpricht,

„Giebt erſt die Schlummer verleihende Pforte;
„Wandrer, beklage die Todten nicht!“

Der Veilchenkranz.

Ich flocht mir einſt einen Veilchenkranz,
Bei Mondenſchimmer und Sternenglanz.
Die Droſſel ſang und die Nachtigall ſchlug,
Zur Freude, die ſtill ich im Herzen trug.

Ich träumte — Götter! wie träumt' ich ſüß!
Die Welt, ſie ſchien mir ein Paradies!
Es duftete lieblich mein Veilchenkranz!
Und über mir ſchimmerte Sternenglanz!

Ach, dacht' ich, wenn nun der Morgen graut,
Dann wird mein Kränzchen auch überthaut,
Dann duften die Veilchen mir doppelt ſchön;
Und werden den Tag über Kühlung mir wehn!

Der Morgen graute, die Lerche ſchwang
Vom Saatgefilde ſich auf und ſang,
Die Nachtigall ſchwieg; es fiel der Thau,
Und ſchmückte mit Perlen die Blumenau'.

Es wogt' und wallte das Flammenmeer
Der Morgenröthe von Osten her.
Da sah ich mein Kränzchen, vom Strahl umglüht,
Da sah ich mein Kränzchen — es war verblüht! —

Mich Armen freute des Morgens Licht,
Die Perle des Thau's und die Lerche nicht!
Ich weint' und blickte mit trübem Sinn
Auf meine verwelkten Blümchen hin.

Ein Lüftchen lispelte leis' um mich:
„Du armes Herz, warum grämst du dich?
„Was blickst du aufs Kränzchen mit trübem Sinn?
„Was einmal verwelkt', ist auf ewig hin!" —

„Auf ewig?" rief ich voll bittern Schmerz,
Und drückte die Blumen ans bange Herz:
„Lebt wohl dann! ihr duftet auf ewig nicht mehr!
Das Kränzchen hieß Hoffnung, drum weint' ich so sehr!"

Geiſt der Dichtkunſt.

Der Geiſt der Dichtkunſt ſchirmt und trägt
Das Herz, von ihm belebt.
Wenn dich dein Schickſal niederſchlägt,
Dich nächtlich Graun umſchwebt:
Dann hebt ſein Fittig dich zum Chor
Erhabner Geiſter frei empor,
Und bei dem Klange heil'ger Lieder,
Umgiebt dich eine fromme Welt
Und deiner Kindheit Ruhe wieder.

Der Geiſt der Dichtkunſt wirkt und ſchafft,
Was edel iſt und groß;
Er ſtärkt das Herz mit Heldenkraft,
Sprengt Erdenfeſſeln los.
Du achteſt nicht den Hohn der Welt,
Wenn dich der Mächt'ge aufrecht hält;
Die Zukunft bringt des Dankes Gabe;
Im Schutte von Athen und Rom
Blüht Lorber auf dem Heldengrabe!

Der Geiſt der Dichtkunſt kränzt die Bahn
Der Tugend und der Pflicht;

Er ahnt der Welt geheimen Plan,
Und wandelt Nacht in Licht;
Selbſt in der Wahrheit kaltem Arm
Erhält er deinen Buſen warm,
Und unter fröhlich leichten Spielen
Beglückt er wunderſam dein Herz,
Der Schönheit hohen Reiz zu fühlen.

Er gießt der Freude Sonnenſchein
Rund um dein niedres Haus;
Er malt dein Zimmer, eng und klein,
Mit Arabesken aus;
Er würzt dein Mahl mit Sang und Scherz,
Legt dir dein Kind ans Vaterherz,
Und deine Tage ſchwinden golden,
Beim frohen Lied Anakreons,
Und an dem Buſen deiner Holden.

Selbſt wenn du, ſcheidend, ſchmerzlich weinſt,
Wenn Erd' und Welt dir ſinkt,
Wenn deine Lipp' erblaſſend einſt
Den letzten Becher trinkt:
Er zeigt dir Licht, das ewig wacht,
Den Stern der tiefen Todesnacht!
Und du erblickſt an Lethe's Strande

Die Wiederkehr ins Vaterhaus,
Das Friedensfeſt im Geiſterlande!

Der Jüngling und der Wanderer.

Wanderer.

Wohin, o Jüngling, mit flammendem Blick?
Wohin mit beflügeltem Schritte?
Sei mir Gefährte, nach Wandrerſitte,
Du Raſcher! Ich kehre zur friedlichen Hütte,
Zum Herde der Väter zurück!

Jüngling.

Ich geh' allein eine rauhe Bahn!
Sie führt über Klippen und Felſen hinan;
Durch öde Geklüfte, durch Sumpf und Moor
Steig' ich zu ſonnigen Gipfeln empor!
Ich will nicht raſten; es muß mir glücken,
Der Wallfahrt fernes Ziel zu erblicken!

Wanderer.

Was treibt dich ſo kühn die ferne Bahn?
Was führt dich auf Klippen und Felſen hinan?

Schlug nicht daheim die Nachtigall laut?
Schlang nie ſich dein Arm um die liebende Braut?
Die Freuden, die in der Heimath wohnen,
Die ſuchſt du vergebens in fernen Zonen.

Jüngling.

Unſterblichkeit iſt ein großes Wort!
Es rief mich von Freund und Vater fort!
Es riß mich aus den Armen der Braut!
Wohl ſeufzte ſie ſchwer, wohl weinte ſie laut!
Doch laß mich, doch laß mich! ich muß von hinnen,
Eh' mir die Stunden, die ſchnellen, verrinnen!

Wanderer.

Verblendeter! Ruh' iſt ein ſüßes Wort!
Du ſuchſt ſie vergebens am Ziele dort!
Vernimm! Wenn des Genius Adlerflug
Empor zu den Sternen des Himmels trug,
Der mag wohl Viel überſchauen und wiſſen;
Aber die Ruh' iſt ihm ewig entriſſen!

Jüngling.

Laß ruhn, wem ein Gott zu ruhen vergönnt!
Mich treibt ein Feuer, das ewig brennt,
Mich foltert und quält ein Durſt, den ſtillt

Kein Waſſer, das aus der Erde quillt!
Nur dort allein an erhabener Stelle,
Da ſprudelt, da rieſelt die himmliſche Quelle!

Wanderer.

Verwegner! Es lauſcht bei der Götter Sitz,
Im Nebel verborgen, der tödtende Blitz!
Es trinkt der Adler den Sonnenſtrahl,
Und ſinkt mit gelähmtem Fittig ins Thal!
Da Phaëthon Lüfte des Himmels umwehen,
Da ſtürzt er herab aus unendlichen Höhen!

Jüngling.

Laß ſinken und ſtürzen, wer Muth verlor!
Ich klimme durch Tod und Gefahren empor!
Und kann ich's nicht enden, und muß ich hinab:
So ſchmücke der Lorber mein rühmliches Grab!
Wer unterging im großen Beſtreben,
Verdient in dem Herzen der Nachwelt zu leben!

Nachruf an Herder.

Wenn von den Monden die Zahl nun erfüllt und der Acker beſtellt iſt,
Denket — vor welchem der Strom all' Lebendens ewig vorbeiſtrömt —
Gnädig der alte Kronion des mühebeladenen Knechtes;
Und ſein Herold naht ſich, der holde, beflügelte Jüngling,
Ihn zu geleiten zu Perſephonia's ſtillem Pallaſte,
Daß er in heiliger Nacht ausruhe von rühmlicher Arbeit,
Und, aufwachend vom Schlafe, ſich find' in der ſeligen Heimath.
Alſo, entſchlummertes Haupt, auch du! Viel Tage der Mühen
Haſt du treulich gedient, und biſt zu der Götter Umarmung
Ruhmvoll wieder, woher du gekommen, hinübergewandelt:
Nicht unmännliche Klagen ertönen dir! Selig geprieſen
Wer, mit unſterblichem Namen, gerühmt zu den Schatten hinabſteigt!
Doch, iſt Wünſchen vergönnt, iſt frommen Gebeten verſtattet,
Bittend hinab in die Gräber Geliebter zu bringen: ſo hört uns,

Heilige Manen! und ſchwebt holdſelig, wie Geiſter der Liebe,
Kraft und Begeiſterung weckend um uns, gleich Boten des Himmels,
Daß wir ſtandhaft dienen, und würdig den ewigen Göttern:
Phöbos Apollon, und ihr, der beglückenden Tochter Kronions,
Welche die Geiſter erzieht, der erhabenen Pallas Athene!

Mein Dörfchen.

Sonett.

Es ſteige, wer da will, durch Liſt und Schmeicheleien,
Den glatten Weg des Hofs, zur Fürſtengnad' empor!
Der Hoheit dieſer Welt zieh' ich mein Dörfchen vor;
Hier will ich mich allein der Gnade Gottes weihen,
Und Tage ſtillen Glücks an gleiche Tage reihen.
O heilige Natur, dir lauſcht allein mein Ohr,
Nur deine Harmonie ſtimmt in der Engel Chor!
Dein Gottesfrieden nur kann wahres Glück verleihen!

Voll Wunder iſt dein Gang! Sie denkend zu beſchauen,
Wie ſtärkt ſich da mein Geiſt! wie fühlt mein Herz Vertrauen!
Wie geb' ich unbeſorgt mich meinem Vater hin!
Was ſchadet's, wenn mich auch nur wenig Menſchen kennen,
Wenn meinen Namen nicht der Nachwelt Schriften nennen!
Weiß nur mein Herz und Gott, daß ich nicht werthlos bin.

Die Götter.

Welchen erheb' ich vor Allen im Kreis der unſterblichen Götter?
Welcher der Göttinnen Huld preiſ' ich vor Allen zuerſt?
Strömt nicht Fülle der Gaben hernieder von himmliſchen Mächten?
Iſt nicht jegliches Glück liebender Götter Geſchenk?
Schön iſt Gabe des Liedes, Geſundheit, Frieden und Reichthum,

Hold iſt Blüthe des Ruhms, herrlich das Lächeln des Glücks!
Keines entbehret man willig von all' den erfreulichen Gütern,
Leuchtet doch jedes, ein Stern, freundlich im Dunkel der Nacht!
Möchtet ihr Ewigen alle mich liebreich ferner geleiten,
Götter, beſchützender Kraft, Göttinnen, reizender Huld!
Aber wenn Viel' auch leider mein Schiffchen im Meere verließen:
Bleibe nur du mir getreu, holdes verſchwiſtertes Paar!
Komm', du Jüngling und Held, hochherziger, freudiger Glaube!
Starker, entſchloßner Pilot, tritt an das Ruder des Schiffs!
Steure den Wellen entgegen, den wildaufbrauſenden, ſicher
Einſt, in der Heimath Port, wirfſt du den Anker mir aus!
Du auch bleibe mir treu, du herzengewinnende Liebe!
Göttin mit mildem Gemüth, mache die Menſchen mir hold!

Alſo, vertraut mit den ewigen Göttern, geliebt von den Menſchen,
Segl' ich, beglückt und froh, freundlicher Hafen, dir zu!

Ali's Lehren.

Zum Himmel richtet ſich dein ſehnend Auge?
Den Sternen fliegt dein Blick voll Wehmuth zu?
Als ob dort oben ſei, was du erwarteſt?
Als ob dort oben blühe, was du ſuchſt?
O, dürſtend Herz! wo rauſcht dein Labequell?
Nicht unter Sternen, nicht in Himmelsräumen,
Nicht auf der Sonne glanzerfülltem Kreis —
Dein Himmel ruht in deiner eignen Bruſt!

Dein Innres iſt's, was dich zu Gott erhebt
Und zur Gemeinſchaft reiner Geiſter führt;
Im Herzen nur reift deine Seligkeit;
Und dieſe Welt, die ſich um dich bewegt,
Sie trägt die Farbe deines innern Sinns!

Ein liebendes Gemüth ſieht um ſich lauter Liebe,
Ein frommer Sinn iſt zum Verzeihn bereit,
Ein unzufriednes Herz trägt ſeinen Mißlaut über,
Wer mit ſich ſelbſt zerfiel, zerfällt auch mit der Welt.

Dein Schifflein ſchwebt dahin! Sieh fröhlich auf die Welle,
Die dich und deine Hoffnung trägt!
Muth ſei dein Steuermann! Glück wird die Segel ſchwellen,
Und Vorſicht wird dein Compaß ſein.
Und was die Stunden Schönes bringen,
Was Liebes dir das Leben beut,
Umklammr' es feſt, und lieg' im langen Kuſſe,
Ein unbeſorgtes Kind, der Freud' im Mutterarm!

Und wenn die Wellen wild erbrauſen,
Wenn ſich kein Hafen rettend zeigt,
Und nun im Sturm, der deinen Nachen ſchleudert,
Dein letzter, ſchwacher Anker bricht —
Worauf willſt du in deiner Noth vertraun?
— Auf Gott allein! — Und ach! wo iſt dein Gott?
In deiner Bruſt! o du beglückte Seele,
Er iſt in dir! du biſt ihm ewig nah'!

An Lorenzo.

Murrt Lorenzo, wenn die Nacht der Sorgen
Seines Lebens goldbesäumten Morgen
Mit Gewitterwolken deckt?
Wenn der Sehnsucht und des K[illegible]ers Schmerzen
Härter nagen am beklommnen Herzen,
Und der Zukunft Angstbild ihn erschreckt?

Nein, du Lieber. Selig, wer empfunden,
Daß des Lebens thränenvolle Stunden
Gottverwandt vorüberziehn;
Daß, wenn unsre Herzen angstvoll schlugen,
Engelschwingen uns zur Andacht trugen,
Himmelsahnungen uns Trost verliehn!

Große Kraft erwächst aus großem Leiden;
Willst du Wahrheit von dem Irrthum scheiden,
So verfliegt der Täuschung Wahn!
Blutend in der Prüfung Dornenkrone
Kannst du dich allein dem Strahlenthrone
Echter Weisheit in Vollendung nahn!

Nur der Kampf kann dich zum Sieger machen!
Tauſend Wellen ſchleudern deinen Nachen;
Endlich bricht des Sturmes Macht!
Eingedenk des Leidens aller Stufen,
Wirſt du jenſeits triumphirend rufen:
„Vater, Dank dir! Dank! es iſt vollbracht!"

An die Natur.

Die du blüheſt in nie veraltender Schöne,
Mutter der Blumen, und alles Lebendigen Mutter,
O Natur! du herzerfreuende Göttin!
Einſam ſproßt' ich in deinen heiligen Armen,
Still und einſam empor, ein fröhlicher Knabe;
Deiner ſäuſelnden Lüfte ſpielende Wellen
Hüpften um meine ſchuldloſe, junge Bruſt,
Und das große Sonnenauge blickte
Göttlich gnädig auf dein frommes Kind.

O, wie war mir ſo wohl im blauen Aether!
Unter den Blumen, an den reinen Quellen!
Auf der wilden Freiheit umſtürmter Gebirge,
Und in der heiligen Schattennacht rauſchender Wälder,
O wie war mir ſo wohl!

Kunde kam mir, süße Kunde,
Von der Menschen großem Streben,
Von dem Ruhme kühner Thaten,
Von der Liebe Göttertraum.
Da verließ ich meine Blumen,
Meine Felsen, meine Wälder,
Meiner Jugend freie Spiele —
Zu den Menschen ging ich hin.

Und ich fügte mich geduldig,
Denn sie lehrten vieles Große
Von den Thaten alter Zeiten,
Nannten theure, werthe Namen,
Zeigten mir gepriesne Helden,
Götterähnliche Gestalten,
Welche frei durchs Leben schritten
Und mit frischen Lorberkränzen
In die stillen Gräber stiegen,
Hochverehrt im ew'gen Lied.

Da erglühte mir die Seele,
Und mein junger Busen hob sich,
So zu leben, wie sie lebten!
So zu sterben, wie sie starben!

Und ich drückte, hochbegeiſtert,
Alles an mein glühend Herz,
Und ich ſchwur in tiefer Seele —
Selig iſt's ein Menſch zu ſein!

Lange harrt' ich — da klirrten die Riegel,
Da flogen die Pforten der Schule mir auf,
Da trat ich, ein Fremdling, hinein in die fremde,
Geliebte Welt!

Und ich ſuchte meine Gräber —
Doch die Stelle war vergeſſen,
Wo die großen Herzen ſchliefen!
Und ich nannte meine Namen —
Aber niemand kannte ſie!
Und ich ſprach von all' dem Feuer,
Das verzehrend in mir brannte —
Doch die Welt verhöhnte mich!

„Seid ihr Alle hingegangen?
„Habt ihr Alle mich verlaſſen,
„Sprößlinge des edeln Stammes?
„Kommt zu eurer Bruderſeele,
„Daß ſie einſam nicht verglühe!

„Sprecht zu mir, geliebte Stimmen!
„Ruft mich auf zu That und Ehre!
„Großem Rufe folg' ich gern."

Alſo klagt' ich, alſo forſcht' ich,
Ob ich eine Spur noch fände,
Ob ich einen Laut vernähme,
Von dem Großen, was geweſen,
Von dem kühnen Männermuthe,
Von der alten treuen Liebe,
Von der Freundſchaft bis zum Tode —
Aber nirgends fand ich Spur!

Tief bekümmert nahte ſich mir ein greiſes Weib, — Erfahrung nennt ſich die Alte, welche ſchwer gebückten Hauptes einherſchleicht, und wohlverſtändliche, weiſe Worte bedachtſam flüſtert, — alſo ſprechend:

„Was ruft die Stimme? — Kein Echo ſchallt!
„Was ſucht die Liebe? — Kein Buſen klopft!
„Vom Baume des Lebens die Blüthe fiel!
„Gewelkt und geſtorben die herrliche Kraft,
„Der blühende Kranz um des Jünglings Haupt,
„Und der Jungfrau treu innige Liebe!

„Der Menſchen Gott trägt Knechtsgeſtalt!
„Der Löwe liegt gezähmt!
„Der Freiheit Fittig gebrochen iſt!
„Und tief im Schooß der alten Erde
„Schläft das hochherzige Heldengeſchlecht!“

Die du lebeſt und blühſt in unendlicher Schöne!
Die du mit ewig lebendiger Fülle
Ueber die Gräber und über die Trümmern
Aller verſchwundenen, glücklichen Zeiten
Schwebeſt in göttlicher Jugend einher,
O Natur, du erfreuende Göttin!
Wieder kehr' ich zu dir, nicht freudiger Seele,
Nicht mit dem ſeligen Frieden unſchuldiges Herzens —
Aber nimm du mich auf an dein getreues,
An dein geliebteſtes Mutterherz!
Laß mich wohnen, o du Gebirgebekränzte,
Auf deinen heiligen Höhen, wo ſich die Ruhe
Fern von den Menſchen die ſtille Hütte gebaut hat,
Wo die Gewitter der Erde dumpfbrauſend
Unter mir hinziehn!
Und ihr, die ihr wandelt unter den Sternen,
Gottes hohe Töchter, unſterbliche Muſen!
O ihr Geliebten — bleibt mir getreu!

Die Kunſt.

Ein Engel ſchwebt im Sonnenglanz
Hoch über dem irdiſchen Leben,
Einen unverwelklich blühenden Kranz
Will er gütig den Sterblichen geben,
Er will ſie erheben zu lichtern Zonen,
Wo die Götter, die ewigen, ruhig wohnen!
Kunſt iſt ſein Name. Mit kühnem Muth
Sucht er das Heilige zu entfalten,
Was tief in den Buſen der Edlern ruht;
Mit Worten, mit Tönen, mit Himmelsgeſtalten
Weckt er die Menſchen vom Schlummer auf,
Und baut, um die Täuſchung feſtzuhalten,
Das leichte Gerüſte der Bühnen auf.
Hier ſoll der Menſch die Welt vergeſſen,
Das kleine Leben, das Alle drückt,
Soll mit dem Höchſten, dem Größten ſich meſſen,
Was je das Auge der Zeit erblickt,
Soll, was das Leben ihm ſchwer will machen,
Das Gemeine mit kühnem Muth verlachen,
Und, zu ſchönern Gefühlen emporgetragen,
Soll froher und kühner ſein Herz ihm ſchlagen! —

An die Kunſt.

Es iſt die Kunſt, die freundlich uns der kalten,
Verhängnißvollen Gegenwart entrückt!
Mit holdem Spiel, mit himmliſchen Geſtalten
Die Wirklichkeit des ernſten Lebens ſchmückt!
Wo ihre Töne wehn, wo ihre Zauber walten,
Da fühlt das Herz ſich frei, die Sehnſucht ſich beglückt!
Und Tempel ſteigen auf, wo ew'ge Götter wohnen,
Und Paradieſe blühn, die Liebe zu belohnen!

Was Hohes je des Menſchen Geiſt gedacht,
Was Göttliches die Bruſt von Staub erhoben,
Was Großes je geſehn der Sonne Pracht,
Was alle Zeiten, alle Völker loben, —
Das iſt in ihrem Tempel dargebracht,
Das iſt auf ihrem Altar aufgehoben,
Und treu bewahret ſie das Köſtlichſte der Zeit,
Und jeden Lorber der Unſterblichkeit!

Mit Blumenkränzen hält ſie All' umwunden,
Bereitet manches ſtille Feſt,
Und tröſtet in des Abſchieds trüben Stunden,
Wo Freund den theuren Freund verläßt! —

Wenn auch entfernt, ſie bleiben doch verbunden,
Das Schöne eint, das Gute bindet feſt —
Und was vereint der Schönheit Reiz ermeſſen,
Das kann ſich nie verlieren — nie vergeſſen!

Saul und David.

„Feige zittern, und Sklaven ſchweigen;
Stille des Todes wohnt im Pallaſt;
Der Argwohn flüſtert, Verräther ſchleichen;
Des Königs Herz hat nimmer Raſt. —
Nach ſo viel Triumphen, nach ſo viel Siegen,
Nach ſolcher Arbeit — ſolche Pein!
Nur einen Augenblick, mich ſorglos einzuwiegen,
Des Bettlerglücks, des Schlafes mich zu freun!
„Als Jünglingskraft mir im Herzen ſchlug,
Wie ſtolz flog meiner Hoffnung Flug
Empor, wo große Thaten glänzen!
Und ruhmbegierig erhob ſich die Bruſt
Voll edler Sehnſucht nach Kampf und Luſt
Und nach unſterblichen Lorberkränzen!
„Wehe mir, wehe! wie anders geſtaltet
Iſt nun am Ziele die mühvolle Bahn!

Ein finſtrer Richter über mir waltet,
Und tauſend Stimmen klagen mich an!
„Der Welt Herrlichkeit trank ich mit kühnem Muth,
Zu den Göttern vermaß ſich der ſtolze Sinn,
Ich leerte den Becher — er war voll Blut
Und ewiger Durſt war darin!
„Was kocht und brennt in der engen Bruſt?
Vorbei iſt Alles! vorbei!
Ein Hohngelächter grinſt aus dem Rauſche der Luſt,
Aus dem Taumel des Tanzes ein Mordgeſchrei!
Und, weh' mir! die Töchter der alten Nacht
Treten daher in Schreckensgeſtalt!
Ihr ſchlummerlos Auge ewig wacht!
Ihre Bruſt iſt eiſern und kalt!
Weg, Schlangen, euch bleibt die Beute gewiß!
Was wollt ihr ſchon jetzt mich vernichten?
Laßt ab mit giftigem Natterbiß!
Weg! weg mit den grauſen Geſichten!
„Mein Thron — da ſteht er, von Leichen erbaut!
Mein Schmuck — von Thränen geſammelt!
Im Winde heult die Verzweiflung laut,
Und die troſtloſe Unſchuld ſtammelt,
Und das Scepter brennt in der blutigen Hand!
Der Glanz meines Ruhmes iſt Weltenbrand!
Wehe mir! weh'!"

Und es trat der Hirtenknabe
Zu dem kranken König hin;
Seine zarten Hände gleiten
Durch der Harfe goldne Saiten
Und er ſingt mit heiterm Sinn:

„Athem Gottes, ſüßes Leben,
Luſt und Liebe bekränzen dich!
Froh, wie im Haine die Lüftchen ſchweben!
Selige Stunden, ſo ſchwebt um mich!

„Der Tag erwacht! die Berge glühen,
Im lieben friſchen Morgenſtrahl!
Mit meiner Herde laßt mich ziehen,
Mit meiner Flöt' ins Blüthenthal!

„Da ſchatten die vertrauten Bäume,
Da hüpft der Quell im muntern Lauf,
Und heller werden meine Träume,
Und froher geht das Herz mir auf!

„Und hat Gewitter mich umzogen,
Verſtummt der Sänger fröhlich Chor —
Geduld! ein ſchöner Regenbogen
Steigt bald aus meiner Nacht empor!

„Was iſt die ſchönſte Blüthe
Der blüthenreichen Welt?
Ein ruhiges Gemüthe,
Ein Herz, das Gott gefällt!“

Das ſchnitt dem König ins tiefſte Gemüth!
Ihn ergriff ein wüthender Schmerz!
„Für mich hat dieſe Welt ausgeblüht!
„Um mich ſchlage kein glückliches Herz!“ —
Und er raffte ſich auf, und er blickte umher,
Voll Wuth der Beſinnung beraubt,
Und ſchleuderte grimmig den ſchweren Speer
Nach des Knaben unſchuldigem Haupt!
Aber ein Engel nahm des Kindes wahr;
Vorüber ſauſte die Todesgefahr;
Der Knab' entwich, und vor der Pforte
Erklangen leiſe noch die Worte:

„Laß mir mein ſtillzufriednes Leben!
Bei meinem Liede vergiß den Schmerz!
Dir ward Gewalt und Macht gegeben;
Mir Armuth und ein menſchlich Herz!“

An Cora.

Zürne nicht! Ich muß es wagen,
Dir von dem, was mich durchbebt,
Was in meinem Herzen lebt,
Nur den Wiederhall zu ſagen.
Länger kann ich nicht mehr ſchweigen!
Laß das treue Herz dir zeigen,
Das vor Gram und Liebe bricht!
Meine Cora, zürne nicht!

Lange hab' ich ſchon gerungen,
Lange hab' ich ſchon gekämpft;
Doch die Gluth iſt nicht gedämpft,
Und der Sieg iſt nicht gelungen!
Höre jetzt mein leiſes Lallen!
Laß mein Bitten dir gefallen!
Sieh den Blick voll Thränen an,
Wenn ich nicht mehr bitten kann!

Cora, Gottes Engel flogen
Einſt um meine Jugend her,
Und mich trug ein Wonnemeer
Leiſ' und lind auf ſanften Wogen;

Ach, in meinem goldnen Lenze
Blühten Blumen, wehten Kränze,
Um des Jünglings freie Bruſt
Spielten Heiterkeit und Luſt!

Seit der ſchönſten ſchöner Stunden,
Wo ich dich, du Holde! ſah,
Ach! wie ſind mir, fern und nah',
Kranz und Blume ſchnell verſchwunden!
Meines Herzens goldner Frieden,
Glück und Ruhe ſind geſchieden!
Freud' und heitrer Himmel ſchwand,
Als ich dich, Geliebte, fand!

Da ich dir ins Auge blickte,
Da ich dir, voll ſüßer Luſt,
Der Gefahr mir unbewußt,
Sanft das weiche Händchen drückte:
Ha! da flog mit raſchen Schlägen
Dir mein volles Herz entgegen;
Alles, Alles, Herz und Sinn
Gab ich dir zu eigen hin!

In der Bruſt, wo Freude lebte,
Wohnt jetzt ſtille Sehnſucht nur!

Von der Wonne keine Spur,
Die mich Glücklichen umſchwebte!
Aber dennoch, nicht um Kronen,
Nicht um Glanz von Fürſtenthronen
Tauſchte mein beklommnes Herz
Seiner Sehnſucht ſüßen Schmerz!

Cora denk' ich, wenn die Ferne
An dem Oſtgewölbe graut,
Cora, wenn der Abend thaut,
Cora bei dem Glanz der Sterne!
Träume, die mein Haupt umſchweben,
Zeigen mir dein holdes Leben,
Zaubern die Geſtalt mir vor,
Welche ſich mein Herz erkor!

Cora, komm', ſei du die Meine!
Schön ſind meines Dörfchens Aun,
Laß uns hier ein Hüttchen baun
Am vertrauten Buchenhaine!
Treuer Herzen Friedenshimmel
Wölbt ſich fern vom Weltgetümmel;
Wahre Liebe athmet nur
Frei im Schooße der Natur!

Aber bitt' ich dich vergebens,
Rührt dich nicht mein heißes Flehn,
Soll ich einsam weiter gehn
Auf der rauhen Bahn des Lebens:
Dann, o Schutzgeist meiner Tage,
Brich mein sehnend Herz, und trage
Es hinab ins Thal der Ruh'!
Den erlösten Schläfern zu!

Hoffnungsloser Liebe Wunden
Werden dort, im Sternenland,
Einst von deiner Vaterhand,
Gott der Liebe, selbst verbunden!
Geister werden Geister finden,
Sich an deinem Thron verbinden;
Und mein frohes Hoffen spricht:
„Dort verwirft mich Cora nicht!"

Liebeszauber.

Neue Himmel ſind mir offen!
Mich umgiebt Elyſium!
Wach' ich auf von Traum und Hoffen?
Wandelt ſich der Erdkreis um?

Welch Entzücken! welch Erbeben!
Wonneluſt und ſüßer Schmerz!
Iſt das Liebe? Göttlich Leben
Flammt und flutet durch mein Herz!

Ha, wie langſam floß in trägen
Wellen meiner Tage Lauf!
Jetzt, mit neuen Fittigſchlägen,
Fliegt mein Geiſt zu Sternen auf!

Nein, ich hoffte nicht vergebens!
Endlich ſollt' ich ſelig ſein!
In den Becher meines Lebens
Goſſen Engel Nektar ein!

Ja, ihr war't es, ewig Reine!
Die ihr mich zum Himmel trugt,

Ihr, die aus dem todten Steine
Neue Lebensfunken ſchlugt!

Aetherduft aus Himmelswelten
Hauchtet ihr in meine Bruſt!
Gram und Kummer zu vergelten,
Schuft ihr Paradieſesluſt.

Leitet mich in eurem Kreiſe
Zu der Liebe heil'gem Hain!
Daß mein Dank die Götter preiſe,
Weiht zu ihrem Dienſt mich ein!

Roſen, die vom Thaue tranken,
Welh' ich ihrem Hochaltar;
Winden, die ſich hold umranken,
Bring' ich ihr zum Opfer dar.

Doch das Schönſte, was ſie fodert,
Iſt mein liebevolles Herz!
Göttin, ſeine Flamme lodert
Rein und ſelig himmelwärts!

An Lina.

Im Herbſt.

Prahlſt du, Lina, mit dem Auge,
Das der Männer Herz beſiegt?
Mit dem blonden Lockenhaare,
Das um deine Schultern fliegt?
Mit der Harmonie der Stimme,
Die von deinen Lippen tönt?
Mit des Buſens Schwanenweiße?
Mit der Anmuth, die dich krönt?

Lächelſt du die Morgenröthe
Deiner Wang' im Spiegel an?
Tändelſt du mit Männerherzen,
Die ſich deiner Schönheit nahn?
Siehſt voll Mißgunſt deine Schweſtern,
Schöne Blumen, gleich wie du?
Spielſt die Spröde, wenn ſie lieben?
Lächelſt keinem Jüngling zu?

O, ſo komm' in Gottes Garten!
Zwar, er iſt vom Herbſt entſtellt;

Aber lehrreich edeln Herzen
Iſt in jeder Form die Welt!
Sieh Natur, die gute Mutter
Mit dem alternden Geſicht,
Wie der Herbſtſturm ihre Blumen,
Eine nach der andern, bricht!

Noch vor wenig Monden blühten
Roſen, Nelken ſonder Zahl;
Veilchen dufteten am Bache
Und Vergißmeinnicht im Thal;
Doch des Veilchens ſanfte Bläue
Ward gar bald der Stürme Raub!
Aſche ward der Nelke Schönheit,
Und der Kelch der Roſe Staub!

Liebe drum, und tanz' und ſpiele,
Weil noch deine Wangen glühn!
Singe, weil noch Silbertöne
Deiner ſchönen Bruſt entfliehn!
Küſſe, weil dem Wechſelkuſſe
Noch dein Mund entgegenſtrebt,
Weil der Liebe Frühlingswehen
Aug' und Herz dir noch belebt!

Wisse, wer die Wonnetage
Seiner Blüthenzeit genießt,
Fröhlich trinkt vom Quell der Freude,
Der am Lebensmorgen fließt,
Dankbar sich mit Kränzen schmücket,
Die sein Lenz ihm dargebracht,
Freut sich noch im Herbst der Jahre,
Träumt davon die Winternacht!

Eine gute Nacht.

Gute Nacht!
Liebchen, sieh', mit goldner Pracht,
Rings umkränzt vom Heer der Sterne,
Blickt der Mond aus blauer Ferne
Traulich lächelnd auf uns zu:
Gute Nacht und süße Ruh'!

Gute Nacht!
Liebchen, ach wie schön vollbracht
Unter Scherz und Tanz und Singen
Flog der Tag auf goldnen Schwingen
Den verschwundnen Tagen zu!
Gute Nacht und süße Ruh'!

Gute Nacht!
Wie mich das so fröhlich macht,
Daß ich weiß, du bist die Meine,
Daß ich weiß, ich bin der Deine,
Du und ich, und ich und Du!
Gute Nacht und süße Ruh'!

Gute Nacht!
Liebchen, ruft mich bald die Nacht,
Dir am Busen zu erwarmen?
Ach! wann schließt in meinen Armen
Sich dein blaues Auge zu?
Gute Nacht und süße Ruh'!

Berglied.

Auf des Berges heitern Höhn,
Dora, laß uns Hütten bauen!
Gottes Welt ist licht und schön,
Komm', sie kindlich zu beschauen!
Wessen Herz die Lieb' erfüllt,
Sieht auf allen Blüthenauen
Seines Vaters göttlich Bild.

Himmelsblumen ſproſſen auf,
Wo die Engel Gottes ſäen;
Größer geht das Herz dir auf,
Wo die reinen Lüfte wehen;
Nur im Schooße der Natur
Lernſt du deinen Gott verſtehen,
Findeſt ſeiner Liebe Spur.

Auf das Spiel der Menſchenwelt
Blicke hoch von Bergen nieder;
Unter freiem Himmelszelt
Singe deine Freiheitslieder,
Und vergiß den engen Schmerz. —
Mehr als alle Erdengüter
Gilt ein großes freies Herz!

Horch, des alten Waldes Nacht
Rauſcht in allen tauſend Zweigen;
Zu der Sonne goldner Pracht
Lerchenchöre fröhlich ſteigen!
Liebesgluth im Haine ſingt,
Blumen ſich zu Blumen neigen,
Rebe ſich um Rebe ſchlingt!

Sieh', wie Alles freudig harrt,
Seine große Bahn zu wallen!
Herrlich iſt die Gegenwart,
Selig ſind der Zukunft Hallen!
Denn was iſt, wird nie vergehn,
Und kein Blatt vom Baume fallen,
Ohne ſchöner aufzuſtehn!

Muthig, laß uns weiterziehn! —
„Lebe wohl mit Dank und Preiſe!"
Wo die goldnen Sterne blühn
Geht hinauf die frohe Reiſe.
Selig dort und ſelig hier! —
Einen Wunſch nur lispl' ich leiſe —
Ich mit dir und du mit mir!

Amors Macht.

Des kleinen Gottes Flügel hindern
Nicht Schnee und Froſt, kein ſtürmend Meer,
Er fliegt zu ſeinen Lieblingskindern
Leicht wie ein Vogel hin und her.

Im Eisgefild' am kalten Norden,
In Afrika's verbranntem Sand
Blüht überall sein großer Orden,
Wirkt überall des Gottes Hand!

Er setzt sich kühn auf Königsthronen,
Er wagt sich in das Vatican,
Er lächelt stoische Catonen
Mit seiner Schalkheit Lächeln an.

Er trübt die reinste Sonnenhelle,
Macht hell und licht die Mitternacht
Und schleicht sich in die Klosterzelle,
Wo Mariane betend wacht.

Wer mag, wer kann ihm widerstehen?
Ist nicht die Welt sein Eigenthum?
Hoch glänzen seine Siegstrophäen,
Von Pol zu Pole tönt sein Ruhm!

Der Brautkranz,

dargebracht von einem Kinde.

Zu flechten in dein lockiges Haar,
Bringt dir die Unschuld ein Kränzchen dar:
Rosenknöspchen, roth und weiß,
Und ein zartes Myrtenreis.
Nimm du die Blümchen von meiner Hand!
Unschuld und Liebe sind ewig verwandt!

Rosenknöspchen wohl schnell verblühn,
Doch Myrtenreis bleibt immer grün,
Rosen, wem gleicht ihr!
— Freuden und Scherzen!
Myrte, wem gleichst du?
— treuliebenden Herzen!

Skolie.

Im Strahle der Sonne
Die Roſe verblüht,
Mit durſtiger Wonne
Den Tod ſie zieht —
So trinken die Herzen
Der irdiſchen Bruſt
Nur ſelige Schmerzen
Vom Kelche der Luſt.

Doch muthig getrunken!
Doch muthig geleert!
Der göttliche Funken
Wird nimmer verzehrt!
Die Wangen veralten,
Die Blicke verglühn,
In ſchönern Geſtalten
Einſt wieder zu blühn!

Der Bach an den Wanderer.

Sieh' meine hellen
Silbernen Wellen!
Luſtig über Kies und Stein
Hüpfen ſie in die Welt hinein,
Küſſen das grüne Land,
Blümchen an Ufers Rand,
Rauſchen ſich ſpät und früh
Ihre fröhliche Melodie!
Alſo, du Menſchenſinn,
Gib dich der Freude hin!
Laß dir die ſchnellen
Stunden erhellen:
So wirſt du, wie ich, auf fröhlichen Wogen
Hinab zum unendlichen Meere gezogen!

Die Natur.

Hier, wo ſich Einfalt Hütten baut,
Vom Weltgewühle fern,
Hier weilt, mit deinem Reiz vertraut,
Natur! dein Liebling gern.

Ihn ſtört in deinem Tempel hier
Der Rauſch der Erde nicht,
Froh blickt er, gute Mutter, dir
Ins ſchöne Angeſicht!

Du aber lachſt ihn freundlich an,
Du giebſt ihm frohen Sinn
Und führſt ihn deine Blumenbahn
Durchs ganze Leben hin!

Einſt ſchläft er ein in deinem Schooß,
Er fällt wie Blüthen ab:
Da ſchmückeſt du mit weichem Moos
Sein kleines ſtilles Grab!

Des Jünglings Sehnsucht.

Du, der der Herzen Harmonie
Zum Segen ſeiner Welt verlieh,
Gieb, Gott der Liebe! mir ein Weib
Mit ſchöner Seel' und ſchönem Leib!

Voll ſanftem Reiz und engelrein
Laß du ihr blaues Auge ſein,
Und gieße holder Tugend Luſt
In ihre unſchuldvolle Bruſt!

Gieb ihr ein ſanftes, gutes Herz
Voll Mitgefühl bei Freud' und Schmerz,
Das froh die ganze Welt umarmt,
Und jedes Elends ſich erbarmt.

Daß ſie in düſtrer Lebensnacht
Den ſchweren Traum mir heiter macht,
Daß ſie von mir mit ſanftem Kuß
Verſcheucht des Lebens Ueberdruß!

Giebſt du ein Weibchen mir, ſo hold,
So frag' ich nichts nach Rang und Gold

So kümmert mich kein Edelſtein,
Der ſchönſte Demant wär' ja mein!

Dann bin ich froh, dann bin ich reich,
Dann leb' ich deinen Engeln gleich,
Dann blühn mir unterm niedern Dach
Der Freude Blumen tauſendfach!

Und wann des Lebens Sonne ſinkt,
Dein Bote mir nach jenſeits winkt,
Dann ſchlummr' ich, um bei dir zu ſein,
Am Buſen meiner Gattin ein!

Der Schäferin Klage.

Amyntor, treues Herz!
Du biſt der Welt entgangen,
Doch hörſt du mein Verlangen,
Doch ſiehſt du meinen Schmerz!

Wenn mich der Morgen weckt,
So weid' ich meine Herde
Rund um das Fleckchen Erde,
Das dich, Geliebter, deckt.

Die Rebe wieder blüht
Und junge Weſte koſen;
Doch meines Lebens Roſen
Sind alle längſt verblüht!

Nur einmal war ich froh!
Wohl Luſt und Liebe glühten;
Ich ſtand, ein Baum voll Blüthen,
Doch nie wird's wieder ſo!

Jetzt iſt es Nacht und Ruh' —
In allen grünen Zweigen
Wohnt nur ein tiefes Schweigen!
O Herz, wann ſchweigſt auch du?

Schäferſtunde.

Endlich hatte Damon ſie gefunden,
Ihren Stolz mit Thränen überwunden,
Sie beſiegt durch ſeine Treu':
Länger konnte Chloë nicht dem Flehen
Des geliebten Schäfers widerſtehen,
Siegen half ihm Amors Freund, der Mai.

Heißer glühten ihre Roſenwangen,
Ihre Bruſt hob zitterndes Verlangen,
Himmliſch ſüße Trunkenheit. —
Wie ſich Epheuranken feſt umringen,
Liebend den geliebten Stamm umſchlingen,
So umſchlang ihn ihre Zärtlichkeit.

Und die Blumen freuten ſich der Bürde,
Und in ihren Schatten barg die Myrte
Das beglückte frohe Paar,
Und mit Kußgeflüſter, Wonnelallen
Spielten Weſte durch die Blüthenhallen,
Nicht verrathend, wer hier ſelig war!

Leiſer murmelte der Quell im Haine,
Kein Geräuſch vom nahgelegnen Raine
Unterbrach die ſüße Ruh',
Und es ſang vom grünen Myrtenzweige
Eine Nachtigall — „Genieß' und ſchweige!" —
Dem beglückten Schäfer freundlich zu.

„Denn ohne Liebe ſind wir nur ein tönend Erz."

Daß ſich der Menſch dem Irdiſchen enthebe,
Nicht wie das Thier dem Augenblick nur lebe,
Des edlern Urquells ſich bewußt,
Gab ihm die Gottheit das Geſchenk der Thränen,
Und pflanzte mild das wonneſüße Wähnen
Der höh'ren Lieb' in ſeine weiche Bruſt.

Die Liebe lacht ſchon aus des Säuglings Blicken,
Wenn mit der Unſchuld himmliſchem Entzücken
Er an die Mutterbruſt ſich ſchmiegt;
Und Liebe iſt des Kindes erſtes Lallen,
Wenn es, dem Vater an das Herz zu fallen,
Ihm koſend in die offnen Arme fliegt.

Der Jüngling ſtürzt kühn in die Fluth des Lebens,
Doch fruchtlos iſt der Eifer ſeines Strebens,
Wenn Liebe nicht ſein Herz durchglüht;
Er träumt ein Bild von Anmuth, Mild' und Jugend,
Es wird der fromme Schutzgeiſt ſeiner Tugend,
Der ihn zurück vom ſchroffen Abgrund zieht.

Was er geſchwärmt, geſtaltet ſich zur Wahrheit,
Ein holdes Weib von engelreiner Klarheit
Stellt dem entzückten Blick ſich dar:
Wohl ihm! ſein Ideal hat er gefunden,
Sein zweites Selbſt! — Durch Sympathie verbunden,
Weiht er die Freiheit ihm am Brautaltar!

Beſänftigt ſind die ſtürmiſchen Gefühle,
Ihm blüht ſein Glück im häuslichen Aſyle,
Was ſonſt ſein Wunſch war, wird ſein Ziel.
Die Jugend flieht, doch unbemerkt und leiſe,
Und in der holden Kleinen muntern Kreiſe
Bleibt jugendlich des Herzens Hochgefühl.

Und tröſtend neue Liebe ſich entfaltet,
Die in der Bruſt des Vaters nie erkaltet,
Er theilt der Kinder unbefangnen Scherz;
Und die Gefährtin ſeiner Frühlingswonne
Wird ſeines Lebensherbſtes milde Sonne,
Denn ohne Liebe ſind wir nur ein tönend Erz.

Sängers Schweigen.

Sprich, was verſtummt dein Lied, du freundlicher Sänger im Haine?
Nicht mehr hör' ich, wie ſonſt deines Geſangs Melodie!
„Längſt ſind Tage der Lieder vorüber! Die Jungen im Neſtchen,
„Zahlreich, rüſtige Brut, horch, wie ſie zwitſchern und ſchrein,
„All' aufſperrend die Schnäbel! da gilt's nun Futter zu ſchaffen!
„Heiß und ſchwer iſt der Tag! Sorgen verſcheuchen Geſang!"

Amors Gefängniß.

Nach dem Italieniſchen des Ludovico Dolce.

Gelockt vom jungen Lenze, ſchlich
Zur Quell' ins Thal Armide ſich;
Ein Blumenflor am Uferrand
Der kleinen muntern Quelle ſtand.

Sie ſucht ſich da zum Buſenſtrauß
Mit ſchöner Wahl die Schönſten aus,
Und denkt nicht dran, daß Amors Liſt
Bei Lenz und Blumen geſchäftig iſt.

Die kleine Schlange lag und ſchlief
Verſteckt unter Roſenknospen tief.
„Ei!“ rief Armide, „finden wir,
Mein kleiner Freund, uns endlich hier?“

„Nun büßen ſollſt du mir!“ — Sie wand
Aus blondem Haar ein goldnes Band,
Und ſchlingt es um das Kind, und lacht,
Bis Amor endlich vom Schlaf erwacht.

Der Kleine ſtrebt, ſich zu befrein,
Und flattert mit den Flügelein;
Doch als er Armiden ins Auge blickt,
Da lächelt er hold und ruft entzückt:

„O, feßle mich nur immerhin!
Bei dir ich gern gefangen bin!
Doch mein Gefängniß ſoll allein
Dein himmliſch ſchönes Auge ſein!“

Die Spröde.

Sonett.

Mit Blumen iſt der holde Lenz gekommen,
Geſang der Liebe tönt aus grünen Zweigen,
Am Roſenſtock ſich junge Knospen zeigen,
Und Lebenshauch kommt durch die Luft geſchwommen;
Auch mir vom Herzen iſt der Froſt genommen,
Gern gäb' ich meiner Holden mich zu eigen,
Doch kann ich nicht ihr hartes Herz erweichen!
Kein Frühling iſt in ihrer Bruſt entglommen!
Verſtände ſie der Nachtigallen Schlagen,
Begriffe ſie der Vöglein ſtilles Bauen,
Nicht würde ſie mir Kuß und Blick verſagen —
Sie ſänk' an meinen Buſen voll Vertrauen,
Und Glück der Liebe würde blühn und reifen! —
So reizend ſein! und gar nichts zu begreifen!

Der Erndtekranz.

Wenn der liebe, freundliche Sommer weicht,
Und der Herbſtwind über die Fluren ſtreicht,
Da macht ſich die junge Schnitterin auf,
Und ſammelt Aehren und Blumen zu Hauf,
Und windet, zum fröhlichen Erndtetanz,
Mit Sang und Scherz einen blühenden Kranz.
Sie windet ihn ſorgſam, und flicht in die Mitte
Blumen und flatternde Bänder hinein,
Denn zieren ſoll er die ländliche Hütte,
Soll freudigen Dankes ein Denkmal ſein!
Kommt dann der Winter, und fallen die Blätter,
Sterben die Blumen und ſcheidet das Jahr,
So nehmen wir fröhlich, bei ſtürmendem Wetter,
Des lieben verwelkten Kranzes wahr,
Und Erinnrung beſucht uns an ſchönere Zeiten,
Wo Feld und Hain in der Blüthe ſtand,
Und des Wiederkommens entflohener Freuden
Sind ein theures Unterpfand.
Denn Säen und Erndten kommt immer wieder!
Und Blühen und Welken iſt wechſelndes Loos!
Die Wolke träuft ihren Segen nieder,

Ein milder Hauch weht über die Flur,
Da erwacht aus dem Schlummer die Mutter Natur,
In entzückender Schönheit wieder zu glänzen,
Und aus der Erd' erſtorbnem Schooß
Winden ſich wieder, zu neuen Kränzen,
Blüthen und Blumen und Aehren los.
Drum, wie auch Scheiden und Laſſen uns reut,
Und wie ſich auch wandelt die wechſelnde Zeit:
Bewahrt man daheim einen duftenden Kranz
Aus ſchönen Blumen vergangener Stunden,
Mit dankbarem Herzen zuſammengewunden,
So giebt das Muth! die Sorgen ſchwinden!
Und Hoffnung zeigt ein frohes Wiederfinden!

Die Kinder,

am Morgen des Geburtstags der Mutter.

Wir denken dein!
Der ſchönſte Tag kehrt wieder,
Und lacht uns zu!
Wir denken dein!
Der Inhalt unſrer Lieder
Biſt du! biſt du!

Laß Schlaf und Traum!
Wir ſahn mit ſtillem Sehnen
Schon himmelwärts!
Laß Schlaf und Traum,
Und ſchließ' mit Freudenthränen
Uns an dein Herz!

Du liebſt uns treu!
O Gottes Huld erwähle
Das Schönſte dir!
Du liebſt uns treu! —
O, treue Mutterſeele,
Wir danken dir!

Selbſtſtändigkeit.

Sonett.

Wen eignes Feld ernährt, und in der eignen Hütte
Ein holdes Weib umarmt, ein Kinderkreis umlacht,
Der neidet nicht des Hofs, der Königsſtädte Pracht;
Er lebt, ein freier Mann, nach alter Väter Sitte,

Fragt nicht nach Menſchengunſt, und geht mit feſtem Schritte
Durch Welt und Leben hin; auf Gott und Fleiß bedacht,
Genießt er froh den Tag, ſchläft ruhig ſeine Nacht,
Iſt Vater und Monarch in ſeiner Lieben Mitte!

Um Einfluß quält ſich Stolz; der Geiz, daß Geld ſich mehre;
Der Höfling im Pallaſt dient ſchwer um Schein von Ehre!
Der Glückliche lebt ſich; in ſeiner freien Bruſt,
Da iſt ſein Stolz, ſein Ruhm, ſein Reichthum, ſeine Luſt!
Frei wollt ihr Alle ſein, und feſſelt euer Leben?
Kehrt zur Natur zurück! nur ſie kann Freiheit geben!

Am Neujahrsmorgen.

Der Morgen dämmert und der Tag beginnt!
Vom Kirchenthurm hallt feſtliches Geläute!
Die alte Mutter, Zeit, bringt uns ihr jüngſtes Kind!
Und jedes Herz ſchlägt hoch vor Freude,
Und Alles eilt mit Hoffnung und Vertraun,
Das neue Prinzchen auf dem Thron zu ſchaun.
Er — hofft man — ſoll nun beſſer machen,
Was ſeine Brüderſchaft verdarb;
Das goldne Alter ſoll erwachen,
Das längſt der armen Menſchheit ſtarb;
Der Friede ſoll den Bund beſchwören,
Der endlich nun auf Dauer hält,
Und Freud' und Glück ſoll wiederkehren.
Und Jeder hofft, was ihm gefällt,
Und bildet ſich im Stillen ein,
Er werd' in kurzer Zeit des Prinzen Liebling ſein;
Denn leicht vergißt der Menſch, wie oft der Regenbogen
Der Hoffnung ihn mit Farbenſpiel betrogen!
Schon rüſtet ſich der Gratulanten Schaar,
Mit ſchönen Phraſen und gedruckten Zetteln,
Sich aus dem alten in das neue Jahr

Tief unterthänig durchzubetteln;
Und Jeder wünſcht dem Andern holde Gaben,
Und Jeder — will für ſich doch gern das Beſte haben.
Ich bin zu alt zu ſolchem jungen Hoffen,
Und bin zu ernſt zu ſolcher Wünſche Scherz.
Nur Eins bitt' ich, ſteht eine Bitte offen:
„Laß mir Geſundheit und ein reines Herz!“
Ich will kein Glück, das Andre traurig macht!
Ich mag kein Gut, das meinen Nachbar kränket!
Doch, haſt du friſchen Wind mir zugedacht,
Der meinen Nachen günſtig lenket,
Und willſt du ſonſt noch meinem Leben
Zu guten Früchten gute Witt'rung geben:
So nehm' ich dankbar, wie es kommt;
Der dich heraufgeführt,
Und Zeit und Welt regiert,
Der weiß am beſten, was mir frommt!

Herbſtlied.

Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub!
Das Leben mit ſeinen Träumen
Zerfällt in Aſch' und Staub!

Die Vöglein im Walde ſangen,
Wie ſchweigt der Wald jetzt ſtill!
Die Lieb' iſt fortgegangen,
Kein Vöglein ſingen will;

Die Liebe kehrt wohl wieder
Im künft'gen lieben Jahr,
Und Alles tönt dann wieder,
Was hier verklungen war.

Der Winter ſei willkommen,
Sein Kleid iſt rein und neu!
Den Schmuck hat er genommen,
Den Keim bewahrt er treu!

Kinderlied.

Kinder ſind Blumen,
Die der Gärtner liebt;
Zu ihrem Gedeihn
Warmen Sonnenſchein
Der gute Gärtner giebt.

Ihrer Unſchuld Lallen
Iſt der Engel Gefallen;
Ihr Auge, ſo rein,
Blickt in die Welt hinein,
Sieht überall Blumen und Sonnenlicht;
Ihr guten Engel, verlaßt ſie nicht!

Der Frühling und der Greis.

Wir kommen gezogen,
Auf ſpielenden Wogen,
Balſamiſche Lüfte,
Wir Blumendüfte,

Säuſeln mit Scherz und Luſt
Um die erſtarrte Bruſt,
Gießen des Lichtes Glanz
Ueber den Blüthenkranz,
Daß ſich all' Leben mit neuer Wonne
Wieder im Auge des Vaters ſonne! —
„Was flüſtert im Laube?
„Was flötet im Hain?" —
Es iſt das Girren der Turteltaube,
Das Locken der Liebe zu trautem Verein. —
„Was rauſchet mit Schnelle
„In der blitzenden Fluth?" —
Es iſt das Springen der Silberquelle;
Sie ſpielt mit ihrer jungen Brut. —
„Welch farbiges Schweben
„Aus den Thälern herauf?" —
Es iſt der Blumen zartes Leben;
Es flammt aus tauſend Knospen auf. —
„Woher dieſes Schweben?
„Dies holdſelige Leben?
„Woher dies Erwachen nach langer Nacht?
„Woher dieſer Wandlung Zauberpracht?" —
Es hat ſich die Jugend
Zur Erde geſenkt, —
Das All mit den Brüſten

Der Liebe getränkt!
Und überall Freiheit!
Die Fesseln sind los!
Die Welt ruht selig,
In Vaters Schooß!
Und Alles und Alles, was Zeit genommen,
Ist schöner und blühender wiedergekommen! —
„Hat sich die Jugend zur Erde gelassen,
„Hat sie besucht meiner Heimath Flur,
„Darf sich mit Liebesgluth Alles umfassen,
„Wehen die Töne der Zärtlichkeit nur:
„Ach, warum bin ich allein so verlassen?
„Bin ich nicht Kind auch der Mutter Natur?
„Kehren die Tage, die lange verschwunden,
„Wieder mit schönerer Blüthe zurück:
„Ihr, meiner Jugend selige Stunden,
„Du, meine Liebe, wann kehrst du zurück?“
Laß ängstliches Zagen!
Eröffne die Brust!
Laß kindisches Klagen!
Ergieb dich der Lust!
Sieh', Fülle der Schöne
Erglänzet um dich!
Frohlockende Töne
Umrauschen dich!

Im Hain, auf Wieſen, die Flur entlang,
Tönt Auferſtehungs-Jubelgeſang!

Erfreue dich kindlich
Mit reinem Gemüth,
So lange noch ſtündlich
Die Erde dir blüht!
Und wenn du die letzte
Der Blumen dir brichſt,
Zu dem, was ergötzte,
Das Lebewohl ſprichſt:
Dann breite die Flügel
Zum ſonnigen Hügel,
Zum Lande der Sterne
Frohlockend hinauf!
Dein harrt in der Ferne
Ein ſeliger Lauf!
Du ziehſt in das Land der Erlöſung ein!
Die ewige Jugend, ſie wartet auch dein!

Die Sturmnacht.

Blicke hinaus in die Nacht! wild peitscht das Gewölke der Sturmwind!
Tief aufwogendes Meer schleudert die Wellen empor!
Pfeilschnell raf't sie dahin, wuthschnaubend, die schäumende Meerfluth,
Blitze durchzucken die Luft, krachend im Donnergeroll!
Schrecken erbebt überall, es erzittert der Fels in der Brandung,
Eichwald beugt sich, es stürzt splitternd der alternde Stamm!
Aufgehn Feuer ringsum! roth flammt sie, die Nacht des Verderbens,
Angstvoll heult im Orkan Glockengeläute der Noth!
Weither kracht von dem Meer, hülfrufend, der Schlag des Geschützes,
Durch die empörte Natur schreitet Entsetzen und Tod —

Und kein Retter erſcheint! im Orkane verhallet der Hülfruf!
Mitleidslos Element ſchlachtet die Opfer hinab!
Stehſt du, erbleichend in Angſt, vor der ſchreckengewaltigen Allmacht?
Siehſt du im Kampf der Natur, grauſend, den zürnenden Gott?
Hebe dein Auge hinauf, dorthin, wo zerrißnes Gewölk fliegt!
Blicke hindurch, und du ſiehſt Ruh' in der himmliſchen Welt!
Ueber der Sturmnacht Graun, wie ſo freundlich erglänzen die Sterne!
Unten Entſetzen und Nacht! Oben das heiterſte Licht!
Klein nur iſt ja der Raum, wo du wähneſt, es raſe Vernichtung;
Aber die Erd' und das All wandeln geordnete Bahn!
Was mit Entſetzen du ſiehſt, ſind eilig verſchwindende Schmerzen,
Wehen erſehnter Geburt, Segen ertheilend und Heil!
Zorn iſt menſchliche Schwäche; wie kann der Allmächtige zürnen?
Ewiges Wohlthun lebt, ewige Liebe bei Gott!

Seine Gewitter, er ſendet ſie aus, heilbringend der Erde,
Blitze befruchten die Flur, Stürme verſtreuen die Saat;
Welten an Welten gereiht, gleich Perlen an Perlen, umhüllen
Sein hochheiliges Haupt, ſorgend und wachend für dich!
Gott iſt Liebe, lobſingen die Zonen, erjauchzet das Weltall,
Hallt im ſeraphiſchen Chor, himmliſches Harfengetön!
Gott iſt Liebe, ſo murmelt die Quelle, ſo ſäuſelt die Lenzluft!
Gott iſt Liebe, ſo brauſt Donner und Meer und Orkan!

Der Kirchhof zu Ottenſen.

Still tret' ich hier in dieſen ſtillen Raum!
Wer waren ſie, die hier in Gottes Garten,
Tief in der Grabnacht unbekanntem Traum,
Den Morgenruf der zweiten Welt erwarten?

Nur wenig Steine seh' ich auf den Hügeln,
Nicht goldne Schrift im Sonnenglanz sich spiegeln,
Ein armes Volk fand hier ersehnte Ruh',
Kein Marmor, kein Granit deckt seine Gräber zu,
Nur Blumen sprossen auf, es wölbt sich grüner Rasen
Um all' die Herzen her, die hier die Welt vergaßen.

O Grün, du lieblich Grün, erfreulich holde Farbe
Der Hoffnung, die uns nie verläßt,
Prophetisch schlingst du dich um jede reife Garbe
Am garbenreichen Erndtefest! —

Doch hoch von Gras und Blumen überdeckt,
Seh' ich an jedes Grab ein schwarzes Kreuz gesteckt,
Der Schläfer Namen sind daran zu lesen,
Und welcher Tag ihr Freiheitstag gewesen,
Denn jeder müde Mensch, wenn er ins Grab sich legt,
Läßt gern ein Kreuz zurück, das seinen Namen trägt.

Landleute waren's; hinter jenen Maien
Raucht noch ihr Herd, dort wogt ihr Ackerland;
Die Bäume, die ihr Grab mit Blüthenschnee bestreuen,
Zog treu und sorgsam ihre Hand;
Die Schattenlinde, die den Kirchhof kühlt,
Hat einst ihr Kindertanz umspielt.

O, ihr ſchlaft wohl nach arbeitvollem Leben,
Ihr unverdorbnen Söhne der Natur!
Ein heitrer Traum wird euren Schlaf umſchweben,
Und die ihr angebaut die volle reiche Flur,
Sie hat als Denkmal euer Grab umgeben!

Wohl Dem, der, fern der Welt und ihrem Laſterpfuhle,
Sein Tagewerk vollbringt auf ſeines Vaters Gut,
Und wem der Nachbar in der kleinen Schule
Als Nachbar auch im Grabe ruht!

Nur wenig kennt er zwar von dieſem weiten Runde,
Doch iſt ſein armes Loos wohl reich an Gottes Huld,
Sein Leben, zwar voll Schweiß, doch frei von ſchwerer Schuld,
Und jedes Abendroth bringt ihm willkommne Ruh',
Und eine leichte Todesſtunde
Schließt ihm dereinſt die Augen freundlich zu.

O, könnt' ich meiner Feſſeln Laſt vernichten,
Mich zu dem Frieden deiner Hütten flüchten,
Beſchränktes Loos, mich deines Glücks erfreun!
In heitrer Unſchuld wüßte dann mein Leben
Kein größer Glück, kein ſeliger Beſtreben,
Als unter Menſchen Menſch zu ſein! —

Hier ſchläft, wie dieſer Stein mir ſagt,
Ein Seemann, der die Welt mit raſchem Kiel durchjagt. —
Wie ruhig nun der kühne Segler liegt,
Den einſt in wechſelvollen Tagen
Der Sturm mit ſeiner Kraft gewiegt,
Und den der Ozean von Pol zu Pol getragen!

Er ſah die Welt, von eisbedeckten Zonen,
Bis wo ein ew'ger Lenz auf Blumenmatten ſpielt;
Die Völker, die in Felſenklüften wohnen,
Und die hier Lorberhain, dort Palmenſchatten kühlt —
Und was hat er entdeckt, er, der die große Runde
Um dieſes große Rund gemacht?
Und von der Wallfahrt, welche ſichre Kunde
Hat einſt der Pilger heimgebracht?
„Die Welt iſt groß, doch überall voll Mühen;
Das Leben kurz, doch überall voll Laſt;
Es herrſcht Gewalt, wo Völkerſtämme blühen;
Und Thorheit wohnt, wo man ſich liebt und haßt.

„In dumpfer Kindheit lebt der Wilde,
Begierden ſind des Rohen Qual;
Die Menge läuft nach einem Schattenbilde,
Mit Freiheit prahlt der Thoren Gilde,
Und Sklaven ſind ſie allzumal!

„Still trauern ſelbſt die edelſten Gemüther,
Der Himmel nur kennt ihren heil'gen Schmerz,
Denn größer, als die Welt und ihre Güter,
Iſt ein gefühlvoll Menſchenherz!“ —

Das alſo war die Beute ſchwerer Stunden,
Die Weisheit, die die Pilgerſchaft ihm gab?
Und was hat er an ihrem Ziel gefunden? —
Den kleinen Stein und dieſes arme Grab!

So flog vorzeit die Taube Noahs aus,
Und flog und flog die ungeheure Strecke,
Und brachte nur die Kunde mit nach Haus,
Daß noch die Sündfluth dieſe Welt bedecke.
Zum Tod ermattet von dem irren Lauf,
Nahm ſie die Arche freundlich wieder auf!

Dort unterm Schatten, den die Linde breitet,
Spricht mich ein einfach Denkmal an.
Ein Hügel ſteigt empor, von Roſen überkleidet,
Und Epheuranken winden ſich hinan.
Wer legte hier auf dieſe letzte Schwelle
Ermüdet ſeinen Wanderſtab?
Wen nennt die Schrift? — O, ewig heil'ge Stelle!
Dies Grab iſt meines Klopſtocks Grab!

Du großes Herz, das hier in Staub zerfällt,
Wie haſt du göttlich ſonſt geſchlagen!
Wie Tauſende zu deiner Himmelswelt
Durch Wort und Lied emporgetragen!

Nur nach dem Höchſten haſt du ſtets geſtrebt,
Dich nur des Würdigſten befliſſen,
Und als ein reiner Menſch gelebt,
Bis dich dein Engel dieſer Welt entriſſen!

Nie prunkteſt du mit leerem Ruhme,
Nie mit der Eitelkeiten Wahn;
In deines Buſens Heiligthume
Hat ſich dein Gott dir kundgethan.

Da ſang dein herrlich Lied die große Weltverſöhnung,
Im Schmerz von Golgatha vollbracht;
Es ſang, voll Vaterlands, die deutſche Heldenkrönung,
Den Siegsgeſang von Herrmanns Schlacht;
Es ſang der Freundſchaft Glück, der Liebe Götterwonnen,
Der Andacht heil'gen Pſalm, den Auferſtehungstag!
So flog dein Adler auf zum Lichtquell ew'ger Sonnen,
Und Freiheit war ſein Flügelſchlag! —

Wir gehn mit kurzer Luſt und vielen bittern Schmerzen
Der ernſten Stunde zu, die uns dereinſt verklärt;
Nur der hat wohl gelebt, wer in dem eignen Herzen
Schon hier den Himmel fand, den jene Welt gewährt!
Leb' wohl, du heil'ges Grab! lebt wohl, ihr ſtillen Hügel!
Die Blume winkt mir zu, es flüſtert durch das Laub,
Ihr Schläfer, ſchlummert ſanft! — die Zeit ſchwingt ihre Flügel,
Und mein beklommnes Herz iſt bald, wie eure, Staub!

Die Sonnenſtrahlen.

Ihr, die ſo freundlich das Leben mir aufhellt, liebliche Strahlen,
Saget mir an, wer ihr ſeid! ſagt mir, von wannen ihr kommt!
„Wir ſind Kinder, der ewigen Mutter geflügelte Kinder,
„Eilend geſandt, durchs All freudiges Fluges zu ziehn,

„Licht zu verbreiten und Leben zu ſchaffen und Früchte zu reifen;
Siehe, der Mutter Befehl folgen wir willig und gern;
„Doch wenn die Nacht herſchreitet, die ſtille Gefährtin der Menſchen,
„Schweben wir wieder empor, fallen der Mutter ans Herz,
„Und aus Oſten und Weſten, von weithin liegenden Zonen,
„Sammeln die Brüder ſich all' wieder im liebenden Schooß." —
Seid mir willkommen, ihr holden Geſchwiſter! erkennt ihr den Bruder,
Welcher, gefangen im Staub, auf zu der Mutter ſich ſehnt?
Ich will wirken und ſchaffen und Licht ausbreiten und wohlthun;
Aber wenn endet mein Tag? aber wenn kommt mir die Nacht?

Am Jubelfeſt des Vaters.

Wohl flieht im raſchen Flug,
Eilend wie Wolkenzug,
Des Menſchen Zeit;
Doch läßt ihr Fittigſchlag,
Vom edeln Lebenstag,
Bleibende Spuren nach,
Für Ewigkeit!

Ihm, dem das All entſtammt,
Dem Geiſterleben flammt,
Das Lichtmeer glüht,
Ihm dient auch ſeine Zeit,
Oft wohl in Müh' und Leid,
Das Kind der Sterblichkeit,
Der Erde Sohn!

Aber ſein Auge ſieht,
Was ſeine Kinder müht,
Und er vergilt!
Ehre wird edelm Fleiß,

Rühmlichen Thaten Preis,
Und dem verdienten Greis
Achtung und Dank!

Heil Dir im Silberhaar,
Vater, den funfzig Jahr
Wirkend geſehn!
Segen, mit Dank vereint,
Ruft, da dein Abend ſcheint,
Gottes und Menſchen Freund
Liebend dir: Heil!

Freiſinn.

Welchem die Mutter Natur, aus unendlicher Fülle der Gaben,
Freiſinn gab, und ein Herz, thatenbegierig und groß,
Ach, der fall' auf die Knie, Schutz flehend, und danke mit Zittern,
Denn ein gefährlich Geſchenk hat ſie dem Staube vertraut.

Göttliches füllt ihm die Seele; da dünket ihm irdiſche Größe,
Wie hochmächtig ſie ſei, ohne Bedeutung und leer.
Freiheit athmet ſein Buſen, es laſtet ihm doppelt die Knechtſchaft;
Schmerzlich, Laokoon gleich, ringt er mit Schlangen der Welt.
Lichtvoll herrſcht ihm der Geiſt; da ergrimmt er bei Dunkel des Irrwahns,
Kühn, in der Einfalt Nacht, ſchwingt er die Fackel des Lichts;
Aber ein Fremdling bleibt er der Erde, verſtoßen, verlaſſen;
Tellus Geſchlecht, es vermählt nur mit der Schwäche ſich gern.
Langſam verblutet ſein Leben im ungleichartigen Kampfe;
Endlich erliegt er, ein Held, nur von den Göttern erkannt.

Meine Kraft.

Was giebt mir Kraft noch fortzuleben?
Was hält den Muth im Sturm der Zeit?
Wo von der tiefſten Nacht umgeben
Kein freundlich Schickſal mich erfreut?

Du biſt es, heil'ger Quell der Thränen,
Der dann aus meinem Auge bricht,
Wenn andachtsvoll mein innres Sehnen,
Mein Herz mit ſeinem Vater ſpricht!

Giebt's dort noch höhre Seligkeiten?
Wie hochbeglückt muß der nicht ſein,
Der nicht mehr weint, wenn größre Freuden,
Als ſolche Thränen ihn erfreun?

Ende des erſten Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

A. Mahlmanns

sämmtliche Schriften.

Zweiter Band.

August Mahlmanns

sämmtliche Schriften.

Nebst

Mahlmanns Biographie.

Zweiter Band.

Gedichte. II.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1839.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Als ihm die Nachricht kam, dir iſt ein Sohn geboren. (Die Thränen.)	20
Als unſer Heiland zur Erde kam. (Weihnachtslied.)	30
Anbetung dir und Preis und Ehre. (Kirchenlied.) .	59
An Himmelshöhn. (Gottvertrauen.)	6
Auch ich hab' einſt geliebt. (Erinnerung.)	9
Auch unſre Stunde wird ſchlagen. (Beim Heimgange von einem theuern Grabe.)	18
Aus dem Leben	107
Aus trüber Dämmrung blickt ein Strahl. (Herbſtblick.)	7
Bitter erſcheint dir der Tod? hoch preiſe die ewige Weisheit. (Belehrung.)	11
Das iſt der Reiz, den edle Kunſt beſitzt. (Epilog ꝛc.)	71
Daß du harrſt mit liebendem Verlangen. (Dem Könige ꝛc.)	64
Dein Liebling koſtete den Kelch des Lebens. (An Leonoren.)	4

Seite

Der Götter Gunst hat Menschenleben. (Festgesang.) 104

Des Glaubens Muth erhob in früher Vorzeit Tagen. (Des Glaubens Muth.) 62

Deß Macht sich kundthut, Herr, in Gewitternacht. (Bei der Rückkehr des Königs von Sachsen.) . . . 57

Die Donner schweigen der schrecklichsten Schlacht. (Dem Kaiser von Rußland ꝛc.) 46

Die wir einst in Schreckenstagen. (Inschrift auf den Leuchter ꝛc.) 61

Dir, dem allmächtigen. (Gebet.) 38

Dir gab Apoll die Laute. (An Bürgers Grabe.) . 17

Dir, Gott der Macht und Herrlichkeit. (Am ersten Gedächtnißtage der Leipziger Völkerschlacht ꝛc.) . 52

Ertöne, begeisterndes Vaterlandslied. (Vaterland und König.) 44

Es lächelt der Frühling, es schmeichelt der West. (Zu einem silbernen Hochzeitfeste.) 93

Euch such' ich, stille Gräber im Todesthal. (Todtenfeier ꝛc.) 55

Festlich zu dem seltnen Feste. (Kränze, der Familie P. ꝛc.) 89

Gott segne Sachsenland. (Sachsenlied.) 43

Harmonien, wie von Engelharfen. (Am Tage Aller Heiligen.) 26

Hier ist des Bettler Jakobs Grab. (Des Bettlers Grabschrift.) 13

Seite

Im fernen Norden flog ein Adler auf. (Der Kaiſerin von Rußland ꝛc.) 49

In des Vaterhauſes Frieden. (Einem Brautpaar.) . 82

Laß wild brauſen um dich, laß toben die Stürme der Erde. (Amulet.) 10

Lerne viel und werde tüchtig. (Ermahnung.) . . . 19

Meine Seel' iſt ſtille. (Lied.) 36

Nur einen Tag und eine Nacht zu leben. (Klagen einer Ephemere.) 12

Schlaf, Liebchen! Dein Bettchen iſt kühl und weich. (Auf das Grab eines geliebten Kindes.) . . . 23

Schwinge dich vom Erdenraume. (Leben in Gott.) . 33

Sieh' ringsum Licht und Freudenglanz. (Auf der Natur.) 3

Tief aus dem Innern der Erd', ungeheuerſter Gährung Erzeugniß. (Die Inſel Helena und ihr Grab.) 21

Tiefe Trauer eint uns hier. (Am Gedächtnißfeſte Entſchlafener.) 29

Unſterblichkeit, ein großes Wort biſt du. (Unſterblichkeit.) 4

Verſchwunden iſt der finſtern Wolken Flug. (Neujahrslied.) 69

Viel wohl hab' ich gewollt, nur Weniges konnt' ich vollbringen. (Will' und That.) 8

Weißens Gedächtnißfeier 96

Wenn mein Geiſt vom Staubgewande. (Gebet.) . . 1

Seite

Wir grüßen dich mit deinen Blüthenzweigen. (Prolog.) 74

Wohin mich flüchten vor der Weisheit Hohne. (Rückkehr.) 24

Wo wohnt das Glück? In welcher Lebenszeit. (Wechsel des Lebens.) 14

Zu dir, du ew'ge Gottesmacht. (Neujahrslied.) . . 66

Zwar dem Mund, der dies gesungen. (Zu Schillers Todtenfeier.) 79

Gebet.

Wenn mein Geiſt vom Staubgewande
Sich emporzuwinden ſtrebt,
Wenn ihm Todesfurcht und Schrecken
Ahnungsvoll entgegenſchwebt,
Wenn ich zittre, wenn ich zage
An dem ſchwerſten, bängſten Tage,
Dann, Alliebender o du!
Wehe Kraft und Troſt mir zu!

Nicht das Klagen meiner Freunde,
Nicht ihr heißer Thränenblick
Halte meine müde Seele
Noch an dieſe Welt zurück!
Nicht um ewig hier zu wohnen,
Schufſt du deine Millionen,
Nein, du führſt mit Vaterhand
Sie ins unbekannte Land.

Deiner Erdenkinder Thränen,
Ihrem Kummer, ihre Noth,
Duldeſt du nur Augenblicke,
Endeſt du mit ſanftem Tod;
Und dann führſt du, zur Belohnung,
Sie in eine beſſre Wohnung,
Wo kein Auge Thränen tropft,
Wo kein Buſen ängſtlich klopft.

Führ' auch mich nach Jenſeits über;
Denn mein Lebenstag iſt ſchwül,
Dornig ſind die Pilgerpfade,
Und die Grabnacht ſtill und kühl!
Löſe ſanft des Körpers Bande,
Führe mich zu jenem Lande,
Wo der Friede Gottes ſchwebt,
Sokrates und Jeſus lebt!

Ruf der Natur.

Sieh' ringsum Licht und Freudenglanz,
Das Leben auf der Flur,
Der Sterne frohen Wirbeltanz
Das Jauchzen der Natur! —
Des Menſchen Herz nur ohne Ruh'
Geht freudenlos dem Grabe zu.

Was fehlt dir denn, du Menſchenherz,
Im ſchönen Erdenland?
Was machſt du dir doch Gram und Schmerz
Um Traum und leeren Tand?
Was ſorgſt du, wie die Zeit vergeht,
Da deines Buſens Athem weht?

Ach komm' zu mir! laß eiteln Harm,
Ergieb dich meiner Luſt!
Mein Kuß iſt ſüß, mein Herz iſt warm,
Komm', ruh' an meiner Bruſt!
An meinem Buſen, an meinem Mund,
Da heilen die Schmerzen, da wirſt du geſund!

An Leonoren,

bei dem Tode ihres neugebornen Kindes.

Dein Liebling kostete den Kelch des Lebens,
Da schmeckt' er seine Bitterkeit, und wand
Sein Köpfchen schnell hinweg, sein Auge blickte
Voll Sehnsucht zu dem Himmel auf, da drückte
Ein Engel es ihm freundlich zu!
Ach Mutterherz, was weinest du?

Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit, ein großes Wort bist du
auf den Lippen des Menschen,
welcher noch gestern nicht war, und morgen
nicht mehr sein wird!
So kurz sind unsre Tage!

Unsterblichkeit, ein kühnes Wort bist du!
an den Särgen zu sprechen,

gegen den Augenſchein, gegen Alles,
was der Sinn lehrt:
Sieh', das iſt unſer Leben!

Unſterblichkeit, ein theures Wort biſt du!
Bürg' und Band alles Theuren!
Hatt' ich nicht ewig, dann hatt' ich niemals
Gott und Freunde:
Nun hab' ich Alles ewig.

Unſterblichkeit, ein ſanftes Wort biſt du!
Du biſt Balſam in Wunden!
Weh' genug iſt hier, um beide Arme
auszuſtrecken
nach deinem andern Leben!

Unſterblichkeit, ein ſcharfes Wort biſt du!
dringſt ein Schwert in die Seele:
ob er noch umlenkt, der Gottvergeſſne,
vor dem Abgrund!
O ſchneide ſcharf und heile!

Ich wandle deinen Weg, Unſterblichkeit,
unter Sündern und Todten!
Daß ich nicht lieber einſt ſterben möchte,

lieber nicht ſein:
Bleibe mein Weg und mein Muth.

Gottvertrauen.

An Himmels Höhn
Die Sterne gehn
In feſter, ſtiller Bahn;
Der Menſch, das ſchwache Kind der Zeit,
Blickt zu der ew'gen Herrlichkeit
Mit glaubensvollem Troſt hinan.

Durch Wolken bricht
Der Hoffnung Licht
Zur Erdenwelt herab;
Wer's aufnahm in ſein frommes Herz,
Der wandelt ohne Furcht und Schmerz
Mit Gottvertraun zum ſtillen Grab!

Herbſtblick.

Aus trüber Dämmrung blickt ein Strahl,
So trüb', als käm' er's letzte Mal,
Als käm' er nur, um zuzuſehn,
Wie ſeine Lieben ſchlafen gehn!

Er blickt auf der Vollendung Staub,
Gefallne Blüthen, welkes Laub,
Ein Bette, das zur langen Nacht
Die müde Welt ſich ſeufzend macht.

— So ſehn dereinſt auch ich und du
Dem Welken unſrer Blüthen zu;
So fällt auch unſer Abſchiedsblick
Einſt aus der beſſern Welt zurück.

Will' und That.

Viel wohl hab' ich gewollt, nur Weniges konnt' ich vollbringen;
Selten, das Wenige selbſt, glückte, dem Willen gemäß.
Richtet, unſterbliche Götter, den Menſchen nach Willen und Abſicht!
Kraft und Verhältniß legt auch in die Wage mit ein!
Ihr hegt einzig gerechtes Gericht, allwiſſende Richter;
Immerhin richte die Welt Schein und der Thaten Erfolg!

Erinnerung.

Auch ich hab' einſt geliebt!
Vor meinem ſeligen Auge lag
Die ganze Welt, ein Frühlingstag,
Und Roſenwölkchen ſchwebten nieder,
Und Nachtigallen ſangen Lieder,
Und alle Blumen riefen mir zu:
Glücklich biſt du!

O himmliſch ſüße Zeit!
Mein ganzes Daſein wunderbar
Von holden Engeln umgeben war!
Die Liebe ſprach, es ſprach die Freude:
Durchs Leben führen wir dich Beide,
Und laſſen dich nicht im Glück und Schmerz,
Seliges Herz!

An ihre treue Bruſt,
Zum Herzen, das mir einzig ſchlug,
Da zog's mich hin mit Götterzug;
Da ruht' ich aus mit Freudenthränen,
Mich einen Herrn der Welt zu wähnen!
In ihrer Augen himmliſchem Blick
Strahlte mein Glück!

Leb' wohl! leb' ewig wohl
Mit deinem Glanz und Purpurſaum,
Du, meines Lebens ſchönſter Traum!
Ihr ſeid entflohn, ihr goldnen Lenze!
Ihr ſeid verwelkt, geliebte Kränze!
Doch denkt mein Herz, voll Sehnſucht weich,
Ewig an euch!

Amulet.

Laß wild brauſen um dich, laß toben die Stürme der Erde!
Halt' in dem Wogengewühl, halt' in dem Strudel dich feſt!
Gegen der Thoren Geſchrei und der Meng' unbändiges Wollen
Waffne das kräftige Herz, kämpfe du muthig, ein Held.
Aber vor Allem zuerſt dich ſelber bekämpfe! — Vollendung,
Suche ſie nicht in der Welt, ſchaffe ſie dir in der Bruſt!

Haſt du errungen in dir holdſelig beglückenden Frieden:
Hilft dir die göttliche Kraft muthig die Stürme beſtehn.
Faßt ihr Wirbel dich doch, und mußt du hinunter: ſo ſinke
Groß, wie die Sonne verſinkt, ſchön und geſegnet, wie ſie!

Belehrung.

Bitter erſcheint dir der Tod? hoch preiſe die ewige Weisheit,
Daß ſie des Bittern ſo viel hat in den Becher gemiſcht!
Würden der Freiheit Trank nicht Alle begierig ergreifen,
Schreckte das Bittre ſie nicht, froh dem Erretter zu nahn?

Klagen einer Ephemere.

Nur einen Tag und eine Nacht zu leben,
Ward mir vom Schickſal zugedacht!
Der Tag bricht an, von keinem Glanz umgeben;
Von keinem Morgenroth umlacht,
Der Tag vergeht und — weh' mir! mich umſchweben
Gewitterſturm und Wolkennacht!
Mir ward kein Blick, kein einz'ger Straht der Wonne
Aus deinem Lichtquell, ewig reiche Sonne!

Es kam die Nacht; auf Sterne ſtand mein Hoffen,
Auf Himmelslicht, zum Troſte mir geſandt,
Doch nirgends war der ſchwarze Himmel offen!
Der Lyra Pracht, Orions Strahlenband,
Mein ſehnend Auge hat euch nicht getroffen,
Dich nicht erblickt, mein ſüßes Vaterland!
Mit Thränen ſah ich auf zur ew'gen Ferne,
Doch meine Nacht — ſie hatte keine Sterne!

Gerechtigkeit! ſoll das ein Leben gelten,
Was kaum des Lebens Nothdurft mir erwies?
Wo ſoll ich mich mit meiner Forderung melden,
Die mir ein freudenvolles Sein verhieß?

Was that ich dir, du großer Herr der Welten,
Daß mich dein Wink in dieſe Zeit verwies,
Die unter Sturm und qualerfüllten Stunden
So ſchnell, ſo leer, ſo freudenarm entſchwunden?

Des Bettlers Grabſchrift.

Hier iſt des Bettler Jakobs Grab!
Sein ſpärlich Brod war ſtets des Mitleids Gabe,
Doch tauſcht er ſeinen Bettelſtab,
Sein armes Loos nicht mit des Reichſten Habe!
Frei wie der Vogel auf dem Dach
War er im ganzen Leben,
Kein Neider ſchlich ihm heimlich nach,
Kein Schmeichler hat ihn je umgeben;
Kein Wetter drohte ſeiner Saat,
Kein Sorgen nahm ihm Muth,
Sein Freund war ſtets in Wort und That
Ganz ohne Falſch ihm gut.
Kein Scherge quält' ihn um den Zoll,
Kein Wucherer um Int'reſſen,
Und kein Tyrann war je ſo toll,
Von ihm was zu erpreſſen.

Auf ſeinen Tod hat, wie es oft
Geſchieht zu dieſer Zeit,
Kein ungerathnes Kind gehofft,
Kein Erbe ſich gefreut;
Drum tauſcht er auch ſein armes Loos
Nicht mit des Reichſten Habe,
Er lebte froh und ſorgenlos,
Ging froher noch zu Grabe,
Und gilt jetzt eben auch ſo viel,
Als Alle, die hier hauſen —
Denn hier iſt Gleichheit — Narrenſpiel
Und Geld und Rang bleibt draußen.

Wechſel des Lebens.

Wo wohnt das Glück? In welcher Lebenszeit
Durchwandeln wir des Wunderlandes Grenzen,
Wo Ruh' und Freude ſich in friſchen Kränzen
Um unſre Stirne reiht?

Der Kindheit Stunden dämmern, Träumen gleich,
Im Takt des ſchnellern Pulſes wechſeln immer

Die ſchwachen Schatten und die kurzen Schimmer,
Wie Sonnenglanz im Teich.

Die Jugendkraft erwacht im Morgenroth;
Die Hoffnung öffnet weit des Himmels Bogen,
Der, nur mit goldnen Streifen noch umzogen,
Den Tag mit Sturm bedroht.

Doch nichts befürchtet die Vermeſſenheit;
Hinab mit euch, verblichene Geſtalten!
Die Zukunft iſt's, da will der Jüngling walten;
Sein iſt die neue Zeit.

Er geht mit Muth, die unerfahrne Hand
Ans leichtgeglaubte Tagewerk zu legen,
Sieht Alles ſich in feſter Form bewegen,
Und findet Widerſtand.

Er ringt getroſt: Ausdauer krönt der Preis.
Umſonſt! zu Bergen thürmen ſich die Hügel,
Gekehrtin Hoffnung ſenkt die müden Flügel,
Der Mittag glüht ſo heiß.

Doch iſt dem Manne mit der Jugend Luſt,
Die freundlich ihm der Kränze viel gewunden,

Des Lebens Glück, der Mühen Troſt verſchwunden?
Die Ruhe ſeiner Bruſt?

Vorſchule war und Kampf zur Uebung nur
Die ſchöne Zeit, um Saaten auszuſtreuen,
Die bald und ſpät mit reicher Frucht erfreuen
Auf der verblühten Flur.

Mit Sorgfalt wählt er und verfolgt ſein Ziel;
Gebietet Wünſchen und beherrſcht Gedanken,
Hält ſeiner Hoffnung Flug in engern Schranken
Und ſcheidet Ernſt und Spiel.

Nicht muthlos, wenn auch dunkle Wolken nahn,
Genießt er freudig, was die Horen bringen,
Und wandelt, ungeſtört von Außendingen,
Die ſelbſterkorne Bahn.

Und hat er vollgemeſſne Kraft zum Thun
Und regern, hellern Geiſtesblick empfangen,
So wird auf Werken, die ihm leicht gelangen,
Froh ſelbſtbewußt er ruhn.

An Bürgers Grabe.

Dir gab Apoll die Laute,
Gab dir den freien Sinn,
Und jeder Deutſche ſchaute
Auf ſeinen Dichter hin.

Und fröhlich, aller Orten,
Sang man dein Lied dir nach,
Das, wie mit Zauberworten,
Zu jedem Herzen ſprach.

Doch du bliebſt ohne Freuden,
Der ſo viel Freuden bot,
Und deiner Lyra Saiten
Verſtimmten Sorg' und Noth!

Den mit der ſchönſten Gabe
Die Götter reich beſchenkt,
Der ging zu ſeinem Grabe,
Von Menſchen tief gekränkt!

Vergiß die Welt voll Mängel
Hier unter dieſem Stein!
Dort ſtimmt ein guter Engel
Die Lyra wieder rein!

Beim Heimgange von einem theuern Grabe.

Auch unſre Stunde wird ſchlagen,
Dann werden ſie fort uns tragen,
Hinaus! hinaus!
Ins enge, kleine, kühle Haus!
O geb' uns Gott im ſtillen Raum
Einen erquickenden, ſeligen Traum!

Ermahnung.

Lerne viel und werde tüchtig!
Dein Beruf, mein Sohn, iſt wichtig,
Und es eilt die kurze Zeit!
Doch, mag ſich dein Wiſſen mehren:
Deiner Kindheit fromme Lehren
Halt' in Ehren!

Rühmlich iſt es, viel zu können,
Herrlich iſt es, weiſe ſein,
Und es darf der Wunſch entbrennen,
Sich des Lorbers zu erfreun:
Aber göttlicher und ſchöner
Iſt des Herzens edle That,
Wozu oft die ſtille Saat
In der frommen Kinderzeit
Mutterlehre hingeſtreut!

Die Thränen.

Als ihm die Nachricht kam, dir iſt ein Sohn geboren,
Da ſank er nieder auf die Knie,
Sein Herz ward Dank und Lobgeſang,
Ein Strom von Freudenthränen drang
Aus der beglückten Bruſt hervor. —
Und zu der Wiege ſeines Kindleins ging er hin,
Vor Freude ſchluchzend, zitternd vor Entzücken,
Und ſieh', das Kind lag ſchmerzlich weinend drin.
Wer iſt wohl klüger? fragt' ich da, der Vater,
Der freudetrunken weint? das Kind,
Das ſchmerzlich weinend dieſes Licht begrüßt?
Und eine Stimm' in meinem Innern rief: das Kind!

Die Inſel Helena und ihr Grab.

Tief aus dem Innern der Erd', ungeheuerſter Gährung Erzeugniß,
Hobſt du dich, Felſenkoloß, über das ſchäumende Meer
Hoch zu den Wolken empor! Dich trug der gigantiſche Aufruhr
Alles bezwingender Kraft, Feſſeln zerſprengend, herauf!
Flammen durchbrachen die Fluth, wild raſ'ten Orkane, der Erdkreis
Wankt' und erbebte vor Schreck deiner Titanengeburt!
Aber nun ragſt du, ein Bild des Erſtaunens, ein Rieſengebirge,
Tief in der Wüſte des Meers, einſam und drohend empor.
Schon Jahrtauſende trotzt dein Fuß unerſchüttert der Sturmfluth;
Schiffende nahen ſich nur ſorglich dem Klippengeſtad'!

Schon Jahrtausende steht dein Scheitel, von Wolken umgeben,
Blitze bekränzen die Stirn, Donner umhallen das Haupt!
Ach, wie dauernd und groß ist Schöpfung der rohen Naturkraft!
Wie so vergänglich und Nichts menschliches Wirken und Sein!
Mitten im Felsengeklüfte des berg'aufthürmenden Eilands
Liegt, von Gebüschen umgrünt, freundlich ein blühendes Thal.
Quellengemurmel allein unterbricht weit herrschendes Schweigen;
Dicht an der Felswand hebt einsam ein Grab sich empor;
Trauernde Weiden umhängen den Grenzstein mächtigsten Lebens —
Hier, weit ab von der Welt, schlummert Napoleons Staub!
Schläfer im einsamen Grab, auch Du von der schrecklichsten Gährung
Wilder Empörung des Volks, hobst, ein Koloß, dich empor
Kühn zu dem Gipfel der Macht! Dich trug der gigantische Aufruhr
Fesselnzersprengender Kraft über die Thronen hinauf!

Blutige Bahnen durchliefſt du im Donner der Schlachten, der Erdkreis
Wankt' und erbebte vor Schreck deiner Titanengewalt!
Aber nun biſt du erloſchen und liegſt in dem Felſengetrümmer
Großen erſtorbnen Vulkans, ſelbſt — ein erſtorbner Vulkan!
Alſo vom Schickſal ward hier Gleiches mit Gleichem vereinigt!
Grab und Begrabener bleibt ew'ges Erſtaunen der Welt!

Auf das Grab eines geliebten Kindes.

Schlaf, Liebchen! Dein Bettchen iſt kühl und weich!
Du blühteſt und welkteſt der Roſe gleich! —
Ach, ſchliefen wir Alle ſo engelrein,
Wie du, zum beſſern Leben ein!
Schlaf, Liebchen! dein Bettchen hat Gott gemacht!
Gute Nacht!

Rückkehr.

Wohin mich flüchten vor der Weisheit Hohne?
Vor dem Vernünfteln meiner kleinen Zeit?
Steigt jeder Gott von seinem Strahlenthrone:
Wie wird mein Himmel leer und weit!
Wo rett' ich hin mein sehnendes Verlangen?
Welch Vorbild soll mein Glaube noch umfangen?
Wenn alles Große sinkt, wenn alles Hohe fällt:
Wo find' ich Kraft, die mich noch aufrecht hält?

Als liebend einst, von seinen Sternenauen,
Mein ew'ger Vater auf mich niedersah,
Wie war ich stark in Hoffnung und Vertrauen!
Mein schwaches Herz war seinem Gotte nah'!
Und Engel stiegen freundlich zu mir nieder,
Und alle Menschen waren meine Brüder!
Wir ruhten, kindlich froh, mit unsrer Sorg' und Lust,
An Eines Vaters liebevoller Brust.

Wer hat mir meinen Himmel frech verschlossen?
Kann Menschenweisheit schönre Tempel baun?
Ich muß das Licht, wo edle Thaten sprossen,
Ich muß des Lebens Sonne wieder schaun!

Zu höherer Würde fühl' ich mich berufen!
Ich flüchte mich zu meines Altars Stufen,
Zu meines Gottes Blick, in meines Vaters Schooß!
Der Glaube nur, die Liebe nur macht groß!

O, ſtärkt mich, Heil'ge, die ihr längſt vollendet,
Und die ihr huldreich mich umſchwebt!
Laßt mich einſt enden, ſo wie ihr geendet!
Laßt mich erſtreben, was einſt ihr erſtrebt!
Was euch ſo kühn zu Gott beflügelt,
Das ſoll auch mir noch Kraft verleihn!
Was ihr mit eurem Tod beſiegelt,
Das ſoll mein Kleinod ewig ſein!

Du, Göttlichſter, gieb Muth und Kraft von oben!
Sei Licht und Stern in meiner Nacht!
Zum Gott hat dich die reinſte Lieb' erhoben,
Zum Menſchen dich der tiefſte Schmerz gemacht!
O Herz, das, als dich Alles höhnte,
Noch ſterbend Lieb' und Segen ſprach,
Das mich mit Gott, mit Welt, mit mir verſöhnte,
Du göttlich Herz, dir folg' ich nach!

Du trankſt den Kelch! Sei auch mein kleines Leben
An Freuden noch ſo karg und arm:

Nur ſei mein Sinn dem Heiligſten ergeben,
Nur ſei mein Herz in deiner Liebe warm!
Das Leben eilt, der Erde Feſſeln ſchwinden,
Die ew'ge Nacht umarmt uns Alle gleich —
Erlöſer, dann laß mich Erlöſung finden!
Und nimm mich in dein himmliſch Reich!

Am Tage Aller Heiligen.

Harmonien, wie von Engelharfen,
Tönten durch die Wölbungen des Tempels
Zur Verherrlichung Vollendeter;
Auf den Knieen lagen fromme Beter,
Und der Prieſter brach das Brod des Bundes.

Engelreinheit in den holden Zügen,
Lag Elmire vor des Altars Stufen,
Voll Gedanken an die Himmelswelt.
Ihres Herzens Andacht nicht zu ſtören,
Naht' ich mich nur leiſe dem Altare;
Aber meine ganze Seele ruhte
Auf dem Angeſicht der Beterin. —

Jetzo, wie von Gottes Geiſt gehoben,
Blickte ſehnſuchtsvoll ihr frommes Auge
Zu dem Bilde des Erlöſers auf.
Tief erſeufzend, hob ſich ſchwer ihr Buſen,
Und ein Tropfen fiel aus ihrem Auge
Auf des Altars Marmorſtufen nieder.

Tief erſchüttert von der frommen Thräne,
Kniet' ich nieder an Elmirens Seite;
Und die Perle dieſes warmen Herzens
Küßt' ich von dem kalten Marmor auf.
„Und auf Erden Frieden allen Menſchen
„Edeln Willens!" ſang das Chor der Sänger.

O, mein Gott! wenn auch in dieſem Herzen
Nicht der Unſchuld ſtiller Friede wohnet —
Ach! wenn auch die Thränen dieſer Augen
Nur auf kalte Steine niederfallen: —
Wo iſt dann der Friede deiner Welt? —

Lehre mich aus dieſen Kummerauen,
Herr, ins Licht des ew'gen Lebens ſchauen,
Daß mein Muth ſich aufrecht hält!
Zeige mir die Zuflucht jener Welt,
Wenn ich, zitternd, ſehe die Gerechten,

Hart bedrängt in ſchweren Prüfungsnächten,
Die kein Hoffnungsſtrahl erhellt.

Laß, bei ihrer Leiden Angſtgeſtöhne,
Schönrer Sterne Hallelujatöne,
Niederhallend aus den heil'gen Höhn,
Mein beklommnes Herz umwehn!
Laß, bei ihres Kummers leiſer Klage,
Mich den Lorber am Vergeltungstage,
Den Triumph der Ueberwinder ſehn!

Gieb mir Kraft, zu glauben und zu hoffen!
Gnädig laß mir deinen Himmel offen!
Strahl' in meine Nacht dein Licht!
Stärke mich mit Zuverſicht!
Deine Kinder alle flehn Erbarmen:
Blicke gnädig nieder auf die Armen!
Vaterherz, verlaß uns nicht!

Am Gedächtnißfeſt Entſchlafener.

Tiefe Trauer eint uns hier,
Wo uns Freude ſonſt umfangen
Unſrer Lieben denken wir,
Die den Weg vorangegangen;
Ihr entſchlummertes Gebein,
Segnen wir mit Thränen ein.

Was ſie Gutes hier gethan,
Was uns liebevoll verbunden,
Blicken wir voll Wehmuth an —
Es iſt nicht, wie ſie, verſchwunden;
Denn, wie ſchnell auch Daſein eilt:
Gutes bleibt und Liebe weilt.

Chriſten ſchreckt nicht Grab und Tod,
Nicht der Schmerz der Trennungsklage!
Todesnacht bringt Morgenroth
Von dem ew'gen Freiheitstage!
Des Erlöſers Tempel ſteht,
Wo kein Sturm der Erde weht!

Flucht an eines Engels Hand,
Rettung vor den Ungewittern,
Freudenweg ins Vaterland,
Kann vor dir der Chriſt erzittern?
Seines Glaubens Freudigkeit
Harrt des Tags, der ihn befreit!

Laßt uns oft den ernſten Blick
In die Nacht der Gräber ſenken!
Laßt uns liebevoll zurück
An geliebte Todte denken;
Daß wir in Bereitſchaft ſtehn,
Muthig ihnen nachzugehn!

Weihnachtslied.

Als unſer Herr zur Erde kam,
Ins Thal der Noth und Sünden,
Die Laſt der Menſchheit auf ſich nahm,
Sein göttlich Reich zu gründen:
Da pflanzt' er Lieb' und Gottvertraun,
Wohlthätig in die Thränenau'n
Des armen Menſchenlebens.

Verſöhnung bracht' er, Troſt und Licht,
Sein Thun war Heil und Segen.
Sein Wort gab Kraft und Zuverſicht
Auf ſchweren Prüfungswegen;
Ein Heil, Ein Glaub', Ein Liebesbund
Sollt' auf dem ganzen Erdenrund
Die Seinen treu verbinden!

Der Göttliche war Kinderfreund;
Der Unſchuld frommes Lallen,
Ihr Blick, dem Alles heiter ſcheint,
War ihm ein Wohlgefallen.
In Kinderherzen, zart und weich,
Erblickt' er ſeines Vaters Reich,
Und ließ ſie zu ſich kommen.

Er ſprach: Das heiligſte Gebot
Iſt das Gebot der Liebe!
Und ſtarb den ſchweren Opfertod
In Wohlthun und in Liebe!
Wir ſind die Seinen, unſre Bahn
Geht glaubensfroh zu ihm hinan,
Durch Wohlthun und durch Liebe!

Drum hat ſich Lieb' und Zärtlichkeit

Das Weihnachtsfeſt erkoren,
Und Freud' und Wohlthun Dem geweiht,
Der einſt der Welt geboren.
Beglückt vereint ſich Groß und Klein,
Um in der Liebe Sonnenſchein
Sein heilig Feſt zu feiern!

Einſt tönte Cherubinenſang,
Als er zur Welt getreten;
Jetzt lallen Kinderlippen Dank,
Und Chriſtenherzen beten.
Herr! nimm die Deinen gnädig an!
Sieh' auf die Kinder, die ſich nahn,
Um Liebe zu empfangen!

O ſegne, du biſt ſegenreich,
Du Gott der Mild' und Güte,
Die zarten Herzen, ſanft und weich,
Der Menſchheit neue Blüthe!
Damit das künftige Geſchlecht,
Im Lieben treu, im Leben recht,
Dir deinen Tempel baue!

Leben in Gott.

Schwinge dich vom Erdenraume,
Von des Lebens irrem Traume,
Von der Leidenſchaften Schmerzen,
Sehnend Herz, zu Gottes Herzen,
Daß der Sturm im Innern ſchweige,
Irdiſch Elend von dir weiche,
Und das höchſte Glück hienieden,
Seelenruhe, Gottesfrieden,
In der Laufbahn dieſer Erde
Dein beglückend Erbtheil werde!

Bangt dir, wie dein Schickſal wird?
Will dein Blick zur Zukunft dringen?
Trau' auf ihn, der niemals irrt,
Er hilft dir dein Werk vollbringen;
Schlinge dich, du ſchwache Rebe
Armer Menſchheit, an ihm auf!
Halt' an ihm, und in ihm lebe,
Und geſichert iſt dein Lauf!

Liebedürstend fragt dein Herz:
Wo ist Liebe, wo ist Treue,
Daß sie meines Glücks sich freue,
Daß sie lindre Gram und Schmerz,
Daß sie Lust und Last der Tage
Mitgenieße, mittertrage?

Seele, die nach Liebe schmachtet,
Herz, das nach Vereinung strebt,
Selig ist, wer dahin trachtet,
Wo die reinste Liebe lebt!
Sei ihr ähnlich, und es werden
Edle Seelen mit dir gehn;
Aber suche nicht auf Erden
Herzen, die dich ganz verstehn!
Ach, du selbst verstehst dich nicht!
Nacht ist um dich, dort ist Licht!
Dort bei ihm, der dich schon kannte,
Seinen Sohn, sein Kind dich nannte,
Ehe noch dies Erdenleben
Dich mit seinem Druck umgeben,
Der in Vaterhand dich trug,
Eh' dein Herz zum ersten Mal
Dieser Erde Sonnenstrahl
Kindlich schwach entgegenschlug!

Ach, in ſeine Liebe ſenke
Deines Herzens Sehnſucht ein,
Und auch du, gleich ihm, gedenke
Alles liebend zu erfreun!

Nicht der Traum der Erdenzeit
Soll der Geiſter Wunſch erfüllen;
Du biſt Sohn der Ewigkeit,
Sie nur wird dein Sehnen ſtillen!

Ohne Mißmuth, frei von Schuld,
Reines Herzens, ſtill zufrieden
Trag' in Hoffnung und Geduld,
Was dein Schickſal dir beſchieden!

Bis die heil'ge Stunde ſchlägt,
Die zum großen Ziel dich trägt,
Suche, liebend und ergeben,
Glaubensfroh in Gott zu leben!

Lied.

Meine Seel' iſt ſtille,
Denn mein Vater lebt,
Deſſen heil'ger Wille
Mein Verhängniß webt.
Soll ich Schmerz erleiden,
Soll mir Freude blühn:
Ruhig blickt in beiden
Mein Vertraun auf ihn.

Seine Gnade waltet,
Seine Liebe wacht,
Wie ſich auch geſtaltet,
Was mir Kummer macht.
Reift nicht in Gewittern
Und im Sturm die Saat?
Herz, du darfſt nicht zittern,
Wenn ſich Trübſal naht.

Nicht die Luft der Erde
Schließt mein Daſein ein;

Ich bin ſein, und werde
Mit ihm ſelig ſein!
Himmelswolken ziehen
Still durch meine Nacht;
Dort emporzublühen,
Iſt mir zugedacht.

Strahl der ew'gen Gnade,
Glaubenszuverſicht,
Heil'ge meine Pfade
Durch dein göttlich Licht,
Daß auf dunkeln Wegen
Mich der Troſt umſchwebt,
Wie, zu Heil und Segen,
Mein Erlöſer lebt!

Gebet.

Dir, dem allmächtigen,
Ewigen Schöpfer,
Ew'gen Erhalter
Grenzloſen Weltalls,
Bringen die Geiſter
Deiner Erſchaffnen
Aus allen Fernen
Rollender Welten
Bitten und Opfer!

Auch von der Erde Staub
Richtet das ſchwache Kind
Schnell hinrollender Zeit,
Herr, ſein Gebet zu dir!

Doch es vermag nicht
Menſchliches Auge
Der Sonnenſtrahlen ungeſchwächte,
Himmliſche Klarheit
Anzuſchauen — —
Wie könnte Menſchengröße,

Herr, deiner Majeſtät
Allererhabenſte,
Heiligſte Herrlichkeit
Denken und faſſen?
Wie könnte der Schatten
Eines flüchtigen Daſeins
Dir, dem Unendlichen,
Wie ſich der ſchwache Wurm
Dir, dem Allmächtigen,
Wie ſich der Schuldbewußte,
Dir, dem Allwiſſenden,
Alles Durchſchauenden
Muthig nahen?

Doch, daß du die Liebe biſt,
Daß du dich kund thuſt
In tauſendfältigem
Segnen und Wohlthun,
Daß du dich offenbarſt
In des Regenbogens
Und der Millionen Blumen
Holdſeliger Farbenpracht,
In des Herzens unſchuldiger Freude,
In der Mutterliebe Treue
Und in edler Seelen

Heil'ger Verbindung,
Das, du Allgütiger,
Hebet das Menſchenherz,
Frommen Vertrauens,
Zu dir empor!
Laß mich es wagen,
Dich, als vertraulichen,
Liebenden Herzfreund,
Als meiner Seele
Treuen Gefährten,
Als meinen gütigen
Vater und Führer
Kindlich zu denken!
Laß mich es wagen,
Dir, was mein Herz bedrückt,
Was meine Seele trübt,
Wie Freund dem Freunde,
Wie treues Herz dem treuen Herzen,
Still zu vertrauen!

Nur wenige Tage hält
Hier mich das Irdiſche.
Vater, bewahre mich,
Daß mir der Erde Glück,
Daß mir des Lebens Laſt,

Daß mir des Tagewerks
Kleine Geſchäftigkeit
Nicht umwölke den freien Blick,
Nicht in Feſſeln ſchlage den Geiſt,
Daß er das Heilige,
Nimmer Vergängliche
Ueber den kurzen Traum
Irdiſcher Wallfahrt
Thöricht vergeſſe!

Enge Beſchränkung
Hält mich gefangen,
Wie das Schiff auf dem Meere
Den Segelnden hält;
Er blickt aus den Wellen
Der ſtürmiſchen Fluthen
Empor zu den Sternen
Und hält ſeinen Lauf;
So blick' ich aus Wogen
Des ſtürmiſchen Lebens,
Mein Vater, zu dir!

O, laß du mein Auge
Stets zu dem Ewigen,
Laß mein Gemüthe

Zu Großem und Heiligem
Immer gerichtet sein!

O, gieb meiner Seele,
Nach dir zu verlangen!
Gieb der Verlangenden,
Daß sie dich suche!
Segne die Suchende,
Daß sie dich finde!
Und hat sie gefunden:
So laß in den Flammen
Der heiligsten Liebe
Geläutert sie werden
Und rein von den Flecken
Des sündigen Lebens!

O, gieb meinem Herzen,
Du gütigster Vater,
Erhebung im Glauben,
Und Kraft in der Hoffnung,
Und — was auch im Leben
Mich kränkt und bekümmert —
Beständige Liebe!

Sachſenlied.

Gott ſegne Sachſenland,
Wo feſt die Treue ſtand
In Sturm und Nacht!
Ew'ge Gerechtigkeit,
Hoch über'm Meer der Zeit,
Die jedem Sturm gebeut,
Schütz' uns mit Macht!

Blühe, du Rautenkranz,
In ſchönrer Tage Glanz
Freudig empor!
Heil, Friedrich Auguſt, Dir!
Heil, guter König, Dir!
Dich, Vater, preiſen wir
Liebend im Chor!

Was treue Herzen flehn,
Steigt zu des Himmels Höhn,
Aus Nacht zum Licht!
Der unſre Liebe ſah,
Der unſre Thränen ſah,

Er iſt uns hülfreich nah,
Verläßt uns nicht!

Gott ſegne Sachſenland,
Wo feſt die Treue ſtand,
In Sturm und Nacht!
Ew'ge Gerechtigkeit,
Hoch über'm Meer der Zeit,
Die jedem Sturm gebeut,
Schütz' uns mit Macht!

Vaterland und König.

Ertöne, begeiſterndes Vaterlandslied,
Ertöne mit Luſt und Entzücken!
Das Herz, das voll Liebe zum Vaterland glüht,
Blickt zum Himmel mit dankenden Blicken:
Wild brauſten die Wogen in Sturm und Nacht,
Ein ſchützender Engel hat Sachſen bewacht!

Erhebt ihn mit feurigem Lobgeſang,
Dem wir die Erhaltung verdanken:

Dem Vater der Sachſen, dem Könige, Dank
Und Lieb' und Treu' ohne Wanken!
Die Tugend und Weisheit, im Sturme bewährt,
Iſt ewiger, glänzender Kronen werth!

Hoch blühe das herrliche Sachſenland
Und erfreue noch ſpäte Geſchlechte!
Gott ſchütze den König mit mächtiger Hand,
Es leb' Auguſt der Gerechte!
Sein Volk, das getreue mit Herz und Sinn,
Giebt Gut und Blut für den Edlen hin!

Uns Alle verbindet ein feſter Verein,
Er umſchling' uns mit heiliger Weihe!
Kein Rang und kein Stand ſoll die Scheidewand ſein,
Gleich ſind wir in Lieb' und in Treue!
Und jeder Sachſe ſteht Hand in Hand
Für Gott, für den König, fürs Vaterland!

Dem

Kaiſer Alexander,

beim

ſiegreichen Einzuge in Leipzig

nach der Völkerſchlacht.

Die Donner ſchweigen der ſchrecklichſten Schlacht,
Die Arbeit voll Blut iſt endlich vollbracht,
Der Angſtruf löſt ſich in Jubelgeſchrei,
Einziehen die Sieger groß und frei,
Und an der Spitze der ſiegenden Heere
Alexander, der Menſchheit Stolz und Ehre!

Komm' in Deinem Siegerſchritte,
Komm' in der Bedrängten Mitte!
Sei willkommen, Mann und Held,
Wie ein Engel beſſrer Welt!

Hoffend ſehn auf Deine Lorberkronen,
Hocherhebend Herz und Sinn,
Tiefgebeugte Nationen,
Schmachgedrückte Völker hin!
Held! beſtimmt die Welt zu retten!
Brich, o brich die tauſend Ketten,
Die des Despotismus Hand
Um den edeln freien Nacken
Von Thuiskons Söhnen wand!
Donnre Du aus ſeinem Schlummer
Ihren Hermann wieder auf!
Zieh' voran im Heldenlauf!
Alle folgen! alter Muth
Flammt noch in Teutonenblut!

Deine ſiegbekrönten Heere,
Streitend für der Gottheit Ehre,
Kämpfend für der Menſchheit Glück,
Theilen, froh, mit Bruderblick,
Edle Völker zu befreien,
Und Despotenmacht zu hemmen,
Ihrer Siege Lorberreihen
Mit Thuiskons Völkerſtämmen!
Deutſchlands Heldengenius
Segnet heil'gen Bundesſchluß,

Zur Entfeſſlung deutſcher Erde;
Und die ſtolzen Adler wanken.
Sinken, wie vor Herrmanns Schwerte
Varus ſtolze Adler ſanken!

Ha! ſie ſtürzen! Mit den Kühnen
Stürzt der Lüge frecher Hohn,
Stürzt des Despotismus Thron,
Und der Willkühr Altar ein!
Und gerechte Götter geben,
Von der tiefen Noth gerührt,
Scepter, väterlich geführt,
Und beglücktes Völkerleben!

Bald in heil'gem Eichenhain
Singen freie Sänger wieder
Freien Völkern Friedenslieder,
Und von einem Oſſian
Steigt Dein Ruhm zum Himmel an!

Der

Kaiserin von Rußland,

bei der Durchreise

im Jahr 1814

im Namen der Stadt Leipzig.

Im fernen Norden flog ein Adler auf,
Den Heldenmuth durch Sturm und Blitze trug.
Zum schönen, freien Sonnenlicht hinauf
Schwebt' er im glorreich kühnen Siegesflug;
Und alle Völker sahen seine Schwingen,
Von Kraft erfüllt, von Muth belebt;
Ein Welttheil jauchzt, und Siegeshymnen singen,
Und freche Herrschsucht staunt und bebt!

Was überall in Knechtschaft niederlag,
Riß sich, gestärkt, aus tiefer Noth empor,
Und strömte froh dem Siegesfluge nach,
Und neubelebte Kraft trat kühn hervor.
Es schwand die Schmach, die edle Geister lähmte,
Der Altar fiel, dem Sclavenfurcht gezollt,

Die Feſſel ſprang, die Heldenarme zähmte,
Und Gottes Schutz war tapfern Herzen hold!

Wer war der Retter? Wem verdankt die Welt,
Daß ihr der Freiheit Morgenröthe glänzt?
Daß hoch der Sieg die goldnen Palmen hält?
Wer iſt das heil'ge Haupt, das er bekränzt?
Wem ſchenkten Götter ihr Vertrauen?
Auf wen fiel, Völker zu befrein, die Wahl? —
Er iſt es! Er! O Glücklichſte der Frauen!
Er — Alexander! Dein Gemahl!

Viel Großes iſt im Alterthum geſchehn,
Viel Herrliches hat neue Zeit erblickt;
Doch Größers hat die Sonne nie geſehn,
Als einen Helden, der die Welt beglückt!
Der Siegeskranz, den Ihm die Völker wanden,
War Myrtenreis und Lorberzweig vereint,
Und reich geſchmückt mit Diamanten
Von Thränen, die der Dank Ihm weint.

Der weite Weg vom ſtolzen Newaſtrand
Bis zu des Rheins befreiten Ufern hin,
Der ſchöne Weg zu Deinem Jugendland,
Welch ein Triumphzug, große Kaiſerin!

Trophäenglanz, und Preis und Huldigungen,
Sie feiern ſegnend jenen großen Mann,
Der durch Sein Schwert den Feind bezwungen,
Und durch Sein Herz die Welt gewann!

Hier, wo wir Dir voll Dank und Freude nahn,
Hier auf dem Schauplatz von der größten Schlacht,
Der ſchrecklichſten, die je die Zeiten ſahn,
Hat Gott durch Ihn für unſre Stadt gewacht.
Wie raſ'te wild, mit losgelaſſnem Grimme,
Die Wuth, der Mord, das Schlachtgebrüll!
Er kam — Er ſah — gebot mit Engelſtimme —
Da ſchwieg der Sturm, da ward es ſtill.

Und helfend, rettend, milder Gottheit gleich,
Beſchirmt Er unſer theures Vaterland,
Ach! ſonſt wohl froherblühend, ſchön und reich,
Jetzt arm und wild verheert von Feindes Hand!
Doch ſind wir ſtolz, daß hier die Mahle ſtehen
Vom größten Sieg im heil'gen Völkerſtreit,
Und Alexanders ewige Trophäen
Von Heldenruhm und Menſchlichkeit!

Am

ersten Gedächtnißtage

der

Leipziger Völkerschlacht

bei dem

feierlichen Gottesdienste

in der Nikolaikirche zu Leipzig

gesungen am 19. Okt. 1814.

Dir, Gott der Macht und Herrlichkeit,
Sei Lob und Preis und Ehre!
Dir singt der Weltkreis weit und breit,
Dir jubeln Engelchöre!
O, hör' in deiner Allgewalt
Auch gnädig, was der Staub dir lallt,
Was Menschenlippen singen,
Und nimm, du Retter in Gefahr,
Des Freudenopfers gnädig wahr,
Das unsre Herzen bringen!

Der Himmel unermeßlich Feld
Hältst du in Vaterarmen,

Und trägſt die ſündenvolle Welt
Mit liebendem Erbarmen!
Und Alles blickt empor und fleht
Zum Throne deiner Majeſtät
Und hofft auf deine Milde!
Du winkſt: da ſtürzt der Uebermuth;
Indeß der Schwache ſicher ruht,
Beſchirmt von deinem Schilde!

Von dir geht Heil und Segen aus,
Dir ſteht der Sieg zur Seite!
Du ſendeſt deine Helden aus,
Und ſtärkſt ihr Herz im Streite!
Wie war das deutſche Vaterland
Gefeſſelt von Tyrannenhand,
In Schmach und Joch gezwungen!
Da riefſt du Streiter frei und groß,
Sie ſprengten Joch und Feſſeln los,
Durch dich ward Sieg errungen!

Wir ſchrien zu dir in tiefſter Noth,
O Herr! mit Angſt und Beben!
Vom Untergange rings bedroht,
Von Blut und Tod umgeben!
Unzählbar waren Mann und Roß,

Wild würgten Schwerter und Geſchoß,
Und Ausweg' ſahn wir keinen!
Da ſprachſt Du, Helfer! ſie ſind mein!
Und deine Hut, ſie ſchloß uns ein,
Und rettete die Deinen.

Preis, Halleluja deiner Macht!
Preis deiner Liebe Walten,
Die im Orkan der Völkerſchlacht
Uns väterlich erhalten!
Laß deiner Gnad' uns würdig ſein!
Uns kindlich deiner Liebe freun,
Und ehren deinen Namen!
O ſegne, Vater, immerdar,
Die du errettet, wunderbar!
Preis dir, Erlöſer! Amen.

Todtenfeier

am Frühmorgen des 19. Okt. 1814.

Euch such' ich, stille Gräber im Todesthal;
Durch graufe Dämmrung wandl' ich, ein freier Mann,
Um Deutschlands Rettern, meinen Brüdern,
Thränen zu opfern, da wo sie starben!

Wie sanft sie schlummern, rastend von großer That!
Geweihter Boden, Denkmal und Grab zugleich,
Deckt ihre Wunden, tiefes Schweigen
Zeigt der Unsterblichen Ruhestätte.

Der Deutschen Eichen fallendes Laub gefärbt
Zu ernster Trauer um die Gefallenen,
Entsäuselt ihren grauen Wipfeln,
Stiller denn Thränen, auf ihre Grüfte.

Und blutroth flammend steigt sie im Feierkleid
Herauf in Osten, Eos, die Himmlische,
Und malt auf diamantne Tropfen
Eurer Unsterblichkeit treues Vorbild.

Bald wird auch sie nun kommen, die zitternd euch,
Thuiskons Söhn' und Herrmanns, im Schlachtgewühl
Hier kämpfen sah und siegend sterben
Neben der Freiheit verhaßten Würgern

Der Freiheit! — O ihr hörtet den Glockenton
Auch noch im Sterben; sterbend noch segnetet
Ihr eure Wunden, eure Schmerzen
Bis sie der Balsam des Todes stillte.

In euren Gräbern rosten die Ketten nun,
Von unserm Arm gewunden durch euren Arm,
Und über euren Mahlen ruhet
Fester und schöner der Freiheit Tempel.

Bei der Rückkehr
des
Königs von Sachsen
im Jahr 1815.

Deß Macht sich kundthut, Herr, in Gewitternacht,
Im Meeresbeben und in der Völker Kampf,
Mit Graun umnachtet Frevel richtet
Und den Verderber zum Abgrund schleudert;

Deß Vaterliebe segnet im Morgenstrahl,
Im Gnadenbogen, welcher durch Wolken bricht,
Im Frühlingshauch, der mit dem Teppich
Duftender Blumen das Schlachtfeld einhüllt —

Dir Preis und Ehre, daß du den Thränenruf
Der Noth vernahmst, dein väterlich Angesicht
Dem schmerzgeprüften Volke zeigtest,
Welches vertrauend auf Rettung harrte!

Dir Preis und Ehre, daß du uns wiedergabst,
Den jedes Herz mit freudiger Rührung nennt,
Den frommen und gerechten König,
Unsern verehrten, geliebten Vater!

Um Seinen Thron her war, was sein Volk beglückt,
Der Weisheit Segen und der Gerechtigkeit,
Nicht landerpreßtes, stolzes Prunken,
Nicht des Eroberers Raub und Frevel!

Vergilt, Vergelter, was Sein gefühlvoll Herz
Mit Christenkraft und fürstlicher Größe trug!
Vergilt mit Wohlthun, was Sein treues
Volk in den Tagen des Drucks erlitten!

Kirchenlied

bei

Einweihung der neuerbauten Kirche zu Schönfeld bei Leipzig. *)

Anbetung dir und Preis und Ehre,
Dir, Herr und Gott, der unser Schicksal wägt!
Der liebend seiner Himmel Heere,
Das All der Welt im Vaterherzen trägt!
Du sahst die Noth, die Schrecken nahmst du wahr,
Du sandtest Trost, du halfst uns wunderbar!

Wie lag in Trümmern und Verheerung
Die schöne Flur, nach blut'gem Völkerstreit!
Doch neu erhob sich aus Zerstörung
Altar und Haus, zu deinem Dienst geweiht,
Durch dich, o Herr! Barmherziger! voll Dank
Bringt unser Herz dir Preis und Lobgesang.

---

*) Dieses schöne Dorf war in der Schlacht lange Zeit der Schauplatz der wüthendsten Gefechte gewesen. Es ward mit Kirche und Schule in Asche gelegt, stieg aber schöner aus seinen Trümmern wieder auf.

O, ſegensreicher Vater, ſegne
Dies heil'ge Haus, und uns, und unſer Land!
Daß Fried' und Freude ſich begegne,
Daß Lieb' und Eintracht wandle Hand in Hand,
Und jeder Geiſt zu deinem reinen Licht
Empor ſich heb' in frommer Zuverſicht!

Laß uns, zu deines Namens Ehre,
Im Glauben treu, dir unſer Leben weihn!
Laß Jeſu Chriſti heil'ge Lehre
Hier unſre Kraft, dort unſre Hoffnung ſein!
Und ſeiner Liebe göttliches Gebot
Sei Leitſtern uns im Leben und im Tod!

So wird dein Reich auf Erden kommen,
Dein Wille wird auf dieſer Welt geſchehn;
Geſchlechter, welche nach uns kommen,
Sie werden Glück und beſſre Zeiten ſehn;
Wir aber ſchlafen, iſt der Lauf vollbracht,
Um dieſes Haus in ſtiller Todesnacht!

Dann glänzt uns, Herr, dein ſel'ger Morgen!
Er breitet hell die goldnen Strahlen aus!
Und von des Lebens Laſt und Sorgen
Nimmſt du uns auf ins ew'ge Gotteshaus!

Dann tönt dir herrlicher der Lobgeſang
Und Engellied und Halleluja Dank!

Inſchrift auf den Leuchter,

welchen der Frauenverein zu Leipzig in die neuerbaute Kirche zu Schönfeld geſchenkt hat.

Die wir einſt in Schreckenstagen
Nach der Völker blut'gem Kampf,
Als in Trümmern, Schutt und Dampf
Rings umher die Dörfer lagen,
Um der Wittwen Schmerz zu lindern,
Um der Waiſen Noth zu mindern,
Und die Armuth zu berathen
Treu vereint zuſammentraten,
Bringen jetzt in beſſrer Zeit,
Da des Krieges Donner ſchweigen,
Haus und Kirchen weit und breit,
Neu aus Schutt und Aſche ſteigen,
Dieſe Gabe dem Altar
Dankerfüllt und betend dar!
Möge bald ſich Morgenroth

Schwerbedrängter Menschheit zeigen,
Bald aus Thränen, Blut und Tod
Schönes Völkerleben steigen,
Daß die ganze, weite Erde
Gottes Friedenstempel werde!

Des Glaubens Muth.

Des Glaubens Muth erhob in früher Vorzeit Tagen
So manchen edlen, großen Geist
Für Menschenglück sein eignes Glück zu wagen,
Wofür ihn noch der Dank der Nachwelt preist;
Seitdem ist diese Welt um Vieles klüger worden,
Man glaubt nicht mehr, man faßt nur und begreift,
Und wessen Phantasie ins Land des Glaubens schweift,
Den setzt die kluge Welt leicht in der Schwärmer Orden.

Doch sei gesegnet mir, erhabne Schwärmerei!
Wer mag mit aller Klugheit Schätzen
Den Muth und jene stille Kraft ersetzen,
Die aus dem Kampf mit jedem Erdenschmerz
Gestärkt und siegreich führt das Herz?

Was iſt der Menſch, wenn aus den engen Schranken
Der Gegenwart, in der er wirkt und webt,
Der Glaub' ihn tröſtend nicht erhebt,
Und durch die Macht begeiſterter Gedanken
Die ſchönre Zukunft ſchon ihm lebt?

Drum, Freunde, die ihr an umwölkten Morgen
Den Blick, betrübt von bangen Sorgen
Und düſtern Zweifeln, auf zu dem erhebt,
Der unſer dunkles Schickſal webt —
Euch flieh' er nimmer, jener ſchöne Glaube!
Er wird Euch, wo ſie nützt, Ergebung lehren,
Wird der Verzweiflung kraftvoll wehren,
Wenn, was Ihr Gutes wirkt und ſchafft,
Schon im Erblühn Zerſtörung weggerafft —
Er malet auf den dunkeln Wetterhimmel
Des Regenbogens ſanftes Bild,
Er iſt's, der in dem wogenden Getümmel
Des Kampfs die Bruſt mit Ruh' erfüllt. —

Wer glaubt und liebt, der lebt für alle Zeiten,
Ihm iſt Vergangenheit und Zukunft nah' —
Und das gelobte Land, das er von fern nur ſah,
Wird blühend ſich um ſeine Pfade breiten.

Dem Könige

bei ſeiner Rückkehr am 9. Auguſt 1809.

Daß du harrſt mit liebendem Verlangen,
Treues Volk, Er weilet länger nicht; —
Denn der Hoffnung Stern iſt aufgegangen,
Durch die Nacht bricht neues Purpurlicht.
Schmücke dich, zieh' freudig Ihm entgegen; —
Blumen, ſprießt auf des Geſalbten Wegen;
Und es ſteige jubelnd in ſein Ohr
Tauſendfach des Bürgers Dank empor.

Und der Glocken heil'ge Feiertöne
Wallen ernſt von Thürmen fern und nah';
Und es bildet ſich in hoher Schöne
Feſtesfeier, wie kein Auge ſah! —
Und der Mann, der Greis in Silberhaaren,
Und der Jugend hochbeglückte Schaaren,
Schließen Ihn im ſeligen Verein
In der Liebe Kreiſe liebend ein.

Aber ſchöner, heiliger und reiner

Feiert Ihn des guten Bürgers Bruſt,
Werth des Vaterlandes, würdig Seiner,
Echter Treu' im Stillen ſich bewußt. —
Guter Fürſt, in dieſem Heiligthume
Blühet Deines Kranzes ſchönſte Blume;
Wo kein Falſch den heil'gen Frieden ſtört,
Und nur Gott den Schwur der Treue hört.

Ja, wir ſchwören Dir in heil'ger Stunde,
Nur mit Einem Sinn uns Dir zu weihn,
Und in Einem, ewigfeſten Bunde
Dich zu lieben, Dir getreu zu ſein.
Einheit nur macht Völker blühn und wachſen:
Nur Ein Mann erheben ſich die Sachſen,
Nie getrennt durch Eigenſucht und Tand,
Für den König, für das Vaterland.

In der Muſen heiligſtillen Hallen
Steigt für Dich des Opfers Dampf empor.
Auf den Bahnen, die wir mühvoll wallen,
Schwebet ſtärkend uns Dein Beiſpiel vor.
Ja, wir wollen treu, mit feſtem Streben,
So wie Du, dem Ewigwahren leben;
Uns, wie Du, dem Vaterlande weihn,
Und, wie Du, gerecht und weiſe ſein.

Ja, so sei's! — O! du im Himmel, sende
Uns den Frieden, deinen schönsten Lohn,
Daß der Völker blut'ger Zwist sich ende,
Ruhe wohn' um des Gerechten Thron!
Daß das Heil um unsern Vater schwebe,
Daß er lange, lange, lange lebe! —
Möge Sachsens fröhliches Gedeihn,
Noch an Gottes Thron ihm Wonne sein.

Neujahrslied.

Zu dir, du ew'ge Gottesmacht,
Die aus geheimnißvoller Nacht
Ergießt den Strom der Zeit,
Zu dir, zu deinem lichten Tag
Ringt sich aus dunkelm Wogenschlag
Der Geist mit Freudigkeit.

Auf heil'gen Säulen ruht es ja,
Und treu verbunden steht es da,
Das theure Vaterland:

So ſtröme hin der Zeiten Fluth!
Uns ſchützt, o Vater, deine Hut;
Wir halten freudig Stand!

Wir ſtehn vereint und wanken nicht,
Und blicken auf zu deinem Licht,
Mit ruhigem Vertraun;
Drum woll' auch du, erhabner Geiſt,
O du, den alles Leben preiſt,
Auf uns mit Gnaden ſchaun!

Und Ihn, dem wir der Liebe Gruß,
Der Herzen ſeligſten Erguß,
Mit frommem Danke weihn,
Schließ' ihn, o du getreuer Hort!
Schließ' unſern König fort und fort
In Heil und Segen ein!

An deſſen Schutz er feſt geglaubt,
Bekränze du ſein Silberhaupt
Mit wohlverdientem Kranz!
Gieß' über Sein erhabnes Haus
Den Reichthum deines Segens aus
Und deiner Gnade Glanz! —

Und wo ein Armer trauernd ſteht,
Und wo ein Herz um Rettung fleht
Aus tiefer Angſt und Noth,
Da rühre deiner Kinder Sinn,
Da ſende deine Boten hin
Und rette ſie vom Tod.

Dein iſt die Stärke! ſteh' uns bei
Und mach' in Aller Herzen frei,
Was Muth und Hülfe ſchafft!
Mach' uns im Glauben feſt und kühn,
Laß Menſchenliebe freudig glühn,
Und rüſte ſie mit Kraft!

Erleucht', o Herr, dein Angeſicht!
Weck' auf der Hoffnung Morgenlicht
In aller Treuen Bruſt!
Und was da lebt und was ſich freut,
Das fühle, jugendlich erneut,
Des Lebens Lieb' und Luſt.

Neujahrslied

beim Frieden 1807.

Verſchwunden iſt der finſtern Wolken Flug,
Die Sonne glänzt, der Himmel lächelt wieder!
Ein Götterchor, umringt von Engeln, trug
Das neue Jahr auf unſre Fluren nieder;
Willkommen uns, du freudenreicher Zug!
Willkommen Friede, Freude, Hoffnung wieder!
O bleibt bei uns, und tröſtet und erfreut,
Und heilt die Wunden der vergangnen Zeit! —
Als Schrecken uns umlagert hielten,
Der Schlachten Donner uns erklang,
Und wild auf blühenden Gefilden
Der Kriegsgott ſeine Fackel ſchwang;
Da bebten banger Ahnung Schauer
Durch alle Herzen fern und nah',
Und tief verſenkt in wehmuthsvolle Trauer
Stand Sachſens Schutzgeiſt weinend da!

Da kam der Held, vor dem ſich Völker beugen,
Dem Gott Europa's Szepter gab,
Er kam und ſah — und alle Donner ſchweigen

Und aller Völker Macht zerſtäubt!
Der Sieg iſt ihm getreu, der ſeine Bahnen brach,
Vor ihm geht Schrecken her, doch Großmuth folgt ihm nach!

Er kannte längſt die Tugenden des Fürſten,
Der Sachſens edles Volk beglückt;
Wer iſt's, der ſie nicht kennt?
Wer, der in unſers Welttheils weiten Grenzen
Nicht achtungsvoll den theuern Namen
Von Sachſens Friedrich Auguſt nennt?

Der Thron, den ſo viel Tugend ziert,
Das Land, das ſolch ein Fürſt regiert,
Steht unter göttlicher Aegide!
Vorüber zog die Gewitternacht,
Vorüber die Donner der wilden Schlacht,
Und uns — beglückte Friede!
O möcht' er Allen, die nach ihm noch weinen,
Ein tröſtungsvoller Engel bald erſcheinen!

Wir nahen kindlich Deinem Throne,
Den jetzt der Oelzweig hold umlaubt,
Und grüßen Dich in Deiner Königskrone,
Du hochverehrtes, väterliches Haupt!

Dir danken wir, was wir noch ſind und haben,
Dein treues Volk vergißt es nie,
Du biſt die göttlichſte von allen Himmelsgaben,
Die dieſem Land ein guter Gott verlieh!
O lange, König, Herr, o Vater! lange
Mögſt Du noch unſer Stolz und unſre Zierde ſein,
Dann wird Dein Königreich, Dein Sachſen herrlich blühen
Und hochbeglückt Dein ſpätes Alter ſein!
Stimmt All' in dieſen Wunſch mit ein:
Es lebe der König!

Epilog,

geſprochen am 17. Okt. 1809 beim Schluſſe der Darſtellungen des Königlichen Hoftheaters in Leipzig.

Das iſt der Reiz, den edle Kunſt beſitzt,
Daß ſie den Lebensweg mit holden Blumen zieret,
Der Freude Strahlen in ein dunkles Daſein blitzt
Und den geſenkten Blick zu lichten Sternen führet,
Daß ſie dem Herzen reicht, was ſeine Kraft begehrt
Und Geiſter frei macht von der Laſt der Zeit —

Drum ein Moment, den edle Kunſt gewährt,
Entzückt uns mehr, als lange Wirklichkeit.
Ein ernſtes Schickſal hat die Welt bewegt,
Und Sorg' und Furcht erfüllte die Gemüther,
Die Furie des Kriegs, die blind verderbend ſchlägt,
Bedrohte wild der Menſchheit höchſte Güter!
— Doch hatte Kunſt in dieſen trüben Tagen
Den ſtillen Tempel hier des Friedens aufgeſchlagen,
Und ein erwählter Kreis vergaß bei ihren Spielen
Des Lebens Angſt, der Zeiten Noth zu fühlen;
O ſchöne Täuſchung, wer in lichten Augenblicken
Des Lebens ſeine Laſt vermißt,
Und wo wir eine Welt um uns erblicken,
Die beſſrer Seelen würdig iſt!

Ihr nahmt, Verehrte, nachſichtsvoll die Weihe
Des Künſtlers auf, der gern euch wohlgefällt,
Und jetzt — mit Dankbarkeit ſchließt ſich der Bilder Reihe,
Die wir euch dargeſtellt —
Mit Dankbarkeit! Wo wird ein Herz gefunden,
Das Dank jetzt nicht und Freude weckt?
Das drohende Gewitter iſt verſchwunden,
Der Sturm hat ausgetobt, der furchtbar uns erſchreckt!
Der Friede naht, er naht, die frohen Boten fliegen,
Der Oelzweig ſproßt im blut'gen Schlachtfeld auf,

Und des Entzückens Jubelhymnen ſtiegen
Zu dem Erretter dankbar auf!
Ein Sonnenſtrahl fällt durch die Wolken wieder
Auf Friedenspalmen ſegnend nieder!

Und unſer Sachſen ſtand, umringt zwar von Gefahren,
Doch von der ew'gen Macht mit ihrem Schutz umſtellt,
Ein freundlich Schickſal wird den Königthron bewahren,
Auf dem ein Vaterherz den milden Szepter hält.
Lang geh' es wohl dem ſchönen Sachſenlande
Und dieſer edlen Stadt, die alles Gute pflegt,
Wo Kunſt und Wiſſenſchaft und Fleiß im treuen Bunde
Zum Ruhm der Sachſen edle Früchte trägt,
Wohl geh' es ihr bis zu der ſpätſten Zeit:
So ſcheiden wir — mit Dankbarkeit! —

Prolog

bei Eröffnung der Darstellungen des Königlichen Hoftheaters in Leipzig am 15. April 1816.

Wir grüßen dich mit deinen Blüthenzweigen,
Mit deiner Liebe neubelebtem Strahl,
Du erster Lenz seit langen, trüben Zeiten,
Der nur die Blumen, nicht die Waffen weckt,
Der Segenshauch und nicht Zerstörung dampft,
Wo von dem Saatgefild', das nicht das Roß zerstampft,
Die Lerchenlieder fern zum Himmel steigen,
Und Kriegsgeschrei die Welt nicht schreckt!
O sei gegrüßt in deiner heil'gen Stille!
Und gieße deine Freudenfülle
Auf jede Flur, in jedes Haus,
Auf alle Herzen liebend aus!

Doch ach! — wo windet sich der Frohsinn seine Kränze? —
Wo feiert Freude ihre Tänze?

Wo weilt, wo wohnt Zufriedenheit? —
Köſtlichſtes von allen Gütern,
Kleinod aller Herzen, du!
Heiterkeit und Seelenruh',
Bleibſt du fremde den Gemüthern? —
Stilles Glück und Herzensfrieden,
Seid ihr ohne Wiederkehr
Von der armen Welt geſchieden? —
Ach, wie wird ſie freudenleer!

Nur von Außen iſt es ſtille,
Und im Herzen wohnt der Gram,
Daß des Schickſals ſtrenger Wille
Vielen — ach ſo Vieles! nahm!

Und wo rinnt die Segensquelle,
Die ſo tiefe Schmerzen heilt?
Wieder Kraft und Muth ertheilt,
Und mit gnadenreicher Macht
Das kurze Leben wieder helle,
Beklommne Herzen heiter macht?

Zwei holde Schweſtern ſeh' ich winken,
Sie nennen ſich Natur und Kunſt,

Geführt an ihrer Hand, beglückt von ihrer Gunſt,
Wird bald des Kummers Nacht verſinken!

Herz, das ſich verlaſſen wähnt,
Sich nach ſeinem Frieden ſehnt,
Flüchte dich zum Blüthenhaine
Deiner Mutter, der Natur!
Ruh' in ihrem Sonnenſcheine,
Wandl' auf ihrer Blumenflur,
Lauſch' auf ihre Himmelsklänge,
Stimm' in ihre Lobgeſänge,
Schlürf', o ſchlürf' in langen Zügen
Ihren Götterfrieden ein;
Er wird dich in Unſchuld wiegen
Und du wirſt geneſen ſein!
In dem Aem der ewig treuen
Wird ſich deine Kraft erneuen,
Wird die Bruſt dir ſtiller ſchlagen,
Und von ihrer Mild' erweicht,
Lernſt du ſelbſt das Schwere leicht:
Viel vergeſſen! Viel ertragen!

Aber, wem es nicht vergönnt,

Frei ins Freie ſich zu flüchten,
Schließe inniger und feſter
Sich an ihre traute Schweſter,
An die Kunſt, die holde, an!
Freiheit wohnt in ihren Hallen,
Kraft und Hohheit ſind ihr Ruhm,
Und die großen Seelen wallen
Froh in ihrem Heiligthum!
Wo ihr holder Zauber waltet,
Wird die Himmelswelt entfaltet,
Die in Dichters Buſen lebt,
Jene Welt der Ideale,
Die, der ew'gen Sonne gleich,
Krafterfüllend, freudenreich,
Mit belebend mildem Strahle
Ueber allen Geiſtern ſchwebt!

Das Gemeine zu verachten
Lehrt ſie dich im heitern Scherz,
Und das Große hochzuachten,
Hochbeſeligt ſie dein Herz!
Zaubert dich in andre Zeiten,
Läßt, was Großes je geſchah,
Deinem Geiſt und Herzen nah
Die im Bild vorüberſchreiten!

Du verlierſt die enge Welt,
Die dich hart gefeſſelt hält,
An der holden Göttin Seite,
Und erkennſt mit Zuverſicht
Jenes Wort, es trüge nicht,
Was Johanna ſterbend ſpricht:
Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude!

Zu dieſer Holden laden wir euch ein,
Verehrte Freunde, zu der heitern Kunſt!
Laßt ſcherzend oft und oft mit heil'gem Ernſt
Der Wirklichkeit des Lebens euch entführen!
Und wenn die Kunſt ein göttlich Großes iſt,
Des Künſtlers Streben nur beſchränkt,
So nehmt mit Nachſicht und gewohnter Güte,
Was wir vermögen, liebreich auf!

Zu Schillers Todtenfeier.*)

Zwar dem Mund, der dies geſungen,
Iſt ſein letzter Hauch entflohn,
Jenen Blick, der adlerkühn,
Wo die lichtern Sonnen blühn,
Sich vom Staube aufgeſchwungen,
Deckt die Nacht des Todes ſchon,
Und der Geiſt, der hochbeglückte,
Den der Götter Gunſt entzückte,
Dem ihr Himmel offen ſtand —
Hat den Fittig ausgeſpannt,
Iſt aus dieſen wilden Wogen
Still und groß hinaufgezogen

---

*) Das Leipziger Theater gab eine Gedächtnißfeier Schillers. Während ein Prieſter im Tempel opferte, wo des Dichters Büſte lorberbekränzt auf dem Altar ſtand, deklamirte ein Rhapſode dem zur Feier des Tages im Haine des Tempels verſammelten Volke Schillers Lied: „Die Macht des Geſanges.“ Wie er geendet hatte, ſtieg der Prieſter die Stufen des Tempels herab, verkündigte dem Volke das Ende des Feſtes und ſchloß dann mit den oben abgedruckten Worten.

In das ſchöne Heimathland,
Zu der Götter Friedenshallen,
Wo die großen Todten wallen
An der Lethe Blumenſtrand!
Aber Preis der ew'gen Macht!
Hochentzückend iſt der Glaube,
Daß ſie das Geſchöpf vom Staube
Solches Glückes werth gemacht!
Daß ſie zu des Menſchen Buſen
Liebend ſich herabgeneigt,
Ihm in Spielen holder Muſen
Ihre Herrlichkeit gezeigt;
Seinen Blicken aufgeſchloſſen
Jene glanzerfüllte Welt,
Die des Daſeins Nacht erhellt,
Wo die edeln Thaten ſproſſen,
Wo die Freiheit ewig blüht,
Keines Irrthums Wolke zieht,
Wo die Weisheit Weisheit findet,
Freundſchaft ſich mit Freundſchaft bindet,
Und die Liebe dem Geliebten
Treu ins treue Auge ſieht — !
Daß ihn ſeliges Verlangen,
Hohe Ahnung dort umfangen!
Daß ſein Geiſt nach Harmonien

Und ſein Herz nach Gottheit rang,
Seine Lippe Melodien
Aus den ſchönern Welten ſang!

Seht ſein Bild, es ſteht bekränzet,
Flammen wehn auf dem Altar,
Und die Freudenthräne glänzet,
Daß er lebt und unſer war!
Unſer war er, in der Sprache,
Die an unſrer Wiege ſang,
Hören noch der Zukunft Tage
Seiner Lieder Himmelsklang;
Wärmen ſich an ſeiner Sonne,
Die in tauſend Farben ſpielt,
Sehn, was ſeine Blicke ſahen,
Fühlen, was ſein Herz gefühlt!

Kann auch je der Name ſchwinden,
Der ſo kühn emporgeſtrebt?
Kann auch Den der Orkus binden,
Der in ew'gen Liedern lebt?
Nein, in jenen ſchönern Fernen,
Wo der Götter Loblied hallt,
Selig unter ſel'gen Sternen
Wandle ſeine Lichtgeſtalt,

Freue ſich der ſüßen Ruh',
Uns ruft ſeine Hymne zu —
„Froh, wie Gottes Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Muthig, wie ein Held zum Siegen!"

Einem Brautpaar

dargebracht von den Geſchwiſtern der Braut.

Schweſter.

In des Vaterhauſes Frieden,
An der Mutter treuer Bruſt,
Vom Geräuſch der Welt geſchieden,
Ihrer Stürme unbewußt, —
O wie blüht der Jugend Morgen,
Zart gepflegt von lieben Sorgen,
In der Unſchuld reinſter Luſt!

Frommer Liebe Segen bindet
Seel' an Seele, Hand an Hand!

Jedes treue Herz empfindet,
Was das andre Herz empfand!
An des Vaters Blicken hängend,
An der Mutter Schooß ſich drängend,
Knüpft der Kreis ein heil'ges Band!

Bruder.

Doch zum Jüngling reift der Knabe,
Und die Jungfrau blüht empor,
Und ſie blicken in die Ferne
Nach der blauen Berge Flor!
Ueber fernen Waldesrand,
An des Horizontes Grenzen,
Wo die goldnen Wolken glänzen
Ahnen ſie ein Wunderland!
Ihre Sehnſucht wüßte gerne,
Was die Welt dort Schönes habe,
Und der jungen Lerche gleich,
Die frohlockend, freudenreich,
Ihres Fittichs Kraft zu bilden,
Aus den ſtillen Saatgefilden
Mit Geſang empor ſich ſchwingt
Und in neue Lüfte dringt,
Eilen ſie mit frohen Sinnen,
Ferne Fluren zu gewinnen.

Schweſter.

Solch ein Vögelchen warſt Du,
Schweſter Laura! Gleich der Lerche
Flogſt Du über Thal und Berge
Der entfernten Gegend zu!
Zu Verwandten ging die Reiſe
Froh in Frühlings Sonnenſchein, —
Doch Du fühlteſt bald es leiſe,
Was es heißt: — Verwandt zu ſein! —

Bruder.

Vögelchen kam heimgeflogen,
Schien auch ruhig manchen Tag,
Doch, von Sympathie gezogen,
Flog ein andres bald ihm nach,
Und Bekanntſchaft kurzer Reiſe,
Wo das Herz ſich bald verſteht,
Wird Vereinigung zur Reiſe,
Die durchs ganze Leben geht!

Schweſter.

Feſtlich um Dein blondes Haar
Iſt der Brautkranz nun geſchlungen,
Und der Liebe Huldigungen
Bringen wir Dir freudig dar!

Gottes Segen über Dich,
Du geliebte Seele! rufen
Alle, die Dich heute ſahn,
Zu des Altars heil'gen Stufen
Mit der Rührung Thränen nahn!
Gottes Segen über Dich!
Flehte ſelbſt in lichten Höhen
Die verklärte Schweſterſeele,
Die, aus unſerm Kreis geſchieden,
Unvergeßlich bei uns lebt,
Und aus ihres Himmels Frieden,
Wie ein Schutzgeiſt uns umſchwebt!

Bruder.

Keiner Schwermuth Wolke trübe
Dieſes Tages Sonnenglanz!
Und ein heitrer Blumenkranz
Sei dies Feſt der reinſten Liebe!
Ruhig, wie im Vaterhauſe,
Liebend, wie an Mutterbruſt,
Lebe ſtill und froh Dir gnügend,
Deines Glücks Dir ſtets bewüßt!
Friede wird Dich hold umſchweben,
Und an ſtillen Freuden reich,
Wird, Geliebte, dann Dein Leben

Deiner frohen Reiſe gleich!

Schweſter.

Doch, man ſagt, zu langen Reiſen
Und zum Hausſtand braucht man viel,
Laßt mich drum die Sitte preiſen,
Daß, wo Bräutigam und Braut
Sich die neue Wirthſchaft baut,
Jeder gern die Sorgen theile,
Und mit ſeiner Liebe Gaben
Zu dem neuen Pärchen eile!

Bruder.

Dieſe ſchöne Sitte haben
Auch wir Beide wohl bedacht,
Möchtet Ihr mit Lieb' empfangen,
Was Euch Liebe mitgebracht!

Schweſter.

Schweſterchen, dies kleine Rädchen,
Das vom Rocken pfeilgeſchwind,
Emſig ſchnurrend ſeine Fädchen
Immer leiſ' und leichte ſpinnt,
Mag ein Sinnbild ſtillen Fleißes
Und der Häuslichkeit Dir ſein,

Die mit immer frischen Rosen
Deinen Lebenspfad bestreun!
Und betrachte nur das Mädchen,
Wenn es seinen Lauf beginnt,
Wie es tausend kleine Fädchen
Schnell zu einem Faden spinnt,
Daß daraus ein Ganzes werde.
Sieh' dies an mit ernstem Blick,
Und aus tausend kleinen Freuden,
Die Dir blühn auf Gottes Erde,
Spinne Dir, geliebte Seele,
Deines ganzen Lebens Glück!

Bruder.

Freude soll das Haus bewohnen!
Heiterkeit soll heimisch sein!
Und mit frischem Sonnenschein
Müh' und Arbeit fröhlich lohnen,
Daß sich Ernst und Lust vermählt!
Drum hab' ich, vor allen Dingen,
Zum Geschenk Euch darzubringen,
Diesen Becher mir gewählt!
Angefüllt mit deutschem Wein,
Rein von Silber edeln Klanges,
Soll er fröhlichen Gesanges

Edler Feſte Kleinod ſein!

Mag er oft in guter Stunde
Unter Frohſinn, Scherz und Lachen,
Froh bei Euch die frohe Runde
An der kleinen Tafel machen!
Und ſo oft Ihr trinkt daraus,
Denkt ans gute Vaterhaus!

Laßt mich jetzt zuerſt ihn weihn,
Laßt mich hoch empor ihn ſchwingen
Und den erſten Toaſt Euch bringen,
All' ihr Freunde, ſtimmt mit ein!
Gottes Segen immerdar
Dem geliebten neuen Paar!

Alle.
Gottes Segen immerdar
Dem geliebten neuen Paar!

Kränze,

der Familie P. am Verbindungstage dreier ihrer Kinder, am 29. April 1818, dargebracht.

Festlich zu dem seltnen Feste
Prangt das Haus und der Altar,
Und versammelt sind die Gäste
Und der Lieben treue Schaar;
Jeder bringt das Schönste, Beste,
Was der junge Lenz gebar,
Zu dem freudigsten der Feste
Hochbeglückt und freudig dar.

Wir auch bringen Zweig' und Blüthen,
Kränz' und Blumen Euch ins Haus,
Denn das Zarteste hienieden
Spricht sich durch die Blumen aus;
Was nicht Wort und Lippe bieten,
Kaum erreicht der Ahnung Spur,
Blüht im stillen Gottesfrieden
Auf dem Teppich der Natur!

Eiche trotzt der Zeiten Raub
Und den Stürmen langer Jahre,
Drum den Kranz von Eichenlaub
Um des Vaters Silberhaare!
Wer ſein Haus mit Ehren baut,
Sieht es ſchön und kräftig blühen!
Und die Abendröthe thaut
Freud' und Lohn für Schweiß und Mühen!

Hat gleich Sturm in rauher Zeit
Oft den Stamm mit Macht erſchüttert,
Haben Wolken weit und breit
Ihre Donner ausgewittert; —
Mildre Sterne ſieht er ſcheinen,
Zweige ſproſſen fern und nah',
Und er ſteht, ein Stolz der Seinen,
Noch im Alter kräftig da!

Immergrün iſt ſtets bedacht,
Daß das holde Grün nicht ſterbe,
Und der Hoffnung Himmelspracht
Nicht im rauhen Froſt verderbe;
Immer ſorgt ſein emſig Mühn,
Daß wir Lieb' und Frieden finden,
Drum ſoll holdes Immergrün
Unſrer Mutter Haupt umwinden!

Kann ein ſterblich Herz vergelten,
Was die Mutter ihm gethan?
Lohnend ſchaun aus beſſern Welten
Engel ihre Sorgfalt an!
Glücklich in den Kindern werden,
War Dein Ziel, — es iſt erreicht!
Giebt es ein Gefühl auf Erden,
Mutter, das dem Deinen gleicht?

Die Ihr heut' im heil'gen Kreiſe
Ew'ger Treue Schwur geſchworen,
Den Gefährten Euch erkoren
Zu des Lebens ernſter Reiſe,
Welche Kränze ſoll ich bringen,
Euch um Eure Stirn zu ſchlingen?
Welche Blume, deutungsreich,
Zeigt ein holdes Sinnbild Euch?

Jünglinge, mit Roſenkränzen
Schmückt Euch fröhlich Stirn und Haar!
Laßt das Glück Euch heiter glänzen,
Aber nehmt der Dornen wahr!
Roſen deuten Ernſt und Freude,
Deuten Kraft und Muth Euch an,
Alſo auch die neue Bahn
Lauft mit Kraft und Muth und Freude!

Zwar der Myrte Liebesglanz
Muß der Bräute Haupt umringen,
Doch laßt auch den Veilchenkranz
Mich um Eure Myrten ſchlingen!
Nicht was bunt in Farben ſtrahlet,
Was in weite Ferne prahlet,
Nur was ſtill beglückt und freut,
Sei, Ihr Lieben, Euch geweiht!

Auch Cypreſſen ſind' ich hier
Unter Blumen ausgebreitet?
Ernſte Zweige, ſagt es mir,
Worauf ihr im Stillen deutet?
Fühl' ich nicht ein leiſes Ahnen,
Das mich mild und hold umſchwebt?
Wollt ihr mich an Gräber mahnen,
Hier wo Freud' und Wonne lebt?

Eine Stimme, wohlbekannt,
Spricht: „Ich hab' Euch nicht vergeſſen!
„Gebt in meines Kindes Hand
„Dieſe Zweige von Cypreſſen!
„Laßt ſie mir zu Ehren halten,
„Eures Glücks will ich mich freun!
„Gott wird ſchützen, Gott wird walten,
„Schweſter, Du wirſt Mutter ſein!"

Freude wird durch Ernſt erhöht,
Wonne wird durch Schmerz erhoben!
Selig, wenn ein Herz verſteht,
Selbſt mit Thränen Gott zu loben!
Dieſer Tag ſei hochgeweiht,
Wie er ſelten iſt auf Erden!
Seine Rückkehr jederzeit
Soll ein Feſt des Dankes werden!

Zu einem ſilbernen Hochzeitfeſte.

Es lächelt der Frühling, es ſchmeichelt der Weſt,
Der Mai hat die Blumen geboren!
Die Liebe, ſie feiert ihr Jubelfeſt,
Den Bund, den die Treue beſchworen!
Es fliegen die Jahre, die ſchnellen, vorbei,
Doch Liebe bleibt ewig und ſtandhaft die Treu'!

Man erzählt von dem Traume der goldenen Zeit,
Und lieblich wohl lautet die Sage;
Doch wer ſich im Kreiſe der Seinen erfreut,
Lebt jetzt noch entzückende Tage!

Wo Liebe, wo Treue feſt, innig ſich hält,
Da iſt noch ſo herrlich wie eh'mals die Welt!

Willkommen in feſtlicher Frühlingspracht,
Willkommen ihr ſeligen Stunden,
Wo Liebe dem glücklichſten Paare gelacht,
Wo der Schwur am Altar ſie verbunden!
Viel Jahre verflogen — auf glücklicher Fahrt
Blieb immer ihr Schiffchen vor Stürmen bewahrt.

Fünf Söhne erblühten dem treuen Verein,
Fünf Stämme für ſpäte Geſchlechter!
Bald führen ſie liebend ins Vaterhaus ein
Fünf blühende, liebliche Töchter!
Wohl Preis und Ehre dem Hauſe gebührt,
Das ſolch ein Schmuck, ein ſo köſtlicher, ziert!

Wir grüßen Dich feſtlich, Du ſilberne Braut,
Und freuen uns hoch Deiner Freude!
Dem ſilbernen Bräutigam rufen wir laut:
Sei lange ſo glücklich wie heute!
Geborgen im Hafen, ſeht Beide mit Ruh'
Den Stürmen des wogenden Lebens zu!

Und ſind fünfundzwanzig Jahre vorbei,

So kommen wir wieder zum Feste,
Dann sieht unter uns der dreizehnte Mai
Viel blühende Enkel als Gäste,
Und froh fliegt, wie heute, beim goldenen Mahl
Von Lippe zu Lippe der Festpokal!

Und fügt es der Himmel und wollt' er es so,
Daß Mancher vom Feste dann bliebe,
So sind doch die Andern herzinnig froh
Und gedenken seiner mit Liebe:
Wer geliebt und liebend die Welt verläßt,
Der feiert dort oben sein Jubelfest!

Weißens Gedächtnißfeier.

Eine Darſtellung mit Geſängen.

(Aufgeführt am 11. März 1805 in Leipzig.)

Perſonen:

Martin, ein alter Bauer.
Bauern, Bäuerinnen und Kinder.
Ein Genius.

Ein ſchattiger Hain. In der Mitte des Theaters ein einfacher Grabhügel, zu beiden Seiten mit niedrigem Gebüſch umgeben.

Martin (allein).

Wo iſt er hin, der uns ſo heiter machte,
Durch Scherz und Sang und manches ſchöne Lied? —
Er liegt und ſchläft in ſtiller, kühler Erde,
Ein leichter Traum umſpielt den ſüßen Schlaf! —
Nun, du haſt wohl geendet, frommer Greis!
Nicht einſam wird dein grüner Hügel ſein,

Und manches Herz, das dir auf ewig dankt,
Wird dich beſuchen in der ſtillen Nacht! —
Wie ſchön iſt's doch, zu lieben Gräbern gehn,
Und frommer Aſche dankbar zu gedenken!
Was bleibt dem Menſchen übrig, wenn ihm nicht
Der ſtille Segen andrer Menſchen bleibt?

Jetzt kommt das ganze Dörfchen, Groß und Klein,
Zu pflanzen hier ein Bäumchen auf den Hügel,
Und Vater Weißens Grab mit Blumen zu beſtreun.

Die Muſik beginnt mit einem Trauermarſch. Bauern, Bäuerinnen und Kinder ziehen über das Theater und formiren einen großen halben Kreis um den Grabhügel her. An ihrer Spitze gehen zwei Jünglinge, welche Spaten und Schaufel tragen, in ihrer Mitte ein junges Mädchen, das ein kleines Bäumchen trägt.

Chor der Bauern und Bäuerinnen.

Einſame, heil'ge Schatten,
Hört unſer leiſes Lied!
Den wir am liebſten hatten —
Der ging von uns und ſchied!
Wir bringen eine Gabe,
Ein Bäumchen jung und ſchön,

Das ſoll an ſeinem Grabe,
Der Liebe Denkmal, ſtehn.

Das Bäumchen wird an das Grab gepflanzt.

Zwei Stimmen, nachher Chor.

Empfangt, o heil'ge Schatten,
Und pflegt das zarte Reis!
Und laßt es Wurzel ſchlagen,
Und ſpäten Zeiten ſagen:
Hier ſchläft ein edler Greis!

Das Bäumchen iſt gepflanzt. Die Erwachſenen treten zurück. Die Kinder, mit Blumenguirlanden verbunden, knien um das Grab.

Chor der Kinder.

Vater, du ſchläfſt? Hörſt du es nicht,
Was deiner Lieblinge Stimme ſpricht?
Alles haſt du uns gegeben:
Fromme Lehren, Kraft zum Leben!
Vater, in dein ſtilles Grab
Weint dir unſer Dank hinab!

Alle.

Menſchenfreund mit Kinderſinn,
Nimm der Liebe Opfer hin!
Dank, von Allen dargebracht,
Heitre deine ſtille Nacht!

Vier Kinder.

Die zwei Erſten.

Umſchlingt mit Kränzen ſeinen Hügel,
Streut Blumen auf ſein heil'ges Grab!

Die zwei Andern.

Auf ſeine Kinder blickt voll Segen
Sein liebend Auge jetzt herab!

Die zwei Erſten.

Laßt uns, ihm gleich, der Tugend weihn!

Die zwei Andern.

Sein Segen wird uns Kraft verleihn!

Alle Viere.

Sein Geiſt wird unſer Schutzgeiſt ſein!

Chor.

Sein Geist wird unser Schutzgeist sein!

Während dieses Gesanges haben die Kinder das Grab mit Blumen bestreut, das Bäumchen und das Gebüsch umher mit Festons umhangen. Die Musik schweigt. Ein fremder Knabe kommt.

Der Knabe.

Wie find ich euch doch Alle hier versammelt,
In diesem düstern, schauerlichen Haine?
Habt ihr des Todtenopfers trauriges Geschenk
An einem frischen Hügel dargebracht? —
Weß ist das Grab und wem gilt eure Trauer?

Martin.

Wer bist du, fremder Knabe, der nicht weiß,
Welch einen edeln Menschen wir beweinen? —
Der Kinderfreund — der alte Sänger Weiße —
Tritt her und sieh', das ist sein einsam Grab!
Hier ruht die theure, liebe Asche sanft!
Er ging dahin, — so wie ein schöner Sommertag
Zum Abend sinkt und langsam dann erlischt.
Viel Segen ließ er hinter sich, das lohne
Der gute Geist ihm, der ihn zu sich rief!

Komm', ſtelle dich an dieſen Hügel, Knabe;
Du ſtehſt auf heil'ger Stätte, — ſage mir,
Wo biſt du her, daß du ihn nicht gekannt?

Knabe.

Laßt mich auf dieſen Hügel ſteigen,
Ich will euch ſagen, wer ich bin.

Alle.

Was thut der Knab'? er iſt uns Allen fremd!

Man ſieht den Knaben als Genius auf dem Grabe ſtehen.

Genius.

Ich bin ein Bürger aus dem ſchönen Lande,
Wo Ruhe wohnt und ew'ger Friede blüht,
Zu dem das Herz, das hier die Welt verkannte,
Mit glaubensvoller Hoffnung ſieht,
Wohin, gelöſt von jedem Erdenbande,
Der müde Menſch zu ſeiner Heimath zieht!
Oft ſchweb' ich nieder aus den lichten Zonen,
Mit Troſt und Muth ein edles Herz zu lohnen!

Wohl kannt' ich ihn, um deſſen ſtillen Hügel

Jetzt gute Menschen dankbar stehn:
Wenn ihn Begeistrung trug auf ihrem Seraphsflügel,
Da hab' ich ihn, da hat er mich gesehn —
In seiner frommen Seele reinem Spiegel,
Wie spiegelte die Welt sich rein und schön!
Und unter heil'gem Ernst und frohen Scherzen
Entstiegen ew'ge Lieder seinem Herzen.

Der Sänger Gottes war ein Kinderfreund,
Und kindlich war sein heiliges Gemüthe, —
Du zartes Alter, wo sich Beides eint,
Der Engel Unschuld und der Menschheit Blüthe —
Du warst ihm lieb! — Wo deine Sonne scheint,
Da blüht der Wahrheit Kranz, da lächelt Herzensgüte!
Die goldne Zeit — wo ist sie? — unbewußt
Lebt sie noch fort in frommer Kinder Brust!

Geschlechter gehn, Geschlechter kommen wieder:
Was Zeit euch gab, vergeht im Lauf der Zeit;
Was geistig ist, sinkt nie zu Staube nieder,
Sein Glanz ist Götterglanz, sein Dasein Ewigkeit.
Sein Geist ist unter euch, es tönen seine Lieder,
So lang ein deutsches Lied noch deutsche Herzen freut!
Sei stolz, sein Vaterland! du darfst ihm Kränze reichen.
Wie ihn die Nachwelt ehrt, will ich im Bild euch zeigen!

Der hintere Vorhang fliegt auf, man erblickt eine prächtig dekorirte Ehrenpforte, in deren Mitte Weißens Büſte ſteht. Oben lieſt man die einfache Aufſchrift: „Chriſtian Felix Weißen das dankbare Leipzig.“

Unſichtbarer Chor (über der Szene).

Heil dir! Heil!
Lobgeſang
Und Harfenklang,
Frommer Herzen frommer Dank
Wird von Deutſchlands edlen Söhnen
Dir in ſpäter Nachwelt tönen!
Heil dir! Heil!

Allgemeiner Chor.

Heil dir! Heil!
Du haſt den Preis errungen,
Du haſt dich aufgeſchwungen,
Heil dir! Heil!
Wen Lieb' und Dank unſterblich macht!
Triumph, Triumph! Der hat vollbracht!

Festgesang

bei der funfzigjährigen Stiftungsfeier der Gesellschaft der Harmonie zu Leipzig 1826.

Der Götter Gunst hat Menschenleben
Mit reicher Gaben Glück bedacht,
Geselligkeit und Mitgefühl gegeben,
Ihm Lieb' und Freundschaft dargebracht,
Daß im vertraulichen, heitern Verein
Herzen mit Herzen sich liebend erfreun.
Chor. Daß im vertraulichen, heitern Verein
Herzen mit Herzen sich liebend erfreun.

Wer glücklich ist, wird seines Glückes
Durch edles Wohlthun sich bewußt,
Gern heilt er Wunden schweren Mißgeschickes,
Den Kummer in des Bruders Brust,
Thränen verschwinden und Hoffnung erblüht,
Göttern verwandt ist ein edles Gemüth!
Chor. Thränen verschwinden und Hoffnung erblüht,
Göttern verwandt ist ein edles Gemüth!

O ſelig! wer im trauten Bunde
Mit einer treuen Seele ſteht
Und auf dem weiten, wechſelvollen Runde
Den Weg geliebt und liebend geht;
Wie ſein Geſchick auch im Leben ihm fällt!
Lieb' iſt ein Strahl aus der göttlichen Welt!
Chor. Wie ſein Geſchick auch im Leben ihm fällt,
Lieb' iſt ein Strahl aus der göttlichen Welt.

Beglückt! wer einen Freund gefunden,
Im Lebenskampf ein redlich Herz,
Er freut ſich doppelt ſeiner heitern Stunden,
Und fühlt nur halb den trüben Schmerz,
Reich iſt das Leben, auf Treue gebaut;
Groß iſt die Seele, die edel vertraut!
Chor. Reich iſt das Leben, auf Treue gebaut;
Groß iſt die Seele, die edel vertraut!

Heil unſerm Bund! ſeit funfzig Jahren
Verband ihn Lieb' und Einigkeit,
In Glück, in Noth, in ſchrecklichen Gefahren
Stand er im Dienſt der Menſchlichkeit!
Troſt und Beruhigung, Licht in der Nacht
Hat er in Tauſender Leben gebracht!
Chor. Troſt und Beruhigung, Licht in der Nacht
Hat er in Tauſender Leben gebracht!

O laßt ihn ferner so beſtehen,
Zu Lieb' und Wohlthun ſtets bereit,
Berufen ſind wir, Edles auszuſäen,
Zum Heil und Glück der ſpätern Zeit,
Daß, wenn wir ſchlafen in heiliger Nacht,
Unſer noch werde mit Liebe gedacht!

Chor. Daß, wenn wir ſchlafen in heiliger Nacht,
Unſer noch werde mit Liebe gedacht!

Die du im Reich der Sphären walteſt,
Der Sonnen ew'ge Bahnen lenkſt:
Das große Weltall göttlich ſchön geſtalteſt
Und Menſchen reinſte Freude ſchenkſt —
Bleib' uns getreu und verlaß du uns nie
Segenverleiherin Harmonie!

Chor. Bleib' uns getreu und verlaß du uns nie
Segenverleiherin Harmonie!

Aus dem Leben.

Spielſt du mir freundlich und mild um die Bruſt, Luft irdiſcher Heimath?
Lange, du göttlicher Quell, trank ich mir Leben aus dir!
Blickt ihr mit liebenden Augen mich hold an, Blumen der Erde?
Kinder der Zeit, wie ſo oft reichtet ihr Kränze mir dar!
Herden des Himmels, ihr Wolken, wie zahllos über das Haupt mir
Seid ihr gezogen, und habt Dunkel und Licht mir gebracht!
Viel ſchon hab' ich erlebt! ſchon färbte die Zeit mir die Locken!
Eiligen Fluges vorbei flog mir das funfzigſte Jahr!
Blick' ich zurück in die Zeit, voll Stürme, die glücklich beſtanden,
Frag' ich mich, welchen Gewinn Lebenserfahrung mir gab.

Einſt, hochſtrebenden Geiſtes, im Jünglingsmuthe vermeint' ich:
Jegliches Räthſel der Welt löſt ſich dem forſchenden Blick!
Kraft iſt grenzlos, Wollen allmächtig, der Höchſte der Kränze,
Bleibt nur Muth ihm getreu, wird von dem Kämpfer erreicht! —
Kühn aufſtrebten mit mir die beglückten Genoſſen der Jugend,
Frech in den Nachen der Zeit ſchifften wir Tapfern uns ein.
Helden der Vorzeit gleich, die mit Jubel die Argo beſtiegen,
Glaubten wir, unſer gewiß werde das goldene Vließ. —
Viel wohl hab' ich geſehen ſeitdem, und geprüft und erfahren,
Doch kein Wort mir gelöſt ſah ich von Räthſeln der Welt!
Jenes erſehnte Vließ, Ziel menſchlicher Hoffnung und Wünſche,
Lieget unendlich entfernt! Keiner erbeutet es je!
Aber es bot abwechſelnd die Fahrt, wie verſchieden das Schickſal
Schiff mir und Segel gelenkt, manches Belehrende dar.

Kühn iſt menſchlicher Wahn, ſtolz dünkt er ſich wichtig im Weltall!
Eintagsfliege vermeint, ähnlich den Göttern zu ſein.
Iſt doch die Erd' in dem All nur ein Sandkorn! Seid ihr Beherrſcher?
Woog' und Sturm und Vulkan ſpotten des Herrſcherbefehls!
Daß wir die geiſtigſten ſind der Bewohner der Erde, des Sandkorns,
Daß wir, betrachtend das All, fühlen das irdiſche Nichts,
Das iſt einzig der Stolz und der Ruhm, der den Menſchen gebühret!
Stolz auf Demuth nur zeigt den gereiften Verſtand!

Suchest du Glück in der Welt, nur triffſt du es an in Beſchränkung;
Kindliche Einfalt giebt mehr, als Spinoza dich lehrt.
Haſt du den Frieden in dir, und hätteſt du die Welt für die beſte,
Lebſt du genügſam und ſtill, fromm im Vertrauen zu Gott,
Biſt du ein heiterer Gaſt an der Tafel des ſpärlichen Daſeins,

Nimmer verlangend nach dem, was das Geſchick dir
versagt:
Dann wird dauerndes Glück aus Frieden der Seele dir
reifen!
Zwar iſt ſelten die Frucht, nicht für die Erde be-
ſtimmt,
Aber gelangt ſie zur Reife, ſo lohnt ſie mit Segen und
Wohlthun,
Heitert das Leben und macht Nächte des Todes dir hell!

Nie laß Glauben dir nehmen, den Anker bekümmerter
Herzen!
Wiſſen der Menſchen erſetzt nimmer die göttliche Kraft,
Nicht offenbaret es dir dein Daſein, deine Beſtimmung,
Nicht, dir erhebend den Muth, ſtärkt es im Tode das
Herz!
Aber der Fittich des Glaubens, allmächtig erhebt er empor
dich
Zur hochheiligen Bruſt Deſſen, der ewig dich liebt.
Ihm nur lebſt du und biſt du, in ihm iſt ewiges Leben!
Fliegende Schatten nur ſind Leiden der irdiſchen Welt!

Kraftvoll wahr' in dem Herzen das Kleinod ſeligen Glaubens,

Doch ſtets heilig und ſtill, nicht vor den Augen der Welt!
Frömmler und Myſtiker meid', und fliehe die Feſſeln der Knechtſchaft!
Frei nur trägt dich der Flug geiſtiger Schwingen empor.
Meinung der Sekten verwirf! nicht ſcheide die Trennung der Kirchen
Herzen von Herzen! wir ſind All' in der Liebe vereint.
Religion iſt Gottes Verklärung im irdiſchen Daſein,
Aber der Menſch und die Zeit haben die Kirchen gebaut!

Ständ' es mir jetzt noch frei, mir zu wählen ein Glaubensbekenntniß:
Dich doch wählt' ich allein, heiliges chriſtliches, mir!
Führer des Heers war Moſes, und Muhammed mächtiger Herrſcher,
Sonderung, Haß und Gewalt lehrten ſie Beide dem Volk;
Chriſtus, niedrig und arm, gab ſelige Lehren der Liebe,
Himmelan hebend das Herz, Bruderverband für die Welt.
Jene, ſie führten das Schwert und ſchlachteten blutige Opfer,
Er war liebend und gab ſelber zum Opfer ſich hin!

Jene, sie lebten in Pracht; er wurde verfolgt und getödtet!
So nur, im Leben und Tod, thut sich das Göttliche kund!

Achtung willst du erwerben? Es soll dich Liebe beglücken?
Achtung erwirbt, was du thust, Liebe verschafft, was du bist!
Richtest du Rühmliches aus, schaffst Nützliches: hast du die Achtung!
Bist du ein liebendes Herz: bist du der Liebe gewiß!

Nimmer vermeine du, Menschen verachtend, es werde das Gute,
Gern und mit Opfer vollbracht, selten erkannt in der Welt!
Gutes, in Liebe gethan, hochherzig, mit inniger Freude,
Segnend belohnt es und wird liebend und freudig erkannt.
Herrschend gebietet Verstand, ernst waltet gerechte Gesinnung
Ueber den Weltlauf stets, Thoren verschreien die Zeit.
Nur nicht wolle zu schnell, daß, hoch dich erhebend, im ersten
Auslauf, welcher gelang, gleich dich begrüße die Welt!

Haſche nach Freude du nicht, noch ſuche ſie je im Vergeſſen!
Rauſch fliegt ſchnell dir vorbei, läßt dir Ermattung zurück.
Nur im Bewußtſein wohnet die Freude, der Sieg in dem Kampfe,
Trefflicher Thaten Erfolg, führt ſie, die wahre, dir zu.

Armuth, immer geflehn, iſt reicher an Freuden als Reichthum,
Kraft und Bewußtſein würzt mühſam erworbenes Brod!
Reichthum fürchtet Verluſt, und Beſorgniß quälet die Hoffahrt;
Armuth aber, ſie hofft, Hoffnung beſeligt das Herz.

Manches Erfreuliche zwar von der Gnade der Großen erhielt ich;
Ungnad' aber, ſie gab oft mir noch Köſtlicheres,
Gab Selbſtachtung, Liebe der Niedern, willkommene Freiheit!
Dreifach herrliches Glück, ſelten bei Hofe bekannt!

Reicher Genuß herzhebender Freude vor Allen dem Künſtler,
Welcher mit rühmlichem Fleiß Schönes erſinnt und erſchaffe
Immer im Kampfe des Geiſtes, mit ſchwer zu beſiegendem Stoffe,
Edelſter Kraft ſich bewußt, lohnt ihn die Freude des Siegs.
Gottheit fühlt ſein Herz, es durchſtrömet ihn reinſtes Entzücken!
Selig der glückliche Geiſt, welchem das Schöne gelang!
Nicht das Gebilde nur ſtellt er dir dar; ſein innerſtes Weſen,
Kraftvoll, heiter und groß ſpricht im Gebilde dich an.
So ſein Leben verkläret der Künſtler; entflohen dem Erdball,
Lebt ſein Geiſt und Gemüth ſpäten Geſchlechten noch fort.

Mir auch, im herbſten Geſchick, ward Kraft und Erhebung und Freude,
Muſe, zu Theil durch dich, welche mein Leben beglückt!
Schrecken beherrſchte die Zeit voll Blut, und Napoleons Machtſpruch
Riß von dem jammernden Weib, riß von dem weinenden Kind

Unbarmherzig mich fort, mich ſchleppend in fernes Gefängniß,
Frech mit Despotengewalt, ohn' Unterſuchung und Recht!
Abendlich Dunkel erdämmerte ſchon, da verſchloß mich der Kerker!
Matt, aufs Lager von Streh, warf ich bekümmert mich hin,
Still mich befehlend der Hand, die Gewalt der Tyrannen zertrümmert,
Gnädig der Schwachheit hilft, mächtig Gedrückte befreit.
Als nun der Tag anbrach, da gewahrt' ich die ſchmutzigen Wände
Niedrigen, engen Gemachs, Fenſter mit Eiſen verwahrt.
Röthe des Morgens ergoß ſich, ſie malte die Mauern des Kerkers,
Strahlen des freundlichen Lichts ſpielten erheiternd um mich.
Und an den Wänden erblickt' ich die Namen der frühern Bewohner,
Las manch kräftiges Wort, manches erhebende Lied,
Troſt und Stärkung der Armen, die vor mir in Feſſeln geſchmachtet.
Denkmal ſchweren Geſchicks hatte ſich Jeder geſetzt.

Sieh', auch Lieder erblickt' ich von mir, fand Worte der Hoffnung,
Muthigen, frommen Vertrauns, welch' ich, in glücklicher Zeit,
Freudig gesungen der Welt, nicht ahnend, sie würden in solchem
Schreckengefühle der Noth künftig vor Augen mir stehn. *)
Thränen der Rührung vergoß ich; ihr hattet, gefühlvolle Lieder,
Herzen erhoben in Noth, Seelen im Kampfe gestärkt!
Geister von glücklichen Tagen, wie strahlet ihr Licht in mein Elend!
Strom hochfreudiger Kraft hob mein bekümmertes Herz!
Glücklich fühlt' ich und frei mich in Fesseln und Banden, und blickte
Muthig im frohen Vertraun, Gott, du Befreier, zu dir!

---

*) Am 26. Juni 1813 in einem der Gefängnisse des Rathhauses in Erfurt. Es waren die Lieder: „Hoffe, Herz, nur mit Geduld!" „Was grämst du dich?" und das Gedicht: „Freisinn." Edle Jünglinge, Gefangene von Lützows Corps, hatten vor mir den Kerker bewohnt.

Freiheit lautet das Schrein im Tumult wild tobender Menge!
Dem hochklingenden Wort opfert man Ströme von Blut.
Aber, was Freiheit sei, für welche die Opfer gefallen,
Ist nur Wenigen klar, nimmer der Menge bekannt.
Willst du, es sei dir erlaubt, nach eignem Gelüsten zu handeln?
Aber der Nachbar folgt eignen Gelüsten dann auch.
Glaubst du, die Freiheit wohn' in dem Prunk der Paläste des Königs?
Mehr noch vielleicht, als du dich, fühlt sich der König beschränkt.
Glanzvoll ist zwar Mächtiger Loos, doch selten erfreulich!
Ist doch traulich das Thal, einsam der Gipfel des Bergs!
Freiheit lebt im gerechten Gesetz, nur, wer es sich selbst giebt,
Standhaft treu es befolgt, rühme sich frei in der Welt!
Frei ist kräftiges Volk, das weise sich selber regieret,
Frei der gebildete Mensch, welcher sich selber beherrscht;
Aber das ganze Geschlecht, noch unreif, gleichet der Herde,
Welche den Hirten verlangt, welche des Treibers bedarf!

Hoch ſchlug froh mir das Herz, und Entzücken erfüllte die Bruſt mir,
Als zu der Freiheit einſt Galliens Volk ſich erhob.
Jüngling war ich, und träumte, die Zeit zu Verklärung der Menſchheit
Völkerbeglückend und groß breche nun endlich herein.
Aber ich ſah nur Elend und Blut und Tyrannen und Sklaven,
Schmerzlich erwacht' ich ſofort! — Nicht doch bereu' ich den Traum!
Eitel geſchwätziges Volk, unfrei und befangen in Thorheit,
Dünkend ſich groß, war nicht, Großes zu gründen, geſchickt.
Nur bluttriefenden Treiber vermißt' es; er ward ihm und trieb es
Wild in das Feuer der Schlacht, grimmig zum Froſte des Pols! —
Ihr glänzt rühmlich dagegen, ihr kleineren Völker der Deutſchen,
Ihr habt größre Gewalt päpſtlichen Joches geſtürzt,
Freiheit muthig errungen, die geiſtige, Herzens und Glaubens,
Grund auf Felſen gebaut, künft'ger Veredlung der Welt!

Nicht doch bereu' ich den Traum, denn ich athmete kräftiges Leben,
Großes erhob mir das Herz, Herrliches hat mich entzückt!
Selbst mein Schmerz, als ich sah, wie grausam betrogen die Welt war,
Flüchtete fromm sich zu dir, Herrscher und Lenker der Zeit!

Sanft stets waltet Natur, allmälig entblüht ihr das Schöne,
Nicht zwingt rohe Gewalt Blüthen und Früchte herbei;
Aber wie Wärme die Pflanzen erzieht, und wie Licht sie entfaltet,
So auch Lieb' und Vernunft wirken in geistiger Welt.

Langsam schreitet sie fort, doch unaufhaltsam, die Bildung;
Geistererziehung allein ist die Bestimmung der Welt.
Leben des Volks wird mündig; es naht sich die Zeit der Erlösung
Einst von des Kriegs und des Mords grausam geübter Gewalt!

Tempel erbauet der Frieden, im heiligen Bunde der Völker
Leben die Staaten beglückt, leben die Fürſten geehrt!
Röthe dich, göttlicher Tag! bald blühe, du herrlicher Morgen,
Ueber mein einſames Grab, weltenbeglückend, herauf!

Ende des zweiten Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

August Mahlmann's

Mährchen

und

Erzählungen.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Volckmar.
1840.

August Mahlmanns

sämmtliche Schriften.

Nebst

Mahlmanns Biographie.

Dritter Band.

Prosaische Schriften. I.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Benno. (Eine Erzählung.) 1

Die Urne 45

Eduards Bekehrung zum Eheſtande und ſeine Wanderung auf Freiers Füßen mit ſeinem Vetter Jakob 79

Benno.

Eine Erzählung.

Es war gegen das Ende des elften Jahrhunderts, als Philipp der Erste Frankreich beherrschte. Sein Hof war der glänzendste von Europa, und er selbst nannte sich den König der Könige. In gewisser Rücksicht mochte diese Benennung wahr sein, denn er war der üppigste und sittenloseste Monarch seiner Zeit. Das Beispiel, das er seinen Unterthanen gab, wirkte so mächtig, daß seine Residenz bald zu einem Sammelplatze aller Wollüste ausartete, daß die stillen Tugenden des Bürgers, Religion und Sittlichkeit verachtet, und nichts geschätzt wurde, als das Laster mit seinem blendenden Glanze.

Der Geist der damaligen Zeit ertrug wohl Gewaltthätigkeiten, die der Stärkere an dem Schwächern ausübte, aber die entnervenden Laster der Ueppigkeit und der Wol-

luſt waren allgemein verabſcheut. Man hing noch der Religion ſeiner Väter mit blinder Ergebung an, noch waren die Eide heilig, der Schwur der Ehe unverletzlich, und Keuſchheit und Reinheit der Sitten war die Mitgabe, die der Sohn vom Vater, die blühende Jungfrau von der Mutter erhielt. Philipps Leben erregte daher allgemeinen Unwillen. Die Kirche bediente ſich ihrer Macht, deren Anwendung wenigſtens in dieſem Falle wohlthätig war, und von dem päpſtlichen Stuhle, auf welchem damals Urban der Zweite ſaß, fiel der Bannſtrahl auf das Haupt des Königs.

Benno war aus Flandern. Sein Vater, der in dieſer Provinz ein kleines Gut beſaß, hatte ihn ſchon in ſeinem funfzehnten Jahre, durch Verwendung eines Oheims, an Philipps Hof gebracht, um dort die Dienſte eines Pagen zu verrichten, und dann bei zunehmendem Alter die ritterlichen Uebungen zu erlernen. Er genoß eine Erziehung, die in der damaligen Zeit vortrefflich war, das heißt, man lehrte ihn leſen, ein wenig ſchreiben, und ſehr viel Chriſtenthum. Er wuchs heran, und lernte reiten und turniren; er ward Knappe und that ſich in mehreren kleinen und großen Fehden hervor, die damals zur Tagesordnung gehörten. Sein offnes, empfängliches Herz, ſein feuriger Geiſt erwarben ihm überall Freundſchaft und Zutrauen. Er war ehrerbietig und beſcheiden im Kreiſe der Männer,

froh in den Zirkeln der Jünglinge, ſanft und anziehend in den Geſellſchaften der Frauenzimmer.

Im dreiundzwanzigſten Jahre erhielt er endlich den Ritterſchlag, und durch den Tod ſeines Vaters, der kurz darauf erfolgte, ſeine völlige Freiheit. War es ein Wunder, daß ihm dieſe an einem ſolchen Hofe gefährlich ward? Der Strudel riß ihn mit fort, ſein gutmüthiges, zur Freude geſtimmtes Herz war nur zu leicht zu gewinnen, und ſein Geiſt hatte nicht Feſtigkeit genug, der Verführung zu widerſtehen.

Es giebt in dem Leben eines jeden beſſern Menſchen einen feierlichen Augenblick, wo er ſich ſelbſt und den Weg, den er wandelt, überſieht, wo er jede Abweichung bemerkt und mit feſtem Tone zu ſich ſelbſt ſagt: Ich will anders ſein! Hat ſeine Seele Kraft, dieſer innern Geſetzgebung zu folgen, ſo kann man von dieſem Augenblicke an von ihm ſagen, er beſitze einen Charakter; ein Attribut, mit dem man im gemeinen Leben viel zu freigebig iſt, und das man im Grunde nur wenig Menſchen beilegen kann. Es war nicht die Furcht vor dem Bannſtrahl Urbans, die den Ritter Venno zu beſſern Entſchlüſſen führte, denn ſeine ſtolze Seele kannte keine Furcht; aber der allgemeine Unwille, der bei dieſer Gelegenheit laut ward, öffnete ihm die Augen über ſich und die Menſchen, die ihn umgaben.

„Ich will ſie fliehen, die Elenden, die mich um die Unſchuld meines Herzens, um die Reinheit meiner Sitten betrogen haben," ſagte er zu ſich ſelbſt, und kaum graute der Morgen, ſo zog er, von einem einzigen treuen Diener begleitet, nach der väterlichen Burg.

Gottfried von Bouillon, Herzog zu Lothringen, war mit den edelſten ſeiner Vaſallen aufgebrochen, um die heiligen Stellen, welche mit dem Blute des Erlöſers gefärbt waren, den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Das Gerücht von ſeinen Thaten durchflog ganz Europa, überall ſprach man von dem Ruhme der Helden, von ihren beſchwerlichen Zügen, von der Pracht, mit welcher der Kaiſer Alexius in Konſtantinopel Hof hielt, und von den Künſten und Wiſſenſchaften der Sarazenen in Aſien. Alles rüſtete ſich, den Helden zu folgen und ihre Lorbern zu theilen, unter Andern Hugo, der Bruder Philipps von Frankreich, und Robert der Graf von Flandern, Benno's Lehnsherr.

Da ward dem Ritter Benno die Burg ſeiner Väter zu enge, der Durſt nach Thaten ergriff ihn, er ſehnte ſich, die heiligen Länder zu ſchauen, wo der Wunderbare gewandelt hat, an den wir Alle glauben, und er verkaufte ſeine kleine Beſitzung und trat in Roberts Gefolge ſeinen Zug nach Paläſtina an. Sie nahmen ihren Weg nicht

wie die übrigen Kreuzfahrer durch die Staaten des Königs Coloman von Ungarn, sondern gingen nach Italien, empfingen da den Segen des Papstes und schifften dann nach Durazzo über, um sich mit den Helden, die vorausgegangen waren, bei Konstantinopel zu vereinigen.

Benno besuchte den Hof des Alexius. Alles, was der verfeinerte Kunstgeschmack der Griechen und die Ueppigkeit des Morgenlandes hervorgebracht hatte, war hier anzutreffen. Ein Fest verdrängte das andere, kostbare Geschenke wurden ausgetheilt, Freundschaftsversicherungen wurden gegeben; aber es entging dem scharfen Auge Benno's nicht, daß man dadurch nur die Armuth des Landes verstecken, und die Feindschaft, die man gegen die neuen Ankömmlinge hegte, verbergen wollte. Unter dem Heere, das zur Besiegung der Ungläubigen ausgezogen war, gab Jeder vor, er habe der Ehre Gottes sein Blut und sein Leben gewidmet, aber Jeder trug den niedrigsten Eigennutz in seiner Brust. Die Heerführer dachten nur an Eroberungen großer Provinzen, die Soldaten dürsteten nur nach Raub und Beute und überließen sich allen Gräueln einer schlecht geordneten Kriegszucht. „Ist sich denn der Mensch überall gleich?" rief Benno aus; „muß selbst das Heiligste entweiht werden, um seine niedrigen Triebe zu befriedigen? Mit welchen schönen Aussichten verließ ich mein Vaterland? und was werde ich hier anders sein,

als das elende Werkzeug, die Raubsucht meiner Untergebenen zu befriedigen, und der Ehrbegierde meiner Vorgesetzten genugzuthun?"

Die Armee der Kreuzfahrer verließ die Gegend von Konstantinopel und eröffnete den Feldzug des Jahres 1097 mit der Belagerung von Nicäa, der Hauptstadt Bithyniens. Kunst und Natur hatten diese Stadt befestigt, und der Muth ihrer Einwohner vertheidigte sie hartnäckig. Umsonst wagten die Heere der Christen mehrere Stürme, sie wurden zurückgeschlagen, und Haufen von Leichen bezeichneten die Stellen, wo sie mit vergeblicher Anstrengung gefochten hatten. Der Sultan Kilidge-Arslan hatte den größten Theil seiner Schätze in der Stadt, und rückte daher mit einer Armee von funfzigtausend Mann zu ihrem Entsatz an. Die Christen waren davon benachrichtigt, erwarteten den Sultan und schlugen ihn nach einem hitzigen Gefechte wieder in die Gebirge zurück. Er ließ viertausend Mann auf dem Platze, aber auch den Christen war dieser Sieg theuer zu stehen gekommen. Mehrere Tausende waren geblieben, unter ihnen Balduin Graf von Gent, einer der besten Freunde Benno's.

Der stolze Sarazene war über seinen Verlust mehr wüthend als niedergeschlagen. Er erneuerte am andern Morgen das Treffen, die Besatzung unterstützte ihn durch

einen heftigen Ausfall, und das Heer der Chriſten kämpfte den blutigſten Kampf, den es bis jetzt gefochten hatte. Benno ſtritt in der vorderſten Reihe unter der Fahne Roberts von Flandern; ihm gegenüber that ein junger Sarazene Wunder der Tapferkeit; er hatte ſich mit einem kleinen Haufen, der ihm folgte, durch das Vordertreffen der Chriſten durchgeſchlagen und machte Alles nieder, was ſich ihm entgegenſtellte. Ein Pfeil verwundete ſeine rechte Hand, aber er faßte den Säbel mit der linken und ſtürmte gegen Benno an. Der Jüngling war ermattet, es gelang dem Ritter, ihn zu entwaffnen. Da fiel der junge Held ihm zu Füßen und ſprach: „Chriſt, ich will Dein Sklave ſein, nur ſchone meines Lebens!“ Benno war ausgezogen, um das Blut des gefallenen Freundes zu rächen, er rief: „Ungläubiger, Du mußt ſterben!“ Da ſtammelte der Jüngling: „Ich habe einen alten Vater!“ aber Benno haute ihn nieder. Kaum ſah ihn ſein Haufe fallen, ſo ſtürmte er mit erneuerter Wuth gegen den Ritter an, ſeine verſuchteſten Leute fielen, er ſelbſt mußte ſich zurückziehen. Schon neigte ſich die Sonne gegen Abend, und noch war der Ausgang der Schlacht ungewiß, die Prieſter liefen mit dem Bilde des Gekreuzigten durch die Reihen, die Weiber ſchrien und heulten im Lager, da ſiegte endlich die Menge und die Schwärmerei, und die Sarazenen flohen in die Gebirge.

Während am andern Tage das ganze Lager den entſcheidenden Sieg feierte, ſaß Benno traurig vor ſeinem Gezelte.

„Warum ſo niedergeſchlagen, tapfrer Ritter?“ fragte der Kapuziner Bernard.

„Ich habe einen wehrloſen Menſchen ermordet,“ antwortete Benno.

„Ihr habt einen Ungläubigen geopfert,“ erwiederte der Kapuziner.

„Mönch!“ ſeufzte Benno, „es war der ſchönſte, tapferſte Jüngling, den ich je ſah.“

„Es war ein Feind Gottes!“ verſetzte der Mönch.

„Er hatte einen alten Vater!“

„Wollte Gott, der alte Vater wäre auch in unſre Hände gefallen, ſo wär' die Brut vernichtet.“

„Mönch, Ihr ſeid entſetzlich!“ ſprach Benno und entfernte ſich.

„Gott will es haben!“ rief ihm der Mönch nach.

Einſam ging der Ritter in dem Walde ſpatzieren, der an den rechten Flügel des Lagers ſtieß. Das Bild des unglücklichen Jünglings ſchwebte vor ſeinen Blicken, es ſtiegen Gedanken in ihm auf, vor welchen er erſchrak,

er verlor ſich in Dunkelheiten und Zweifeln und kehrte erſt mit einbrechender Nacht wieder ins Lager zurück.

Nach einer langwierigen Belagerung ging endlich Nicäa durch Capitulation über. Das Heer der Chriſten bezeigte durch Gräuel und Grauſamkeiten ſeine Freude. Benno ſah dieſelben Laſter, die ehemals am Hofe Philipps mit dem Banne beſtraft wurden, ungeſtraft unter den Augen der Geiſtlichkeit, ja von Geiſtlichen ſelbſt verüben. Man war allgemein unzufrieden darüber, daß das Leben der Einwohner durch die Capitulation geſichert worden war, denn man hatte ſich vorgenommen, Alles über die Klinge ſpringen zu laſſen und weder Alter noch Geſchlecht zu ſchonen. Die Geiſtlichkeit ſagte laut, man brauche den Feinden Gottes kein Verſprechen zu halten, und munterte die Soldaten zum Mord auf, aber Butumites, der Feldherr der Griechen, hintertrieb es, indem er die Thore von Nicäa ſperrte und nicht mehr als zehn Mann von der Kreuzarmee auf einmal hereinließ, welche dann bei ihrer Zurückkunft ins Lager durch zehn Andre abgelöſt wurden. Damit das Mißvergnügen hierüber nicht laut ausbrechen möchte, ſo ließ er Geld unter die Soldaten vertheilen und erlaubte ihnen alle Ausſchweifungen, denen ſie ſich im Lager überließen. Viele der gefangenen Chriſten, welche vermöge der Capitulation ausgeliefert worden waren, gingen wieder zu den Sarazenen über.

Während sich das Heer der Kreuzfahrer aller Ausgelassenheit der Freude überließ und sorglos vor den Mauern der eroberten Stadt schwelgte, sann der Sultan, den sein Unglück nur entschloßner gemacht hatte, auf ihr Verderben. Er hatte durch Kundschafter erfahren, daß sie Willens waren, nach Antiochien zu marschiren, und lagerte sich daher mit einem auserlesenen Heere in die Gebirge, durch welche sie ihren Weg nehmen mußten. Das Heer der Christen brach auf. Es kam in die Gebirgspäße von Phrygien. Die Wege waren eng und beschwerlich, der Zug ging nur langsam, und die Armee theilte sich daher in zwei Kolonnen, um schneller durch die Gebirge vorzurücken. Der Sultan benutzte diesen Fehler und fiel die Kolonne an, welche linker Hand marschirte und die schwächste war. Die Armee war auf nichts weniger vorbereitet, als auf einen solchen Anfall. Die Sarazenen stritten mit grenzenloser Wuth, um den Schimpf ihrer zweimaligen Niederlage abzuwaschen. Die Christen wurden umringt, eine unzählbare Menge Volks blieb, und beinahe ihre ganze Bagage fiel in die Hände der Feinde. Robert focht mit seinen Vasallen mitten unter den dichtesten Haufen der Sarazenen, aber vierzig seiner tapfersten Ritter fielen an seiner Seite, Benno ward gefangen, und Robert selbst so schwer verwundet, daß er bald nachher starb. Es würde um die ganze Abtheilung des Heers geschehen sein, wenn

ihr nicht die andre Kolonne noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre und die Sarazenen zurückgedrängt hätte.

Seiner Rüstung beraubt, mit Ketten belastet, ward Benno mit mehreren Gefangenen vor den Sultan geführt.

„Hattet Ihr zu Hause keine Gräber, daß Ihr so weit herkommt, sie zu suchen?" fragte der Sultan.

Benno erwiederte stolz: „Wir fragen nach dem Tode nichts, wir streiten und sterben für die Ehre unsers Gottes!"

Da erhob sich der Sultan von dem prächtigen Teppich, auf dem er saß, und fragte mit zornigem Blicke:

„Hält Euer Gott Rauben, Morden und Plündern für Ehre? Wenn es wahr ist, daß er hier gewandelt hat, warum befleckt Ihr seine Fußtapfen mit Gräueln? Was thaten Euch meine Unterthanen? überfielen sie Eure Hütten? trieben sie Eure Herden weg? entführten sie Eure Weiber? Ihr Unsinnigen, was trieb Euch über das Meer?"

Benno verstummte. Man führte die Gefangenen aus dem Zelte des Sultans, vor welchem sich eine Menge Volks versammelt hatte, um sie vorbeiführen zu sehen. Da drängte sich ein Jüngling durch den Haufen des

Volks, und trat zu Benno, und sprach zu dem Offizier, der die Wache der Gefangenen commandirte: „Emir, laß mich diesem Christen seine Fesseln lüften!“ Benno blickte auf, und siehe! der Jüngling stand vor ihm, den er in der Schlacht bei Nicäa so schändlich niedergehauen hatte. Eine breite Narbe lief an seiner Stirn hin, sein Angesicht war blaß. „Also Du lebst noch?“ rief Benno freudig. „Allah hat mich gerettet!“ sagte der Jüngling und blickte dankbar zum Himmel. „O vergieb mir!“ rief Benno, aber der Jüngling schwieg und lüftete ihm seine Fesseln.

Um seine Auslösung zu erleichtern, hatte sich Benno für einen gemeinen Krieger ausgegeben; aber er erschwerte dadurch seine Lage. Anstatt daß man die vornehmern Gefangenen als Geiseln im Lager zurückbehielt, so führte man ihn mit den Gemeinen nach Antiochien ab, und da man auch da ihren Aufenthalt nicht für sicher hielt, so transportirte man sie durch Syrien nach Kairo. Das Ungemach, das sie unterwegs ausstanden, war schrecklich. Mit elenden Lumpen bekleidet, mit Ketten aneinandergeschlossen, mußten sie die brennenden Sandwüsten dieser Gegenden durchwaten, ohne Obdach waren sie den Sonnenstrahlen unaufhörlich ausgesetzt, und oft vergingen mehrere Tage, ohne daß ein Trunk ihre trockne Zunge labte. Viele starben, und Benno blickte oft voll Sehnsucht zu dem Himmel und bat um das Ende seiner Qual,

zumal da ihm durch den Tod Roberts jede Aussicht zu seiner Befreiung benommen war.

Endlich näherten sie sich Kairo. Ihr Weg ging nun durch fruchtbare Aecker, durch schattige Wälder, bei blühenden Gärten vorbei, und schon der Anblick dieser schönen Landschaft stärkte die Ermatteten. „Sind das die Menschen," dachte Benno, „die unsre Priester Feinde Gottes nennen? warum läßt Gott die Saat seiner Feinde so schön aufgehen? warum erntet der Ungläubige so gut wie der Gläubige?"

Eine Menge Sarazenen, die sich vor den Christen geflüchtet hatten, hielten sich theils in Kairo, theils in den nahegelegenen Gegenden auf und hatten die Nachricht von den Grausamkeiten, die die Kreuzfahrer gegen die Anhänger des Propheten verübten, hierher gebracht. Die Ankunft so vieler Gefangenen und ihre öffentliche Ausstellung erregte daher einen Auflauf in der Stadt, und der Pöbel rottete sich zusammen und mißhandelte die Unglücklichen. Matt und entkräftet lag Benno auf den harten Steinen des Marktes. Ein sarazenisches Mädchen ging vorüber, der Anblick des unglücklichen Jünglings rührte sie, und ihre großen schwarzen Augen füllten sich mit mitleidigen Thränen. Sie nahte sich ihm schüchtern und fragte leise: „Armer Jüngling, bist Du krank?" Benno's

Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf ihrer schönen Gestalt, und er sprach: „Erbarme Dich, schönes Mädchen, und reiche mir einen Trunk!“ Da flog das Mädchen davon, und kam eilends wieder, und brachte ihm in einem Körbchen Datteln und Feigen, und in einem Kruge einen Trank von ausgepreßtem Zuckerrohr. Benno ergriff ihre Hand und drückte sie an sein Herz, er wollte danken, aber die Thränen erstickten seine Stimme. Das Mädchen erröthete und entfernte sich schnell. Da hob Benno seinen dankbaren Blick zu dem auf, der den Unglücklichen nahe ist, und rief mit Thränen: „O du bist aller Menschen Gott! und unter jedem Himmelsstriche giebt es Seelen, die barmherzig sind wie du!“

Um die Gefangenen den Augen des Pöbels zu entziehen, befahl der Kalif, daß sie als Sklaven unter die geflüchteten Sarazenen und unter die Einwohner Aegyptens, deren Söhne bei dem Heere des Sultans waren, vertheilt werden sollten. Ehe sie aber abgeführt wurden, besah er sie selbst. Alle fielen vor dem Kalifen auf die Knie, nur Benno nicht. Aus seinen Augen strahlte jene Größe, die über die Schicksale der Welt sich erhebt, und jene Würde, die selbst das härteste Unglück einer edlen Seele nicht entreißen kann. Der Kalif sah ihn lange an; endlich sagte er zu einem Emir aus seinem Gefolge: „Bringe diesen Sklaven zu Ali Monzo!“ Der Emir

verneigte ſich tief vor dem Kalifen, und trat zu Benno und ſprach: „Ungläubiger, die Gnade unſers Kalifen iſt wie die Sonne, deren Strahlen unzählbar ſind; er hat befohlen, daß Du der Sklave des weiſen Ali Menzo werdeſt, darum mache Dich auf und folge mir.“ Benno folgte ſtillſchweigend dem Emir; ſie gingen durch die Thore von Kairo und wendeten ſich ſüdlich nach den Gebirgen.

Nach einer Stunde befanden ſie ſich an dem Fuße eines Bergs und betraten einen Fußſteig, der ſich hinaufſchlängelte. Der Berg war ſteil und der Tag ſo heiß, daß Benno mehrere Male unter der Laſt ſeiner Ketten erlag. Endlich erreichten ſie ſeinen Gipfel und überblickten ein Thal, welches der Emir mit den entzückenden Gefilden verglich, welche der Prophet den Gläubigen im Paradieſe verſprochen hat, wo alle Blumen und alle Jungfrauen ewig blühen werden. „Und hier,“ fuhr er fort, „Ungläubiger, wirſt Du wohnen; jenes Haus, welches dort von den hohen Cedern beſchattet wird, iſt die Wohnung des weiſen Ali Menzo; dieſen Wald von Oelbäumen hat er ſelbſt gepflanzt; jener Garten iſt ſein Lieblingsort, dort blühen die ſchönſten Blumen des Morgenlandes, aber Alinda, die Tochter des weiſen Ali, blüht ſchöner denn ſie alle; doch hüte Dich, in den Himmel ihrer Augen zu blicken, denn einem niedrigen Sklaven geziemt es nicht, das Hohe zu betrachten.“

Benno hörte wenig von dem, was der Emir ſprach. Er war ſo ermattet, daß er niedergeſunken war, und wenn er ſich ja über etwas freute, ſo war es darüber, daß er nun den Ort ſeiner Beſtimmung vor ſich ſah, und bald ein ruhiges Plätzchen zu finden hoffte, wo er ſterben könnte; denn er glaubte gewiß, daß der Tod ſeine Feſſeln bald zerbrechen würde. Wie er ſich wieder erholt hatte, ſtieg er mit dem Emir in das Thal hinab.

„Führe mich zu dem weiſen Ali Monzo!“ ſprach der Emir zu einem Araber, der in Ali's Dienſten war, und der Araber öffnete ihnen die Thür des Gartens und führte ſie durch einen langen Gang, der mit Mandelbäumen beſetzt war, zu der Laube, in der Ali ſich befand. Sie traten hinein und erblickten einen Greis, der an einem Tiſche ſaß und las. Ungeachtet ſein Haar weiß war, wie der Schnee, ſo glänzte doch in ſeinen Augen noch das Feuer der Jugend; die Jahre und das Schickſal hatten auf ſeinen Wangen Furchen gezogen, aber ſie hatten ſein Haupt nicht gebeugt. Um ſeine Lippen ſchwebte eine Gutmüthigkeit, die Vertrauen erregte, und der Ton ſeiner Stimme war ſanft und ernſt, wie die Stimme eines Vaters. Zu ſeinen Füßen ſaß auf einem prächtig geſtickten Polſter ein Mädchen von ungefähr funfzehn Jahren; ihre langen blonden Haare flogen in natürlichen Locken um ihre Schultern, Schönheit und Grazie ſchwebten auf

ihrem Geſicht, aber ihre Augen waren mit einer ſchwarzen Binde bedeckt. Sie hatte Blumen auf dem Schooße, mit denen ſie ſpielte, und neben ihr lag eine Zither. Der Emir ſprach:

„Weiſer Ali Menzo, Sohn Abdad, der Kalif, dem Allah Leben und Geſundheit geben wolle, ſendet mich zu Dir, und hat mir aufgetragen, Dir dieſen ungläubigen Sklaven, der in der Schlacht vom Heere des Sultans gefangen worden iſt, zu überbringen."

„Allah erhalte den Kalifen!" ſprach Ali, dann wendete er ſich freundlich zu Benno und fragte: „Mein Sohn, wo biſt Du her, und wie iſt Dein Name?"

„Ich heiße Benno, und mein Vaterland iſt weit von hier, weiſer Ali."

„Nenne mich nicht ſo," erwiederte der Greis, „Du biſt ein Mitglied meines Hauſes geworden, und darfſt mich Vater nennen."

Da fiel Benno zu Ali's Füßen und rief mit Thränen: „O mein Vater, gieb mir einen Platz, wo ich ruhig ſterben kann!"

Ali ſagte voll Mitleid: „Du biſt krank und wirſt geneſen!" Er rufte dann einige ſeiner Diener und befahl ihnen, dem Ermatteten die Ketten abzunehmen und ſeiner zu pflegen.

Benno ward von seinen Ketten befreit, man wusch und salbte ihn, man gab ihm stärkende Nahrungsmittel und führte ihn dann wieder in den Garten, wo er in einem kleinen mit Weinreben überzogenen Hüttchen ein bequemes Lager für sich bereitet fand. Er fiel in einen tiefen Schlaf und erwachte erst am andern Morgen, da die Sonne schon hoch am Himmel stand. Der Schlaf hatte ihn erquickt und gestärkt, er fühlte sich ziemlich gesund, aber mit dem Gefühle seiner Gesundheit erwachte auch das Gefühl seines unglücklichen Schicksals in doppelter Stärke. Er, ehemals geachtet und geschätzt an dem Hofe des mächtigsten Fürsten von Europa, war jetzt ein niedriger Sklave, der auf den leisesten Wink gehorchen mußte, wenn es sein Gebieter verlangte; er hatte sein Vaterland verlassen, um Ehre und Ruhm zu erwerben, und schimpfliche Ketten, eine entehrende Gefangenschaft, die erniedrigendste Behandlung war sein Loos gewesen. Die Zukunft stand wie eine Nacht vor seiner Seele. Von wem sollte er Befreiung erwarten? Wer sollte ihn in dem Winkel der Erde ausfindig machen, in welchen er gebannt war? — Alle diese finstern Gedanken bestürmten seine Seele, sein geängstetes Herz ergoß sich in Thränen, er weinte laut.

„Was weinst Du, Benno?" fragte eine sanfttönende weibliche Stimme.

Benno sah sich um und erblickte das schöne Mädchen mit den verbundenen Augen, die gestern zu Ali's Füßen saß. Durch ihr Haar war ein frischer Myrtenkranz gewunden, eine Zither hing an einem seidnen Bande über ihre Schulter, und in den Händen hielt sie eine Blumenguirlande, die sie eben wand.

„Ach, was hat der Hülflose anders als Thränen?" antwortete Benno; „ich bin sehr unglücklich; laß mich weinen, gutes Mädchen!"

„Bist Du unglücklich?" erwiederte das Mädchen; „ach nein, Du bist nicht unglücklich! um Dich ist ein schöner glänzender Tag, Du kannst die Sonne sehen, und die Erde mit allen ihren Blumen, und die Gestirne der Nacht und den freundlichen Mond. Die arme Thirza kann das nicht sehen, die arme Thirza ist blind! Mein Vater sagt, Allah habe seine Herrlichkeit auf dem Angesichte des Menschen geoffenbart, ich armes Mädchen habe das schöne Menschenangesicht nie gesehen! In Deinen Träumen erscheinen Dir freundliche Gestalten, aber in Thirza's Träumen sind keine Gestalten, ach! die arme Thirza ist unglücklicher als Du!"

Da ergriff Benno die Hand des Mädchens und sprach: „Unglück bindet Seele an Seele, Thirza, sei

meine Freundin!" Aber Thirza setzte sich stillschweigend nieder, nahm ihre Zither und sang:

„Allah giebt Licht in Nächten,
Allah giebt Trost in Noth!
Und bleichgehärmte Wangen
Färbt Allah wieder roth!

„Blumen und Blüthen welken,
Jahre verschwinden im Flug;
Doch ach mein Herz wird bleiben,
Das hier voll Schwermuth schlug!

„Fröhlich zu Allahs Wohnung
Werd' ich hinübergehn,
Dort wird die Nacht verschwinden,
Dort wird mein Auge sehn."

„Wer hat Dich das schöne Lied gelehrt, Thirza?" fragte Benno. Thirza seufzte und sprach: „mein Herz und mein Unglück!"

Benno blieb mehrere Tage in dem kleinen Hüttchen, seine Füße waren geschwollen, seine Hände von den Ketten wundgerieben, er konnte nicht gehen. In seiner Einsamkeit sah er Niemanden, als die Diener Ali's, die ihn sorgfältig verpflegten, und die liebenswürdige Thirza, die täglich zu ihm kam, ihn jeden Morgen mit frischen Blu-

men beſchenkte und wie ein guter Genius den Kummer ſeines Herzens linderte. Er nannte ſie ſeinen Engel; denn der Ton ihrer Zither, die Melodie ihres Geſanges waren allein vermögend, die finſtern Wolken zu verſcheuchen, die auf ſeiner Seele lagen.

Endlich war er völlig geneſen. Thirza begleitete ihn, da er zum erſten Male wieder ins Freie hinaustrat. In dumpfer Betäubung hatte er vormals das herrliche Thal überſehen, jetzt ſprach die Stimme der Natur mit voller Kraft zu ſeinem Herzen; ein lebendiger Odem wehte Muth in ſeine Seele; er fühlte wieder eine Verwandtſchaft mit ſeinem Leben, eine Luſt an ſeinem Daſein; er drückte mit freudiger Rührung Thirza's Hand und ſprach:

„O Thirza! in dieſem ſchönen Thale werde ich Alles vergeſſen, meine Hoffnungen, meine Wünſche, mein Unglück, Alles, Alles!“ — „Gefällt es Dir, Benno?“ erwiederte das Mädchen; „o ja, es iſt ſchön! ich fühle, daß mich ein leiſes Lüftchen umweht, ich höre es durch die Wipfel der Cedern rauſchen und mit den Blättern des Feigenbaums ſpielen; ich höre das Summen in den Blumen und Blüthen, ich freue mich auch.“

„Gutes Mädchen!“ rief Benno aus und küßte ſie auf die Stirn. — „Komm', laß uns zu unſerm Vater gehen, Benno,“ ſprach Thirza, „er hat oft nach Dir

gefragt, und ich habe ihm viel von Dir erzählt, er liebt Dich."

Er ging mit Thirza in die Laube, in der Ali Menzo saß. „Willkommen, mein Sohn!" rief ihm der Greis entgegen; „bist Du wieder hergestellt?"

„Habe Geduld mit mir, mein Vater," antwortete Benno; „Deiner sorgsamen Pflege habe ich es zu verdanken, daß ich noch lebe; aber ich habe meine Freiheit, mein Vaterland, meine Freunde, Alles, was mir lieb ist, verloren."

„Glaube nicht," unterbrach ihn der weise Ali, „daß das Herz des Greises die Gefühle der Menschlichkeit nicht mehr kennt. Setze Dich, Benno, und erzähle mir von Deinem Vaterlande und Deinen Freunden. Was bewog Dich, sie so weit zu verlassen, und Dein Leben und Deine Freiheit dem ungewissen Spiele des Kriegs auszusetzen?"

Benno sagte: „Die heiligen Länder, wo die Geheimnisse unsrer Religion vorgegangen sind, sind jedem Kinde bei uns von dem zartesten Alter an bekannt. Wenn wir kaum den Namen unsers Vaterlandes wissen, hören wir schon von Aegypten, wo das Volk Gottes auszog; von dem hohen Sinai, wo der furchtbare Ewige seine Gesetze gab; von Bethlehem, wo ein Gott, der sanfter war,

menſchliche Geſtalt annahm; von Jeruſalem, wo ſie den Freundlichen tödteten; von Thabor und Horeb, wo er ſich in dem Glanze ſeiner Herrlichkeit zeigte. Da hatte ich ſchon von Jugend auf den Wunſch, dieſe wunderbaren Gegenden einmal zu ſehen, und, wenn ich nach Hauſe käme, der Achtung zu genießen, die man Jedem bei uns erzeigt, der hier geweſen iſt. Dieſer Wunſch verlor ſich, da ich an dem Hofe eines unſrer Könige lebte, und durch das üppige Leben, das dort herrſchte, zerſtreut und, ich möchte beinahe ſagen, mir ſelbſt entriſſen wurde. Ich floh endlich den verderbenden Strudel des Hofs und lebte einſam auf der Burg meiner Väter. Da wachten alle die frommen Gefühle meiner Kindheit wieder in mir auf, und ich ergriff mit Freuden den Entſchluß, den die größten Helden meines Vaterlandes nahmen, und zog bewaffnet aus meiner Heimath, um das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu befreien; aber wir verdienten es nicht, die Ungläubigen zu beſiegen, denn das Heer der Chriſten übergab ſich allen Ausſchweifungen und Laſtern."

„Was nennſt Du ungläubig?" fragte Ali. „Jüngling, ich habe die Völker geſehen vom Ganges bis zum Nile, und jedes belegte das hohe Weſen mit einem eignen Namen, und erzählte beſondre Geſchichten von ihm, und nannte alle die Ungläubige, die ihm einen andern Namen gaben und andre Geſchichten erzählten. Aber da ich ſah,

daß ſie Alle glaubten, daß der hohe Ewige gütiger ſei, als wir verſtehen, und heiliger, als wir begreifen, daß wir Alle ſeine Kinder wären, und der Tugendhafteſte ſein liebſtes Kind, da nannte ich ſie Alle Gläubige. O Benno, Dein Gott hat nicht nur vor Zeiten hier gewandelt, er iſt noch hier, er iſt überall, er wandelt ſichtbar vor uns, denn durch ihn blühen die Blumen, und reifen die Saaten, und das Menſchenherz wird veredelt!"

„Aber mein Vater, unſre Prieſter ſagen — "

„Die Menſchen ſind Kinder," verſetzte der weiſe Ali, „und die Prieſter ſind ihre Wärterinnen; ſie erzählen ihnen fürchterliche Geſchichten, damit ſie ſtill ſind, und freundliche, damit ſie lachen, aber ihren Verſtand laſſen ſie ſchlafen, damit ſie der Ruthe nicht entwachſen."

Giebt es ein ſchöneres Gefühl, als das der Offenheit und des Zutrauens? ach! wenn ſich die Bruſt einer andern geliebten Bruſt öffnen, wenn ſich das beklommne Herz einem andern Herzen aufſchließen kann, da wachen alle entflohene Freuden wieder auf, und ihre bleiche Geſtalt erhält durch die Erzählung Farbe und Leben; da gehen die Tage der Vergangenheit vor unſrer Seele vorüber wie geliebte Verſtorbene, die wir im Traume wiederſehen; da erſcheinen ſelbſt kummervolle trübe Stunden in einem freundlichen Gewande, ſie bringen eine ſüße Wehmuth in

ihrem Gefolge, und freuen uns, denn sie sind unser, wir haben sie theuer erkauft, mit vielen Thränen.

Benno war bis jetzt mit Menschen umgegangen, die wenig Theil an ihm genommen hatten, um so mehr mußte er den edeln Greis lieben, der bei allem Ernste seines Alters jene zärtliche Theilnahme nicht verloren hatte, die Zutrauen erwirbt. Er liebte und achtete ihn auch wirklich wie seinen Vater, und glaubte ihm diese Achtung am besten durch unbegrenzte Offenheit zu beweisen. Er würde es für ein Verbrechen gehalten haben, sich dem Vortrefflichen anders zu zeigen, als wie er war, und daher verschwieg er ihm auch nicht den unbedeutendsten Umstand in der Geschichte seines Lebens.

Der weise Ali hörte ihm aufmerksam zu. Sein Blick ward finster, wie Benno erzählte, daß er den jungen Helden ungeachtet seines Bittens niedergehauen hatte, aber sein Angesicht erheiterte sich, als Benno seine Reue über diese That schilderte, und seine Freude, wie er den Jüngling im Lager wiedergesehen hatte. „Und nun," fuhr Benno fort, „segne ich den Tag, wo ich auf Befehl des Kalifen Dein Sklave ward. Dein Volk hat Dir den Beinamen des Weisen gegeben, um seine Achtung gegen Dich an den Tag zu legen, aber welchen Namen soll ich Dir geben, um Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe?"

„Du bist nicht mein Sklave," versetzte Ali Monzo, „wen bloß Unterwürfigkeit umgiebt, der ist unglücklich; Liebe und Freundschaft haben mich durch das Leben geführt und sollen mir auch den Abend meiner Tage erheitern! O mein Sohn, wenn ich zurückblicke auf den Weg, den ich gewandelt bin, so wird mein Herz voll Dank und Freude! Oft hat mich Allah kummervoller Tage gewürdigt, ich danke ihm, denn sie bereiteten mich zu dem Genuß der schönern vor, die darauf folgten, und jetzt, da die Sonne meines Lebens immer tiefer und tiefer sinkt, jetzt fühle ich es, daß ich ohne sie nie das geworden wäre, was ich bin! Mein Volk benennt mich mit dem Namen des Weisen, aber Du denkst zu gut von der Menge, wenn Du glaubst, daß es geschieht, um mir seine Achtung dadurch an den Tag zu legen. In den Augen des großen Haufens bin ich weiter nichts als ein Sonderling. In meiner Jugend that ich mich hervor und forderte keine Belohnung, im reifern Alter wurden mir Ehrenstellen angetragen, ich schlug sie aus. Entfernt von dem täuschenden Wahne, auf das Glück eines ganzen Volks zu wirken, glaubte ich meine Pflichten als Mensch und Bürger weit gewisser zu erfüllen, wenn ich die Menschen glücklich zu machen suchte, die mich umgaben. Noch vor wenig Jahren trug man mir die Würde eines Kalifen an, aber was mich vielleicht in der Jugend geblendet haben würde,

that im Alter keine Wirkung auf mich. Ich lehnte den Antrag ab und verhalf dem jetzigen Kalifen, den ich als einen redlichen und einsichtsvollen Mann kannte, dazu. Seitdem nennt mich der Kalif weise, und das Volk betet ihm nach."

Ali Monzo ward durch ein Freudengeschrei unterbrochen, das sich auf einmal außerhalb des Gartens erhob. Man hörte den Namen Alinde ausrufen, und Thirza, die bis jetzt still zu Ali's Füßen gesessen hatte, fuhr auf und rief: „Alinde ist wiedergekommen! Komm', Benno, und führe mich zu meiner Schwester!" — Eben wollte er mit ihr die Laube verlassen, da flog Alinde den Gang herauf, stürzte an die Brust ihres Vaters, und Thirza hielt sie fest umschlungen. Man that tausend Fragen, und keine wurde beantwortet; man wollte sich Vieles erzählen, aber man stammelte nur abgebrochene Worte.

Endlich, da das erste tobende Entzücken einer ruhigern Freude Platz gemacht hatte, da blickte sich Alinde um und ward Benno gewahr. „Wer ist dieser Fremdling?" fragte sie, aber Benno, wie vom Blitz getroffen, stürzte sich zu ihren Füßen und rief: „Ja, Du bist es! Du bist es! Meine Wohlthäterin! meine Retterin! ich war verlassen, Du nahmst Dich meiner an; ich wäre verschmachtet ohne Deine Hülfe; erkennst Du nicht mehr den armen Sklaven in Kairo?"

Alinde erröthete, und der Greis schloß sie liebend in seine Arme und sprach: „Du bist die Tochter des Ali Monzo!"

Vieles hatte Alinde schon von ihrer Reise, von ihren Beschäftigungen in Kairo und von dem Oheim, in dessen Hause sie sich aufgehalten hatte, erzählt, aber es schien, als läge ihr noch etwas auf dem Herzen, das sie nur dem vertrauten Zirkel ihrer Familie eröffnen wollte. Es war Abend. Alle hatten sich an den Fuß einer hohen Cypresse gelagert, die sich hinter dem Garten erhob, da sprach der Greis zu Alinden, die in stilles Nachdenken versunken dasaß: „Hat mir meine Tochter nichts weiter zu sagen?" Alinde blickte ihn an, als wollte sie um Verzeihung bitten, und sprach: „Ja, mein Vater, aber nur Dir und Thirza." — „Benno ist ein Mitglied meiner Familie," erwiederte der Greis. — „Er ist mein Bruder," sprach Thirza. — „Vergieb mir, Benno," sagte Alinde und reichte ihm die Hand. „Du weißt, mein Vater," fuhr sie fort, „mit welcher Grausamkeit die gefangenen Christen in Kairo behandelt werden; der Kalif sagt, es sei nothwendig, aber die Herzen der edeln Sarazenen sagen, es sei abscheulich. Kaum waren die ersten Gefangenen als Sklaven vertheilt, so kam ein zweiter Transport, gegen welchen der Pöbel mit der nämlichen Erbitterung wüthete.

„Ich hörte von dem Elende der Unglücklichen, die abgemattet von der beſchwerlichen Reiſe, ohne Nahrung, ohne Erquickung, ſelbſt ohne Obdach auf den öffentlichen Plätzen von Kairo lagen. Da hüllte ich mich in ſchlechte Kleider und brachte ihnen ſtärkende Nahrungsmittel. Ich glaubte es eben ſo unbemerkt thun zu können, wie das erſte Mal, aber ein Emir, der die Wache der Gefangenen befehligte, erblickte mich. Er eilte auf mich zu und fragte: „„Wer biſt Du, daß Du es wagſt, dieſen Sklaven beizuſtehen?““ Man hat Muth, haſt Du oft geſagt, Vater, wenn man ſich einer guten Handlung bewußt iſt; ich fühlte die Wahrheit Deiner weiſen Lehren und antwortete unerſchrocken: „„Ich bin eine freie Sarazenin und habe ein menſchliches Herz!““ Da blickte mich der Jüngling mit Wohlwollen an und ließ mich von einem ſeiner Diener nach Hauſe begleiten. Des andern Tages kam er in das Haus meines Oheims, er hatte ſein kriegeriſches Gewand abgelegt, es war nicht mehr der Emir unter dem Heere des Sultans, es war ein blühender, ſchöner Jüngling, voll Sanftmuth und Liebe. Er erfuhr meinen Namen und meinen Stand, er kam oft, und — Vater — ich ſah ihn gern kommen. Er blieb mehrere Wochen, und ich ſah ihn täglich. Endlich kam der Tag heran, wo er wieder zum Heere zurückkehren ſollte. Er nahm Abſchied, ach! ich war ſehr traurig, ich fühlte es

tief, wie theuer er meinem Herzen geworden war. Weinend drückte ich ihm die Hand. Schon wollte er fortgehen, da kehrte er wieder um und sprach: „„Edles Mädchen, wenn mir Allah das Leben fristet und ich wieder zurückkomme von dem Heere, darf ich dann zu Deinem Vater gehen und ihm sagen: gieb mir Alinden, daß sie mein Weib werde?"" Ich lehnte mich an seine Schulter und sprach leise: — „„Du darfst!"" — „„Omar ist glücklich!"" rief er, drückte mich fest an seine Brust und stürzte zu dem Zimmer hinaus."

„Verzeihe mir, Vater, ich konnte Dich nicht um Rath fragen, Du warst fern, und ich liebte den Jüngling."

„Was hätte ich Dir rathen können?" versetzte der weise Ali; „der Mensch kennt an dem andern Menschen wenig mehr, als die Gestalt, aber der Geist der Welt kennt die Geister und die Herzen, und welche er mit Liebe verbindet, die gefallen ihm wohl und die segnet er!"

Benno hatte weiter kein Geschäft, als Thirza's Begleiter zu sein. Er führte sie früh in den Garten, durchflocht ihr blondes Haar mit frischen Blumen, führte sie dann zu Ali, oder ging mit ihr in den Hain und suchte Blumen, die sie zu Kränzen wand. Bei dieser Beschäftigung lehrte sie ihn Lieder, die sie selbst gemacht hatte, und er sang sie mit ihr, wenn sie die Zither spielte.

Mit jedem Tage gewann er das ſtille, fromme Mädchen lieber. Stunden lang ſaß er bei ihr, ſie hatte ihren Kopf auf ſeinen Arm gelehnt, und ſeine Hand ruhte in der ihrigen. Oft ſagte ſie zu ihm: „Seit ich Dich habe, Benno, ſeitdem iſt es mir, als ob Allah meine Nacht heller gemacht hätte, als ob die Blumen, mit denen ich ſpiele, ſchöner dufteten, und als ob Alles um mich freundlicher wäre; ach Benno, iſt Dir denn auch wohl an meiner Seite? Ich bin freilich nur ein blindes Mädchen, aber mein Herz iſt gut.“ — Benno küßte ſie dann auf die Stirn und ſagte: „Thirza, an Deiner Seite werde auch ich gut werden!“

Einſt ſaßen ſie ſo an einem ſchönen Morgen im Hain; zu ihren Füßen rauſchte ein Quell, der ſich ins Thal ergoß, und das Leben der erwachten Natur tönte in tauſend Melodien um ſie her. Da ergriff Thirza ihre Zither und ſang:

„Die Quelle rauſcht, die Mücke ſchwirrt
Im warmen Sonnenſtrahl,
Die Biene ſummt, das Täubchen girrt,
Es lebt und webt im Thal!
Wem rauſcht der Quell
So ſilberhell?
Wem tönt das Leben der Flur?
O Allah, dir!

Nur dir, nur dir,
Nur dir und der Natur!

„Das Täubchen girrt, das Täubchen liebt,
Die Liebe ſingt im Hain,
Ein Blümchen ſich dem andern giebt
Zum ſeligen Verein.
Sag' an, Geſang,
Mein Saitenklang,
Wen liebt, wen liebt die Flur?
O Allah, dich!
Nur dich, nur dich,
Nur dich und die Natur!

„Was rauſcht um mich, was weht um mich?
Was ſpielt mir um die Bruſt?
Dein Athem iſt's, du liebſt auch mich,
Und füllſt mein Herz mit Luſt.
Und welk' ich hin,
Wie Blumen hin,
Und ſchwind' ich von der Flur,
Dann ſeh' ich dich,
O Allah, dich!
O, dich und die Natur!"

„O Thirza, Du biſt glücklich!" rief Benno aus, „die bunten Erſcheinungen dieſer Welt gaukeln nicht vor Deinen Augen vorüber und ſtören Deine ſtille Seele in

ihren frommen Betrachtungen, die Natur spricht zu Deinem Herzen wie ein geliebter Freund, mit dem man sich im Dunkeln unterhält."

Thirza schlang ihren Arm um seinen Nacken und zog ihn an ihre Brust. „Benno," sprach sie, „Deine Stimme spricht am schönsten zu meinem Herzen!"

So floh ein Monat nach dem andern hin, selten, daß man einen einzigen Tag von der gewohnten Lebensweise abwich, denn der weise Ali hatte die Meinung, man genieße sein Leben ungleich besser, wenn man es so viel als möglich vereinfachte. —

Anfänglich blickte Benno oft mit thränenden Augen der untergehenden Sonne nach, und wenn dann Thirza aus seiner zitternden Stimme seinen Kummer errieth und ihn schmeichelnd nach der Ursache fragte, da drückte er das liebe Mädchen an sein Herz und sagte: „Die Sonne steht tief in Westen, die Küste meines Vaterlandes glänzt im Abendroth; ach Thirza, mit diesem Abendrothe glänzen alle die schönen Tage zu mir herüber, die ich dort jenseits des Meeres lebte, die lieben Gestalten meiner Freunde stehen vor meinen Augen, und ich nehme Abschied auf ewig." — Aber der zärtlichen Theilnahme Thirza's und der väterlichen Begegnung des weisen Ali gelang es endlich, diese Sehnsucht zu mildern. Benno gewöhnte sich nach und nach an den Gedanken, auf im-

mer von ſeinem Vaterlande geſchieden zu ſein, ja, es gab ſchon Augenblicke, wo er fühlte, daß ihm der Abſchied von Ali's Familie, beſonders von Thirza, mehr koſten würde, als die Trennung von ſeinem Vaterlande. — „Und was habe ich denn verloren," ſprach er zu ſich ſelbſt, „wenn ich auch nie wieder nach Europa zurückkehre? Iſt nicht das Vaterland überall, wo uns theilnehmende gute Menſchen umgeben? Trennt uns nicht auch in der Heimath das Schickſal von alten Freunden, und führt uns neue zu? Iſt denn dieſe Ruhe, dieſer Friede meiner Seele, den ich hier unter den glücklichen Menſchen fand, nicht werth, daß ich ihm den eiteln Wunſch aufopfere, ein geräuſchvolles, ruhmſüchtiges Leben zu führen? Ich Thor! wie lächerlich war der Zweck, der mich beſtimmte, mein Vaterland zu verlaſſen? Ehre wollte ich einernten, mit Ruhm gekrönt wollte ich zurückkehren! Dank dir, ewige Verſehung, daß du mir ſtatt Schattenbildern, die ich wünſchte, Wirklichkeit gabſt, die ich nicht kannte; ſtatt leerem Flitterglanz, den ich ſchätzte, echtes Gold, deſſen Werth mir fremd war. — O räthſelhaftes Weſen! durch welche Labyrinthe muß der Menſch geführt werden, ehe er das begreifen lernt, was ihm ſo nahe liegt!"

Vergebens hatte Alinde von einem Tage zum andern auf Nachricht von der Armee des Sultans gewartet. Man

wußte, aber nur ziemlich unbeſtimmt, daß die Kreuzfahrer immer weiter vordrangen, und die Armee des Sultans zu ſchwach war, dieſes vom Fanatismus beſeelte Heer aufzuhalten. Die Unruhe über das Schickſal Omars raubte Alinden jeden frohen Genuß; ſie floh ſelbſt den Umgang ihrer Familie, um ungeſtört an den entfernten Geliebten denken zu können.

Endlich, es war an einem Nachmittage, wo der weiſe Ali mit einigen ſeiner Diener ausgegangen war, um eine entfernte Pflanzung zu beſehen, da traf er unterwegs einen Jüngling, der von Kairo gewandert kam.

„Führt dieſer Weg zu der Wohnung des weiſen Ali Monzo?“ fragte der Wanderer. — „Ich bin Ali, den Du ſuchſt,“ erwiederte der Greis. Da legte der Jüngling ſeine Arme auf die Bruſt und verneigte ſich tief. „Weiſer Ali,“ ſprach er, „Omar, der Sohn Kahibor, iſt in Kairo, und ſendet mich zu Dir, Dir dieſen Brief zu überbringen.“ — Ali überlas den Brief und eilte freudig nach Hauſe; der Bote folgte mit den Dienern Ali's von fern nach.

Als ſich nun am Abend Alinde, Thirza und Benno um den Greis verſammelten, da überblickte er mit freudiger Rührung ſeine Lieben und ſprach mit lächelnder Miene zu Alinden: „Habe ich Dir nicht geſagt, meine Tochter,

Herzen, welche Allah mit Liebe verbindet, die segnet er? Sieh', Du Verzagte, die Wahrheit meiner Worte, hier ist ein Brief von Omar." — „Von Omar?" fuhr Alinde auf, „o mein Vater! von Omar?" — „Er ist in Kairo," sprach Ali, „und wird morgen hier sein." Alinde fiel an die Brust ihres Vaters, und Freudenthränen erstickten ihre Stimme. — „Die zweite Nachricht," fuhr der Greis mit ruhiger Fassung fort und wendete sich zu Benno, „gilt Dir, mein Sohn. Die Christen haben endlich ihren Zweck erreicht, sie haben Jerusalem eingenommen und ihrem Gotte Grausamkeiten zum Opfer gebracht, vor denen sich die Menschheit entsetzt. Jetzt macht sich der größte Theil ihres Heeres zur Rückreise fertig. Du bist ein edler Jüngling, ich schenke Dir Deine Freiheit; kehre in Dein Vaterland zurück und sage den blutdürstigen Europäern, daß Du jenseit des Meeres Sarazenen fandest, die Dich wie einen Freund aufnahmen und wie einen Sohn liebten." — Voll stummer Rührung küßte Benno die Hand des weisen Ali, aber Thirza fragte mit zitternder Stimme: „Hast Du mir nicht auch eine freudige Nachricht zu sagen, mein Vater?" Da schloß sie der Greis in seine Arme und sagte voll Wehmuth: „Allah liebt Dich, Du frommes Mädchen, sei Du geduldig und trage!"

Die Worte des Greises durchschnitten Benno's Herz;

er eilte hinaus ins Freie, um in der Einſamkeit einem Gefühle Luft zu machen, das ſeine Bruſt beengte. Kaum war er einige hundert Schritte entfernt, als er einen fremden Jüngling erblickte, der mit Ali's Dienern ſprach. Benno war in einer Stimmung, wo man die Menſchen flieht; er wollte ausweichen, aber die Stimme des Fremden ſchien ihm bekannt. Ein Sklave, der im Garten arbeitete, ſagte ihm, es ſei der Bote, der heute von Kairo gekommen ſei. Er näherte ſich ihm, und wer beſchreibt ſein Erſtaunen? Es war der Jüngling, den er in jener Schlacht ſo unmenſchlich behandelt hatte und der ſich hernach ſo edelmüthig an ihm rächte.

„Großmüthiger Menſch! treffe ich Dich endlich wieder?" rief Benno aus und eilte auf ihn zu. Da erkannte ihn der Jüngling und reichte ihm die Hand. „Chriſt, ich bin Dir vielen Dank ſchuldig," ſagte er, „ohne Deine Grauſamkeit wäre ich jetzt nicht mehr. Die Wunde, die ich von Dir erhielt, verhinderte mich bei der Schlacht von Antiochien zu ſein, und in dieſer mörderiſchen Schlacht hätte ich mein Grab gefunden, denn Keiner von der Mannſchaft, die unter meinem Befehl ſtand, entkam der Wuth der Europäer." — „O das vermindert meine Schuld nicht," erwiederte Benno, „komm' zu dem weiſen Ali und kündige mir in Gegenwart dieſes edeln Greiſes meine Vergebung an!"

Wider seinen Willen zog er ihn zu der Laube, in welcher Ali Monzo mit seinen Töchtern saß. — „Sieh' hier den großmüthigsten Menschen, mein Vater!" rief er aus; aber auf einmal ward er unterbrochen, Alinde sprang auf und stürzte sich mit dem lauten Schrei: „Omar! mein Omar!" in die Arme des Jünglings.

Omar drückte das liebende Mädchen fest an sein Herz und stammelte: „Weiser Ali, verzeihe mir diese Ueberraschung!"

Benno entfernte sich bald von dem Zirkel der glücklichen Menschen. In seinem Herzen kämpfte die Sehnsucht, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, mit der Liebe zu Thirza. War nicht dieses stille, sanfte Mädchen der Genius gewesen, der ihn auf die Bahn der Tugend zurückgeführt, der ihn mit sich selbst und der Welt ausgesöhnt hatte? O diese fromme Seele hing so fest an ihm, liebte ihn mit der Reinheit eines Engels, und er sollte sie verlassen? In Betrachtungen verloren, irrte er im Haine umher, da vergoldete der letzte Blick der scheidenden Sonne die Wipfel der Bäume. „Ach dort! dort!" rief er aus, „dort ist das Land, wo ich geboren ward, dort ist die heilige Erde, die die Asche meiner Vorfahren in sich schließt; schönes Land, soll ich dich nie wiedersehen? stille Gräber, soll ich euch nie wieder besuchen? Aber wie? bin ich nicht selbst auf dem Boden meiner

Muttererde fremd? gehört nicht die Burg meiner Väter einem fremden Beſitzer? ſoll ich als ein Bettler in meiner Heimath ankommen? Die Freunde meiner Jugend werden mich liebreich aufnehmen, ihre Unterſtützung wird mir bald einen neuen Beſitz verſchaffen, ich werde dann in Friede und Ruhe meine Tage beſchließen und mich dankbar an euch erinnern, ihr edeln Menſchen, die ihr mich lehrtet, wie man glücklich leben muß! Ich werde dein denken, Thirza!" —

Die Thränen rollten über ſeine Wangen herab, er lehnte ſich an einen Baum und ſah mit unverwandtem Blicke der verſchwindenden Abendröthe nach. — Horch! da erklang der Ton von Thirza's Zither, die Abendluft trug ihn ſanft über die Flur, aber er durchzitterte Benno's Bruſt. Seine Thränen ſtrömten heftiger, leiſe ſchlich er ſich durch das Gebüſch zu dem Orte, wo Thirza ſaß. — Es war das Plätzchen, wo er ſo oft mit ihr geſeſſen hatte, wo ſie ihn ſo manches Lied gelehrt hatte, das aus ihrer ſchönen Seele emporgeſtiegen war.

Schwermüthig ſaß ſie da, ihren Kopf ſtützte ſie mit ihrer linken Hand, die Zither ruhte nachläſſig in ihrer Rechten. — „Es iſt der erſte Abend, daß er nicht hier bei mir ſitzt!" ſagte ſie leiſe; „ach! er wird nie wieder bei mir ſitzen! Er zieht in ein fernes Land — Thirza bleibt allein, aber Allahs Segen und Thirza's Geiſt wer-

den ihn begleiten. Sie ſchwieg eine Weile, dann nahm ſie die Zither und ſang:

„So willſt du mich in meiner Nacht verlaſſen,
Mein treuer Führer? willſt du gehn?
Soll ich nicht mehr die liebe Hand umfaſſen?
Nicht mehr an deiner Seite ſtehn?

„O denke, wie wir hier ſo oft geſeſſen,
Wie oft mein Herz an deinem ſchlug!
Iſt's möglich! kann man jemals das vergeſſen,
Was man ſo tief im Buſen trug?

„Wohl kummervoll ſind meiner Jugend Tage,
Und meines Schickſals Gang iſt Nacht;
Doch, armes Mädchen, ſchweig' und duld' und trage,
Bis dir ein ſchönrer Himmel lacht!"

„Nein, Thirza, nein! mein Entſchluß iſt gefaßt!" rief Benno, und ſtürzte durch das Gebüſch, und fiel zu Thirza's Füßen, und umſchlang ihre Knie, „ich verlaſſe Dich nicht, ich bleibe bei Dir, ich will Dein Führer ſein durch mein ganzes Leben, frommes Mädchen, ich liebe Dich unausſprechlich!"

Thirza war erſchrocken, ihre Zither war ihren Händen entſunken, leiſe lispelte ſie: „Willſt Du das, Benno? wird Dir das Opfer nicht zu theuer ſein? O fühle an mein Herz, jeder ſeiner Schläge klopft für Dich?"

Da umfaßte ſie Benno und trug ſie zu ihrem Vater: „Ali," ſprach er, „Du haſt mir die Freiheit gegeben, ich ſtehe vor Dir als ein freier Menſch; willſt Du mir dieſes Mädchen zum Weibe geben, ſo will ich bei Dir bleiben, ich will Dich pflegen in Deinem Alter, ich will jeden Deiner Winke befolgen, ich will mich beſtreben, beſſer und tugendhafter zu werden, um den Engel zu verdienen, der in meinen Armen ruht. Ali, ich beſchwöre Dich bei Allah, Deinem Gott, mache dieſes Mädchen und mich nicht unglücklich!"

Ali ſagte lächelnd: „Fragteſt Du mich nicht heute, Thirza, ob ich Dir keine freudige Nachricht zu geben hätte? Dies," fuhr er fort und legte Benno's Hand in die ihrige, „dies iſt die freudige Nachricht, die ich Dir gebe! Und nun, meine Kinder, tretet um mich her." Da umringten ihn Alinde und Omar, und Benno und Thirza. Und der Greis blickte zu dem nächtlichen Himmel empor und ſprach: „Der Geiſt der Welt, welcher in Oſten ſeine herrlichen Geſtirne aufgehen läßt und ſie in Weſten ins Meer hinabſenkt, der ruft den Menſchen aus dem Nichts hervor, und läßt ihn über die Erde hingehen, und ſenkt ihn ins Grab; aber der Weg iſt ſchwer und lang, und damit er ſeinen ſchwachen Kindern nicht zu mühſam würde, ſo gab er ihnen drei Genien zur Begleitung, die Liebe, die Freundſchaft und die Tugend. Sie führen uns

leicht und ſicher, und der letztere von ihnen bleibt bei uns, bis wir hinabſinken in das Meer der Ewigkeit. O Ihr Geliebten, wandelt mit dieſen freundlichen Genien Hand in Hand, und kommt dereinſt mit ihnen hinüber an jenes ferne Geſtade, wo Euer alter Vater Ali Euch erwartet."

Die Urne.

Ich denke noch oft mit Rührung an die letzten Lebenstage meines Vaters. Die immer heitere und ruhige Stimmung seines Charakters verließ ihn auch in der langwierigen Krankheit nicht, die endlich seinem Leben ein Ziel setzte, ja, es gab oft Augenblicke, wo sich sein Geist zu einer jugendlichen Munterkeit erhob, und er benutzte sie, um die Summe seiner Erfahrungen als ein kostbares Unterpfand in die Herzen seiner Kinder niederzulegen. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Abends, wo er sehr heiter war. Meine beiden Brüder Robert und Leopold waren von der Universität zu Hause gekommen, und der würdige Greis schien zu ahnen, daß es das letzte Mal sei, daß er seine Kinder um sich versammelt sähe. Diese Ahnung schlug seinen Geist nicht nieder, sie gab ihm vielmehr

jene zärtliche Stimmung, die uns bei einem nahen Abſchiede zu dem Beſtreben hinneigt, in jedem Herzen ein freundliches und liebevolles Andenken zurückzulaſſen. Da er überdies den größten Theil ſeines Lebens als praktiſcher Arzt verlebt hatte, ſo war er mit dem Gedanken des Vergehens ſo vertraut geworden, daß er ſein eignes Hinwelken mit aller Beſonnenheit beobachtete.

Wir ſaßen um das Kamin herum; mein Vater in ſeinem Lehnſtuhle; er hatte ſein vom Schlage gelähmtes Bein vor ſich liegen. Robert und Leopold neben ihm, Karoline und ich ihm gegenüber. Aber ich muß erſt ein Paar Worte über unſre Familie ſagen.

Mein Bruder Robert war ein ſehr lieber und zuverläſſiger Menſch, aber ſein Geiſt war beſchränkt und einſeitig, und das Studium der Jurisprudenz ſchien dieſe Einſeitigkeit täglich zu vermehren. Leopold ſtudierte Theologie, und dieſe Schule, die von jeher die größten Menſchen zog, hatte auch auf ihn, der von Natur feurig und ſchnell faſſend war, ihren wohlthätigen Einfluß geäußert, indem ſie ſeinen Scharfſinn geweckt und ihm Luſt an Unterſuchungen gegeben hatte. Karoline — der Liebling von uns Allen, das beſte und friedlichſte Geſchöpf auf der Welt, war ſeit einem Jahre mit dem Amtmann Richter verheirathet, ſie ward aber unſerm Familienkreis dadurch nicht entriſſen, im Gegentheil band ſie einen lie-

denswürdigen Mann, den mein Vater ſchon lange vorher wie ſeinen Sohn betrachtete und den wir Alle wie unſern Bruder liebten, noch näher an uns. Ich war frühzeitig aufs Land gekommen, um die Oekonomie zu erlernen, und verwaltete das Gut meines Vaters. Auf die Bildung, die man auf Schulen erwirbt, habe ich daher nie Anſpruch machen können, aber mein Vater nannte mich immer ſein geſundeſtes Kind und liebte mich nicht weniger als meine gelehrten Brüder.

Mein Bruder Robert gab ſich alle mögliche Mühe, unſern guten Vater eine große Idee von den Fortſchritten beizubringen, die er in ſeiner Wiſſenſchaft gemacht hatte. Unter andern erzählte er einen langweiligen Eheſcheidungsprozeß, den er vor Kurzem referirt hatte. Zwei Menſchen, ehemals von der leidenſchaftlichſten Liebe zuſammengeführt, drangen jetzt auf Trennung und konnten keinen andern Grund, als gegenſeitigen Widerwillen angeben. Alle gütlichen Verſuche, ſie zu vereinigen, waren fruchtlos geweſen.

„Und was entſchieden die Geſetze?“ fragte mein Vater.

Robert. Die Eheſcheidung ward Anfangs verweigert, dann verſchoben, am Ende mußte ſie doch Statt finden.

Vater. Mußte? Warum?

Robert. Weil die Gesetze unversöhnliche Feindschaft als eine giltige Ursache zur Ehescheidung annehmen.

Vater. Die Gesetze drücken sich dann sehr unbestimmt aus, mein lieber Robert. Ich sollte meinen, nur allein die Ursache des Widerwillens sollte in Betracht gezogen werden, nicht der Widerwille selbst. Zu einer unversöhnlichen Feindschaft aber läßt sich wohl nur selten ein vernünftiger Grund denken.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung, mein Vater!" sagte Leopold. „Das eheliche Verhältniß setzt Liebe, Zärtlichkeit oder doch wenigstens Angewöhnung voraus; diese Empfindungen kann kein Raisonnement in mir hervorbringen, noch weit weniger der Zwang der Gesetze; es kann also auch der Grund, warum ich eine Person weder lieben, noch mich an sie gewöhnen kann, hier nicht in Betrachtung kommen. Ueberdies, da gegenseitige Zuneigung den Bund der Ehe schließt und die Gesetze ihn bestätigen, ohne nach den Gründen dieser Zuneigung zu fragen, so muß auch gegenseitige Abneigung ihn trennen, und warum sollten die Gesetze das Recht haben, die Ursachen dieser Abneigung zu untersuchen.

Vater. Deine Hitze macht, daß Du das Warum übersiehst, das doch so nahe liegt. Wie Du Dich verheirathetest, vollzogst Du eine gesetzliche, lobenswerthe Handlung; hier hatte man nicht das Recht, Dich zu fragen,

aus welchen Urſachen Du ſie vollzogeſt. Wenn Du Deine Verbindung trennen willſt, begeheſt Du eine geſetzwidrige, nur in gewiſſen Fällen erlaubte Handlung; und hier folgt von ſelbſt, daß Du dem Geſetze Rechenſchaft ſchuldig biſt.

Leopold. Und wem ſoll ich denn Rechenſchaft geben? den todten Buchſtaben der Geſetze? oder ihren Auslegern? Hier wo es auf Gefühle und Empfindungen ankommt, iſt Niemand competenter Richter, als ich ſelbſt, der ich dieſe Gefühle habe.

Vater. Ueber Deine Empfindungen magſt Du immerhin allein competenter Richter ſein; wenn ſie [illegible] in Handlungen übergehen, ſo ſtehen ſie auch un[illegible] Augen der Geſetze, und hier entſcheidet der Sinn, [illegible] den todten Buchſtaben liegt.

Robert. Richtig, lieber Vater! die ratio leg[illegible]

Leopold. Ich glaube, man denkt ſehr vortheilhaft von den Geſetzen, wenn man ihnen durchgängig eine vernünftige Ration zutraut.

Vater. Sprich immer mit Ehrfurcht von den Geſetzen, mein Sohn! die Erfahrung unzähliger Menſchenalter iſt in ihnen auf uns fortgeerbt worden.

Leopold. Aber iſt meine Selbſterhaltung nicht eine höhere Pflicht, als die Erfüllung der Geſetze? und

muß ich nicht zu Grunde gehen, wenn ich mein Leben in einer unglücklichen Ehe hinſchleppe?

Vater. Die Fälle, wo meine Selbſterhaltung geſetzwidrige Handlungen entſchuldigt, können nur bei der ſchnellſten und augenſcheinlichſten Gefahr meines Untergangs eintreten; außerdem weißt Du ja wohl, wie verzagt das Herz des Menſchen iſt, und wie es bei jedem unangenehmen Vorfalle ſogleich ſeinen Untergang befürchtet.

Leopold. Iſt denn aber unſer freier Wille nicht gebunden genug? Sollen denn die Feſſeln der bürgerlichen Verfaſſung auch in den heiligſten und innigſten Verbindungen fühlbar werden?

Vater. Der freie Wille des Menſchen, lieben Kinder! iſt ein wildes Thier, das ohne Zaum und Zügel über die Welt hingeht, immer veränderlich, immer nach Neuem ſtrebend, flieht er heute, was er geſtern ſuchte, reißt morgen nieder, was er heute baute, zerſtört Alles und am Ende ſich ſelbſt.

Leopold. Die Vernunft ſoll ihn bändigen.

Vater. Die Vernunft und durch ſie das Gebot der Pflicht, aber gerade in den Jahren, wo der Wille am kräftigſten iſt, iſt die Vernunft am ſchwächſten, und nur der Druck der äußern Welt und der Zwang der Geſetze können ihn in den Schranken halten, worin er ſich und der Welt nützt.

Leopold. So wäre also die Gegenwart immer eine Sklavin der Vergangenheit, und nichts könnte den Menschen von einer Verbindlichkeit, die er einmal übernommen hat, befreien?

Vater. Das habe ich wohl nie behaupten wollen, mein Sohn. Ich glaube, wir sprachen von der Giltigkeit der Gründe, die er anführt, um sich seiner Verbindlichkeit zu entziehen. Bloßer Widerwille gegen eingegangene Verbindungen kann kein Grund sein.

Karoline mengte sich auch in das Gespräch, das eine ziemlich philosophische Wendung genommen hatte. „Mein Verstand," sagte sie, „weiß Dir freilich nichts entgegenzusetzen, lieber Vater; aber der Gedanke, daß das allerinnigste Verhältniß der Menschen, welches wir uns bloß unter dem Schutze der Liebe denken, so ganz allein auf der Nothwendigkeit der Pflicht beruhen soll — dieser Gedanke, ich gestehe es Dir, empört mein Herz."

Unser guter Vater erwiederte lächelnd: „Einem Weibe mag es wohl verziehen werden, wenn sie der Stimme des Herzens lieber folgt, als dem Gebote der Vernunft, aber der Mann muß gerade über das, was ihm am nächsten und innigsten ist, am ernsthaftesten denken."

Leopold. Sonderbar! die Schwäche ist doch eher dazu bestimmt, in das Joch der Nothwendigkeit gespannt zu werden, als die Stärke!

Vater. Rühme doch nicht so sehr die Stärke des Mannes, mein Sohn. Eben der Nothwendigkeit, die Dir so gehässig erscheint, verdankt er größtentheils seine Kraft. Hast Du noch nie in Deinem Leben die Erfahrung gemacht, daß der Gedanke, es muß sein! Dich über Dich selbst erhob und zu Kraftäußerungen trieb, welche Du dir nie zugetraut hattest und über die Du nachher selbst erstauntest?

Leopold war still — der Vater fuhr fort:

„Segnet die Nothwendigkeit, meine Kinder, ehret die Fesseln, welche die äußere Welt an den unbändigen Willen des Menschen band und ihn nöthigte, seine Umgebungen nach sich, und sich nach seinen Umgebungen zu modificiren."

Leopold. Aber wo bliebe denn da alles Große?

Vater. Die wahre Größe, lieber Sohn, kann wohl nie außerhalb dem Gebote der Pflicht liegen. Oder, um von einem bestimmten Falle zu reden, glaubst Du nicht, daß es unendlich größer und verdienstlicher ist, eine Person, an welche Dich eine heilige Pflicht bindet, so zu bilden und zu veredeln, daß Dir am Ende die Erfüllung dieser Pflicht angenehm wird, als sie pflicht- und wortbrüchig zu verlassen? Ach! und wen die Erfahrung des Lebens gelehrt hat, auf welchen seichten und nichtswürdigen Gründen so oft das Gefallen und Mißfallen der

Menſchen beruht, dem wird jene Nothwendigkeit noch mehr einleuchten!

Unſer guter Vater ward ernſt und ſtill, über ſein heiteres Geſicht ſchien ſich eine Wolke von Schwermuth zu verbreiten.

„Was fehlt Dir, Vater?“ fragte Karoline mit der ſüßen Stimme, mit der ſie oft des Vaters Herz zu ſich zog.

Vater. Mir fehlt, ach Kinder! mir fehlt Beruhigung über eine Handlung meines Lebens, wo ich dieſe Grundſätze aus den Augen ſetzte.

Karoline. O liebes Väterchen, wie viel herrliche Handlungen Deines Lebens geben Dir nicht Stoff zur fröhlichen Erinnerung?

Leopold. Es liegt im Charakter des rechtſchaffenen Mannes, zu nachſichtig über Andere und zu ſtreng über ſich ſelbſt zu urtheilen, und er vergißt, daß der Menſch doch nie giltiger Richter ſeiner eignen Handlungen ſein kann.

Vater. Und warum nicht? ich möchte beinahe fragen, wo giebt es außer mir einen competenten Richter meiner Handlungen? Bin ich es nicht allein, dem ſein Bewußtſein ſagt, in welcher Abſicht und durch welche Gründe geleitet ich Dieſes that und Jenes unterließ?

O glaube mir, mein Sohn, der Richter in Dir ist der einzige und wahre über Dich selbst!

Leopold. Aber er sieht nur das Einzelne, nur den Punkt, nicht die Linie; und wenn wir gewahr werden, wie in einem thätigen Leben gute und schlechte Handlungen so durcheinandergeschlungen sind, daß die erstern oft die schädlichsten Folgen, die letztern hingegen die wohlthätigsten haben, wie will der Mensch, der kaum einen Schritt vor sich hinsieht, sich anmaßen, Richter zu sein?

Vater. Was Du thust, ist Dein, was das Schicksal an Deine Handlungen für Folgen reiht, kann Dir weder zu Gute kommen, noch zur Last fallen; unter allen Irrthümern des Menschen ist der der gefährlichste, wenn er wähnt, das Einzelne über das Ganze vergessen zu dürfen. — Wenn ich auf mein Leben zurücksehe, finde ich viele Handlungen, die ich nicht für recht halte, aber unter ihnen ist Eine, deren Erinnerung schwer mein Herz belastet, Eine, bei der ich fühle, ich habe Unrecht, wissentlich Unrecht gethan, ein Unrecht, das selbst das Schicksal, das so oft die Wunden heilt, die ein Mensch dem andern schlägt, nie wieder gut gemacht hat. So weh es mir thut, Euch diese Begebenheit meines Lebens zu erzählen, so glaube ich doch, sie wird Euch belehrend sein. Erinnert Ihr Euch der Reise, die ich vor zwölf Jahren nach Freiburg, meinem Geburtsorte, machte?

Robert. O ja! Sie traten ſie mit ſo froher Erwartung an und kamen ſo niedergeſchlagen zurück.

Leopold. Wir hielten Sie Alle für krank.

Karoline. Ich erinnere mich noch ganz genau, Väterchen! wie verändert Du damals warſt, Du ſchlichſt einſam und traurig umher, und Deine Kinder konnten Dich nicht erheitern.

Vater. Seht Kinder! ſo rächt ſich noch nach langen Jahren eine ungerechte Handlung. — Ihr wißt es, wie froh ich damals meine Reiſe antrat, ich war ſeit vielen Jahren nicht in meiner Vaterſtadt geweſen, eine Angelegenheit, bei der ich meine Familie intereſſirt glaubte, rief mich dahin, und ich freute mich herzlich, wieder einmal die liebe Gegend zu ſehen, in der ich meine ſorgloſe Jugend verlebt hatte, und alle die Orte zu beſuchen, die mir durch alte Erinnerungen ſo werth waren. Ich kam an. Niemand kannte mich, und ich hatte das vermuthet, weil außer einer alten Muhme, die mich ſeit dreißig Jahren nicht geſehen hatte, Niemand von meiner Familie mehr in Freiburg lebte; um ſo ungeſtörter konnte ich mich dem Genuſſe der Vergangenheit widmen. Ich war ſehr glücklich. Die Vergleichung meines ehemaligen Lebens mit meinem jetzigen gab mir eine Selbſtzufriedenheit, die mein Glück vollendete. Mit dieſen Empfindungen beſuchte ich das Grab meiner Eltern; „Wenn ſie noch lebten,“ dachte

ich, „wie würden sie sich freuen, dich so geachtet und geliebt zu sehen, dich in so glücklichen Verhältnissen zu wissen! Da sie starben, hielten sie das nicht einmal für möglich, was jetzt wirklich geworden ist.“

Ach diese stolze Selbstzufriedenheit sollte sich der Mensch nie erlauben; sie ist der erste Schritt zu seinem Falle. Aus der meinigen wurde ich auf eine schmerzliche Art gerissen.

Des Wohlstandes wegen mußte ich den Amtmann, mit welchem ich in der bewußten Angelegenheit zu thun hatte, besuchen. Ich fand bei ihm einen alten Universitätsfreund, den Doctor Dalmer. Wir hatten in Pavia zusammen studiert, damals in nahen Verhältnissen mit einander gelebt, und waren nachher durch Entfernung und veränderte Schicksale völlig auseinandergekommen. Dalmer war jetzt ausübender Arzt und Stadtphysikus in Freiburg, und Ihr könnt Euch unsre Freude denken, wie wir so unvermuthet wieder zusammentrafen. Jeder erzählte dem Andern die Schicksale, die ihn betroffen hatten, die Lage, in der er jetzt war, und tausend Fragen nach alten Freunden und Bekannten unterbrachen die Erzählung. Die Gesellschaft bei dem Amtmann war nicht zahlreich, aber für Herzen, die sich gegen einander ausschütten wollen, ist jeder Dritte zu viel. Ich begleitete also Dalmer in seine Wohnung, sein freundliches Weib trug die beste

Flasche aus ihrem Keller auf, und schon waren einige Stunden in herzlichen Gesprächen, die sich alle um die Erinnerungen unsers akademischen Lebens herumdrehten, verflossen, als wir unterbrochen wurden. Eine alte Magd trat herein und fragte nach dem Doctor.

„Nun, wie geht's mit der Patientin?" rief ihr Dalmer entgegen.

„Sie wird bald ausgelitten haben," versetzte die Alte, „wenn Sie nicht schleunige Hülfe wissen."

Dalmer wendete sich zu mir: „Ich habe," sagte er, „noch bei keiner meiner Kranken so auffallend bemerkt, wie Kummer und Gram besonders auf den weiblichen Körper wirken, als bei der, die, wie Sie hören, bald enden wird. Ich weiß keine Hülfe," fuhr er zu der Alten fort, „aber ich werde sogleich hinkommen, vielleicht kann ich ihr einige Erleichterung verschaffen." — „Ich gehe mit Ihnen," versetzte ich, „vielleicht sind doch noch einige Versuche anwendbar." Wir gingen.

Unterwegs erkundigte ich mich nach der Patientin. Mein Freund erzählte mir, sie sei Wittwe, vor ungefähr sechs Jahren an den hiesigen Ort gezogen und habe zwar sehr beschränkt, aber doch gerade nicht dürftig gelebt. „Ein stiller Kummer," fuhr er fort, „schien sie immer zu begleiten und war unstreitig die Ursache des fieberhaften Zustandes, der sie aufzehrte; sie war sanft, wohlthuend,

gefällig gegen Jedermann, aber gegen Niemanden liebevoll oder vertraulich; ihr Herz hing allein an ihrem Sohne, der das hiesige Gymnasium besuchte und vor einigen Monaten auf die Universität ging. Seit seiner Abwesenheit nahm ihre Schwermuth sichtlich zu, sie zog sich von allen Menschen zurück und gab sich ihrem stillen Kummer hin, der nach und nach ihren schwachen Körper zerstörte. Eine unbedeutende Erkältung, die sie sich vor einigen Tagen zuzog, warf sie aufs Krankenlager, und es trat ein Nervenfieber ein, das allen Hilfsmitteln Trotz bot und den Rest ihrer Kräfte hinnahm."

Während dieses Gesprächs waren wir in das Haus der Kranken getreten. Es herrschte überall eine eigensinnige Ordnung. Mein Freund öffnete die Thür, und die alte Magd winkte uns, leise zum Bette hinzuzutreten. „Sie kennt Niemand mehr," lispelte sie uns zu; „es wird bald mit ihr aus sein!"

Hier ward der Vater unterbrochen. Es klopfte an der Thür, und Richter, unser Schwager, trat herein.

„Willkommen, lieber Richter!" riefen wir ihm entgegen, „warum heute so spät?"

Der Vater reichte ihm die Hand und sprach bedeutend: „Ich möchte Dich lieber fragen, warum so früh?"

Richter. Sie scherzen, lieber Vater; ich habe mich wirklich heute verspätet. Es war trotz der kalten

Herbſtluft ein heiterer Abend, und Sie wiſſen, wie gern ich da noch einen Spatziergang ins Freie mache. Ich ging durch das Hölzchen, das an unſern Garten ſtößt, nach Hauſe. Der Bruder Karl läßt fleißig arbeiten, ich fand die Tagelöhner noch beſchäftigt.

„So ſpät noch?" fragte ich.

Richter. Ja! und es war ein Glück, daß ich dazukam; ſie hatten ſich an eine Arbeit gemacht, die weniger Kraft als Geſchicklichkeit erfordert; ohne meine Hilfe wäre vielleicht die ſchöne Vaſe, die der Vater bei unſrer Hochzeit ins Wäldchen ſetzen ließ, nicht unverſehrt in die Winterquartiere gekommen.

Vater. Warum wird die Vaſe weggenommen?

Ich. Sie iſt freilich ſonſt alle Winter draußen geblieben, aber diesmal hielt ich ſie nicht für ſicher, weil liederliches Geſindel in der Gegend herumſchweift und überall ſeinen boshaften Muthwillen ausläßt.

Robert. Du haſt Dich um die Künſte verdient gemacht, lieber Richter.

Leopold. Für ſo ganz rein kann ich das Verdienſt wohl nicht erklären, denn war nicht die Vaſe ein Denkmal auf Dich und Deine Verbindung mit Karolinen?

Richter. So glaubt' ich wenigſtens bisher; aber ich habe heut' eine Entdeckung gemacht, die mich zweifeln läßt, ob ich mir das Denkmal ganz zueignen darf.

Karoline. Wie so?

Richter. Sie, lieber Vater, werden wohl die beste Auslegung der mystischen Worte geben können, die ich am Fuße des Denkmals fand.

Karoline. Mystische Worte?

Richter. Als wir das Postament emporhoben, fand ich ganz an der untersten Schwelle, die gewöhnlich von hohem Grase bedeckt wird, die Worte: Manibus Placatis; und was will diese Inschrift am Fußgestelle eines Denkmals, das auf die glücklichste Begebenheit meines Lebens errichtet ward?

Vater. Sie deutet auf mein Leben, auf die Geschichte, die ich eben im Begriff war, meinen Kindern zu erzählen und die mir in Deiner Gegenwart fortzusetzen sehr schwer wird.

Richter. Ich bemerkte schon bei meinem Eintritt unter Ihnen Allen eine ernstere Stimmung als gewöhnlich. Haben Sie mit Ihren Kindern eine Unterredung, die nur für den engsten Kreis der Familie bestimmt ist, so will ich kein Störer sein.

Der Vater ergriff seine Hand: „Du gehörst zu dem engsten Kreis meiner Familie, Du liebst und achtest mich. Bleibe hier; so schwer es mir wird, ich will fortfahren; ob Du mich noch so achten und lieben wirst, wenn ich geendet habe, weiß ich freilich nicht — Aber ..."

Richter. Mein Wohlthäter, mein Freund, mein Vater!

Vater. Ob Du mich dann noch so nennen wirst, weiß ich freilich nicht, aber wenn es auch nicht wäre, so kommt es ja nicht Dir, sondern mir zur Last.

Richter. Welcher Vorfall hat diese seltsame Stimmung bei Ihnen bewirkt?

Vater. Ein Vorfall, der sich vor vielen Jahren zutrug, der aber wie eine frische Wunde in meinem Herzen blutet; setze Dich und höre:

„Wir traten," fuhr der Vater in der Erzählung fort, „zu dem Bette der Kranken, sie lag in völliger Bewußtlosigkeit, ihr Gesicht war von Krämpfen verzogen, über ihren abgezehrten Körper brannte eine glühende Hitze, das Zeichen der höchsten Schwäche. Ich untersuchte ihren Puls und bestätigte die Meinung meines Freundes, daß hier jede Hilfe zu spät sein dürfte. Dalmer wollte noch ein Bad versuchen. Die Alte machte die nöthigen Besorgungen dazu, indeß mein Freund der Sterbenden einige Mittel beizubringen suchte. Ich bemerkte an ihrer Hand einen kleinen goldnen Ring, der ihren Finger zwängte, ich zog ihn ab und steckte ihn in Gedanken zu mir. Das Bad bewirkte nichts, die Entkräftung hatte so sehr überhand genommen, daß beinahe völlige Leblosigkeit eingetreten war und kein Reizmittel wirken wollte. Wir hoben sie wieder

ins Bette, die Hitze ſtieg bis zum höchſten Grade, und nach einer kleinen Viertelſtunde verſchied ſie.

„Ob mir gleich bei meinen Berufsgeſchäften der Anblick eines Sterbenden nichts Neues war, ſo ward ich doch jetzt mehr als gewöhnlich erſchüttert, und ich hatte mich lange nicht ſo bewegt gefühlt, als bei dem Sterbebette dieſer Frau, die ich mich nicht erinnern konnte, je geſehen zu haben.

„Mein Freund ſah ſich genöthigt, noch da zu bleiben, um bei der Verſiegelung der Gerichte gegenwärtig zu ſein. Ich ſehnte mich aus der Krankenluft herauszukommen und beſchloß, da es ein heiterer Sommerabend war, noch einen Spaziergang nach den nahegelegenen Bergen zu machen. Mit der Verſicherung, daß ich morgen mit dem Früheſten wieder bei ihm ſein würde, trennte ich mich von Dalmer.

„Eine kühle Luft wehte über die Berge herüber. Es war ein ſchöner, ſtiller Abend. Der Gedanke, wie doch unſer ganzes Wiſſen ſo wenig und unſer Leben ſo gar nichts ſei, hatte ſich mir bei dem Sterbebette dieſer Unbekannten ſo mächtig aufgedrungen, daß ich, in tiefe Träumereien verſunken, vor mich hinging und erſt ſpät, da die Stadt ſich ſchon hinter den nächſten Bergen verloren hatte, an die Rückkehr dachte.

„Es war neun Uhr, als ich wieder zu Hauſe kam.

Ich trat in mein Zimmer im Gasthofe und erstaunte nicht wenig, als ich Dalmer darin fand, der auf mich wartete."

„Sie werden sich wundern," sagte er, „daß Sie mich noch so spät bei sich sehen; aber ein eben so unerwarteter als sonderbarer Vorfall führt mich zu Ihnen. Die Frau, die wir heute sterben sahen, bat mich vor einigen Tagen, daß ich nach ihrem Tode die Versiegelung ihrer Sachen, zum Besten ihres Sohnes, besorgen und einen Brief, den ich in ihrem Schranke finden würde, sogleich auf die Post senden möchte. Kurz darauf, nachdem Sie mich heute verlassen hatten, kamen die Gerichten, und ich ließ den Schrank noch vor der Versiegelung eröffnen, um den Brief, der, wie ich glaubte, für den Sohn der Verstorbenen bestimmt war, zu erhalten. Denken Sie sich aber mein Erstaunen, als ich die Aufschrift dieses Briefes las und fand, daß er an Sie gerichtet ist. Kannten Sie die unglückliche Frau?"

„Sie war mir völlig unbekannt," erwiederte ich mit bebender Stimme und griff nach dem Briefe. Ich las die Aufschrift, sie war an mich, die Hand schien mir nicht unbekannt. „„Ich bitte Sie, lassen Sie mich allein!"" rief ich meinem Freunde zu, „„der Inhalt dieses Briefes ist vielleicht für mich wichtig, und solche Briefe lese ich gern ohne Zeugen.""

„Dalmer verließ mich. Ich zitterte und fragte mich ſelbſt, warum? ich hatte nicht den Muth, den Brief zu eröffnen, und doch konnte ich nicht begreifen, was mich ſo muthlos machte. Endlich gewann ich es über mich, ich erbrach ihn, ich ſah nach der Unterſchrift, und das Blatt fiel aus meinen zitternden Händen; halb ohnmächtig ſank ich in den Lehnſtuhl. Lange Zeit lag ich, wie vor mir ſelbſt vernichtet, da und wagte nicht, die Augen zu erheben.

„„O Kinder! der Augenblick, wo der Menſch allen Werth von ſich ſelbſt verliert, iſt der ſchrecklichſte ſeines ganzes Lebens!““

„Endlich hob ich den unglücklichen Brief auf und las ihn. Mein Schmerz ergoß ſich in Thränen, meine Thränen in ein Gebet zu dem verzeihenden Gotte; ach! nur der Glaube an die allerbarmende Liebe konnte mir Muth geben, mein Leben ferner zu ertragen.“

Der Vater ſchwieg lange; ſtill und ängſtlich ſaßen wir um ihn herum; Karoline weinte.

„In meinem zwanzigſten Jahre,“ fuhr er endlich fort, „ſtudierte ich in Lauſanne auf dem Gymnaſium und wohnte im Hauſe eines Kaufmanns, der mit ſeiner Frau, einer grämlich alten Matrone, einem Sohne und einer liebenswürdigen Tochter, von aller Welt abgeſondert, bloß für ſeine Familie und ſeine Geſchäfte, welche letzteren

eben von keiner sonderlichen Bedeutung waren, lebte. Die Bekanntschaft mit dem Sohne führte mich in diese Familie, und da die heitere Stimmung meines Charakters mehr Lebendigkeit in ihren häuslichen Zirkel brachte, so ward ich ihnen Allen bald unentbehrlich. Ich war noch völlig unbekannt mit der Welt, und weiblicher Umgang war mir fremd. Sophie, so hieß die Tochter des Kaufmanns, war das erste weibliche Wesen, das mir gefiel. Sie war nicht schön, aber blühend, und auf ihrem Gesichte lag jene Güte und Anmuth, die den Jüngling mehr anzieht als Schönheit. Ihr Geist war eben nicht gebildet, aber eine unschuldige Heiterkeit sprach aus allen ihren Worten, in jeder Rücksicht war sie das, was man ein gutes Mädchen nennt. Da meine Gesellschaft der Familie unentbehrlich geworden war, so brachte ich beinahe jeden Abend mit ihr zu; ich saß an der Seite des alten Vaters, las vor oder erzählte, oder ließ mir erzählen. Sophiens Auge hing immer an dem meinigen, wir hatten einander herzlich lieb, ohne es uns zu sagen, ja ohne selbst sonderlich viel Freude oder Kummer darüber zu empfinden.

„Zwei Jahre waren so verflossen, als meine Abreise aus Lausanne herannahte. Ich machte sie der Familie bekannt. Alle waren darüber bestürzt, selbst die alte grämliche Matrone zerdrückte eine emporsteigende Thräne in

ihren Augen; aber Niemanden traf diese Nachricht härter als Sophien. Mit einem leichenblassen Gesichte stürzte sie zur Stube hinaus und schlich am andern Tage muthlos und mit geschwollenen Augen im Zimmer umher.

„Das Bewußtsein, daß man geliebt wird, erhöht sehr oft eine gewöhnliche Zuneigung zur leidenschaftlichen Liebe. Bis jetzt hatte ich Sophien wohl eigentlich nicht geliebt; aber kaum ward ich gewahr, wie sehr ihr Herz an mir hing, als ich mit einer Begeisterung, die ich noch nie empfunden hatte, beschloß, die Liebe des Mädchens zu belohnen. Meine beschränkte, fast ärmliche Lage, meine ungewissen Aussichten in die Zukunft, nichts kam bei mir in Anschlag. Die Empfindung, die mich belebte, hob mich über allen Druck der Gegenwart und alle Furcht der Zukunft empor und gab mir einen Muth, der das Gewagteste zu unternehmen im Stande war.

Bis jetzt hatte ich mich zwar gefreut, Sophien zu sehen, und war in ihrer Gegenwart unbefangen und froh gewesen, aber aufgesucht hatte ich sie nicht; von diesem Augenblicke an suchte ich sie, fand tausend Möglichkeiten, sie öfter zu sehen, aber wenn ich bei ihr war, fühlte ich nicht mehr jene frohe Unbefangenheit, und auch sie war unruhig und ernst. Es war etwas zwischen uns Beide getreten, das wir bis dahin noch nicht gekannt hatten. Sophiens Aeltern konnte der Schmerz nicht verborgen blei-

den, den mein Abſchied ihrer Tochter verurſachte. Die guten Leute glaubten, Entfernung ſei das beſte Mittel, ihn zu lindern, und beſchloſſen, daß ſie nach Schwitz zu einer Tante reiſen ſollte, die ſie ſchon oft zu einem Beſuche eingeladen hatte. So heimlich man auch dieſe Reiſe hielt, ſo erhielt ich doch durch den Bruder Nachricht davon. „„Man will ſie dir entreißen,““ dachte ich, mein Blut kochte, meine Pulſe flogen, meine Leidenſchaft flammte höher auf, und in dieſer tobenden Empfindung ſetzte ich mich hin und ſchrieb Sophien einen Brief, in dem ich ihr ewige, grenzenloſe Liebe gelobte, ihr mein Herz und meine Hand antrug, und dieſe Verſprechungen mit den heiligſten Verſicherungen bekräftigte. Am Schluſſe dieſes Briefes bat ich ſie, wo möglich dieſen Abend in den Garten zu kommen und mir die Antwort darauf mündlich zu überbringen.

„Sie kam, der Triumph der beglückten Liebe war über ihr ganzes Weſen verbreitet, mit Freudenthränen ſtürzte ſie an meine Bruſt, erwiederte meine Verſprechungen mit größern und feierlichern und erhob meine Leidenſchaft zu der größten Höhe. In dieſer ſeligen Bewußtloſigkeit vergaßen wir Alles; von der höchſten Empfindung begeiſtert, gaben wir uns die Schwüre einer ewigen, unwandelbaren Treue, und um dieſen Schwur auf das Bündigſte zu bekräftigen, ſteckte ich einen kleinen goldnen

Ring, ein Erbstück meiner verstorbenen Mutter, an ihre Hand. Wir trennten uns, und am andern Morgen reiste Sophie ruhig und mit völliger Zuversicht auf meine Treue ab. Wenige Tage nachher verließ auch ich Lausanne und ging nach Pavia.

„Die Entfernung machte mir Sophien noch lieber. Meine Phantasie malte mir ihr Bild mit allen Reizen geschmückt, die nur irgend ein Liebender an seiner Geliebten bewunderte, und dieser Enthusiasmus ward auch nicht durch ihre Briefe, die freilich den Mangel an Geistesbildung sehr sichtbar an sich trugen, geschwächt. Nur erst als ich mehr mit der Welt bekannt und durch sie gebildet wurde, da ich Weiber kennen lernte, die mit vielen körperlichen Vorzügen auch seltene Geistestalente verbanden, fing ich an zu wünschen, daß meine Geliebte den engen Kreis ihres Lebens erweitern und sich durch Umgang mehr Bildung erwerben möchte. Die Unmöglichkeit, die sich diesen Wünschen entgegenstellte, machte mich wohl dann und wann mißvergnügt, doch überwog der Gedanke, daß Sophie an Herzensgüte keinem weiblichen Wesen nachstände und daß ein bloß gutes Weib immer mehr werth sei, als ein bloß gebildetes, dieses Mißvergnügen bald.

„Wie ich meine Studien in Pavia vollendet hatte, ward ich, wie ihr wißt, Leibarzt bei dem Prinzen R... Mit diesem durchreiste ich den größten Theil von Europa

und ward, was einem unerfahrnen jungen Menſchen gewöhnlich begegnet, von dem Scheine und Flitter der groſſen Welt ſo geblendet, daß ich nur ungern und mit ängſtlicher Beſorgniß an die Zukunft dachte, wo ein beſchränktes Leben an Sophiens Seite auf mich wartete. Mit Herzklopfen erbrach ich jetzt die Briefe des Mädchens, die zwar ſeltener, aber doch regelmäßig an mich einliefen. Der Ton dieſer Briefe contraſtirte zu ſehr mit meinen Umgebungen, ich verbarg ſie, nicht wie eine Sache, auf die man vielen Werth legt, ſondern wie etwas, deſſen man ſich ſchämt, und beantwortete ſie ſpät und kurz. Deſſen ungeachtet kam der Gedanke, Sophien zu verlaſſen, nie in mein Herz, ich war noch feſt entſchloſſen, mein Wort zu halten, nur ſchob ich, ohne daß ich mir es ſelbſt zu geſtehen wagte, dieſe Periode immer weiter hinaus.

„Endlich, nach einer Abweſenheit von ſechs Jahren, kam ich nach Lauſanne zurück. In Sophiens Familie waren während dieſer Zeit viele Veränderungen vorgegangen. Ihr Bruder war auf einer Fahrt auf dem Genfer See verunglückt, und der alte Vater, der den Verluſt ſeines einzigen Sohnes zu tief empfunden hatte, war bald nach ihm geſtorben.

„Einſam mit ihrer alten Mutter hatte Sophie die Jahre verlebt, die ich im Geräuſch der Welt zugebracht

hatte. Nähen und Stricken waren ihre Beschäftigung gewesen, während ich in den größten Städten von Europa, in der Gesellschaft der interessantesten Menschen, mir eine Bildung erwarb, die natürlich von der ihrigen sehr verschieden war. Ihr Frohsinn war überdies durch die Unglücksfälle, die ihre Familie betroffen hatten, größtentheils verloren gegangen, und selbst ihre Gutmüthigkeit schien durch den einförmigen Umgang mit der grämlichen Alten gelitten zu haben. Nur Eins war an ihr unverändert geblieben — ihre Liebe zu mir. Ach! ich Thor ahnete das nicht; die lange Entfernung, glaubte ich, habe mir ihr Herz entfremdet, weil ihr Benehmen gegen mich kälter, zurückgezogner und überlegter schien, und ich sah nicht, daß es nur mein Betragen war, welches diese Kälte und Zurückgezogenheit bei Sophien bewirkte. Ich war ihr fremd geworden, sie erkannte in mir nicht jenen Jüngling wieder, der sich mit einem Herzen voll Unbefangenheit und Liebe von ihr getrennt hatte, mein Aeußeres schien ihr zu vornehm, mein Geist war ihr unverständlich geworden, und das feste Zutrauen, das zuversichtliche Hingeben, welches zwischen zwei Liebenden nur aus dem Bewußtsein der innigsten und genauesten Bekanntschaft entspringt, war verschwunden, und an seine Stelle ein schüchternes Beobachten und lästige Vorwürfe getreten.

„Mein Herz, das von jeher in der Verſtellung ungeübt war, fand dieſen Zwang unerträglich. Ich konnte mir es nicht länger verbergen, daß ich Sophien nicht liebte, aber doch ſtand das Bewußtſein meiner Pflicht klar vor mir. — Der Menſch iſt erfinderiſch, wenn es darauf ankommt, ſeine Wünſche auf Koſten ſeiner Pflichten zu befriedigen; ich vermuthete, daß die alte Mutter, die ohnehin unſre Verbindung mit keinem günſtigen Auge anſah, ſich beſtimmt dagegenſetzen würde, wenn ich mit Sophien von Lauſanne wegziehen wollte, und hielt mich dann für vollkommen berechtigt, eine Verbindung zu trennen, welche — wie ich glaubte — weder mein noch Sophiens Glück bewirkte, das Mißfallen der Mutter hatte und mich überdies dem läſtigen Zwange unterwarf, in einer Stadt zu leben, wo gar keine Ausſichten für mich waren.

„Meine Vermuthung traf ein; kaum hatte ich der Mutter meinen Plan, mich nach Genf zu wenden, bekannt gemacht, als ſie auf die gemeinſte Art mir ſagte, daß in dieſem Falle an keine Verbindung zwiſchen mir und ihrer Tochter zu denken wäre, und ihr grämlicher Sinn ſetzte ſogar die harten Worte hinzu: „„Ihre Tochter brauche nicht einem armen Menſchen nachzuziehen, um ihr Brod in der Fremde zu ſuchen.““ Mein kindiſcher Stolz war beleidigt, und mein Entſchluß ward

vollends beſtimmt, als ich ſah, daß Sophie ſtill und leidend ſich den unvernünftigen Vorſchriften der Mutter unterwarf. Ich glaubte, ſie liebe mich nicht, habe mich wohl eigentlich nie geliebt, weil ſie mich ſo gehorſam aufgeben konnte, und dieſer Gedanke — wie ſonderbar doch die Gefühle des Herzens mit uns ſpielen — dieſer Gedanke, anſtatt mir die Trennung von ihr zu erleichtern, machte mich ſehr traurig.

„Ich bin gewiß, hätte ſie nur mit einem Worte ſich ihrer Mutter widerſetzt, nur eine Aufwallung der Leidenſchaft blicken laſſen, mein Herz wäre in dieſem Augenblicke ganz wieder für ſie gewonnen worden. Aber wo hätte denn die Arme Kraft hernehmen ſollen, ſich gegen eine Mutter aufzulehnen, deren Uebermacht ſie von Kindheit auf drückend empfunden hatte?

„Mit ruhiger Ergebenheit hörte ſie mich an, als ich ihr die Nothwendigkeit unſerer Trennung vorſtellte, ſie weinte Thränen an meiner Bruſt, als ich ſie verließ, aber ihre Miene war wie gewöhnlich, keine Spur von der Verzweiflung einer unglücklichen Leidenſchaft, kein Seufzer, der aus einem Herzen zu kommen ſchien, das ſeinen Kummer in ſich verſchließen wollte.

„Ich war weit bewegter als ſie. Das ſchönſte und liebſte Bild meiner Jugend, das Einzige, was mich nie

verlaſſen hatte, ſank vor mir hinab und zerfloß in einen Traum, wie alle die andern. Mein Leben war mir fremd, das ganze Gebäude meiner Zukunft zerriſſen. Wie gern wäre ich jetzt an Sophiens Herz zurückgeflogen, aber der Gedanke, ſie liebt dich nicht, und der beleidigte Stolz, der mir zurief: „„Sie hielt dich nicht einmal einer Bitte, an ihre Mutter werth,““ trieben mich fort und machten mich trotzig gegen die beſſere Stimme meines Herzens.

„Ich mußte noch einige Tage in Lauſanne bleiben und begegnete ihr einmal zufällig auf der Straße. Ihr Auge blickte ſchüchtern und ungewiß vor ſich hin, mein Herz klopfte heftig, aber ich zwang mich, frei und ſorgenlos zu ſcheinen; ich ging nahe bei ihr vorüber, ohne ſie — könnt Ihr mir es wohl zutrauen? — ohne ſie zu grüßen!

„Als ich ungefähr ein Jahr in Genf war, hörte ich, ſie ſei die Braut eines jungen Mannes, der die Handlung ihres Vaters fortſetzen wollte. Dieſe Nachricht bewegte mich, aber ich ſuchte das Gefühl zu unterdrücken und warf mich in ein arbeitſames Leben, das mich zerſtreute. So vergaß ich ſie und mit ihr die Schuld, die ich auf meinem Herzen trug.

„Aber der Tag erſchien, der mich fürchterlich an dieſe

Schuld mahnte, erſchien zu einer Zeit, wo ich mich ganz glücklich glaubte, und warf mich von der Höhe herab, die ich in meinem ſtolzen Selbſtbewußtſein erſtiegen zu haben wähnte.

„Jener Brief — brauche ich Euch nun noch zu ſagen, von wem er war? — Ach! die Unglückliche, die ihren letzten Athemzug in meiner Gegenwart verhauchte, deren Tod mich ſo erſchütterte, war niemand Anders als Sophie! die einſt ſo geliebte, ſo blühende Sophie! Jener goldne Ring, den ich von ihrer Todtenhand abzog, war derſelbe, den ich ihr in der feierlichen Stunde gab, wo ich mit den Schwüren meiner Liebe ihr junges Leben vergiftete.

„Kummer und Gram in einer unzufriedenen Ehe, Sehnſucht nach dem Wortbrüchigen, der ſie aus Eitelkeit und Stolz ſo treulos verließ, hatten ihr Leben abgezehrt, ein frühes Grab ihr bereitet, ihren einzigen Sohn ſeiner Mutter beraubt! Sehet, geliebte Kinder! ſo ſchrecklich wuchert eine ſchlechte Handlung!

„Ihr Herz, das gewohnt war, von Jugend auf ohne Murren zu dulden, war ſich bis an das Ende gleich geblieben; ſie machte mir keine Vorwürfe, ſie verzieh Allen, die ihre Tage mit Kummer überhäuft hatten, ſie ſchrieb mir, ſie habe mich ewig und einzig geliebt, ſie

habe Freiburg zu ihrem Aufenthalte gewählt, weil es mein Geburtsort sei, sie habe immer Nachrichten von mir eingezogen und sich gefreut, daß es mir wohlginge; sie bat mich, ich sollte ihr Andenken ehren und ihren armen Sohn nicht hülflos lassen!

„Ach! Kinder, jedes ihrer freundlichen Worte war ein Dolchstich in mein belastetes Herz; sie war treu geblieben, bis in den Tod, — ohne Lohn und ohne Hoffnung — und ich?

Thränen erstickten des Vaters Stimme; Karoline schluchte laut und bückte sich auf seine Hand. Leopold wollte sprechen, aber der Vater winkte ihm, und er schwieg.

Endlich sagte Karoline: „Nenne uns ihren Namen, lieber Vater! wir wollen sie verehren, wie eine Heilige."

Vater. Ihren Namen? Richter, Deine Thränen sagen mir, daß Du ihren Namen errathen hast.

Richter. Gott! wäre es möglich?

Vater. Ach ja! mein Sohn, es war Deine Mutter!

Richter stürzte sich zu seinen Füßen. „O! Sie haben Alles an mir vergolten, mein Wohlthäter, mein Freund, mein Vater!"

Karoline. O! ſiehe herab, Vollendete! freue Dich unſres Glückes, wir danken es ihm, verzeih' und ſegne!

„Manibus placatis!" ſagte der würdige Greis und faltete ſeine Hände, und blickte lächelnd, mit einer Thräne im Auge, gen Himmel.

Eduards

Bekehrung zum Eheſtande

und

ſeine Wanderung auf Freiers Füſsen mit ſeinem Vetter Jakob.

„Hier wird dir wohl sein!“ sagte ich zu mir selbst, da ich mein neues Logis eingerichtet hatte. „Hier hast du Alles, was du dir wünschtest: ein eignes Haus, schöne helle Zimmer, geschmackvolle Meublen, eine herrliche Aussicht auf die entzückendste Gegend der Welt und eine Stille um dich her, die dir die schönste Muße zur Arbeit verspricht.“

„Ja, hier ist gut sein!“ rief ich voll inniger Freude, da ich den ersten Morgen mit meiner Pfeife ans Fenster trat und die herrliche Gegend im Gewande des Frühlings vor mir liegen sah. Frohes Muthes ging ich an meine Arbeit, und mitten unter den trockensten Geschäften that ich einen Blick hinaus ins Freie, und holte mir neue Kraft und neuen Muth. „Wohl mir! — hier kann ich

die Menſchen mit allen ihren Thorheiten entbehren. Meine Bücher ſollen meine Geſellſchafter ſein. Unter dieſen großen Geſtorbenen will ich die Lächerlichkeiten der Lebenden vergeſſen. Mein Haus ſoll mitten in dem Strudel der Welt eine ruhige Inſel ſein, wo man nur den Wiſſenſchaften und den Grazien lebt. „„**Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet,**““ ſag' ich mit Freund Horaz."

Dies Winkelchen der Welt
Lacht mich vor allen an,
Bis hieher drängt ſich nicht
Das Gaukelſpiel der Menſchen,
Hier lebt man der Natur,
Hier lebt man Gott und ſich!
Nur ſtille Einſamkeit,
Nur dieſe ſüßen Freuden
Im Anſchaun der Natur
Sind einzig zu beneiden!

„Acht Tage bin ich nunmehr in meiner Wohnung, und meine Zimmer wollen mir nicht mehr recht gefallen; ſie ſind mir alle zu weit. Meine Meublen ſind beſtäubt. Meine Freunde kommen, wegen der Entlegenheit, ſeltner zu mir. Mein Vetter Jakob iſt zu ſeinem Schwager, dem Amtmann in Liebſtadt, gegangen, und ich möchte

doch gern, besonders in den Stunden, wo ich die Acten auf die Seite lege, Jemanden bei mir haben, zu dem ich sagen könnte: „„Sieh' nur die herrliche Gegend! wie die Wolken dort an den Bergen hinziehn, wie das Rauschen des Wasserfalls so schön durch den ruhigen Abend hintönt!"" Aber da bin ich nun so einsam, da fühle ich oft eine Leere, die mir die gewählteste Lectüre nicht ausfüllen kann; ich werfe dann die Bücher weg und laufe aus einem Zimmer ins andre. Heute kam ich bei dieser unruhigen Wanderschaft in die Küche. Lieber Gott! da sah es wild aus: kein Topf, kein Teller, keine Spur auf dem ganzen Herde, daß irgend einmal ein Fünkchen Feuer dagewesen war. „„Ach!"" rief ich aus, „„die Wohnung ist ganz gut, es ist Platz vollauf, aber es sollte Jemand da sein, der so recht nach Herzens Lust darin herumwirthschaftete. — Ein eigner Herd ohne Feuer ist doch immer eine Narrheit. Gott weiß, durch welche Combination der Gedanken mir das Heirathen einfiel. „„Du solltest heirathen!"" sagte ich auf einmal und erschrak, wie es heraus war. „„Heirathen?"" wiederholte ich, „„du? mit deinen Vorurtheilen gegen die Welt? mit deinen Schwärmereien von Freiheit und Selbstständigkeit? Du heirathen?"" Ich lachte laut auf. „„Ach, was würde aus der ruhigen Insel werden, die du nur den Wissenschaften geweiht hast! Wie bald würde das Mode-

journal neben deinem Horaz und Virgil paradiren; der Vater Homer würde, trotz aller Epopöen, den Ritterromanen Platz machen müſſen, und mancher ehrliche Foliant, der jetzt ruhig im Poſſeß ſeines Stuhls iſt, würde ihn hergeben müſſen, um darauf die Kleider und Aufſätze der Frau Regierungsräthin zu placiren. Das Feuer in der Küche könnte wohl auch gar weiter um ſich greifen. Nein, nein! wie mir auch ſo ein Gedanke einfallen konnte? Ich hätte gar nicht in die Küche gehen ſollen. Im Grunde fehlt mir weiter nichts, als mein Vetter Jakob, mit dem ich ſonſt die Abende ſo angenehm verplauderte, und dann habe ich zeither zu viel geſeſſen; es iſt kein Wunder, daß mein Geiſt nicht heiter iſt. Seit ich die ſchöne Gegend vor dem Fenſter habe, bin ich gar nicht in ſie hineingekommen. Es kommt mir recht gelegen, daß ich dieſe Woche eine Unterſuchung auf dem Kloſter Haidebach habe, die mich wahrſcheinlich mehrere Tage dort aufhalten wird. Die Reiſe wird das dicke Blut durchſchütteln, die reine Bergluft wird mich umwehen, und leicht wie Nebelwolken werden alle die ſchwermüthigen Gedanken verfliegen, die meine Studierſtube erzeugt hat. Der Abt ſoll ein lieber Mann ſein, und unter den Mönchen ſoll es auch mehrere geſcheidte Leute geben. Es iſt ein Benedictinerkloſter, und die Kinder des heiligen Benedicts waren von jeher klüger in ihren Geſchlechtern, als die Kinder des Dominicus und

Franciscus. Ihre Gesellschaft, denke ich, soll das, was etwa von Heirathslust in meiner Seele noch übrig bleibt, vollends wegbringen. Ich lege mich heute um Vieles ruhiger zu Bette, da ich doch weiß, woran ich bin, und da ich die schöne Aussicht der Reise vor mir habe, die mich mir selbst wiedergeben soll. Es ist elf Uhr, der Nachtwächter brummt: „„Bewahrt das Feuer und auch das Licht.““ Ach, guter Freund! mit dem Feuer soll es so bald bei mir noch nichts zu sagen haben.“

Heiter wie der prächtige Morgen, der mich umgab, sprang ich aus dem Bette. Singend ging ich im Zimmer auf und ab und rauchte meine Morgenpfeife. Der Wagen kam. Johann packt ein. „Lege die Acten tief unten im Kutschkasten!“ rief ich ihm nach, da er sie zum Zimmer hinaustrug, „sonst plagt mich der Henker, daß ich im Fahren darin blättere.“

„Ja, ja,“ sagte ich zu mir selbst und rieb mir freudig die Hände, „es gehört nur Aufmerksamkeit auf sich selbst dazu, und man kann aus sich machen, was man will. Welche Heiterkeit umgiebt mich! welches neue Leben strömt durch meine Adern! welche herrlichen Folgen verspricht mir diese Reise! Ist sie nicht die beste moralische Cur gegen das Gefängnißfieber meiner Seele? Ich brauche

alsdann nur jeden Morgen eine halbe Stunde ins Freie zu gehen, ſo werde ich ein ganz anderer Menſch werden."

„Es iſt Alles fertig, lieber Herr," trat mein Johann herein.

„Gut, Johann, gieb mir meinen Stock und Hut."

„Wollen Sie denn keine Bücher mitnehmen?"

„Ach, laß heute die Bücher. Ich will verſuchen, das wegzucuriren, was ich mir an den Hals geleſen habe."

„Gott ſei Dank!" ſagte der ehrliche Junge, „da wird man doch unterwegs ein Wörtchen mit Ihnen reden können?"

„Nun, Johann, mit dem Reden wird es nicht viel werden. Setze Dich auf den Bock, im Wagen biſt Du mir im Wege, ich kann dann nicht ungeſtört denken."

„Ach, guter Herr," verſetzte er, „wenn Sie ſich nicht auch Ihre Gedanken wegcuriren, da wird's mit Ihrer Beſſerung langſam gehen."

„Wo denkſt Du hin, Johann?" ſagte ich lachend und ſetzte mich in den Wagen.

Mit Pfeilſchnelle rollte ich durch die Vorſtadt und war auf einmal mitten in der herrlichen Gegend, die ich bis jetzt nur aus meinem Fenſter geſehen hatte.

Ich war ungefähr eine Stunde gefahren, als ein Zufall meinen Kutſcher zu halten nöthigte. Ich befand mich am Fuße eines ziemlich ſteilen Bergs. Unweit mei-

nes Wagens ſtand ein Mann neben einem Schubkarren, auf dem ein großes Faß lag, er trocknete ſich den Schweiß ab und ruhte aus, um hernach mit neuer Kraft den Berg hinaufzufahren. —

„Was fährt Er da, mein Freund?“ fragte ich. — „Kindtaufsbier, lieber Herr! meine Frau iſt geſtern in die Wochen gekommen.“ — „Er armer Mann,“ ſagte ich theilnehmend, „man hat doch immer Noth, wenn man verheirathet iſt!“

„Noth, Herr? Noth? Je was iſt denn das für Noth, wenn man einen dicken, muntern, geſunden Jungen hat? Gotts Sapperment! ich bin geſtern geſprungen wie ein Bock, für lauter Freude, und denkt Er denn, daß mir das Faß ſchwer wird? Ich bin ſchon eine Meile Wegs damit gefahren, und es iſt mir geweſen, als ob ich zur Kirmſe ginge.“

„Hat Er denn noch weit zu fahren?“ fragte ich ganz beſchämt.

„Eigentlich nur noch eine halbe Stunde, aber ich fahre über Schieritz zu meinen alten Aeltern, die werden für Freude jung werden, wenn ſie's hören, daß meine Anne einen Jungen hat. Adieus, Herr, ich muß machen, daß ich nach Schieritz komme, mein Alter ſoll den erſten Krug von dem Biere haben.“ — Und damit ſchob er muthig den Berg hinauf.

Ich drückte mich in die Ecke meines Wagens und sagte seufzend: „Die Acten haben alles Gefühl bei dir getödtet, du kennst die Ehe nur aus Consistorialprocessen, die Kindtaufen nur aus Gevatterbriefen, die Liebschaften nur aus Gedichten. Ist es nicht lächerlich, sich mitten in einer wirkenden thätigen Welt in Bücher zu vergraben? und gleicht es nicht der Thorheit jenes Pedanten, der, da ihn endlich seine Freunde durch viele Ueberredung ins Schauspielhaus gebracht hatten, einen alten Komödiendichter aus der Tasche zog und darin las, und so über der alten Komödie kein Wort von der neuen vortrefflichern hörte?“

„Ach, deine ganze Krankheit,“ fuhr ich fort, „rührt bloß daher, daß du dich zu weit von der Natur entfernt hast. Du hast nur Portraits gesehen, aber keine Menschen, nur Landschaftsgemälde, aber keine Landschaften. Geh' endlich aus deiner Bücherwelt heraus und falle der in die Arme, von welcher alle Bücher nur matte Copien sind, der unendlichen großen Natur! Tödte nicht durch kaltes Raisonnement die schöne Menschlichkeit in deiner Brust, sondern knüpfe ein Band an zwischen dir und der Menschheit. Die Natur hat eine große Tafel bereitet, sei du auch ein froher Gast, genieße die heiligen Freuden der Menschheit, Aeltern- und Gattenliebe, und werde durch diese seligen Gefühle selbst ein Mensch.“

Dies waren ungefähr die Gedanken die mir in der Ecke meines Wagens durch den Kopf zogen, und das Bild des glücklichen Bauers ſchwebte immer vor meiner Seele. Ich ſah, wie er um die Wiege ſeines Neugebornen herumſprang; ich hörte die Freude, die er durch die Nachricht im Hauſe ſeiner Aeltern machte; ich ſah, wie er ſeinem alten Vater einen Krug von dem Biere reichte, das er im Schweiße ſeines Angeſichts ſo weit geſchleppt hatte; und Gott weiß, ob mich meine Gedanken nicht zu einem feſten Entſchluſſe würden geführt haben, wenn mich nicht Johann geſtört hätte, der mir zurief: „Dort auf dem Berge liegt das Kloſter!“ Ich blickte zu dem Wagen heraus und ſah es über den Wald hervorragen, der den Berg hinaufſtieg, auf dem es lag.

„Seid mir gegrüßt, ehrwürdige Mauern!“ dacht' ich; „wie mancher Kopf voll Zweifel mag in euch gelebt, wie manches Herz voll Schwanken zwiſchen Wirklichkeit und Schwärmerei, zwiſchen Natur und Vorſatz mag in euch geklopft haben. Auch ich eile euch zu, zweifelnd, ſchwankend, mit einem unruhigen Herzen und einer bekümmerten Seele. Bin ich auf dem Wege klein zu werden, o ſo laßt mich in eurer ſtillen Abgeſchiedenheit Stärke finden, daß ich mich von allen den Banden losreiße, die der Menſch mit dem Thiere gemein hat, und mich zu der Würde eines Lebens erhebe, das bloß der geiſtigen Ver-

vollkommnung gewidmet ist; daß ich mich über eine Welt emporschwinge, die für große Seelen zu eng ist, und daß ich von der stolzen Höhe meines Standpunktes das Thun und Treiben der Menschen betrachte, ohne doch selbst zu ihnen zu gehören."

So mochte ich einige Zeit vor mich hin perorirt haben, als der Wagen vor dem Klosterthore hielt und Johann vom Bocke sprang, um meine Ankunft dem Abte zu melden.

„Gott sei Dank, daß ich mich hierher gerettet habe! Welch ein Leben! welch ein seliges, überirdisches Gefühl! O in dieser schönen Einsamkeit tönen nur die höhern Accorde der Seele, und der Geist, losgekettet von allen endlichen Formen der Anbetung, sinkt in die Arme des unendlich Angebeteten! Ach, ist nicht der Mensch zum Engel geboren? Aber bindet nicht Einer dem Andern die Fittiche? Muß nicht die Weisheit in einsame Gegenden flüchten, um das zu bleiben, was sie ist? und ist nicht jeder höhere Mensch ein Sokrates, dem die Welt den Giftbecher reicht und ihn tödtet, zwar nicht auf einmal, sondern langsam und tropfenweise? O daß ihr euch Alle um mich versammeltet, ihr bessern Menschen! o daß ich euch Alle aus dem Wuste der Welt gerettet sähe, ihr Seelen, die ihr einer höhern Erkenntniß würdig seid!"

„Die Menſchen, die mich umgeben, fühlen das Lebendige nicht, das mich durchglüht. Sie ſind ſehr alltäglich. Die meiſten Mönche ſind mit Wirthſchaftsangelegenheiten beſchäftigt; der Bruder Lector, der den Lehrer im Kloſter macht, ſcheint mir einer von den dummglücklichen Menſchen zu ſein, die die ganze Peripherie des menſchlichen Wiſſens ſauber in ihre Hefte eingetragen haben, und der Abt, der ein edler, liebenswürdiger Greis zu ſein ſcheint, iſt bis jetzt immer ſo beſchäftigt geweſen, daß ich ihn außer der Mittagsmahlzeit wenig oder gar nicht geſehen habe. Die Geſellſchaft der meiſten Mönche iſt mir läſtig, ich gehe daher gewöhnlich einſam ſpatzieren oder ſetze mich auf einen Felſen hinter der Gartenmauer, von wo aus ich mehrere Meilen in die Runde die herrlichſte Flur ſehen kann. Das Betglöckchen des Kloſters ruft mich da oft zu Gebeten, die feuriger und herzlicher zu dem Throne des Alliebenden emporſteigen, als das unharmoniſche Geplärr der gedankenloſen Mönche.“ Wie ich heute ſo daſaß und ſie drinnen im Kloſter ſangen: **et in terra pax hominibus bonae voluntatis**, ach! da ergriff ein Gefühl voll unendlicher Liebe und Wohlwollen meine ganze Seele, und ich blickte in das Blaue des Himmels hinauf und ſtammelte mit thränenden Augen: „Ach ja, du Ewiger, gieb Frieden, Frieden, äußern und innern, allen deinen Kindern! Allen, und auch mir!“

„Um mich her ist überall Leben und Freude. Die ganze Natur erwacht und feiert ihr erneuertes Dasein. Wo ich hinblicke, sehe ich einen lebendigen Odem, der Alles mit Freude und Liebe umweht; aber in meiner Seele steigt eine Wehmuth empor, für die ich keinen Namen weiß, meine Augen füllen sich mit Thränen, aber es sind nicht Thränen des Entzückens. Ach, ich möchte die ganze Welt in dem erhabenen Gefühle meiner Liebe umarmen; aber die Arme eines Menschen sind zu klein, und wenn ich mich dann umsehe und nicht einmal ein Herz neben mir steht, das ich fest an das meinige andrücken kann, soll ich da nicht wehmüthig werden?"

„Die Menschheit zu lieben ist ein leerer Gedanke, aber in dem einzelnen Menschen den Repräsentanten der ganzen Menschheit zu umarmen, ist eine Seligkeit, die nur erhabnere Seelen verstehen."

„Das Gefühl meines Alleinseins begleitet mich überall. Die Sehnsucht, mich an ein verwandtes Herz anzuschließen, verläßt mich nie, sie ergreift mich hier in diesem stillen von allen Zerstreuungen entfernten Leben mächtiger als vorher. Hier in dieser feierlichen Einsamkeit bin ich dir näher gekommen, heilige große Natur, ich habe dein erhabnes Gesetz erkannt, es heißt Liebe, und alle Trugschlüsse meiner Vernunft sind nicht vermögend, deine Stimme und die Stimme meines Herzens zu übertönen,

die mir unaufhörlich zuruft: ſuche dir ein Weſen, das dir gleich iſt; eine Seele, die dich verſteht; ein Herz, das dich liebt, und ſei du glücklich in Liebe und durch Liebe!

Den ganzen Nachmittag brachte ich heute beim Abte zu und beendigte vollends das Geſchäft, wegen deſſen ich hierhergekommen war.

„Laſſen Sie uns einen Spatziergang auf die Meierei des Kloſters machen," ſagte er gegen Abend, wie wir fertig waren, „Sie ſind ſchon einige Tage hier, und ich habe Ihren Umgang ſo wenig genießen können."

Die Mönche waren in der Veſper, es herrſchte eine Todtenſtille im ganzen Kloſter, und wir gingen über die Tabulate.

„Was ſind das für Portraits, die hier längs der Mauer aufgehangen ſind?" fragte ich.

„Es ſind die Aebte, die ſeit der Fundation des Kloſters hier gelebt haben," antwortete er. „Dieſer," ſagte er und blieb bei dem Letzten ſtehen, „war mein Vorgänger, ein lieber edler Mann, voll Menſchenfreundlichkeit und Sanftmuth, er war zweiundvierzig Jahre Abt, unter ihm beſtand ich mein Noviziat und ward eingekleidet; er war mein Freund, bis ich ihm die Augen zudrückte. Auf dieſe leere Stelle kommt mein Bild, wenn mich der dort eben

wieder auskleiden wird; ach!" setzte er seufzend hinzu, „dieses Bild wird das Einzige sein, was in der Welt von mir übrig bleibt."

Eine sanfte Schwermuth überzog sein Gesicht, es schien mir, als ob eine Thräne seine grauen Augenwimper versilberte. — Wir gingen schweigend die Treppe herab und über den Klosterhof. Ein Fußpfad schlängelte sich durch den Wald und führte den Berg hinab. Wir kamen zu einer einsamen Kapelle; Grabhügel und hölzerne Kreuze wurden von hohen Ulmen überschattet. Es war der Kirchhof des Klosters.

„Wie sanft muß sich's hier schlafen!" rief ich aus.

„Ja wohl sanft!" sagte der Abt.

„O wie Wenigen schenkt das Schicksal einen so ruhigen Lebensabend, wie Ihnen! Mit welcher süßen Zufriedenheit sehen Sie die letzten Tage Ihres Lebens vorüberziehen, mit welcher seligen Ruhe gehen Sie dem entscheidenden Augenblicke entgegen, der Sie mit einer bessern Welt vereinigt!"

„Vor einigen Tagen," erwiederte der Abt, „starb ein alter Tagelöhner des Klosters, seine Frau war einige Jahre vor ihm gestorben. Vier Kinder und zwei Kindeskinder standen um sein Sterbebette her; ein Bruder unsers Klosters wollte ihm Trost zusprechen und schilderte ihm die Freuden der Seligen, aber er lächelte und sagte: „„Wür-

diger Herr, ich brauche keinen Troſt, ich ſterbe gern, denn ich werde ja meine Marie wiederſehen.“ Er ſtarb freudig, er ging aus den Armen der Liebe in die Arme der Liebe, und ſeine Hinterlaſſenen weinten ihm nach. Ach, Herr Rath,“ fuhr er fort und drückte mir die Hand, „dieſer arme alte Tagelöhner ſtarb froher, als ich ſterben werde. Die Einſamen, die hier ſchlafen, hat die Welt längſt vergeſſen, ihr Name und ihr Gedächtniß lebt bloß noch in den Jahrbüchern des Kloſters, kein Auge hat ihnen nachgeweint, und ihr Herz iſt gebrochen, ohne daß ein anderes Herz dabei geblutet hätte. — Um mein Sterbebette her werden Kabalen geſchmiedet werden wegen der Wahl eines neuen Abtes; der, welcher die meiſten Stimmen für ſich gewonnen hat, wird ängſtlich auf meine Pulsſchläge lauern, wird mir lachend die Augen zudrücken und wird es kaum erwarten können, bis der leere, herzloſe Pomp meines Begräbniſſes vorbei iſt.“

„Mein Gott!“ rief ich erſtaunt, „aus welchem Geſichtspunkte ſehen Sie ſich und Ihre Lage an?“

„Aus dem wahren, mein Herr. Im Alter ſieht man Wirklichkeit; die erhitzte Phantaſie iſt abgekühlt, die jugendlichen Schwärmereien ſind in ihr Nichts zerronnen, und man unterſcheidet die Frucht von der Spreu, das echte Gold von dem falſchen.“

Er brach ab; ſchweigend ſetzten wir unſern Weg fort,

Jeder von uns ſchien in Gedanken vertieft zu ſein. Jetzt waren wir am Fuße des Berges, der Wald öffnete ſich, und vor uns lag mitten im fruchtbarſten Thale eine Meierei, deren rothe Dächer freundlich durch die Blüthen und Knospen hindurchſchimmerten, mit denen ſie umgeben war.

„O wie herrlich!“ rief ich aus.

Das Geſicht des Greiſes erheiterte ſich. „Ja,“ ſagte er, „hier bin ich gern. Dieſer ſchöne Platz allein läßt mich fühlen, daß ich nicht ganz unnütz gelebt habe. Unter dem vorigen Abte war hier nur eine armſelige Köhlerhütte, das Thal war ſumpfig und wurde wenig oder gar nicht beſucht. Ich ſchlug ihm vor, es urbar zu machen, er überließ mir die Beſorgung, und es war Jahre lang meine einzige ſüßeſte Beſchäftigung, hier zu arbeiten. Ich ließ Graben ziehen, den Wald an einigen Stellen aushauen, ich legte Felder an, und ſo entſtand endlich dieſe kleine Meierei. Wie ich ſelbſt Abt wurde, ließ ich ſie vergrößern, die Gebäude, die vorher nur aus Holz waren, wurden von Stein aufgeführt, und ich verpachtete ſie für einen mäßigen Pacht an eine Familie, die im letzten Kriege um alles das Ihrige gekommen war.“

Wir traten in den Hof. Zwei muntere, rothbäckige Knaben ſprangen uns entgegen, küßten dem Abte die Hände und erhielten von ihm einiges Confect. Der Pach-

ter kam, schüttelte mit edler Treuherzigkeit dem Greise die Hand und schloß uns den Garten auf. Die Bäume standen in voller Blüthe; auf den Beeten blühten Aurikeln, Hyazinthen und Tulpen. „Hierher," sagte der Abt freundlich, „komme ich alle Tage; ehemals wohnte ich ganz hier, fast jeden Baum habe ich selbst gepflanzt, inoculirt oder gepfropft. Wenn mein Name längst vergessen ist, werden diese Bäume doch Früchte tragen; die Felder, die ich urbar machte, werden volle Aehren haben, und eine arbeitsame Familie wird Unterhalt davon finden. Nicht wahr, Herr Rath, **non omnis moriar.**"

Meine Seele war zu voll, ich konnte ihm nur durch einen Druck der Hand antworten.

Wir setzten uns in eine Laube, die Pächterin brachte Milch und Erdbeeren.

„Und doch konnten Ew. Hochwürden vorhin einige Unzufriedenheit über Ihre Lage äußern?" hob ich an.

„Es ist selten," erwiederte er, „daß der Mensch mit dem Menschen spricht; gewöhnlich spricht der Stand mit dem Stande, das Amt mit dem Amte. Sie sind ein edler Mann, Herr Rath, und es thut einem so wohl, mit einem edlen Manne zusammen zu sein. Erlauben Sie also, daß nicht der Abt im Benedictinergewande, sondern der Greis mit seinem menschlichen Herzen zu Ihnen spricht. — Haben Sie die Menschen kennen ge-

lernt, die mich umgeben? Sie sind entweder einfältig und gefühllos und fühlen sich glücklich, oder sie sind Opfer ihrer Schwärmerei, in einem ewigen Kampfe mit sich selbst, voll Unzufriedenheit und Reue, und fühlen sich unglücklich. Mit Beiden ist kein angenehmes Leben, keine Offenherzigkeit, kein vertrauter Umgang. Selbst die strenge Subordination des Klosterlebens macht, daß die Gehorchenden beisammenstehen, aber der Befehlende immer allein. Ich muß also ewig meine Gefühle in mich selbst verschließen. Da denke ich nun oft, wenn ich in der Welt geblieben wäre, so wäre ich jetzt ein glücklicher Hausvater, ich hätte ein gutes Weib, an deren Brust mein graues Haupt ausruhen könnte, die die Stürme und die Hitze des langen Lebenstages mit mir ausgehalten hätte, und die also die innige Vertraute meines Herzens und seiner Gefühle wäre. Ich sähe mich in meinen Kindern wieder aufleben und genöss' in ihnen die Tage meiner sorglosen Jugend noch einmal. Jeder Tag hätte neue Freuden für mich, ich hätte gearbeitet für die Meinigen, ich ständ', von meinen Lieben umringt, in der Abendröthe meines Lebens, und wenn ich einst in den Armen meines Weibes, unter den Küssen meiner Kinder zu der unbekannten Welt hinüberschlief, so lebte ich doch auf dieser Erde in meinen Kindern und Kindeskindern fort. O Herr, diese Unsterblichkeit kann mir kein Zweifler ungewiß machen!

Welches Leben führe ich jetzt! welche schöne Bestimmung habe ich verfehlt! Ich kann mir Gott nicht unter dem Bilde eines Mönchs vorstellen, aber mit einem Hausvater vergleicht sich das gütige Wesen oft selbst."

Er war sehr gerührt, ich suchte ihn zu beruhigen, aber er sagte freundlich lächelnd:

„Lassen Sie mich es immer fühlen, daß ich ein Mensch bin!"

„Aber wie konnte ein Herz, wie das Ihrige, einen Stand wählen, der seinen Wünschen so ganz entgegen war?"

„Zwei Ursachen trieben mich dazu, von denen schon eine hinreichend ist, einen Menschen aus seinem Gleise zu bringen. Unglückliche Liebe und gekränkte Ehre. Alte Leute schwatzen gern, besonders von ihren jungen Jahren; ich will Ihnen meine Geschichte kurz erzählen. Meine Aeltern waren wohlhabende Leute und gaben mir die beste Erziehung. Mein Herz ward unter Griechen und Römern groß. Die Meisterwerke der Alten gaben meinem Geiste jene erhabene Richtung, jene einfache Größe, die von der alten Welt zu uns herüberweht und sich so wenig mit der jetzigen und ihren Einrichtungen verträgt. Ich studierte, um meine Bildung zu vollenden, nicht, um mir Brod damit zu verdienen. Dann reiste ich. Manches Mädchen hatte mir wohl bisher gefallen, aber mein Geschmack war

griechiſch, kein Mädchen ohne hohe Geiſtesbildung konnte mich feſſeln. Ich lebte in Idealen. In einer fremden Reſidenzſtadt lernte ich endlich ein Mädchen kennen, die meinen Wünſchen entſprach. Meine ganze Seele, mein volles, offnes Herz flog ihr entgegen. Ich liebte ſie mit dem heiligen Enthuſiasmus, den die Liebe nur in reinen Seelen hervorbringt. Sie erwiederte meine Neigung. Sechs Monate lebte ich faſt täglich in ihrer Geſellſchaft; alle die glänzenden Zirkel der Reſidenz, in denen ſie nicht war, ekelten mich an, und mit Vergnügen vertauſchte ich den leeren Glanz großer Geſellſchaften gegen den Umgang mit der ſtillen Familie, bei der ſie ſich aufhielt. Eine gewiſſe Gefallſucht, eine Neigung zu rauſchenden Vergnügungen bemerkte ich zwar an ihr, und dies verurſachte öftere Streitigkeiten zwiſchen uns. Aber das Mädchen hatte eine unumſchränkte Gewalt über mein Herz, bei jeder Verſöhnung wurde meine Liebe zu ihr heftiger und feuriger. Der Frühling kam. Mein Schickſal rief mich in entfernte Gegenden. Sie war troſtlos, ſie ſchluchzte an meinem Halſe, wie ich den letzten Abend mit ihr zubrachte. Mehr todt als lebendig reiſte ich ab. Meine Reiſe war beſchwerlich; eine drückende Sehnſucht nach der, die ich ſo innig liebte, machte mir beinahe jede Freude unſchmackhaft, und doch war ich ſo glücklich, wenn ich nur ungeſtört an ſie denken konnte. Dieſe Liebe, die in ihrem Urſprunge

ſo edel, in ihrer Folge immer ſo rein und unſchuldig geweſen war, ſchien mir für die Ewigkeit beſtimmt zu ſein. Meine Abweſenheit dauerte beinahe ein Jahr. Ich riß mich von Allem los, was mich halten wollte, von meinen Freunden, von vortheilhaften Ausſichten zu Beförderungen, ſelbſt von einer Verbindung, die mir meine Verwandten zugedacht hatten, ich riß mich von Allem los und eilte zu ihr. Seit langer Zeit hatte ich ſchon keinen Brief von ihr erhalten, aber ich ahnete nichts, ich Thor beurtheilte nach meinem edlen Herzen die Menſchen um mich her! Ich kam. Mit erzwungener Freundlichkeit nahm ſie mich auf. Ein adeliger junger Herr ſaß neben ihr. Auf ihrem Geſichte ſtand mehr Ueberraſchung als Freude. Mein Stolz gab mir ſo viel Kraft, daß ich die wenigen Augenblicke, die ich mich bei ihr aufhielt, Herr meiner ſelbſt blieb. Mit zitternden Knien wankte ich die Treppe hinab. Erſt nach einigen Wochen erhielt ich es wieder über mich, ſie zu beſuchen. Gütiger Gott! ſie ſprach kein Wort mit mir. Anerkannte ſittenloſe Menſchen, die aber in der Stadt eine Rolle ſpielten, umgaben ſie, fade junge Leute waren ihre Geſellſchafter, und dieſen Menſchen konnte ſie mich und mein Herz voll reiner Liebe aufopfern! Ich hätte ſie verachten ſollen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „aber ich konnte es nicht, ich liebte ſie, und ich ſchäme mich nicht, es Ihnen zu ſagen, ich liebe ſie noch. Sie

ſchläft nun ſchon funfzehn Jahre in der Erde, eine unglückliche Ehe und der Todesſchlummer werden die Flecken ihrer Seele weggenommen haben, ich werde ſie in einer beſſern Welt wiederfinden, und dort wird ſie der Engel ſein, für den ich ſie hier hielt. — Um dieſe nämliche Zeit bewarb ich mich um ein Amt. Meine Probeſchriften waren beſſer als die meines Mitbewerbers, aber dieſer hatte Wege eingeſchlagen, die mir Stolz und Redlichkeit nicht zu betreten erlaubten. Meine Arbeiten wurden verworfen. Alles ſtürmte auf mich ein. Mein Herz war zerriſſen, mein Verſtand erlag, mir ekelte vor der Welt und ich glaubte, dieſer Ekel würde ewig ſein. Der kleine Menſch iſt ein ſtolzes Weſen, er glaubt, Alles an ihm iſt ewig! Ich kam hierher und ließ mich einkleiden. Drei Jahre lebte ich in dumpfer Betäubung. Mein Erwachen war ſchrecklich. Der vorige Abt ſtand mir wie ein guter Engel zur Seite. Die Arbeit zerſtreute mich. Ich ward Oekonom auf dieſer kleinen Meierei, und nur in den Armen der Natur vergaß ich auf Augenblicke, welch ein unnatürliches, freudenloſes Daſein ich mit mir fortſchleppte.

„Jetzt bin ich alt, aber die ſanften Gefühle in meiner Bruſt ſind nicht geſtorben, die Sehnſucht nach einer weiblichen Seele hat der Schnee des Alters nicht weggenommen. Die Reize des zweiten Geſchlechts machen aus dem Morgen unſers Lebens ein Paradies, aber ihre

wartenden, pflegenden Hände, ihre treue Sorgfalt, ihre ausdauernde Liebe ſind der Stab unſers Alters, die Abendröthe unſers Abends. Ohne ſie iſt unſer Leben eine einſame ſtürmiſche Nacht, ohne Stern, ohne Licht, ohne Freund, und wir wünſchen weiter nichts, als nur recht bald einzuſchlafen!"

Er ſchwieg. Weinend ſank ich in ſeine Arme. Eine feierliche, ſtumme Minute ſchwebte über zwei gerührte, zitternde Herzen, vier Augen voll Thränen blickten empor zu dem großen blauen Gewölbe des Himmels, und in unſern Seelen ſtieg eine unendliche Sehnſucht auf nach einer beſſern Welt und einer reinern, ſeligern Liebe, als die Erde giebt und ein Menſchenherz faßt!

Nichts verbindet zwei Menſchen ſo innig und ſo feſt, als eine gemeinſchaftliche Erweichung oder Erhebung. *) Dieſes Gefühl der geiſtigen Verwandtſchaft iſt ein warmer Sonnenblick aus einer höhern Sonne, als die, um

---

*) Wenn es daher möglich wäre, daß eine große Gemeinde ſich zu gleicher Zeit auf den Flügeln der Andacht erheben könnte, ſo wären ſie, zumal wenn ein gemeinſchaftlicher Druck von außen dazukäme, alle Brüder, und ging Einer für den Andern in den Tod, wie in den ehemaligen kleinen Gemeinden der erſtern Jahrhunderte.

welche wir uns herumdrehen, und ein Siegel mehr unter die Urkunde unſrer Unſterblichkeit. Es gleicht der Freude eines einſamen Fremdlings, der in ſeiner Mutterſprache angeredet wird, und dem bei dieſen geliebten Tönen ſein verlaſſnes Vaterland mit allen ſchönen Erinnerungen vor Augen ſchwebt.

„Ach warum durft' ich dem edlen Greiſe heute beim Abſchiednehmen nicht um den Hals fallen? warum durfte ich nicht zu ihm ſagen: „„Vielleicht ſehe ich Dich nicht wieder, Du lieber, lieber Menſch! wenn ich einſt wieder hierher komme, haſt Du Dein weißes Haupt vielleicht ſchon hingelegt zum letzten langen Schlaf, und der Ewige, der Dich liebt, hat Dich eingewiegt zu ſeligern Träumen, als Dein Wachen war; aber ich werde Dein doch gedenken, und die Arme, die Dich nicht mehr umfangen können, werden den kleinen Hügel umarmen, unter dem Du ſchläfſt!"" Aber ich konnte ihm nur die Hand drücken und ihm ein freundliches Lebewohl wünſchen, denn der Schwarm der Mönche umgab mich, und unter herzloſen Menſchen zieht ſich der höhere Menſch zuſammen und zeigt nichts als höchſtens — Stacheln."

Ich blickte zum Wagen hinaus, bis ſich die Spitze des Kloſterthurms hinter den Wald verkroch, und dann überdachte ich mit freudiger Rührung die Zukunft, der ich entgegenging, meinen Entſchluß, mir eine Gattin zu

ſuchen, und die Veränderung, die mit meinem ganzen Weſen vorgegangen war.

Welche Summe kleiner Ereigniſſe machen den Menſchen zu dem, was er iſt! Wir ſchweben von einem Momente zum andern, und jeder arbeitet an unſerm Ich; wir hören den Strom der Zeit nur in ſeinem Fallen, in Tagen, Monaten, Jahren, aber die einzelnen Tropfen, die bei uns vorüberfließen und in unſerm Innern Gedanken anſetzen und Geſtalten bilden, hören wir nicht!

Ich betrachtete Alles, was mich umgab, in Beziehung deſſen, was in mir vorging. Die Natur war rings um mich lebendiger und anmuthiger geworden, weil ich ſie nicht durch das trübe Glas meiner Stubenphiloſophie betrachtete. Wo ich vorher nichts als Mühe und Anſtrengung geſehen hatte, ſah ich jetzt Frohſinn und Heiterkeit.

Die Wieſen wimmelten von Menſchen, die mit der Heuernte beſchäftigt waren; ich ſah nicht mehr die Schweißtropfen, die vom Geſichte des arbeitſamen Landmanns niederfallen, ſondern ich hörte nur die frohen Lieder, womit er ſeine Arbeit verſüßt, und ſtimmte mit Dir, mein Matthiſſon, ein:

„Was iſt es wohl, das an den Staub
Den Erdenpilger kettet,
Daß er auf dürres Winterlaub
Sich wie auf Roſen bettet?

Das bist du, süße Liebe, du!
Du giebst ihm Trost, du giebst ihm Ruh',
Wenn Laub und Blumen sterben!

„Und ach! wenn sein zerrissnes Herz
Aus tausend Wunden blutet,
Was sänftigt dann den Seelenschmerz,
Der drinnen ebbt und flutet?
O Liebe! Liebe! Oel und Wein
Träufst du den Todeswunden ein,
Tränkst uns mit Himmelsfreuden!"

„Schon dreimal habe ich zum Fenster hinausgesehen, ob mein Vetter Jakob nicht bald kommt. Er ist von Liebstadt zurück und hat mir versprochen, von heute an regelmäßig wieder jeden Abend mich zu besuchen. — Ich kann mir die Zeit, während der ich ihn erwarte, nicht besser vertreiben, als wenn ich ihn schildere:

„Mein Vetter Jakob ist fünfundfunfzig Jahre alt, beinahe sechs Pariser Fuß lang und verhältnißmäßig stark, er trägt immer einen braunen Rock, und in meinem Leben habe ich ihn noch nicht in Schuhen gesehen. Er ist die Seele unsrer Familie, sein Kopf ist voll Erfahrung, sein Herz voll Güte. — Er ward in seiner Jugend zum Studieren bestimmt; aber da er seine Aeltern schon im vierzehnten Jahre verlor, und ihm die Mittel fehlten,

ſein Studieren fortzuſetzen, ſo lernte er die Kaufmannſchaft, und die Kenntniſſe, die er von der Schule mitgebracht hatte, erleichterten ihm das Stndium der neuern Sprachen, das er während ſeiner Lehrjahre fleißig betrieb. Wie er ausgelernt hatte, ging er in eine Condition nach Amſterdam, und von da kam er zu einem Hauſe nach Mancheſter. Für dieſes Haus reiſte er ſechs Jahre lang; er durchreiſte beinahe ganz Europa, und ſeine Principale hatten ſo viele Vortheile von ſeinen Reiſen, daß ſie ihm einen Antheil an ihrer Handlung gaben. Einige Jahre nach ſeiner Zurückkunft verheirathete er ſich in Mancheſter, und ſeine Frau gebar ihm im erſten Jahre ihrer Ehe einen Knaben, über deſſen Ankunft er eine ausgelaſſene Freude hatte. Ihre zweite Niederkunft war unglücklich, das Kind kam todt zur Welt, und ſie ſelbſt ſtarb einige Tage nach der Geburt. Er wendete alle Sorgfalt auf die Erziehung ſeines Sohnes, aber im zehnten Jahre ſtarb ihm das hoffnungsvolle Kind an den Blattern. Sein Aufenthalt in Mancheſter hatte für ihn nun keine Freude mehr, er zog ſein Geld aus der Handlung und eilte nach ſeinem Vaterlande, um da ſein Leben zu beſchließen. Er kaufte ſich hier an, weil ſein Bruder hier in der Nähe lebt, und nahm eine Tochter ſeiner verſtorbenen Schweſter zu ſich, die ihm die Wirthſchaft führt.

„Jedermann iſt ihm gut, denn er hilft, wo er hel-

fen kann, er thut Gutes, wo es ihm möglich ist, und giebt Jedem Rath, der ihn um Rath fragt, ohne auf seine Hülfe oder seinen Verstand den geringsten Werth zu setzen. Jeder ehrliche, gerade Mann ist ihm willkommen, aber die Heuchler, die Schwindler, die Menschen, die mehr scheinen wollen, als sie sind, sind ihm tödtlich verhaßt. Er ist der beste praktische Philosoph, der je auf der Erde gelebt hat, ohne nur ein einziges Mal über die Theorie nachgedacht, noch viel weniger irgend ein System studiert zu haben. Er denkt:

Was recht ist, wissen Wir! Das Ebenbild,
Das Gottes eigne Schöpferhand
In unser Innerstes gesiegelt hat,
Trägt in der reinen Umschrift seinen Willen,
Und wen Gepräg' auf Gold und Silber nicht
Geblendet hat, der wird ihn lesen können,
Verständ' er auch das Buchstabiren nicht,
Worüber in der Schule Kants noch immer
Die großen Schüler mit einander zanken! *)

„Er ist immer froh und guter Laune; Herzlichkeit und Offenheit liebt er am meisten, Zwang und Ceremonie sind ihm unausstehlich. Ueber die Thorheiten der Menschen ist er nie aufgebracht, selten ärgerlich, oft satyrisch, aber seine Satyre ist nur über Bosheiten bitter. Die britischen Hu-

*) Aus der Litanei für das Jahr 1797 von Matthisson.

moriſten Addiſon, Sterne, Swift u. A. ſind ſeine Lieblinge, in ihrer Geſellſchaft hat er ſich ſchon manche Sorge weggelacht. Er nennt mich Du, und ich muß ihn Ihr nennen, er ſagt, Sie ſei die lächerlichſte Form der Anrede, und unter Freunden und Verwandten vollends ganz unausſtehlich. Er .... doch, da ſehe ich ihn unter dem Fenſter vorbeigehen, geſchwind mit meiner Schreiberei in das Pult; er mag nicht gern viel Redens von ſich machen laſſen, wenn er nun gar wüßte, daß in meinem Tagebuche eine Beſchreibung von ihm ſtände!"

„Seid herzlich willkommen, Vetter Jakob!"

„Ah ſieh' da, Eduard! Du haſt ja Deine Wohnung ſo ausſtaffirt, als ob eine ganze Legion unzufriedner Geiſter darin wohnen ſollten?"

„Wie meint Ihr das, Vetter Jakob?"

„Je nun, es fiel mir eben ein, daß ich bei dem zufriedenſten Manne immer die ſimpelſten Meublen gefunden habe. Ich muß recht oft lachen, wenn die Menſchen Alles um ſich herum ſo herausputzen und poliren, Alles ſymmetriſch ordnen, die Büſten der größten Männer um und neben ſich ſtehen haben; da ſoll man denn nun denken, ihr Kopf, der mitten unter den großen Köpfen herumgeht, gehöre auch mit dazu, und ſie ſelbſt ſeien in ſich auch ſo polirt und ſymmetriſch."

„Vetter, Eure Satyre trifft mich nicht, dieser Christuskopf und dieser Sokrates, die Ihr auf meinem Pulte seht, sollen weiter nichts, als mich an den Abstand meiner Niedrigkeit gegen die erhabenste menschliche Größe erinnern, sollen mich ...."

„Gieb mir die Hand, Eduard! Du bist auch im neuen Hause noch der Alte. Nur wie ich zu Dir hereintrat, kam mir's ein Bischen fremd vor, und da ich eine Zeit lang entfernt gewesen bin, so fürchtete ich schon, Du hättest Dich in diesem Komödiantenzeitalter auch bei der großen Truppe anwerben lassen, die mit ihren weinerlich-komischen Stücken die Welt durchzieht, und beinahe in jedem Hause eine Posse nach eigner Invention spielt. — Gieb mir meinen alten Lehnstuhl, damit ich wieder bei Dir zu Hause bin."

„Hier steht er, Vetter Jakob, hier ist Eure Lieblingspfeife, hier Taback, stopft."

„Auch der hat einen neuen Ueberzug? Das Tabackskästchen von Mahagony? Nun meinetwegen, wenn sich's nur auf dem Stuhle so weich sitzt, wie vorher, und wenn nur der Knaster gut ist."

Er stopfte und rauchte, wir setzten uns.

„Ihr spracht vorhin, Vetter," sagt' ich, indem ich meinen Stuhl näher zu dem seinigen rückte, „von Unzufriedenheit, und darin hattet Ihr nicht so ganz unrecht."

„Also traf's doch, lieber Junge?"

„Hört mich an. Schon lange begleitete mich überall ein Gefühl, das ich Sehnsucht nennen will, weil ich ihm keinen andern Namen zu geben weiß, ob ich gleich fühle, daß auch dieser nicht paßt, genug, es war da, es unterbrach mich in meinen liebsten Arbeiten, es machte mich mißmuthig, oft traurig; nur Ihr mit Eurer frohen Laune konntet es verscheuchen."

„Sieh' doch, habe ich wirklich solche Davidstalente?"

„Ihr wißt, meine vorige Wohnung war in einer engen Gasse, die Zimmer waren nicht hell, die ganze Einrichtung war unbequem. Ich glaubte, das Alles wäre an meinem Mißmuthe Schuld, kaufte mir dieses Haus und dachte, es würde nun besser werden, aber — es blieb wie es war. Jetzt haben mir mehrere Zufälle den Grund meiner Unzufriedenheit entdecken helfen. Vetter, mir fehlt ein Weib, ich will heirathen!" —

„Heirathen, lieber Junge?" rief er und fiel mir um den Hals; „nun, das ist doch einmal ein vernünftiger Vorsatz. Also der künftigen Frau Gemahlin zu Ehren sind die Zimmer so decorirt worden? und welche Xantippe hat denn den Sokrates aus den abstracten Regionen der Philosophie zu der concreten Idee des Heirathens gebracht?"

„Scherzt nicht, Vetter! Kein Weib hat mich dazu veranlaßt, keine Sinnlichkeit ist hier im Spiele. Ich

brauche eine Gefährtin des Lebens, denn der Weg ist mir zu einsam. Ich kenne weder die Welt, noch die Weiber, Ihr kennt beide, unterstützt mich mit Eurer Erfahrung, helft mir suchen!"

„Topp, Eduard! wegen Dir will ich Schuhe anziehen, wegen Dir will ich eine Perrücke aufsetzen, wir wollen in die Welt hinaus! wir wollen wie Perlenfischer mitten in die strudelnden Wogen hineintauchen; Gott gebe, daß wir eine Perle finden!"

„Wißt Ihr hier kein Mädchen für mich?"

„Nein, Eduard, hier weiß ich keines; wir müssen wandern, wir müssen auf Entdeckungen ausreisen. Ueberdies habe ich so meine eigne Meinung über das Heirathen. Erfahrung an mir und an Andern hat mich gelehrt, daß es selten gut ist, ein Mädchen aus dem Orte zu nehmen, in dem man lebt. Denn sieh', Vetter, wenn man auch einen Engel heirathet, so kann man doch eins gegen tausend wetten, man bekommt an den lieben Schwiegeraltern, an den lieben Onkeln, Tanten und Basen einen oder ein Paar Teufel, oder wenigstens einige Narren als Zulage, und nimmt man vollends einen Teufel, so ist man ja mitten in seiner Hölle! Heiratheſt Du aber eine Fremde, so kannst Du sie ungleich besser bilden; alle Menschen, die Dir daran hinderlich sein würden, kannst Du entfernen, Du kannst ihre Gesellschaft selbst wählen, und wenn

Du gute Menſchen um ſie verſammelſt, ſo muß ſie gut werden, um ſich ihre Liebe und Freundſchaft zu erwerben.“

„Alſo laßt uns wandern und ſuchen, Vetter! Pfingſten iſt nahe; die Ferien dauern ſechs Wochen; vielleicht kann ich noch einen Monat länger Urlaub bekommen, wir haben Zeit genug; aber wohin meint Ihr wohl, daß wir unſern Weg nehmen?“

„Vor allen Dingen, Eduard, was wünſcheſt Du Dir für ein Weib?“

„Vetter, ich fordere wenig, und doch iſt's vielleicht viel. Ich will Euch das Portrait einer Frau malen, wie ich ſie wünſche, und jedes Mädchen, das wir treffen, wollen wir mit dem Portraite vergleichen. Einen gebildeten Verſtand muß ſie beſitzen, nur muß ihr dieſe Bildung ihre Weiblichkeit nicht genommen haben, denn ſonſt iſt ſie ein Mann in der Figur eines Weibes, und ſolche Zwittergeſchöpfe kann ich nie lieben, höchſtens, aber nur ſelten — achten. Ein gefühlvolles Herz muß ſie haben, aber ihr Gefühl muß ihrem Verſtande untergeordnet und zu erhaben ſein, als daß ſie je zur Empfindlerin oder Komödiantin herabſinken könnte. Reinlichkeit, Sparſamkeit, Ordnung und Häuslichkeit müſſen die Grazien ſein, die ſie unaufhörlich begleiten. Ihr Aeußeres braucht nicht ſchön zu ſein, nur gefällig. Sie braucht nicht ſogenannte Welt zu haben, nur muß ſie jenen Anſtand beſitzen, der ſich überall zu

nehmen weiß, jene Natürlichkeit, die ſich nie in Verlegenheit bringen läßt. Setzt noch zu dieſem Allen Liebe, wahre innige Liebe für mich hinzu, ſo habt Ihr die Haupterforderniſſe, Vetter, die ich von meinem künftigen Weibe verlange. Verbände ſie damit noch Geſchmack, Witz, Gefühl für Dichtkunſt, muſikaliſche Talente, ſänge ſie gut, dann, Vetter, dann wäre ſie das Ideal, das vor meiner Seele ſchwebt."

„Haſt Du nie die Geſchichte von dem verwünſchten Prinzen gehört, Eduard, der, wie der ewige Jude, die ganze Welt durchlaufen mußte, um das Original zu einem Portraite zu finden, das ihm eine Fee geſchenkt hatte? Ich fürchte, wir werden ſo ein Paar verwünſchte Prinzen werden."

„Mein Gemälde wäre alſo...."

„Ich liebe die Bilder aus der italieniſchen Schule, ſie ſind Erzeugniſſe eines wärmern Himmels und einer feurigern Phantaſie; wenn mir's aber um Wahrheit zu thun iſt, ſo ziehe ich die Niederländer vor."

„Ihr meint alſo, Vetter? — —"

„Ich meine nichts, ich glaube nichts, ich ſage nichts, bis ich, wie ein kluger General, meinen Operationsplan gemacht, wie ein erfahrner Schiffskapitän meinen Cours überlegt habe, dann erſt rüſte ich ein Schiff aus, nehme Paſſagiere an Bord und ſteure zum Hafen hinaus, oder

mit andern Worten, ich miethe einen Lohnkutſcher, Du ſetzeſt Dich zu mir in den Wagen und wir fahren zum Thore hinaus. Für heute Baſta!"

„Morgen iſt der letzte Seſſionstag vor Pfingſten, eine Menge Arbeiten überhäufen mich, die ich vor meiner Abreiſe noch fertig liefern muß," und ich war daher noch mitten in den Acten vergraben, als Vetter Jakob, früher als gewöhnlich, zu mir hereintrat.

„Ei ei! wo habt Ihr geſteckt, Vetter Jakob? Ihr ſeid geſtern und vorgeſtern nicht bei mir geweſen?" —

„Ich habe ſtudiert, mein lieber Eduard!"

„Studiert? wie ſo?"

„Ja, ja, ſtudiert! auf den Vortrag, den ich Dir heute halten will. Pfingſten iſt vor der Thür, die Zeit iſt nahe, wo wir auswandern ſollen in alle Welt, und da finde ich denn nöthig, daß ich Dich vorbereite zu dieſem wichtigen Vorhaben."

„Ihr macht mich neugierig, Vetter!"

„Weg mit all' dem profanen Actengeſchmiere! Untern Tiſch alle die Querelen, Cautelen, Klagen und Einreden, wir haben jetzt einen ganz andern Proceß vor uns, wir wollen mit einander Meditationen anſtellen, an die Leyſer in ſeinem Leben nicht gedacht hat. — Vorher

wollen wir aber, gewöhnlichem Gebrauche nach, eine Pfeife Taback ſtopfen.“ —

„Ihr ſeid heute ſehr bei Laune, Vetter Jakob!“

„Dichter und Redner müſſen begeiſtert ſein; das Feuer lodert in meinem Kopfe, und jetzt brennt auch ſogar der an meiner Pfeife. Geſchwind meinen Lehnſtuhl! komm', ſetze Dich zu mir! Alle die berühmten Leute, die mich umgeben und die ſich, um mich beſſer zu hören, auf Tiſche und Schränke geſtellt haben, übergehe ich, weil ihre Köpfe leer ſind, und wende mich an den einzigen unberühmten, aber vollen, der neben mir ſitzt, in folgender Anrede:

„Mein lieber Zuhörer Eduard!

„Nichts iſt in der Welt mit Vergleichungen mehr heimgeſucht worden, als die Welt ſelbſt; die größten Humoriſten haben in ihrem Leben nichts lächerlicher gefunden, als eben ihr Leben, und da der Menſch ein Narr mit Claſſificiren und Eintheilen iſt, ſo hat er auch die Welt und ſein Leben gar verſchiedentlich eingetheilt. Es iſt in der That für Jeden, und beſonders für meinen lieben Vetter, nothwendig, dieſe Eintheilung zu kennen. Wie ſehr verſtößt man außerdem! Wie würde man z. B. irren, wenn man die Welt, von der Newton ſpricht, für dieſelbe halten wollte, von der ein junger Stutzer behauptet, daß er ſie beſitze? Ja, wenn man die Eintheilung

der Welt in große und kleine nicht recht gefaßt hat, ſo könnte man wohl gar auf die tolle Meinung kommen, Newtons Welt ſei die große, da es doch bekannt iſt, daß Newton, ungeachtet er das Weltenſyſtem mit einer Meßkette durchflog, gar keine große Welt gekannt hat, denn er beſuchte keine Geſellſchaften, machte den Damen nicht die Cour, ſpielte nicht und guckte die Nächte hindurch nach nichts als nach Sternen. Ich will Dir, mein lieber Zuhörer Eduard, die Welt und beſonders die große Welt näher beſchreiben und vor die Augen ſtellen, erſtlich deßwegen, weil Du ſie noch nicht kennſt, zweitens, weil Du ſie kennen lernen mußt, und drittens, weil ich ſchon den Lohnkutſcher Vogel gemiethet habe, der uns auf den Montag, geliebt es Gott, nach der Reſidenz, alſo mitten in die große Welt hineinfahren ſoll. Ich will Dir nicht verhehlen, daß man ſie gar verſchieden verglichen hat, zum Beiſpiel mit den luftigen Farben einer Seifenblaſe, mit einem Tanze, einem Jahrmarkte u. ſ. w., aber ich vergleiche ſie am liebſten mit einer Maskerade. Und paßt nicht dieſes Gleichniß beinahe durchgängig? Iſt nicht Alles maskirt, ausgenommen ganz kleine Kinder, die man daher auch nicht mitbringen darf? und werden die größern nicht ſo zeitig als möglich an eine Larve gewöhnt? Iſt es nicht auf einer Maskerade nothwendig, daß man ſeine Sprache verſtellt oder in einer fremden ſpricht? Muß man ſich

nicht oft ſtellen, als kenne man Leute gar nicht wieder, die man doch vorher recht gut gekannt hat und die einem manche Gefälligkeit erzeigt haben, ehe man auf die Maskerade ging? Ich könnte Dir noch viele Aehnlichkeiten aufzählen, mein lieber Zuhörer, aber wozu das, da Du ſie bald ſelbſt finden wirſt? In der That, es wird Dir recht wunderlich vorkommen, wenn Du mit Deinem geraden, offenen Herzen unter die verlarvten Menſchen hintrittſt, wenn Gefälligkeit, Höflichkeit, Artigkeit Dich umgeben, und Du immer beſorgen mußt, daß Bosheit, Verleumdung und Verkleinerung hinter dieſen Masken verborgen ſind. Denke in den Zirkeln der großen Welt unaufhörlich daran, daß es Masken ſind, die Dich umgeben, und daß es bloß das Poſſenſpiel ſo mit ſich bringt, von Gefühl, von Freundſchaft, von Liebe zu ſprechen. Spiele Deine Rolle mit und maskire Dich ſelbſt; freilich wirſt Du Dich Anfangs ſo linkiſch dabei benehmen, wie der arme Cantor auf der Braunſchweiger Redoute; aber laß Dich das nicht abhalten, Deine Maske iſt nicht auszeichnend, man wird Dich wenig oder gar nicht bemerken. Die vorzüglichſten Masken ſind die weiblichen, Du wirſt ſehen, wie ſich Alles um ſie herum drängt, wie man die Kunſt verſteht, ihnen tauſenderlei unbedeutende Dinge zu ſagen, bloß um mit ihnen zu ſprechen, wie man Jeder durch eine Menge Aufmerkſamkeiten zu verſtehen giebt,

man halte ſie für die Schönſte und Liebenswürdigſte. Gieb genau auf die weiblichen Masken Acht, ſie ſind ungleich beſſre Komödiantinnen als die Männer. Die Kunſt, ſich geſchmackvoll anzuziehen, iſt ihnen von Jugend auf eingeprägt, Witz und Laune ſtehen ihnen mehr zu Gebote, und da ſie die Rolle, die ſie einmal angenommen haben, beſſer durchzuführen verſtehen, ſo hält man ſie allgemein für die Lehrmeiſterinnen der großen Welt. Der Tanz einer Vigano und das Spiel einer Chevalier ſind nicht ſo hinreißend als die Graziengeſtalt eines ſchönen Weibes, die, in allen ihren Bewegungen leicht, in jedem ihrer Geſpräche witzig und geiſtreich, mitten unter ihren Anbetern daſteht und die Huldigungen der Menge annimmt, wie einen Tribut, der der Schönheit und der Ausbildung gebührt. Vergiß es nie, Eduard, daß Du auf einer Maskerade biſt, bewundere die Talente der Schauſpielerin, aber verwechſele nicht ihre Rolle mit ihrer Perſon, halte nicht jeden Schmuck für echte Steine; bei Abende glänzt Alles, und der echte Demant wird von dem blitzenden böhmiſchen Steine übertroffen.

„Die Maskerade iſt aus, die Geſellſchaft geht aus einander, der Theaterputz wird abgelegt und der Menſch wird wieder das, was er iſt. Der beſſre Menſch, froh, des Zwanges los zu ſein, dem er ſich unterwerfen mußte, nimmt in dem Kreiſe ſeiner Vertrauten die Offenheit und

Herzlichkeit wieder an, die er nur ungern auf einige Zeit verleugnete, und lacht über die Lächerlichkeiten, bei denen er gezwungen war, eine ernſthafte Miene zu machen. Der Menſch aber, der nur in der Maske ſchön iſt, fühlt ſich unglücklich, ſo wie er ſie ablegt. Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, Neid und Mißgunſt gegen Andere foltern ihn, er fühlt in ſich eine unausſtehliche Leere und zählt ängſtlich die Stunden, wo er ſich wieder in das bunte Gewühl der Geſellſchaften werfen und ſich ſelbſt entfliehen kann. Sieh', geliebter Zuhörer und Vetter, das iſt das Gemälde der großen Welt!"

„Und dahin wollt Ihr mich führen? Dort, wo Alles Verſtellung iſt, ſoll ich ein Weib finden?"

„Eduard, unſre Irrthümer ſind die Hebel, mit denen wir unſre Wahrheiten aufrichten; um Wirklichkeit zu ſchätzen, muß man den Schein kennen. Ich kaufte in Mancheſter einen Garten, deſſen Anlagen ganz im alten franzöſiſchen Style waren. Eine Menge Beskets bildeten labyrinthiſche Gänge, auf den Beeten lagen Porzellanſcherben und Glaskugeln und die Bäume waren wie Kronen oder wie Pyramiden geformt. Ich ließ ihn, wie er war. Hinter ihm lag eine Wieſe, die mit Wald umgeben war, ein freundliches, nettes Bauerhaus ſtand mitten darauf, und eine Allee von hohen ſchattigen Linden führte darauf zu. Die unnatürlichen, kunſtvollen Anlagen meines Gartens thaten

mir herrliche Dienſte; wenn ich Freunde bei mir hatte, ſo führte ich ſie erſt durch die labyrinthiſchen Boskets und bei den blitzenden Glaskugeln vorbei, und war ſicher, daß ſie dann eine deſto größere Freude hatten, wenn auf einmal die ſchöne Natur in ihrer kunſtloſen Einfalt vor ihren Augen lag; dahingegen oft Leute, die nie ſolche groteske Gärten geſehen hatten, mit Vergnügen die bunten Porzellanſcherben anſtaunten, bei den Glaskugeln verweilten und die verſtümmelten Bäume bewunderten."

„Nein, Vetter Jakob, laßt uns bei allen den großen Zirkeln vorbeigehen und irgend eine ſtille Familie aufſuchen, in der ein gutes, ſanftes Mädchen lebt, vielleicht daß...."

„Der, der dort auf Deinem Schreibepulte ſteht, Sokrates, führte ſeine Schüler in die Geſellſchaften der Aſpaſia, und der, der hier bei Dir ſitzt, Dein alter Vetter Jakob, führt ſeinen Eduard mitten in das rauſchende Gewühl der Weltmaskerade. Glaube mir, lieber Junge, das Beſuchen der großen Welt iſt eine heilſame Arznei; nur muß man einen Gebrauchszettel bei ſich haben, und den habe ich Dir vorausgeſchickt."

„Ich ſehe, Vetter, Ihr habt den Operationsplan, von dem Ihr bei Eurem letzten Beſuche ſpracht, völlig entworfen?"

„Völlig, Eduard. Höre mich an. Wir reiſen nach

der Reſidenz; der Geheimerath Gardner iſt mein alter Freund, ich wurde auf meinen Reiſen mit ihm bekannt, und unſre Bekanntſchaft ward bald zur herzlichſten Freundſchaft; wir durchreiſten ganz Italien zuſammen. In Neapel trennten wir uns. Meine Geſchäfte nöthigten mich, länger dort zu bleiben, und er mußte nach Hauſe eilen. Am Fuße des Veſuv nahmen wir von einander Abſchied. Unſer Briefwechſel hat ununterbrochen fortgedauert, und wie ich vor zwei Jahren aus England kam, beſuchte ich ihn. Er iſt der edelſte, beſte Mann und hat in ſeinem Leben nur einen dummen Streich gemacht, und den noch dazu vor dem Altare, da er ſeine jetzige Frau heirathete. Du wirſt ſie kennen lernen, ſie iſt ein eitles, eroberungsſüchtiges Weib. Mein armer Gardner iſt des lieben Hausfriedens wegen genöthigt, eins der erſten Häuſer in der Reſidenz zu machen. Dorthin wollen wir. Der Umgang mit dieſem Hauſe wird uns die übrigen Geſellſchaften öffnen, und wir werden auf einmal auf dem Theater der großen Welt erſcheinen. O guter Junge, laß uns unſre Rolle dort ſo ſpielen, daß, wenn wir wieder in die Couliſſen kommen, Du an Deinen Arbeitstiſch und ich in meinen Lehnſtuhl, daß wir dann unſre Köpfe eben ſo hell und unſre Herzen eben ſo froh wieder zurückbringen, und daß wir nichts an uns verdorben haben, als höchſtens — den Magen."

„Wie glaubt Ihr aber, daß ſich unſer dortiger Aufenthalt mit dem Zwecke unſrer Reiſe verträgt?"

„Du wirſt eine Menge Mädchen ſehen, Eduard, betrachte ſie genau. Lerne Weiber beurtheilen, den feinen Takt und das leiſe Gefühl, das dazu gehört, giebt nur der Umgang mit der großen Welt. Alle Menſchenkenntniß, die aus Büchern erlernt iſt, iſt Narrheit. Ich ſehe überall gern mit hellen Augen und ſuche mir meine Gefühle deutlich zu machen, aber in der Menſchenkenntniß ſtatuire ich einen Myſticismus."

„Nun wohlan, führt mich durch die labyrinthiſchen Boskets Eures Gartens, aber verſprecht mir, mich dann zur Natur wieder zurückzuführen."

Vom Vetter Jakob erhielt ich heute folgendes Billet:

„Du wohnſt verdammt weit, Eduard! und es kann einem ehrlichen Manne, der übermorgen nach der Reſidenz reiſt und vorher noch ſo Manches in ſeiner kleinen Haushaltung zu beſorgen hat, nicht zugemuthet werden, an das äußerſte Ende der Vorſtadt zu laufen, um einen Regierungsrath aus ſeinem Acten- und Bücherſchlaf aufzuwecken. — Es iſt ärgerlich, daß Salzmann in ſeinem Elendsregiſter das Elend der Mode vergeſſen hat, das Deinen Vetter Jakob gewaltig quält. Da habe ich nun heute meinen ganzen Emballagevorrath, ich meine meine Garderobe, ge-

muſtert und die traurige Entdeckung gemacht, daß es nicht genug iſt, wenn der innere Menſch durch die größten Weiſen der alten und neuen Welt ſeinen Zuſchnitt bekommen hat, ſondern es muß noch ein ehrlicher Schneidermeiſter dazukommen, der auch den äußern nach dem Geiſt der neueſten Zeiten aufſtutzt. — Deinen Reiſewagen können wir nicht brauchen. Ich nehme den meinigen. Unſre Caravane hat ſich um eine Perſon vermehrt. Liddy, die älteſte Tochter meines Bruders, reiſt mit uns. Sie iſt vor Kurzem aus Freudorf, wo ſie der brave Paſtor Winter erzogen hat, zu ihren Aeltern nach Liebſtadt zurückgekommen. Das Mädchen iſt neunzehn Jahre und muß nun auch in den Guckekaſten der Welt hineinſehen; es iſt mir lieb, daß ſie es in meiner Begleitung thun kann. Ueberdem kann ſie uns gute Dienſte leiſten, Eduard; wir machen es wie die Vogelſteller, die Lockvögel ausſtellen, damit ſich ihnen die andern nähern. Lebe wohl. Liddy grüßt Dich unbekannter Weiſe. Uebermorgen früh um vier Uhr ſei ſegelfertig!"

„Dieſe Begleitung kommt mir ſehr ungelegen. Ich kenne zwar das Mädchen nicht, aber ſie wird uns in unſern Geſprächen gewiß Zwang auflegen, wir werden bloß in weiblichen Reimen ſprechen, und ich liebe die Kraft und Fülle der männlichen."

Es ſchlug fünf Uhr, da wir aus der Vorſtadt herausfuhren. Langſam zählte ich die Schläge der Glocke. Eine Menge Gedanken und Erinnerungen flogen bei mir vorüber, längſt verklungene Gefühle tönten wieder durch mein Herz, und eine ernſte, feierliche Stimmung hatte ſich meiner Seele bemächtigt. Vetter Jakob ſaß ſtumm und nachdenkend neben mir, der Gedanke an die vielen Trennungen ſeines Lebens, und die geliebten Herzen, von denen er ſich losgeriſſen hatte, ſtand vor ſeiner Seele. Gegen mir über ſaß Liddy. Die Sonne ſtand roth in Oſten, ihr verkleinertes Bild hing an jedem Thautropfen und ihre Strahlen zitterten auf Liddy's Wange. Mein Blick ruhte auf der ſchönen Geſtalt des ſtillen Mädchens. „Du gutes, engelreines Geſchöpf!“ dachte ich, „der Morgen iſt nicht nur um dich, er iſt auch in dir, die Sonne des Lebens ſteht noch golden und ſchön vor deiner Seele; ſüße Hoffnungen und ſelige Erwartungen umglänzen dich, und tauſend frohe Gefühle deines Herzens ſingen dem kommenden Tage entgegen; ach, du Gute, die Erinnerung deines ſchönen Morgens begleite dich durch den ganzen Tag und lächle noch in deinen Abend hinüber, und die Melodie deines Herzens verklinge nicht eher, als bis du einſchläfſt.“

Wir waren einen Berg hinaufgefahren. Ein lebendiges, fruchtbares Thal lag unter uns, in einiger Entfernung konnte man den Kirchthum von Liebſtadt ſehen. —

„Vetter, dort ist unser Kirchthurm," sagte Liddy. — Jakob erwachte aus seinen Träumen und blickte zum Fenster hinaus. — „Ja ja," sagte er, „Dein Vater wird heute schon an uns gedacht und uns eine glückliche Reise gewünscht haben." — Liddy's Auge ward feucht.

„Wir werden heut' Alle recht froh sein," sagte Vetter Jakob, „weil wir am Morgen so still gewesen sind; es wird uns gehen wie den Kindern, unter denen diejenigen immer die frohesten und geistreichsten Menschen werden, die still vor sich hin spielen. Ich kann zwar den Zusammenhang nicht begreifen, aber er ist da, und ich bemerke an mir, daß ich dann den frohsten Humor habe, wenn die ernsthaftesten und größten Gedanken in meiner Seele gewesen sind. *) Da habe ich nun so eben einige

---

*) Und hierin liegt eben der charakteristische Unterschied des Humoristen von dem blos witzigen Menschen. Der Geist des erstern ist groß, das Objectivglas seiner Seele ist convex geschliffen zum Erheben, er arbeitet in großen Ideen, und der grelle Abstich der kleinen äußern Welt, gegen seine innere Erhabenheit, erzeugt in ihm das Gefühl des Lächerlichen und der Satyre. Der Witzling hingegen ist ein kleiner Mensch; unfähig, aus sich selbst herauszutreten, bemerkt er weiter nichts, als die Beziehung der äußern Welt auf sich, und freut sich wie ein Kind über diese armselige Bemerkung. Der Witzling spielt mit seinen Einfällen, der Humorist seufzt mitten unter seiner Satyre. Bei dem Witzling ist nichts als Scharfsinn, bei dem Humoristen ist moralischer Kummer,

Scenen meines Lebens auf meinem Privattheater wieder aufgeführt, und meine Seele mußte von Rom wegfliegen, wo ich eben mit Gardnern herumwandelte, um hier den Kirchthurm von Liebstadt in Augenschein zu nehmen. — Liddy," fuhr er fort und ergriff des Mädchens Hand, „singe mir das schöne Lied, bei dem alle meine alten Erinnerungen in neuem Glanze hervortreten."

Und Liddy sang:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?" ꝛc.

Mein Vetter Jakob wiegte sich in seine Träume von Italien, aber durch meine Seele zitterte die höhere Beziehung dieses himmlischen Gesanges, ich dachte an das Land, wo schönere Früchte reifen, wo das Verdienst seinen Lorber findet und wo die Myrte für die reinere Liebe blüht. „Ach ja, ach ja!" rief mein ganzes Herz, „dahin, dahin laß mich mit dir, o du Geliebter, fliehn!" — Liddy sang mit Gefühl, jeder ihrer Töne schien aus einer edeln Seele hervorzugehen. — Bei der Stelle:

„Und Marmorbilder stehn und sehn mich an —"

da war es mir, als ob ich schon in der großen Welt drin wäre, und mich schauderte vor den Menschenfiguren, in deren Brust das heilige Feuer der Vesta nie gelodert

---

und seine Satyre ist nur eine eigne Art, diesen Kummer auszudrücken.

hat, und die jeden höhern Menschen anstaunen wie ein Naturspiel.

„O Goethe!“ rief ich aus, wie der letzte Ton von Liddy's Stimme verklang, „die Fittiche deines Geistes haben mich oft emporgetragen in die hohen Regionen, wo du einheimisch bist! Du Wesen einer höhern Welt, warum bist du so oft ein Mensch von dieser Erde?“ —

So schwand uns der Morgen. Vetter Jakobs Laune machte uns heiter und froh. Der Mensch ist wie sein Schatten, am Morgen und Abend ist er groß, und die übrige Zeit — klein.

Ich fühlte eine wunderliche Beklommenheit in mir, da ich durch die Thore der Stadt hineinfuhr und nun eine Menge Menschen auf der Straße um mich herumtobten, deren Treiben und Wesen mir ganz unbekannt war. Wir stiegen im Gasthofe ab, und Vetter Jakob eilte zu seinem Freunde. Ich blieb mit Liddy allein zu Hause. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit einem schönen und liebenswürdigen Mädchen so allein war; Liddy mochte wohl auch zum ersten Male mit einem jungen Manne ganz allein sein, denn wir waren Beide stumm und sahen uns nur dann und wann von der Seite an, als ob wir uns fürchteten. Endlich trat ich ans Fenster und sagte zu Liddy: „Sehen Sie doch

das Menſchengewühl, wie ſich Alles drängt und drückt, wie da Reich und Arm ſo bunt durcheinandergeworfen iſt." — „Ach," erwiederte Liddy, „ich ſehe ſo etwas nicht gern, ich weiß nicht, warum? aber es wird mir ängſtlich dabei; die Menſchen, die ſo nahe bei einander ſind, ſcheinen ſich doch Alle ſo fremd! ich glaube, ich würde mich nie in einer großen Stadt einheimiſch fühlen, weil der Menſchen zu viel ſind, als daß man an Allen Theil nehmen könnte." — „Ja wohl!" verſetzte ich, „ſollte gegenſeitige Theilnahme und Unterſtützung der Hauptzweck ſein, warum ſich Menſchen ſo nahe bei einander anbauen, aber in großen Städten iſt es gegenſeitige Benutzung." Liddy ſprach nun viel von dem Landleben, von der glücklichen Beſchränktheit und der einfachen Lebensweiſe wahrhaft zufriednet Menſchen, und jede ihrer Aeußerungen war ein ſanfter Erguß einer reinen, ſtillen Seele. Ich war ganz Ohr, es war mir, als ob jedes Wort aus meinem Herzen genommen wäre. Die unerklärbare Scheidewand, die bis jetzt zwiſchen mir und Liddy geweſen war, ſchwand auf einmal weg, wir wurden recht vertraulich und ihre Hand lag in der meinigen, als Vetter Jakob zur Thüre hereintrat.

„So recht, Kinderchen!" rief er uns zu, „Hand in Hand! wenn alle gute Menſchen ſo ſtänden, ſo hätten die Buben der Welt nicht ſo leichtes Spiel. Mein Gard-

ner," fuhr er fort, „ist noch der Alte, er hat mich froh und herzlich aufgenommen, aber bei der Frau Gemahlin habe ich für mich und Euch Karten abgegeben. Ihr seht, ich kann mich in die Welt schicken! Die Karten greifen immer weiter um sich, es ist nicht genug, daß sie schon lange die gesellschaftliche Unterhaltung ausgemacht haben, jetzt beweist man sich auch seine Freundschaft und Hochachtung durch sie. Leute von Ton haben gar keinen Platz mehr, einen ehrlichen Mann, der sie schätzt und liebt, und der ihr Freund ist, zu sich zu bitten, denn ihre Zimmer sind zu voll von solchen Leuten, die Karten abgeben. Ich muß gestehen, diese neue Art von Bettelbriefen gefällt mir ausnehmend!" — —

Ungefähr eine Stunde nach des Vetters Zurückkunft brachte ein Bedienter der Frau Geheimeräthin eine Einladung zum Thee und Abendessen für heute. Die Einladung war in französischer Sprache, und es kam mir lächerlich vor, daß ein Deutscher einen Deutschen mitten in Deutschland französisch zu sich einladet, aber Jakob sagte: „Nein, Eduard, es ist ein schöner Zug, daß Leute von Welt nicht deutsch zu ihren Zusammenkünften einladen, man könnte ja sonst denken, es wären deutsche Gesellschaften. Aber wahrlich, Du wirst von dem Verstand, von der Geradheit und Biederkeit der Deutschen auch nicht eine Spur in diesen Zirkeln finden! Bewundre fer-

ner die Bescheidenheit, man ladet Dich zu weiter nichts ein, als zum Essen und Trinken: setzt dies nicht voraus, daß die Menschen selbst fühlen, daß weiter nichts mit ihnen anzufangen ist?"

Es war nach sechs Uhr, da wir die Treppe zu dem Visitenzimmer der Frau Geheimeräthin hinaufstiegen. So sehr ich auch mein inneres Bewußtsein zu Hilfe rief, so konnte ich doch das Herzklopfen, das mich überfiel, nicht ganz unterdrücken. Jetzt that sich die Thür auf, und wir traten ein. Der glänzende Zirkel der Damen erhob sich, die Wirthin kam uns entgegen und empfing uns mit hinreißender Artigkeit. Sie war eine schöne Figur, über ihr ganzes Wesen war Grazie und Liebenswürdigkeit verbreitet. Liddy mußte unter den Damen Platz nehmen, Alles setzte sich und ich sah mich unter die eleganten jungen Herren rangirt, die hinter den Stühlen der Damen standen und mit Blicken und Worten sehr gesprächig waren. Ich fühlte mich in einer völlig fremden Welt. Die Elegants waren viel zu sehr mit den Damen beschäftigt, als daß sie sich mit mir hätten in ein Gespräch einlassen sollen, und so gern ich auch eine Dame angeredet hätte, so war es mir doch, als ob ich gar nicht die Sprache könnte, die man hier sprach. Selbst zu stillen Bemerkungen, mit denen sich Vetter Jakob divertirte, hatte ich nicht Freiheit genug, denn ich gab auf weiter Niemand Acht,

als auf mich ſelbſt, und dies vermehrte mit jedem Augenblicke meine Verlegenheit, zumal da ich ſah, mit welcher Zuverſicht Andere in die Geſellſchaft hereintraten und mit welchem freien Anſtand ſie ſich darin benahmen. Vetter Jakob ging jetzt auf das Zimmer des Geheimeraths, und ich trat zu der einzigen bekannten Seele im Zimmer, zu Liddy. Eben wollte ich mit ihr ſprechen, als die Wirthin eine witzige Bemerkung über mein Attachement an meine ſchöne Reiſegefährtin — ſo drückte ſie ſich aus — machte; da hätte ich nun durch eine geſcheidte Antwort zeigen können, daß ich auch nicht ſo arm am Geiſte bin, ich wußte auch eine Minute nachher, was ich hätte ſagen ſollen, aber in dem Augenblicke erſtickte die glühende Röthe, die auf meinem Geſichte brannte, jede Antwort, und wie ich Liddy anſah, ſo ſah ſie auch röther als gewöhnlich aus. Ich fühlte, daß ich eine ſchlechte Figur ſpielte, und eben dieſes Gefühl machte, daß ich immer eine noch ſchlechtere ſpielte. Der Eintritt des Geheimeraths war mir die Erſcheinung eines Engels; er eilte mit Herzlichkeit auf mich zu und nahm mich dann mit auf ſein Zimmer. Gott ſei Dank, hier athmete ich wieder frei! Ich blieb mit ihm und Jakob allein, bis wir zur Tafel gerufen wurden. Mein Platz war zwiſchen zwei ſchönen Mädchen, und ich glaube, ich würde viel mit ihnen geſprochen haben, wenn nicht Jede auf der andern Seite einen Nachbar gehabt

hätte, mit dem ſie vertrauter zu ſein ſchien, als ich wünſchte. Der Wein gab mir, wenn auch nicht Muth, viel zu ſprechen, doch Freiheit und Scharfſinn, viel zu bemerken. Das Tiſchgeſpräch ward nie allgemein, die Parteien pflogen bloß die Güte unter ſich, aber laut genug. Die meiſten Geſpräche drehten ſich um die Armſeligkeiten des Tages herum, und ſo genau ich auch Achtung gab, ſo hörte ich doch kein einziges Wort, das ſich allenfalls wo anders als bei einem Abendeſſen hätte ſagen laſſen. — Um elf Uhr fuhren wir nach Hauſe.

„Eduard," ſagte Vetter Jakob im Wagen, „Du haſt viel Sachen im Kopfe, aber wenig Worte, und fürs alltägliche Leben gar keine Phraſen; es geht Dir wie den reichen Leuten, die den Bettlern kein Almoſen geben können, weil ſie keine Münze bei ſich haben."

„Ihr mögt Recht haben, Vetter," erwiederte ich, „aber ſoll denn ewig der Gang der Welt unſer Führer ſein? Sollen wir klein werden, wenn es in unſerer Willkühr ſteht, groß zu bleiben? Welche Karikaturen habe ich heute kennen gelernt! Es iſt wahr, Eure Mädchen kleiden ſich griechiſch, aber ſie haben auch von den Griechen weiter nichts, als ihren Anzug und ihre Sittenloſigkeit; das, was das griechiſche Mädchen zur Griechin machte, fehlt dieſen Geſchöpfen ſo ganz! Und was können ſie für Weiber werden? ſie, die nie fühlten, was Achtung für

den Mann, was Verehrung des männlichen Geiſtes iſt? ſie, die bloß mit elenden Halbmännern tändeln und ſpielen, und dieſe Tändelei Liebe nennen?"

„Dein Urtheil iſt zu raſch, Eduard, manches gute Mädchen iſt mitten in dieſen Zirkeln und fühlt den Zwang und die Leere ihres Lebens eben ſo und vielleicht noch mehr wie Du!"

„Vetter! an einem Orte, wo die Peſt wüthet, giebt es auch Viele, die nicht angeſteckt ſind; aber wollt Ihr es wagen, Jemanden aus dem Orte zu Euch kommen zu laſſen? Wißt Ihr gewiß, daß der Stoff dieſer fürchterlichen Krankheit nicht verborgen in ihm liegt? Könnt Ihr mir aus der ganzen Geſellſchaft Eine nennen, die nicht an ihrer Abgeſchmacktheit ein Vergnügen gefunden hätte? Vetter," fuhr ich in meinem Feuer fort und vergaß es ganz, daß Liddy neben mir ſaß, „ich will ein ernſthaftes Weib haben, ſie ſoll meine Geliebte, meine Freundin, meine Tröſterin ſein, und dieſe flatterhaften Weltgeſchöpfe verſtehen nicht einmal den Sinn dieſer heiligen, bedeutungsvollen Worte!"

Große Menſchen ziehen uns mit ſich empor, aber kleine Menſchen ziehen uns zu ſich herab. Die Welt geht mit uns um, wie der Metaphyſiker mit unſern Empfindungen, er zergliedert und zerſtückelt ſie in unſichtbare

Faden, und jene raubt uns unſere Einheit und Selbſtſtändigkeit. „Seit acht Tagen habe ich mich unaufhörlich in den Geſellſchaften von gutem Ton herumgetrieben, und ich fühle es, der Ton hat meinen gewöhnlichen Ton verändert, ich bin dieſen Menſchen nicht mehr ſo unähnlich wie Anfangs. Freude fühle ich zwar noch nicht in ihren Zirkeln, aber auch keine Unbehaglichkeit. Mein Herz würde veröden und mein Geiſt klein werden, wenn nicht ein Engel neben mir ſtände, der ſeine Unſchuld und Würde unverändert behauptet. O Liddy, wie danke ich dem Zufall, der mich in deine Geſellſchaft führte! wie gewinne ich dich mit jedem Tage, mit jeder Stunde lieber! Du gleichſt der Madonna von Raphael, kein blendendes Colorit zieht das Auge des flüchtigen Beſehers auf ſie, aber dem aufmerkſamen Beobachter tritt in jedem Augenblicke längerer Betrachtung eine neue Schönheit, eine neue Größe hervor, bis Vollendung in höchſter Einfachheit vor ſeinem Blicke daſteht."

„Nichts iſt mir unausſtehlicher, als das Spielen mit Empfindung, das ich beinahe allgemein, beſonders unter dem weiblichen Geſchlechte in der großen Welt finde. Sie würdigen das Edelſte im Menſchen zu einem jämmerlichen Nervenkitzel herab und wenden das, was ihnen den Rang in der Geiſterwelt anweiſen ſollte, zu einer Coketterie in der Körperwelt an."

Vorgeſtern waren wir im Schauſpiel. Es wurde Schillers Kabale und Liebe gegeben. In unſrer Loge waren einige junge Frauenzimmer von Stande, und während der Zwiſchenacte kamen mehrere junge Herren vom Parket herauf. So ſehr die armen Mädchen vom Trauerſpiel angegriffen wurden, und ſo häufig ihre Thränen während der Vorſtellung floſſen, ſo waren ſie doch wieder unterhaltend und luſtig, wenn der Vorhang gefallen war und hörten ſogar die Schmeicheleien der jungen Herren über ihr empfindſames Herz mit Wohlgefallen an. Heißt das nicht mit Empfindungen ſpielen? oder vielmehr gar keine beſitzen? Wie ganz anders war Liddy! Ohne zu weinen, fühlte ſie tiefer als die Andern, bei den erſchütternden Szenen, deren das Stück ſo viele hat, fühlte ich ihre Hand in der meinigen zittern. Sie war den ganzen Abend ernſt, und als wir allein waren, fragte ſie mich: „Sollte es wirklich ein ſo ungeheures Schickſal geben, das einen edeln Menſchen dahin brächte, ſich und einer Perſon, die er über Alles liebt, den Tod zu geben?“ — „Ich glaube,“ antwortete ich, „daß ſelten andere als höchſt excentriſche Menſchen in ſolche Lagen kommen und zu ſolchen Mitteln greifen werden, aber doch, Liddy, ſind Verkettungen der Umſtände denkbar, wo ſelbſt einer edelmüthigen Seele das Leben zur Laſt wird, und wo der Entſchluß, dieſe Laſt von ſich zu werfen, unwiderſtehlich reift.“

„Unwiderſtehlich?“ ſagte ſie, „o nein! ich fühle, daß ich ſelbſt im härteſten Drange meines Unglücks dieſem Entſchluſſe muthig widerſtehen würde.“

„Und was, Liddy, würde Sie halten, wenn Sie Alles verließ?“ — „Das Vertrauen auf Gott,“ ſagte ſie ſanft, „der Anblick des geſtirnten Himmels, die Hoffnung auf die Welt jenſeit des Grabes!“

Gerührt und ſchweigend küßte ich ihr die Hand und trat, um meine Rührung zu verbergen, an das offene Fenſter, und da ich hinausblickte in die ruhige Nacht; da die kühle Luft mich umwehte und die Sterne Gottes hoch über meinem Haupte glänzten, da ward meine Liebe zu Liddy Andacht, und meine Andacht eine höhere Liebe!

„Es iſt tief in der Nacht, Alles um mich ſchläft, aber wie könnte ich ſchlafen? Den Freudetrunknen beſucht der Schlaf eben ſo wenig als den höchſt Unglücklichen. — Der ſchönſte Tag meines Lebens iſt bei mir vorübergeflogen, wie ein guter Engel, und hat mich angelächelt und geküßt und für die ganze Zukunft geſegnet! — Breitete ich nicht lange meine Arme umſonſt aus nach einem Weſen, das mich verſtände? Stand ich nicht da mit einem glühenden Herzen voll unendlicher Liebe in einer kalten, todten Einſamkeit? Weinte ich nicht zu dir hinauf, du verborgener Vater, und flehte um eine geliebte Seele? —

O! du haſt mich ſehr beglückt und ſehr erfreut! — ich kann weiter nichts als danken und weinen!“....

Ich mußte abbrechen vor Erweichung — ich trug mein freudezitterndes Herz vor die ſtille Nacht und vor Gott, und es ergoß ſich in Thränen. — Ruhiger kann ich nun die Erzählung des heutigen Tages in mein Tagebuch verzeichnen.

Der Hofrath Rother hatte uns auf ſein Landgut gebeten, das eine Stunde vor der Stadt, dicht am Rheine, in der herrlichſten Gegend liegt. Wir fuhren gegen Mittag hinaus und trafen eine zahlreiche Geſellſchaft an. Schon in der Stadt iſt der Ton des Rotherſchen Hauſes herzlicher und ungezwungner, als in den meiſten übrigen Geſellſchaften, und hier auf dem Lande war vollends alles Städtiſche entfernt. Der Hofrath und ſeine vortreffliche Frau beeiferten ſich, Frohſinn und Freude um ſich her zu verbreiten und dieſen ſchönen Ort, der ſchon durch ſeine Lage ein Paradies war, durch frohe, geſellige Unterhaltung noch angenehmer zu machen. — Scherz und Laune würzten die Mittagsmahlzeit, und nach Tiſche theilte ſich die Geſellſchaft in mehrere Partien und ging in den ſchönen engliſchen Garten ſpatzieren, oder auf die Berge, oder ſpielte auf der Wieſe, die vor dem Hauſe lag. Ich wählte das Erſtere und ging mit dem Geheimerath Gardner und Vetter Jakob in den Garten und dann auf die Berge,

die das Ufer des Rheins begrenzen. Liddy war mit der Hofräthin ſpatzieren gegangen.

„Nun, alter Freund," ſagte Jakob zu Gardner, „ſeit ſiebenundzwanzig Jahren ſind wir nicht ſo Hand in Hand mit einander gegangen. Damals, Brüderchen, waren unſre Beine noch friſcher, da wir Italien durchwanderten!"

„Und unſre Herzen noch froher!" ſetzte Gardner ſeufzend hinzu.

„Nicht doch, Herr Bruder, der alte Jakob hat immer noch ein ſo frohes Herz wie damals, da er mit Dir bei der Quelle Petrarka's Brüderſchaft trank. Nur die Beine, die Beine! ſind auf dem langen Lebenswege ſteif geworden. Es iſt immer ſo bergauf und bergab gegangen. Aber was ſchadet's! Laß die Schale alt werden und welken, wenn nur der Kern friſch und jung bleibt!"

„Glücklicher Menſch! wenn ich Dich höre, fühle ich doppelt, was ich verloren habe. Jakob, wenn ich an den feurigen Jüngling denke, der mit Dir auf den Fluren Neapels herumſchwärmte, und jetzt den kalten, trübſinnigen Mann anſehe, der neben Dir ſteht, ſo kommt es mir wie ein Traum vor, daß ich der Jüngling war und der Mann bin! Ach, ich wäre auch noch ſo heiter und froh wie Du, wenn nicht Zeit und Schickſale die Flügel meiner Kraft beſchnitten hätten!" —

„Ich denke nur, Brüderchen, wir ſind Narren, daß wir dem Schickſale ſo ſtill halten; ſo lange noch Kraft in uns iſt, kann das Schickſal niemals den Herrn über uns ſpielen. Glaube mir, ein kräftiger Menſch trägt eine ſo große Welt in ſich, daß ihm die äußere dagegen immer klein bleibt, und ich bin gewiß, wenn wir aus einem andern Leben auf unſre Reiſe durch die Erde zurückſehen, ſo werden wir über unſre jetzigen Leiden eben ſo lachen, wie es uns jetzt lächerlich vorkommt, daß wir als Kinder über eine Puppe weinen konnten, die uns die Mutter verweigerte."

„Sollten wir das über alle unſre jetzigen Leiden können!"

„Ueber alle, die aus äußern Verhältniſſen entſpringen!"

„Auch über das einer unglücklichen Ehe?"

„Unſer Zeitalter, lieber Gardner, hat eine Menge Krankheiten, phyſiſche und moraliſche, von denen unſre Vorfahren wenig oder nichts wußten; unter dieſe letztern gehört auch das Uebel der unglücklichen Ehen, das von Tage zu Tage gemeiner wird. Aber ſind wir denn nicht ſelbſt Schuld? Kann ich die Thränen eines Menſchen über ein Uebel, das er ſich muthwillig zuzog, gerecht finden? gleichen ſie nicht auch den Thränen eines Kindes, das, oft vor dem Feuer gewarnt, doch die Hand hinein-

ſteckte, und nun weint, weil es ſich gebrannt hat? O Bruder! wenn wir immer das geliebt hätten, was an ſich liebenswürdig iſt, Unſchuld, Einfalt und Sittſamkeit, wahrlich, dieſe moraliſche Peſt wäre nie in die Welt gekommen!"

„Ach Du haſt Recht, alter Freund! Was zog mich an ſie? Ihre ſchöne Geſtalt, ihr Witz, ihre Laune, ihre Talente, die Menge Anbeter, die um ſie verſammelt waren, von denen ſich Jeder glücklich ſchätzte, wenn ſie ihn nur freundlich anſah. Meine Eitelkeit ward geſchmeichelt, da ſie mich Allen vorzog, ich glaubte, nur ihr Beſitz könne mich zum glücklichen Menſchen machen. Ich war entzückt über die Gewißheit, daß ſie mich liebte; ich Thor hätte wiſſen ſollen, daß ein ſo eitles Geſchöpf, wie ſie, nur ewig ſich ſelbſt liebt; ich hätte ahnen ſollen, daß ſie mich nur deßwegen zu heirathen wünſchte, weil ſie mein Vermögen als Mittel anſah, ihre brillante Rolle fortzuſpielen. Aber ich rannte blind in mein Verderben. Unſere Verbindung ward vollzogen. Ich wünſchte ein ſtilles, häusliches Leben zu führen, aber dies war ihren Planen entgegen. Anfangs gab ich aus Liebe nach, jetzt muß ich aus Schwachheit nachgeben, weil ich mich außerdem nicht ſtark genug fühle, dieſe Hölle zu ertragen. So ſchleppe ich mich denn fort, wie ein Baugefangener mit ſeiner Kette,

bis der Tod sie zerbricht! Und verdiente denn das nicht Mitleid?"

„Bruder," erwiederte Jakob, „wenn ein gutes, sanftes Weib an einen Mann gebunden ist, der ihr Herz ewig verwundet, dann kann ich mit ihr trauern und weinen, denn die Arme ist durch tausend Bande gefesselt, sie kann sich nicht losreißen; aber der Mann ist zum Handeln und Wirken geboren, er hat Kraft, zu tragen, und Muth, seine Ketten zu zersprengen, warum soll ich mit ihm weinen?"

„O bleibe bei mir und stärke mich!" rief Gardner aus und ergriff die Hand meines Vetters.

Während dieses Gesprächs war ich still nebenhergegangen, und wie Jakob sagte: „Wenn wir nur das liebten, was an sich liebenswürdig ist: Unschuld, Einfalt und Sittsamkeit," da trat das Bild der frommen Liddy vor meine Seele, und mein Verstand billigte die Wahl meines Herzens. Wir hatten jetzt den Berg bestiegen, der hinter dem Garten liegt, der Rhein floß unter uns, die entzückendste Gegend lag vor unsern Blicken, da faßte Jakob die Hand seines Freundes und sagte:

„Gardner! so standen wir einst in unsrer Jugend auf dem Vesuv; die Dampfwolken, die aus dem Krater heraufstiegen, umgaben uns, aber wir achteten sie nicht, unsre Blicke ruhten auf dem Paradiese, das um uns lag,

und auf dem unermeßlichen Meere, das vor uns fluthete, da ſchwuren wir uns, ewig ſo zu bleiben und die Wolken des Erdenlebens zu verachten, im Anſchaun der Paradieſe um uns und des unendlichen Meeres über uns! Gardner, dieſer feierliche Augenblick iſt mir unvergeßlich geweſen, er hat mir Stärke gegeben an dem Todesbette eines geliebten Weibes und wie mein einziges Kind in die Erde geſenkt ward! Hat er denn an Dir alle ſeine Kraft verloren? Iſt denn Deine Jugend ſo ganz aus Deinem Gedächtniſſe? biſt Du denn ſo alt geworden?"

Da fielen die beiden Freunde ſich in die Arme und küßten ſich und riefen: „O Bruder, laß uns jung bleiben, bis wir ſterben!"

Nach jeder großen Rührung wird der Menſch ſtill; er hört noch auf den Nachklang der hohen Accorde, die in ſeiner Seele angeſchlagen wurden. Schweigend gingen wir wieder zur Geſellſchaft zurück.

Wir fanden Alle im Gartenſaale verſammelt auf uns warten. Ein fremder Virtuoſe, der an den Hofrath Rother empfohlen und mit in der Geſellſchaft war, hatte verſprochen, auf dem Flügelfortepiano zu ſpielen, das im Gartenſaale ſtand. Wir ſetzten uns in den Kreis, den die Geſellſchaft um das Inſtrument gezogen hatte, der junge Künſtler trat auf und fragte, was wir zu hören wünſchten. Der Hofrath Rother, der am nächſten bei ihm

ſtand, ſagte ihm: „Spielen Sie uns nichts, was nur Ihre Fertigkeit im Spielen zeigt, wir wünſchen Sie kennen zu lernen, aber nicht Ihre Finger, ſpielen Sie eine Phantaſie über was Sie wollen, nur ſein Sie ſo gütig und ſagen Sie uns vorher, worüber Sie phantaſiren, damit wir im Stillen den Text zu Ihren Noten machen können.“ Der junge Mann billigte die Idee des Hofraths und verſprach uns, das Bild des menſchlichen Lebens in Tönen zu malen.

Nach einigen Griffen auf dem Inſtrumente fing er mit einem bekannten Reichardſchen Wiegenliede an, ſeine Phantaſie fuhr einfach und kindlich fort, dann ward ſie abwechſelnder, bunter, lebhafter, feuriger, bis er rauſchend daherflog. Es war der Jüngling, den er malte. Das Toben der Leidenſchaften, der wilde, regelloſe Drang nach Ehre und Ruhm, die Majeſtät des aufſtrebenden Genius, der zum Bewußtſein ſeiner Kraft gekommen iſt und ſeine Fittiche gebunden fühlt, hallte aus allen Saiten wieder. Das Rauſchen verlor ſich, die Diſſonanzen löſten ſich auf eine ſanftere Melodie trat ein, es war die Periode der Liebe, die den jungen Fremdling an die Welt kettet. Ein Adagio klagte den Kummer, der unzertrennlich im Gefolge dieſer Leidenſchaft iſt, der Künſtler ließ uns, um deutlicher zu malen, Gänge aus bekannten Mozartſchen Arien hören; er ging bis zum rührendſten Klageton herab, um hernach

deſto überraſchender das Entzücken der beglückten Liebe im fliegenden Preſtiſſimo zu ſchildern. Der Ton ward jetzt ernſt und majeſtätiſch, es war das Gemälde des Mannes, wie er ſchafft und wirkt, wie er mit nüchterner Beſonnenheit die Welt ordnet und regiert. Mitunter tönte das obige Wiegenlied wieder, und ernſte zärtliche Melodien ſchilderten die ſüßen Freuden einer glücklichen Ehe und die noch ſüßern Vaterfreuden. Der Gang ſeiner Phantaſie ward immer ernſter und erhabener und feierlicher. Er malte den Menſchen, der der Ewigkeit entgegenreift, keine Diſſonanz ließ ſich hören; es war das Bild der Ruhe, der Vollendung und des troſtvollen Erwartens, und ſchloß mit einem großen herzerhebenden Accorde. Wir ſaßen Alle ſtill und ſtumm und verloren in die Töne, die ſich an unſer Herz legten, und wie er ſchloß, da hob ſich jeder Buſen zu einem Seufzer. Ich eilte auf den Künſtler zu und drückte ihn an mein Herz und ſagte: „Ich danke Ihnen, Ihre Töne haben mir alles Das geſagt, wofür ich keine Worte habe!“

Den jungen Leuten zu Gefallen ſpielte er nun einige Variationen, neue Tänze u. ſ. w. Die Freude ward allgemein. Einige Herren fielen auf den Gedanken, ob ſie nicht hier im Gartenſaale tanzen könnten? und der gütige Wirth erlaubte es ſogleich und ſchickte ins Dorf nach Muſikanten. Alles war nun geſchäftig, noch vor ihrer Ankunft

den Gartenſaal zu einem Tanzſaal umzuwandeln. Das Inſtrument wurde hinausgeſchafft, die jungen Herren trugen die Tiſche fort, andre ordneten die Stühle längs der Wand hin, einige junge Damen halfen die Gläſer und was ſonſt auf den Tiſchen ſtand, fortſchaffen. Es war ein fröhliches Gewühl und auf jedem Geſicht ſtand Scherz und Frohſinn. Vetter Jakob trat mit einem gewaltig großen Baſſe auf dem Rücken herein, den er den Muſikanten abgenommen hatte, und da nun das ganze Muſikchor zuſammen war und die Inſtrumente geſtimmt wurden, da hüpfte und ſprang ſchon Alles.

Der kleine Ball ward mit einer Polonaiſe eröffnet, die Alten tanzten vor und Alle hinterdrein. Ich zog Liddy auf; wir hatten uns den ganzen Nachmittag wenig geſehen, ſie erzählte mir, wie gütig die Hofräthin gegen ſie geweſen ſei, und wie froh ihr in ihrer Geſellſchaft der Nachmittag verfloſſen wäre.

Nach der Polonaiſe traten die Alten ab und überließen die raſchen Tacte der Anglaiſe den jungen Leuten. Liddy tanzte nicht, ſie gab vor, ſie könne es nicht, im Grunde aber geſchah es, weil ihr die jungen Mannsperſonen alle fremd waren; da ich auch nie, als nur unter ganz genauen Bekannten tanze, ſo ſchlug ich ihr einen Spaziergang in den Garten vor. Sie gab mir ihren Arm und wir traten hinaus in den ruhigen Abend, der auf die herrliche Gegend niedergeſunken war.

Wir gingen durch die Gänge des Gartens, in den Gebüſchen ſchlugen Nachtigallen, die Muſik des Tanzes tönte aus der Ferne, aber wir ſchwiegen — Unſre Her-

zen wußten ihre Vereinigung, aber unſere Lippen wagten es noch nicht, ſie auszuſprechen. Ich drückte ihre Hand an meinen Mund und fühlte, daß ſie zitterte. Wir ſtiegen den Berg hinauf, auf dem ich dieſen Nachmittag mit Gardner und Jakob geweſen war, und ſetzten uns auf die Bank, von der man die Ausſicht auf das prächtige Rheinthal herab hat.

„O Liddy, ſagte ich mit bebender Stimme, iſt nicht die Welt ſchön, und iſt nicht ein reines frommes Herz der ſchönſte Spiegel dieſer ſchönen Welt?“

„Ach ja, Eduard!“ ſagte ſie leiſe und drückte mir die Hand, und ich ſah, daß eine Thräne von ihrer Wange niederfloß.

„Sie weinen, Liddy?“ fragte ich.

„Die Muſik und die Freude und der herrliche Abend haben mich ſo weich gemacht,“ antwortete ſie.

„O!“ ſagte ich, „ich habe oft geweint, wenn ich ſonſt allein ſtand in einer herrlichen Gegend und kein Herz neben mir war, zu dem ich ſagen konnte: „„Sieh' doch, wie unſer Vater ſeine Welt ſo ſchön gebaut hat, wie Alles um uns ſo herrlich und groß iſt, und wie das Herz des Menſchen noch herrlicher und größer iſt, als Alles, was wir ſehen.““ — Ach, Liddy, der Menſch in der Einſamkeit verliert ſich ſelbſt, aber in einer geliebten Seele findet er ſich doppelt wieder.“

„O, Sie ſind ſo gut! ſo gut!“ ſagte Liddy; „wie iſt es möglich, daß Sie ſo lange einſam geweſen ſind?“

„Konnte ich Sie denn eher finden, Liddy? und werde ich Sie vielleicht nicht wieder verlieren?“

„Ach nein! Eduard, nein!“

„Liddy! wir ſtehen hier vor Gott! wollen Sie mein ſein?“

„Ach! wenn ich Ihrer nur würdig bin; ich achte und liebe Sie unausſprechlich!“

„Liddy, über uns ſchwebt eine erhabene, feierliche Stunde; meine Liebe zu Ihnen iſt ewig wie mein Geiſt; wollen Sie mein ſein im Leben und im Tode?“

Da ſank ſie laut weinend in meine Arme, und meine Thränen floſſen in die ihrigen, und wir hielten uns feſt umſchlungen. Siehe, da ging der Mond über die Wipfel des Waldes empor und beleuchtete die blaſſen, weinenden Geſtalten, und ſeine Strahlen zitterten in ihren Thränen. — Und ein Mann ſtieg den Berg herauf und ſtand vor uns mit gefaltenen Händen, aber wir ſahen ihn nicht im Rauſche des Entzückens, und da wir erwachten von dem ſeligen Traume, da umarmte uns der alte Jakob und ſagte:

„O Ihr Lieben! das habe ich ja gewollt und gewünſcht!“

Und er entblößte ſein graues Haupt und legte feierlich unſre Hände zuſammen und ſprach:

„Hier ſtehen zwei Herzen in deinem großen Tempel, „verhüllter ewiger Vater! Sie haben ſich Liebe geſchworen, „und Hülfe und Treue bis in den Tod. O laß jeden Tag „ihres Lebens ſo ſchön ſein, wie den heutigen, und ihren „Abend ſo ruhig, und führe ſie dann ſanft hinüber, wo „du biſt und die Tugend!“

Ende des dritten Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

August Mahlmanns

Mährchen

und

Erzählungen.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

August Mahlmanns

ſämmtliche Schriften.

Nebſt

Mahlmanns Biographie.

Vierter Band.

Proſaiſche Schriften. II.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

Inhalt des vierten Bandes.

	Seite
Der Prinz Bambu und die Prinzessin Zoraide. (Ein Mährchen.)	1
Biographie eines Engels. (Ein Bruchstück.) . . .	45
Unschuld und Verdorbenheit. (Eine Erzählung.) . .	93

Der Prinz Bambu

und

die Prinzessin Zoraide.

Ein Mährchen.

Da die Königreiche noch klein waren und nicht größer werden wollten, lebten die Könige recht freundschaftlich mit einander; seit sie so groß geworden sind, und immer noch größer werden wollen, ist das freilich ganz anders, und man wird es mir kaum glauben, daß zwei Könige in Asien, die ich, weil ihre Titel, wie die der europäischen Könige, etwas zu lang sind, die Könige von Ix und Ypsilon nennen will, die herzlichsten Freunde waren; aber alle Nachrichten stimmen darin überein, daß sie nicht wohl ohne einander leben konnten, alle Vergnügungen gemeinschaftlich genossen und, um sich recht oft zu besuchen, zwei Lustschlösser an ihre Grenzen bauten, die in spätern Zeiten von ihren Nachfolgern in zwei Grenzvestungen verwandelt wurden, um sich einander von jedem Besuche recht nachdrücklich abzuhalten.

Der König von Ix hatte einen Sohn, der hieß Bambu, und der König von Ypsilon hatte eine Tochter, die hieß Zoraide.

Der Prinz Bambu war der schönste und tapferste Jüngling seiner Zeit. Sein nervigter und gewandter Körper war zu allen Uebungen stark und geschickt; er focht und turnirte wie ein alter Ritter, tummelte seinen Hengst wie der verwegenste Bereiter, überwand in Ringen und im Wettlauf Jeden, der es wagte, sich mit ihm zu messen, und die Jünglinge gestanden ein, der Prinz Bambu sei stärker und gewandter als sie Alle!

Uebrigens war er ein recht ehrlicher Schlag von einem Prinzen. Wer ihm seine Vorzüge einräumte, gegen den hatte er kein Arges, und wer sie nicht anerkennen wollte, den schlug er hinter die Ohren, und wenn er diesen handgreiflichen Beweis geführt hatte, der von jeher die Hauptsachen in der Welt entschieden hat, so war er wieder so gut als vorher. Wie man viel Verstand haben könne, konnte er gar nicht begreifen, und wie man sich auf ein Ding, das doch so wenig in die Augen fiel, wie der Verstand, etwas einbilden könne, war ihm noch unbegreiflicher. Einem Fuchs auf der Jagd die Fährte abzugewinnen, im Fahren ein geschicktes Gelenke zu treffen, beim Fechten und Ringen die Blößen des Geg-

ners zu benutzen, das galt ihm für den höchsten Verstand, und was darüber hinauslag, war ihm lächerlich.

Die Prinzessin Zoraide war eben nicht schön, aber ihr zarter Körper, im schönsten Ebenmaaße gebaut, umschloß einen Geist, der mehr Witz und Verstand besaß, als alle schöne Geister und Philosophen der damaligen Zeit, und das will viel sagen; denn die damalige Zeit brachte gerade eben so viel schöne Geister und Philosophen hervor, als die jetzige, nur mit dem Unterschiede, daß sie schon vergessen sind, weil sie ihre Weisheit selten in Schriften aufstellten, und nie damit zu Markte zogen, die Jetzigen aber nie werden vergessen werden, weil sie Alle mit Meßgelegenheit zur Unsterblichkeit reisen.

Zoraide war in allen Wissenschaften bewandert. Die Logik war ihr angeboren; von der Metaphysik wußte sie gerade so viel, als man in allen Zeitaltern davon gewußt hat; in der Mathematik, Physik, Astronomie, Oekonomie und wie alle die Fächer heißen mögen, die mit ik und ie überschrieben sind, war sie völlig zu Hause, und dabei war sie witzig wie eine Berliner Jüdin, empfindsam wie eine deutsche Dichterin, und heroisch wie eine Heldin unserer Ritterromane. Ihren Witz ließ sie gewöhnlich an den Hofleuten aus, ihren Heroismus an ihrem Kammermädchen, ihre Empfindsamkeit an der Kunst; denn sie

machte Verſe, ſo rein, ſo ſchmelzend, daß ſie beinahe noch wehmüthiger ausfielen, als die unſterblichen Klagelieder unſerer jetzigen Muſenalmanache. Kurz, wer einen großen Geiſt beſchreiben wollte, der ſagte: er hat Verſtand wie die Prinzeſſin Zoraide.

Ihr Herz? ich muß es geſtehen, es war ſo vortrefflich und zuverläſſig wie das Herz aller witzigen und empfindſamen Leute. In ihrer ſatyriſchen Laune ſpottete ſie über Alles; in ihrer erhabenen war ihr Alles heilig: war ſie empfindſam geſtimmt, ſo konnte ſie kein Würmchen kränken; in ihrem Heroismus hätte ſie die Welt zertrümmert. Sie liebte Alles, aber ſich am meiſten; ſie gönnte Jedem ſeinen Platz, nur mit der kleinen Bedingung, daß ihr ſelbſt der höchſte und oberſte eingeräumt würde; denn ſie hielt ſich mit Recht für den Mittelpunkt aller Erhabenheit und Alles außer ihr für den Tummelplatz der Gemeinheit.

Daß der ehrliche Bambu und die geiſtreiche Zoraide keine ſonderlichen Freunde ſein konnten, iſt leicht begreiflich, denn ſie hatten wirklich weiter nichts mit einander gemein, als das Gefühl, daß ſie ſich gegenſeitig unausſtehlich fanden. Bambu war in ihrer Gegenwart ſo beklommen, als hätte ihn Jemand bei der Gurgel gepackt, und Zoraide wußte vor Verlegenheit nicht, was ſie anfangen ſollte, wenn ihr Bambu wie eine Bildſäule gegenüberſtand und

bei ihren witzigſten Einfällen gähnte. Beide ſuchten ſich dann, ſo bald als möglich, von einander loszumachen, und wenn ſie von ihren Vätern darüber getadelt wurden, ſo ſprach Zoraide: „Was ſoll ich mit dem Menſchen anfangen, er iſt dumm und gemein!“ Und Bambu ſagte: „Was ſoll ich mit der Närrin reden, ſie iſt verrückt und hochmüthig!“

Niemand war über dieſes Mißverhältniß mehr betreten, als die beiden guten Könige von Ix und Ypſilon. Denn da alte Leute immer eher ans Heirathen denken wie junge, ſo hatten auch die beiden Väter ſchon längſt den Plan gemacht, daß ſie ihre Kinder zuſammen verheirathen wollten, und hatten ſchon in Gedanken die Enkel auf ihrem Schooße gewiegt, und ſie als lebendige Denkmäler der großväterlichen Freundſchaft und als die künftigen Beherrſcher ihrer getreuen Unterthanen (zu welchem Geſchäft in der Regel der Verſtand allemal präſumirt wird) recht herzlich geküßt. Jetzt ſchien nun dieſer ſchöne Plan den Weg aller Plane gehen zu wollen, und ſie wußten ſich weder zu rathen noch zu helfen.

Mitten in dieſer Ungewißheit wurde der König von Ypſilon zu ſeinen Vätern verſammelt und hinterließ ſeinem Freunde die Verwaltung ſeines Reichs, die Vormundſchaft über ſeine Tochter und die Sorge für die projektirte Vermählung. Der König von Ix hielt ſich, weil es der

Liebligswunſch des Verſtorbenen geweſen war, für verbunden, die Ausführung dieſes Projekts mehr als je zu beſchleunigen, und es bekümmert ihn ſehr, daß der Widerwille der beiden jungen Leute mehr zu- als abzunehmen ſchien. Zum Glück erinnerte er ſich, daß, wenn Könige in der Noth ſind, ihnen ſelten ihr eigner Kopf heraushilft, und dies veranlaßte ihn, ſeinen Premierminiſter, den getreuen Haſſan, zum Theilnehmer eines Geheimniſſes zu machen, das ihm allein zu tragen, zu ſchwer ward. Der getreue Haſſan hatte die geläufigſte Zunge, die nur je in einem leeren Kopfe ſich bewegt hat; das Bretſpiel verſtand er meiſterhaft; die Launen ſeines Monarchen ertrug er mit unnachahmlicher Geduld und war dabei das herzlichſte und gutmüthigſte Weſen unter der Sonne. Die erſtern glänzenden Eigenſchaften hatten ihm die Würde eines Primierminiſters verſchafft, die letztere machte, daß man ihm dieſe Würde gönnte.

Unter den Kunſtgriffen, die die Praxis des Lebens an die Hand giebt, hatte Haſſan einen erlernt, der mit gutem Gewiſſen jedem Premier zu empfehlen iſt; es war der, die Entſcheidung wichtiger Angelegenheiten, ſo gut als möglich von ſich abzulehnen und auf einen Andern überzutragen. Haſſan war dabei immer wohl gefahren, und er ſchlug alſo auch jetzt vor, dieſes wichtige Projekt vor dem geheimen Kabinet und allen geheimen Räthen

geheim zu halten, aber die Fee Toratina, die Beſchützerin beider Reiche, um Rath zu fragen. Der König war entzückt über die Weisheit ſeines Premiers und machte ſich am andern Morgen allein, nur von dem getreuen Haſſan begleitet, auf den Weg, um der Fee ſein Anliegen höchſtſelbſt zu eröffnen.

Die Fee — ich weiß nicht, ob ſie es immer ſo zu halten pflegte, oder ob ſie nur heute einmal ſo gelaunt war — ließ die Herren lange im Vorzimmer auf ſich warten, und der gute König von Ir, der in ſeinem Leben zum erſten Mal die Beklemmung der Antichambre erfuhr, verlor darüber allen Muth ſo ſehr, daß er ſeinem getreuen Miniſter befahl, an ſeiner Statt den Vortrag zu übernehmen.

Endlich erſchien die Fee, und Haſſan, im Wortmachen erfahren wie ein Parlamentsredner, und in Titulaturen bewandert wie ein deutſcher Kanzleiſekretär, nahm das Wort. Um einen geſchickten Eingang zu machen, fing er vor der Hand von der Schöpfung zu reden an, ging dann auf die Sündfluth über, erwähnte die heiligen Patriarchen, hielt ſich einige Zeit mit den Kindern Iſrael in der Wüſten auf, kam dann unvermerkt aus der alten Geſchichte in die neue, aus der neuen in die neueſte und gelangte endlich von ſeiner großen Wortreiſe glücklich und wohlbehalten bei der Hauptſache an. „Da aber," ſchloß

er endlich, „der unangenehme Vorfall eintritt, daß der tapfere Prinz Bambu die Prinzessin für verrückt, und die weise Zoraide den Prinzen für dumm hält, und Beide sich einander nicht ausstehen können, so flehen wir Dich an, großmächtigste Beschützerin, rathe uns, was wir in dieser verwickelten Angelegenheit, die unsere Herzen mit Sorgen überhäuft, beginnen sollen!“

Hier schwieg der getreue Premier und machte ein tiefes Kompliment, und der König von Ir machte auch ein tiefes Kompliment, ob er gleich nichts gesagt hatte; die Fee aber nickte gleichgültig mit dem Kopfe und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Bestürzt stand der gute König da, und glaubte, seine Gebieterin zürne, aber ein kleiner Genius aus Toratinens Gefolge trat herein und sprach: „Meine Gebieterin darf heute mit keinem Sterblichen sprechen, doch erlaubt sie Euch in den Garten zu gehen und in die Laube, wo das heilige Wasser über den Felsen herabstürzt, einzutreten; dort wiederholt Eure Frage und das Orakel der mächtigen Toratina wird Euch antworten.

Der König bedauerte, daß er sein Gefolge nicht bei sich hatte, denn es wurde ihm ganz wunderbar zu Muthe, wie er mit seinem getreuen Hassan so allein durch eine Reihe menschenleerer Zimmer zu der Treppe geführt wurde, die in den Garten hinabging. Der Garten selbst war

von seltsamer Einrichtung. Hohe, schattige Bäume verbreiteten eine immerwährende Dämmerung; die Luft war mit Balsamgerüchen angefüllt, die aus schönen und unbekannten Blumen ausströmten; Altäre mit geheimnißvollen Inschriften standen in den Lauben, und Jünglinge an ihrer Seite, die leise Worte unter einander sprachen und die lodernden Flammen sorgfältig unterhielten; feierlich rührende Töne schwebten, als kämen sie von hohen Bergen herab, durch die Lüfte, und erhoben das Herz zu einer andächtigen Beschauung aller der Wunder, die hier versammelt waren.

„Sire!" sprach der Premier, „es ist doch eine närrische Sache mit den Künsten; sie nützen zu nichts, das weiß ich wohl, aber sie bringen doch so wunderliche Dinge zu Wege, daß man kaum seinen Augen traut."

„Glaube mir, Hassan," versetzte der König, „wenn man es bei Lichte besieht, steckt gar nichts dahinter! Junge Leute mögen wohl daran Gefallen finden, aber man kann in der Welt nicht zeitig genug alt und verständig werden!"

„Sire, von Euern Lippen strömt Weisheit die Fülle, und ich wundere mich nur, wie eine so kluge und verständige Frau, wie die Fee ist, sich mit dergleichen Possen abgeben kann."

„Laß uns von ihr das Beſte reden, Haſſan! denn wo ich nicht irre, höre ich ſchon das Waſſer rauſchen, und das Orakel muß nahe ſein.“

Sie ſtanden ſtill und hörten deutlich das Rauſchen eines Bachs. Es ſchien aus einer nahen Laube zu kommen. Sie traten hinein, und ſeltſame Melodien klangen ihnen entgegen. Von einem ſchwarzen Marmorfelſen ſtürzte ſich der Bach herab, und mitten in ſeinem Sturze lag eine Harfe, über deren Saiten das Waſſer wegrollte, und ſie zu wunderſüßen, ſchwebenden Tönen bewegte, die wie Worte klangen und wie Geiſterſtimmen, aus dem Rauſchen des Waſſerfalls ſich erhoben.

„Eine höchſt remarquable Kurioſität!“ rief der Premier aus und nahte ſich ſchüchtern dem Felſen. Und die Harfe im Bache ſang:

Sieh' meine hellen,
Silbernen Wellen!
Luſtig über Kies und Stein
Hüpfen ſie in die Welt hinein,
Küſſen das grüne Land,
Blümchen an Ufers Rand,
Rauſchen ſich ſpät und früh
Ihre fröhliche Melodie!

Alſo, du Menſchenſinn,
Gieb dich der Freude hin!

Laß dir die ſchnellen
Stunden erhellen.
Dann wirſt du, wie ich, auf fröhlichen Wogen
Hinab zum unendlichen Meere gezogen!

„Haſt Du je gehört," ſagte der König von Ir und faltete ſeine Hände, „Haſſan, haſt Du je gehört, daß das Waſſer in Verſen ſpricht?"

„Die merkwürdigſte Merkwürdigkeit, die ich in meinem Leben erlebt habe, ich wollte, man brächte ſie zu Papiere!"

„Aber bei dem Allen," fuhr der König fort, „ſind wir doch nicht hierher gekommen, dieſe Poſſen mit anzuhören."

„Beim Himmel, Sire, ich finde, daß man ſehr zur Unzeit mit uns ſpaßt, aber ſollte wohl dieſe Harfe das Orakel ſein?"

„Ich muß Dir geſtehen, Haſſan, ich weiß eigentlich nicht, was ein Orakel iſt; aber weil ich es nicht weiß, ſo glaube ich, dieſe Harfe iſt das Orakel!"

„Wir wollen den Verſuch machen; ich werde meine Rede von vorn anfangen."

„Ich bitte Dich, Haſſan, fange Deine Rede von hinten an, damit wir bald erfahren, woran wir ſind!"

„Sire, wie Ihr befehlt; es iſt aber um den Eingang Schade!"

„Ich ſage Dir aber, ich bin auf den Ausgang zu begierig.“

„Ich habe in meinem Leben noch kein Orakel angeredet; ich bitte Euch, auf welchen Titel kann es wohl Anſpruch machen?“

„Ach, ein König muß mit ſolchen Kreaturen nicht viel Umſtände machen, ich will Dich aus der Verlegenheit reißen —: „Sage Er mir doch, mein Freund, oder wer Er ſonſt ſein mag, was ſollen wir denn thun, daß der Prinz Bambu die Prinzeſſin Zoraide heirathet?“

Da tönte es von den Saiten der Harfe:
Mächtig, wie ſich die Woge ſchwellt,
Raſch, wie der Blitz die Nacht erhellt,
Freundlich, wie Mondenlicht,
Wenn es durch Wolken bricht,
Alſo kommen die ſeligen Triebe,
So waltet mit Freiheit der Geiſt der Liebe!

„Du lieber Gott, wer ſpricht denn von Geiſt und Liebe!“ ſagte der König; „heirathen ſollen ſie ſich, und damit gut!“

„In der That, Sire, es iſt um ein vernünftiges Orakel Schade, daß es nicht ſpricht, wie andere ehrliche Leute! Waſſer, Blitz und Mondenſchein — der Henker werde daraus klug!“

„Du haſt Recht, Haſſan, es iſt gegen allen Reſpekt, in meiner Gegenwart ſo zu faſeln. Sage Er mir doch, ohne dieſen Schnikſchnak, wie bringen wir ſie denn dazu, daß ſie ſich heirathen?“

Da ward das Waſſer trübe, die Melodien ſchwiegen, und eine grell lachende Stimme rief aus den Wellen:

„Ihr müßt ſie zwingen!“

„Zwingen? es iſt kurios; Haſſan, darauf bin ich auch gefallen! Gott ſei Dank, daß wir endlich wiſſen, woran wir ſind!“

Mit geheimnißvollen Mienen kamen ſie wieder nach Hauſe. Jeder ſah dem Könige an, daß er etwas im Kopfe hatte, und dem Premier, daß er über etwas nachdachte, und da das ein ſeltener und ungewöhnlicher Fall war, ſo wurden ſie von ihrem Hofſtaat mit einem ehrerbietigen Stillſchweigen empfangen. Der König begab ſich ſogleich in das Thronzimmer, legte die Inſignien ſeiner Würde an, ſetzte ſich auf den Thron ſeiner Väter und ließ den Prinzen vor ſich fordern. Nachdem der Premier eine langweilige Rede gehalten hatte, von welcher Bambu wenig Notiz zu nehmen ſchien, ſo verſuchte es der König ſelbſt, dem Prinzen begreiflich zu machen, daß morgen ſein Hochzeitfeſt mit der Prinzeſſin gefeiert werden müßte; aber Bambu blieb bei allen Bitten ungerührt,

bei allen Ermahnungen unbewegt, und ward durch die väterlichen Drohungen so erbittert, daß er geradezu erklärte, er werde und wolle diese närrische und hochmüthige Zoraide nie heirathen, und zwingen lasse er sich nicht; auch werde sein Vater Niemanden finden, der es wagte, seine Drohungen an ihm zu vollziehen, „denn," sagte er und legte seine Rechte an das Schwert und warf einen zornigen Blick auf den getreuen Hassan, der leichenblaß und zitternd neben dem Throne stand, „ich bin Bambu, stärker und tapferer, als sie Alle!"

Mit diesen trotzigen Worten verließ er das Zimmer, und der gute König saß wie versteinert auf dem Throne seiner Väter und sah die Thür an, wo sein lieber Sohn hinausgegangen war.

Eben so unglücklich, nur etwas theatralischer, liefen die Versuche des Königs bei Zoraiden ab, denn die Drohung des Zwanges bewirkte bei ihr eine so hochtragische Exaltation, daß der gute König vor Erstaunen außer sich war, wie es möglich sei, solche wohlgesetzte Redensarten hervorzubringen. Vergebens suchte er den Strom ihrer Worte aufzuhalten; sie ging aus dem Einfachen in das Erhabene, aus dem Rührenden in das Heroische über, und als ihre Rede den höchsten Affekt erreicht hatte, stürzte sie zum Zimmer hinaus und warf die Thür hinter

ſich zu, gleichſam als wollte ſie alles Geſagte noch einmal in einem einzigen Laut zuſammengepreßt wiederholen.*)

Bekümmert ſah der König ſeinen getreuen Haſſan an und ſagte: „Bei dem Throne meiner Väter! die Prinzeſſin hat Verſtand wie ein Gott und ſpricht wie ein Prophet, aber ſie iſt unausſtehlich wie ein böſer Geiſt!“

„Doch wird ſie Eurer Majeſtät nicht widerſtehen können,“ verſetzte der Premier.

„Ach, Haſſan, die Fee hat gut Reden mit ihrem Zwingen, aber ich ſehe ſchon, ich kann ſie nicht zuſammenzwingen.“

„Mein Gebieter kann Alles, was er will.“

„Sieh' einmal, Haſſan, das iſt nicht wahr. Land und Leute zu regieren, iſt, Gott weiß es, eine leichte Sache, aber das Hausregiment, will ich Dir ſagen, das

---

*) Warum kommen denn die Theaterdirektoren nicht auf den vernünftigen Gedanken, ordentliche Thüren, die man mit Affekt zuwerfen kann, ſtatt der jetzigen Vorhangsthüren anzubringen? Da man die Familiengemälde aus der wirklichen Welt ſo ſehr liebt, ſo bleibt es doch immer ein Uebelſtand, daß man das Zuwerfen der Thüren nicht einführt, um den wirklichen Familienzank recht wirklich zu machen! Ich wollte, mein Vorſchlag käme für das neue Berliner Theater nicht zu ſpät, zumal da das Dach deſſelben einen ſo guten Reſonanzboden abgiebt.

Hausregiment ist, bei dem Throne meiner Väter! das schwerste unter allen Regimentern."

Ach, der gute König wußte noch nicht, welche harte Proben sein Hausregiment erfahren sollte.

Der Prinz war kaum allein, so fielen ihm die Drohungen des Vaters schwer aufs Herz. Ungeachtet er seiner Stärke Alles zutraute, so glaubte er sich doch nicht stark genug, einem Vater Trotz zu bieten, den er liebte, und bei allem Dem war es ihm unmöglich, die Prinzessin zu heirathen. Zum ersten Male in seinem Leben sah er sich in die fatale Lage versetzt, über etwas ernsthaft nachdenken zu müssen, um sich aus einer andern fatalen Lage herauszuziehen. Er mochte aber das Ding, das man gewöhnlich Verstand nennt, noch so sehr anstrengen, es fiel ihm doch kein anderer Ausweg ein, als der natürlichste, sich durch eine schnelle Flucht von dem drückenden Verhältnisse zu befreien; und kaum war dieser Gedanke lebhaft in ihm geworden, so eilte er hinaus, schwang sich auf sein schnellstes Roß und jagte davon.

Die Prinzessin hielt nach jenem pathetischen Abgang einen nicht weniger pathetischen Monolog auf ihrem Zimmer. — „Heirathen? oder nicht heirathen?" sprach sie und lief mit starken Schritten auf und ab, „sich dem Zwange unterwerfen? oder allen Gefahren Trotz bieten? das ist die Frage!" Sie sann lange nach. — „Davon-

laufen!“ rief ſie endlich und ſprang vor Freuden hoch auf. „Iſt es nicht ein großer Gedanke für ein ſchwaches Mädchen? Aber Zoraide iſt nicht ſchwach! Ihr Thoren, glaubt ihr, ſie bedürfe eines Throns, um zu glänzen? Ihr Verſtand iſt das Diadem, das ihr überall die Herrſcherwürde ertheilen wird!“ — Der Gedanke begeiſterte ſie. — „Was werde ich ſehen! Welche Begebenheiten erwarten mich! Wie wird man mich bewundern!“ ſprach ſie, indem ſie einige Kleidungsſtücke zuſammenraffte und in ein Bündel ſchnürte. — Jetzt war ſie zur Reiſe fertig. Sie ſagte ihrem Zimmer ein theatraliſches Lebewohl, hielt eine empfindſame Anrede an das Bild ihres Vaters, ſchlich ſich leiſe zum Zimmer hinaus, zur Treppe hinab, durch die Säulengänge hin, drückte ſich feſt an die Wand, um von den Wachen nicht bemerkt zu werden, kam glücklich in den Garten, von da in den Park, und befand ſich endlich mit ihrem kleinen Reiſebündel auf freiem Felde. Die Wege waren ihr bekannt, ſie wählte den, der am kürzeſten nach dem Walde führte, und hoffte dieſen hinter ſich zu haben, ehe man ihre Flucht bemerken würde. Mit leichtem, begeiſtertem Herzen eilte ſie fort und ſang:

„Friſch auf! hinaus in die weite Welt!
Vor Sorgen und Grillen vorbei!
Ein freier Sinn ſucht ſich ein freies Feld,
Und bricht ſeine Ketten entzwei!

Juchheisa trallei!
Und bricht seine Ketten entzwei!

„Ueber Land und Meer die Vöglein ziehn
Und suchen den blumigen Mai;
Drum mache, wenn Scherz und Freuden fliehn,
Das alte Leben dir neu!
Juchheisa trallei!
Das alte Leben dir neu!"

Als sie in den Wald gekommen war, schlug sie mit Fleiß einen felsigen und unebenen Weg, der über die Berge zu führen schien, ein, um dem Prinzen nicht zu begegnen, der gewöhnlich hier zu jagen pflegte. Sie stieg, so schnell sie konnte, aber der Tag war heiß, der Weg zu steil, sie sank sehr bald ermattet nieder und machte die Bemerkung, daß das Davonlaufen doch nicht eine so leichte Sache sei, wie ihr Enthusiasmus bis jetzt geglaubt hatte. Ihre Unerschöpflichkeit im Plannmachen tröstete sie aber bald. In wenigen Stunden glaubte sie das Haus eines alten Freundes von ihrem Vater erreichen zu können; diesem wollte sie ihre Noth klagen, durch seinen Beistand würden Mehrere bewogen werden, sich zu ihrer Partei zu schlagen, an der Spitze eines Heeres wollte sie dann dem Könige die Verwaltung des Reichs entreißen, sich auf den Thron ihres Vaters setzen, und der Prinz Bambu sollte, gedemüthigt, an den Stufen desselben um Gnade flehen. —

„Ich ertheile ihm dann Gnade und Verzeihung," fuhr sie in ihren Phantasien fort, „ich vergebe dem Könige seine Tyrannei, ein lautes Geschrei meines erstaunten Volkes erhebt sich durch die Lüfte, von jedem Munde tönt der Ausruf: „„Hoch lebe die große Zoraide!"" Und meine Feinde sind gezwungen, die Zeugen meines Triumphs zu sein!"

Zoraide schlief über diese Phantasien ein. Es ward Abend; einzelne Sterne glänzten am Himmel; ein tiefes Schweigen ruhte über der einsamen Gegend.

Schon war die Nacht eingebrochen, als sich ein Sturm erhob, und Zoraide von dem Rauschen des Windes, der durch die Wipfel der Bäume wogte, geweckt wurde. Ihr Blut war nun völlig abgekühlt; das Gefahrvolle ihrer Lage stellte sich mit aller Schrecklichkeit ihrer Phantasie vor: allein, auf einem Felsen, in einer kalten, stürmischen Nacht, im tiefen Walde, allen Gefahren preisgegeben — ihr Muth verschwand. Sie rief, aber Niemand hörte; sie weinte und klagte, aber der Sturm spottete ihrer Klagen; sie klimmte den Fußsteig herab, aber immer finsterer ward es in der Tiefe. Jetzt verlor sie den Fußsteig ganz, irrte jammernd umher, fiel, verwundete sich an den Zweigen und warf sich endlich voll Verzweiflung zur Erde und glaubte sich ohne Rettung verloren.

Eine Stunde mochte sie in dieser qualvollen Angst

zugebracht haben, da ließ der Sturm nach — und — horch! es war ihr, als hörte sie Töne aus der Ferne; sie raffte sich auf: deutlicher und immer deutlicher wehte ihr der Wind die Töne zu — es schien eine Laute zu sein. Sie wand sich durch das Gebüsch nach der Gegend hin, der Wald ward lichter, sie befand sich auf einem gebahnten Wege, und — wer beschreibt ihr Entzücken, als sie auf einmal einen freien Platz vor sich sah, und in der Mitte desselben ein Licht erblickte, das aus dem offenen Fenster eines Hüttchens freundlich und einladend zu ihr herüberglänzte? Sie hörte, daß die Töne der Laute aus dem Hüttchen kamen, und voll Freude, hier gastfreie Menschen zu finden, eilte sie darauf zu. Sie klopfte erst leise an, aber man hörte sie nicht; sie klopfte stärker, und eine weibliche Stimme rief: „Seid Ihr schon da?" — „Mache auf!" rief Zoraide, „erbarme Dich eines armen verirrten Mädchens, und gönne mir ein Nachtlager!" — „Sogleich! sogleich! mein Töchterchen!" sprach das Weib und eilte nach der Thür.

Zoraide trat ein und erblickte eine schwarzgekleidete Frau, die sie freundlich willkommen hieß und in ein Zimmerchen führte, das reinlich und ordentlich, übrigens aber weder prächtig noch ärmlich aussah. Sie bot Zoraiden einen Sessel an und setzte sich wieder mit ihrer Laute ans Fenster und fuhr in ihrer Melodie fort.

Zoraide betrachtete ſie genau. Sie trug in allen ihren Geberden einen Anſtand, der von Erziehung zeugte, aber auch eine Feierlichkeit, die ſeltſam auffiel; ihre Miene war freundlich, aber tiefe Schwermuth ſprach aus allen ihren Geſichtszügen; ſie ſchien noch Ueberreſte von ehemaliger Schönheit zu haben: aber das lange ſchwarze Kleid verhüllte ihren Wuchs, und der Flor, der über ihre Stirne hereinhing, verbarg ihe Auge. Im Zimmer war nichts, woraus man auf ihre Beſchäftigung hätte ſchließen können; aber am ſeltſamſten waren Zoraiden eine Reihe Portraite, die an der Wand hingen. Es waren Jünglinge und Mädchen, Alle ſchwarz gekleidet und mit verwelkten Blumen in der Hand; nur ein einziges am Ende der Reihe war in bunten Kleidern und hielt friſche Blumen. Zoraide hätte gern darnach gefragt, aber ſie wagte nicht, die Frau zu unterbrechen, die in die Töne ihrer Laute verloren ſchien und nur dann und wann zum Fenſter hinausblickte, als erwartete ſie Jemanden.

„Die Sterne glänzen hell, wo mögen ſie bleiben?“ ſprach ſie endlich zu ſich ſelbſt.

„Wen erwartet Ihr?“ fragte Zoraide.

„Kennſt Du mich nicht, mein Töchterchen, ich bin ja die arme, alte Mutter, die ihre Kinder alle verloren hat; ja, ſieh' mich nicht ſo verwundert an, ich bin alt, ſehr alt, und habe Kinder, viele Kinder; ſie waren ſo

ſchön und ſo verſtändig, von ſo zarten Gedanken und ſo weichen Herzen, und ich hatte ſie ſo lieb, wie ſie bei mir waren, und hielt ſie ſo zärtlich; aber der fürchterliche Zauberer hat ſie mir Alle entriſſen, und hält ſie in einem finſtern Gefängniß eingeſperrt, und ich bekomme ſie nur in heitern Nächten zu ſehen. Denn wenn die Sterne am Himmel aufgehn und mit ihren lieben goldnen Augen auf die Erde herunterblicken, da endet ſeine Zauberkraft, und meine Kinder können zu mir kommen, und ich darf ſie tröſten; aber die häßliche Sonne, mit ihrem frechen Glanze, giebt ihm alle ſeine Macht zurück, und dann müſſen meine Kinder wieder aus meinen Armen und dürfen nicht thun, als kennten ſie ihre Mutter. Bin ich nicht unglücklich, mein Töchterchen?"

„Ich habe nie von Euch gehört, aber Euer Unglück rührt mich. Wer iſt der fürchterliche Mann, der Euch Eure Kinder entriſſen hat? Wißt, ich bin die Prinzeſſin Zoraide; wenn es möglich iſt, Euch zu helfen, ſo habe ich die Macht dazu!"

„Und wenn alle Königreiche der Welt Dir zugehörten, Du könnteſt mir doch nicht helfen: dazu gehört bloß ein hohes Gemüth."

„Und das traut Ihr mir nicht zu?" fragte Zoraide höhniſch lächelnd. — „Nein, mein Töchterchen," fuhr die Alte in ihrem gewöhnlichen Tone fort; „denn ſiehſt

Du, alle meine Kinder glaubten, es könne sie Niemand an Vorzügen des Geistes übertreffen, und wagten in diesem Vertrauen dem Mächtigen zu trotzen, aber sie wurden Alle seine Beute. Sieh' nur, hier hängen ihre Bilder, sehen sie nicht recht schön und verständig aus? Ach, sie blühten wie die Blumen; aber seit sie in der Gewalt des Zauberers sind, sind sie und ihre Blumen verwelkt!"

„Aber ich sehe dort am Ende noch ein Portrait, das mit frischen Blumen und Farben gemalt ist." —

„Das bist Du!" sagte die Alte gleichgültig.

Zoraide trat näher und erschrak; es war ihr eignes Bild! —

„Sage mir," fragte sie zitternd, „wie kommt mein Portrait unter die Bilder Deiner Kinder?"

„Bist Du denn nicht auch mein Kind? — Ach, ich arme, unglückliche Mutter habe Dir nur den kleinsten Theil meiner Leiden erzählt, denn Du weißt noch nicht, daß mich meine Kinder nicht eher kennen, als bis sie sich nach Errettung aus der Gewalt des Zauberers sehnen."

„Noch hast Du mir nicht gesagt, wer dieser Zauberer ist?"

„Bewahre Dich der Himmel vor ihm, mein Töchterchen! Er sieht anfänglich klein aus, wie ein Zwerg, und freundlich; Du glaubst mit ihm spielen zu können, und lachst Die aus, die sich vor ihm fürchten; aber je näher

Du mit ihm bekannt wirſt, deſto ſchrecklicher iſt er, und wenn er Dir ſeine wahre Geſtalt zeigt, ſo ſinkſt Du wehrlos in ſeine Arme und wirſt ſeine Gefangene!"

„Und iſt denn gar keine Befreiung aus ſeiner Gewalt?"

„O ja! wenn....."

Hier ward die Alte durch ein Geräuſch außerhalb der Hütte unterbrochen; ſie ſah durchs Fenſter. „Meine Kinder! meine lieben Kinder!" rief ſie freudig und eilte zur Thür hinaus.

Zoraide ſah eine Menge ſchwarzgekleideter Jünglinge und Mädchen, die ſich liebkoſend um die Alte verſammelten. Die Frau ſelbſt ſchien Zoraiden weit ehrwürdiger und heiliger als zuvor; ſie drückte jedes ihrer Kinder an ihr Herz, dann ſchloſſen Alle einen Kreis um die Mutter, und die Alte ſang:

„Die ewigen Lichter des Himmels flammen!
Kinder des Unglücks, tretet zuſammen,
Weinet Eure ſtillen Thränen!
Oeffnet Euer verborgnes Sehnen!
Was Eure Tage voll Kummer macht,
Klaget allein der verſchwiegnen Nacht!"

Und Alle wiederholten:

„Was unſre Tage voll Kummer macht,
Klagen wir dir nur, verſchwiegne Nacht!"

Die Mutter.

Auf und ab am Himmelsbogen
Werden die lichten Sterne gezogen!
Ewige Wandlung im All der Welt!
Haltet, o haltet dem seligen Hoffen
Eure bekümmerten Herzen offen!
Was Euch jetzt so traurig macht,
Endet vielleicht in der nächsten Nacht.

Die Kinder.

Was uns jetzt so traurig macht,
Endet vielleicht in der nächsten Nacht.

Eine sonderbare Wehmuth überfiel Zoraiden, da sie diese Stimmen hörte, die wie Klagetöne aus weiter Ferne zu kommen schienen, und doch so laut und vernehmlich waren. Sie warf sich weinend auf ein Lager von Binsen, das in einem Winkel des Zimmers bereitet stand, und indem sie über den seltsamen Zusammenhang dieser Begebenheiten nachdachte, überraschte sie der Schlaf.

Die Sonne stand hoch, als sie von dem Gesange der Vögel geweckt wurde. Sie lag auf weichem Rasen; nirgends war die Spur von einer Hütte zu sehen. Ihre Kleider waren so durchnäßt, als wenn sie die ganze Nacht unter freiem Himmel zugebracht hätte, und so unmöglich es ihr auch schien, so glaubte sie doch, es sei weiter nichts als ein wunderbarer Traum gewesen, der ihr die Begeben-

heiten der vorigen Nacht lebhaft vorgespiegelt habe. Der Schlaf hatte sie gestärkt, der Morgen wehte frisch und lebendig: alle Furcht war aus ihrem Herzen verschwunden, und alle alten Phantasien und Plane hatten wieder davon Besitz genommen.

Um so bald als möglich aus dem Walde zu kommen, ging sie, ohne einen Weg zu verfolgen, nach der Gegend hin, wo die Bäume lichter zu werden schienen. Schon sah sie freies Feld und in einiger Entfernung ein Dorf; sie eilte darauf zu, aber, o Himmel! ein breiter und schnellfließender Strom lag dazwischen. Verdrießlich über das neue Hinderniß, ging sie am Strome hinauf, ob sie vielleicht eine Brücke oder eine Fuhrt finden würde, aber vergebens! Endlich sah sie am jenseitigen Ufer einen Nachen. Ein Knabe saß darin und plätscherte spielend mit dem Ruder. Zoraide rief, und der Knabe lächelte freundlich und ruderte über den Fluß.

„Willst Du mich wohl übersetzen?"

„Warum nicht, schönes Mädchen, wenn Du Muth hast, Dich mir anzuvertrauen?"

Zoraide stieg ein; der Knabe stieß vom Ufer ab; der Nachen schwamm den Strom hinunter.

„Hinüber sollst Du mich setzen!"

„Ja, warte nur, jenes Ufer ist zu steil, ich will einen bequemen Platz suchen!"

Immer weiter ſchwamm der Nachen hinab, der Strom krümmte ſich wieder in den Wald hinein. Zoraide ward ängſtlich.

„Ich will ſogleich an jenem Ufer gelandet ſein!“ ſagte ſie gebietend.

Der Knabe lachte und ſang:

„Der Wille iſt Dein,
Das Schiffchen iſt mein,
Ich fahre luſtig in Wald hinein!“

„Verwegner Knabe, weißt Du, daß ich Zoraide bin?“

Der Knabe lachte noch lauter und trällerte:

„Im Schiffchen mein
Gilt weder Groß noch Klein,
Müſſen Alle geduldig ſein!“

„Nein, länger ertrag' ich Deinen Muthwillen nicht!“ ſprach ſie zornig und ſprang auf und riß das Ruder aus ſeiner Hand: da brauſten alle Wellen hoch auf, eine ſchreckliche Geſtalt ſtand an der Stelle des Knaben vor ihr; Zoraide ward ohnmächtig, das Ruder entſank ihrer Hand und der Nachen ſchlug um.

Der Prinz Bambu jagte, was er jagen konnte, davon. Wohin? Das war ihm eine unnütze Frage, deren

Entſcheidung er ſeinem Pferde überließ, und dieſes treue Thier vermied ſorgfältig alle ungebahnten Wege und blieb in der breiten Straße, die nach der Stadt führte. Es würde auch ohne Zweifel erſt am Stadtthore mit ihm ſtillgehalten haben, wenn nicht ein ſchöner großer Hirſch über den Weg gelaufen wäre, der die Aufmerkſamkeit des Prinzen ſo auf ſich zog, daß er Vater, Prinzeſſin, Flucht, Alles darüber vergaß und mit einem fröhlichen „Hurrah!“ querfeldein lenkte und dem Hirſch nachſetzte.

Wie der Wind ging der Weg nach dem Walde, durch das Gebüſch durch, Berg auf und Berg ein, über Graben und Hecken weg, der Hirſch voraus, der Prinz hinterdrein, bis das arme Pferd vor Ermattung nicht weiter konnte, und der Abend ſchon ſo weit vorgerückt war, daß weder Hirſch noch Weg mehr zu ſehen war. Bambu ſtieg ab, ſuchte einen Platz, wo friſcher Raſen war, ließ ſein Pferd graſen und legte ſich ganz wohlgemuth unter einen Baum, um — wie er ſchon mehrmals gethan hatte — die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Er war eben im Einſchlafen begriffen, als er in einiger Entfernung den Hufſchlag von Pferden und Menſchenſtimmen hörte; es ſchienen Reiter zu ſein, die mit einander ſprachen.

„Wenn wir nur erſt aus dem verdammten Walde heraus wären!“ ſagte der Eine.

„Ei was!“ verſetzte der Andere, „wir kriegen doch ein ſcheeles Geſicht, daß wir ſie nicht mitbringen!“

„Wie es nur dem armen Prinzeſſel ergehen mag, die ſo mutterſeelen allein in dem Walde ſteckt! Du lieber Gott! wer hätte dem Kinde den Muth zugetraut!“

„Und der Prinz iſt auch fort, und wir haben von Beiden keine Spur!“

„Ei, der Prinz mag ſein, wo er will! Hat er nicht immer mit ſeinem Muthe geprahlt, und kaum hat ihm der Herr König ein hartes Wort geſagt, ſo läuft er davon.“

„Aber bedenkt doch nur, er hat Knall und Fall das Prinzeſſel heirathen ſollen!“

„Ei, das iſt wohl ein großes Unglück! Es iſt doch gewiß ein recht liebes Mädchen, das Prinzeſſel! und nun iſt das arme Kind ſeinetwegen ſo unglücklich!“

„Ihr habt Recht, ſie iſt wohl ſehr zu bedauern! Und der Bambu hat an ihr nicht gehandelt wie ein Prinz oder ehrlicher Rittersmann, ſondern wie ein feiger Knecht, der nur ans Davonlaufen denkt!“

„Ihr Halunken!“ ſchrie Bambu und ſtürzte auf ſie los, aber ſie hatten den Vorſprung und ſprengten mit fürchterlichem Geſchrei davon. Der Prinz fluchte noch einige Zeit hinter ihnen drein, dann warf er ſich wieder unter ſeinen Baum und verſuchte zu ſchlafen; es wollte

ihm aber nicht gelingen. In dem Dinge, wo des Menſchen Gedanken ihr Spiel treiben, fühlte er eine ſo gewaltige Unruhe, daß er ſich ſchlaflos hin- und herwarf. Sein gutes Herz konnte es nicht ertragen, daß Zoraide, deren Entſchloſſenheit er bewunderte und gegen die er zum erſten Mal eine gewiſſe Achtung empfand, ſeinetwegen unglücklich ſein ſollte, und es war ihm, als ſagte ihm eine innre Stimme, dieſe Leute hätten ſo Unrecht nicht, und es ſei unmännlich von ihm gehandelt, eines Mädchens wegen davonzulaufen. Was ſollte er thun? Umkehren konnte er nun einmal nicht, wenn er nicht allen Spott vollends auf ſich ziehen wollte. Zoraiden aufſuchen? Sein Herz verlangte es; aber es ſchien ihm lächerlich, und ſein Stolz ſträubte ſich dagegen. Endlich behielt doch ſein gutes Herz die Oberhand. „Ich will ſie aufſuchen," ſprach er zu ſich ſelbſt, „und ſie meinem Vater zurückbringen; dann will ich ausziehen und rühmliche Thaten thun, daß ich alle Die beſchäme, die über meine Schwachheit triumphiren!"

Am andern Morgen, da kaum der Tag graute, ſprang er auf. Er wollte ſein Pferd beſteigen, aber es war nirgends zu ſehen; auch war ihm die Gegend des Waldes, in der er ſich befand, völlig unbekannt. In der Hoffnung, ſein Pferd wiederzufinden, ging er der Spur deſſelben nach, und dies führte ihn tiefer und immer

tiefer in ein einſames von Felſen umgebenes Thal, wo nur das Geſchrei der Raubvögel, die über den Bergen ſchwebten, die fürchterliche Stille unterbrach. Er ſah die friſche Spur ſeines Pferdes im Sande und hörte neben ſich etwas im Holze raſcheln; er eilte darauf zu. — Es war ein altes Weib, das dürre Reiſer einſammelte.

„Habt Ihr nicht ein Pferd laufen geſehen?“ fragte der Prinz.

„Ja,“ ſagte das Weib, „es lief dort am Bache hinunter; aber ich bitte Euch, lieber junger Herr, geht ihm nicht nach!“

„Warum nicht?“

„Ei! in dieſem Holze treiben böſe Dinge ihr Spiel, und dort unten hauſt eine grauſame Fee!“

„Einfältiges Geſchwätz! Glaubt Ihr, ich werde mich vor einem Weibe fürchten?“

„Ihr ſeid ſehr kühn, wenn Ihr den Weibern zu trotzen glaubt!“

„Seid nicht beſorgt um mich, gute Alte!“ ſagte der Prinz und ging raſch am Bache hinunter. Er war noch nicht weit gegangen, ſo begegnete ihm ein kleiner Knabe.

„Haſt Du nicht ein Pferd laufen geſehen?“ fragte Bambu wieder.

„Ja!“ ſagte der Knabe, „es kam vor unſer Schloß und befindet ſich im Stalle meiner Gebieterin.“

„Wer iſt Deine Gebieterin?“

„Wer biſt Du? möchte ich fragen, daß Du die weiſe Beherrſcherin der Welt, die große Erzieherin des Menſchengeſchlechts nicht kennſt!“

„Hoho!“ ſagte Bambu, „mich beherrſcht ſie nicht, und mich hat ſie nicht erzogen; führe mich zu ihr, daß ich mein Pferd wiederbekomme!“

„An Deiner rohen Sprache höre ich, daß Du ſie noch nicht kennſt. Komm' mit mir und unterwirf Dich ihrer Weisheit.“

Sie gingen noch wenige Schritte, da wendete ſich der Pfad um einen Felſen herum, und Bambu ſah ein prächtiges Schloß vor ſich liegen, und auf einem freien Platze vor demſelben eine große Anzahl Knaben und Mädchen; ſie hatten ſich Alle um einen Thron verſammelt, der in der Mitte des Platzes errichtet war, und auf dem Throne ſaß ein dickes, häßliches Weib. Die Kinder ſtanden zitternd um ſie herum und mußten lachen, wenn ſie lachte, und weinen, wenn ſie weinte. Sie blies ſie mit ihrem kalten, froſtigen Athem an, und ſie mußten ſagen, es ſei warm, und wenn ſie vor Hitze nicht bleiben konnten, mußten ſie ſagen, es ſei kalt. Die Kinder bückten ſich demüthig, wenn ſie ſprach, lächelten freundlich, wenn

ſie fürchterliche Grimaſſen zog, nannten jeden ihrer Einfälle vortrefflich, und wenn ſie ſich in einem Augenblicke zehnmal widerſprach, ſo mußten ſie eben ſo oft ihre Meinung beſtätigen. Wer nur im Geringſten dagegen verſtieß, wurde unbarmherzig gepeitſcht, und da natürlich ſehr oft dergleichen Verſtöße vorkamen, ſo war des Prügelns und Peitſchens kein Ende. Wie endlich die Exerzitien vorbei waren, fragte das Weib: „Wißt Ihr den goldnen Spruch der Weisheit? Da ſangen die Kinder:

„Alle Eigenheiten verriegelt,
Alle Gefühle des Herzens gezügelt,
Alle Weisheit mit Narrheit gepaart,
Das iſt die gute Lebensart!“

Bambu hatte lange ſtillſchweigend zugeſehen; jetzt, da ſich die Kinder entfernten, bemerkte ihn das Weib.

„Was willſt Du hier?“ fragte ſie.

„Ich komme her, um mein Pferd zurückzufordern; ſeit ich aber Deine Grauſamkeiten geſehen habe, verlange ich, daß Du die armen Kinder alle freigiebſt, die unter Deiner Barbarei ſeufzen!“

„Armer Thor!“ ſagte das Weib lachend, „in wenigen Augenblicken wirſt Du ſo klein ſein wie ſie. Alle, die Du ſahſt, waren groß und ſtark, aber ich habe ſie zu Kindern gemacht!“

„Glaubſt Du, altes, häßliches Weib, daß ich mich werde abrichten laſſen, wie ein Jagdhund?“

Wüthend vor Zorn, ſchlug ſie mit ihrem Stabe auf den Boden, und ein gewaltig großer Rieſe ſtieg aus der Erde empor.

„Entwaffne ihn und mache ihn klein!“ ſchrie das Weib.

„Eher ſterben!“ rief Bambu und zog ſein Schwert.

Der Kampf begann. Der Rieſe war dem Prinzen an Kraft unendlich überlegen, aber Bambu war gewandter: er wich ſeinen fürchterlichen Hieben aus und brachte ihm ſogar eine Wunde bei. Das alte Weib ward ungeduldig, daß ſich der Kampf nicht ſchneller entſchied, und ſchlug nochmals mit ihrem Stabe auf den Boden. Da kamen eine Menge kleiner Zwerge aus der Erde herauf und kletterten an dem Prinzen hinauf, und biſſen und zwickten ihn, und ſuchten ſeine Kraft zu lähmen. Bambu hielt ſich für verloren; in der Verzweiflung raffte er noch alle ſeine Kräfte zuſammen, ſprang ſchnell auf die Seite, und führte einen ſo kräftigen Hieb auf das alte Weib, daß ſie laut aufſchrie und leblos zu Boden ſank. — In demſelben Augenblicke erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, der Rieſe und die Zwerge waren verſchwunden, und eine Menge Menſchen ſtürzten aus dem Schloſſe heraus und umringten den Prinzen, nannten ihn ihren Retter und

Befreier und boten ihm die köſtlichſten Geſchenke an. Bambu war von ſolchen Auftritten kein Freund; er nahm nichts an, ſondern zog nur, um doch ein Siegeszeichen mit ſich zu nehmen, einen kleinen ſchwarzen Ring von dem Finger des Weibes, eilte ſodann in den Stall, fand ſein Pferd und ritt den Weg zurück, den er gekommen war, feſt entſchloſſen, Zoraiden aufzuſuchen oder in dieſem Walde zu ſterben.

Wie die Prinzeſſin zu ſich ſelbſt kam, befand ſie ſich in einer weitläufigen mit hohen Mauern umgebenen Burg, in deren Mitte ein großes Gebäude aufgeführt wurde. Sie ſah eine ungeheure Menge Arbeiter an dem Baue beſchäftigt; Einige bauten auf, Andere riſſen nieder; die Meiſten ſahen froh und ſorgenlos aus und verrichteten ihre Arbeit mit Scherz und Geſang, als wären ſie hier gerade da, wo ſie zu ſein wünſchten; Einige aber waren ſchwarz gekleidet; Schwermuth und Kummer über ein unpaſſendes und unverdientes Schickſal lag auf ihren Mienen, ſie verrichteten ihre Arbeit ſtill vor ſich hin, aber man ſah es ihnen an, daß ſich ihre Gedanken über ihre Geſchäfte erhoben, und ſie blickten oft voll Sehnſucht über die großen Mauern hinüber, die ſie von ihrer Heimath abſonderten. Zoraide erkannte in ihnen jene Geſtalten wieder, die ſie in der Nacht geſehen hatte.

Noch war ſie in der Betrachtung aller der Dinge, die ſie umgaben, verloren, als der Herr der Burg, ein großer und ſtarker Mann, vor ſie hintrat und ihr befahl, mit an dem Baue zu arbeiten. Zoraide erkundigte ſich nach dem Plane des Gebäudes, das ihr ziemlich unregelmäßig vorkam, aber der Mann lachte ſie aus und ſagte: „Was kümmert es Dich? Sand mußt Du fahren und Steine tragen, daß die Maurer arbeiten können, und dieſe führen ihre Mauern auf, wie es die Aufſeher befehlen, und dann wird Alles wieder eingeriſſen, wenn ich es befehle.“

„Aber dieſes zweckloſe Arbeiten?“

„Iſt eben der Zweck! und geſchwind an die Arbeit und ſei gutes Muthes! Wenn es Mittag wird, bekommſt Du zu eſſen, und wenn es Abend iſt, auch, und dann kannſt Du ruhen bis die Sonne wieder aufgeht!“

Zoraide ging weinend an das mühſelige Geſchäft.

„Arme Schweſter,“ ſagten die Schwarzgekleideten, „weine nicht! Wenn es Abend wird, gehen wir zu unſerer Mutter und ruhen an ihrer Bruſt, und das ſtärkt uns wieder und hilft uns auf in dem martervollen Leben!“ —

Zoraide hielt ſich immer zu ihnen, ungeachtet ſie härter gehalten und verſpottet wurden, und wenn es Abend ward und die Sterne mit ihren goldnen Augen auf die Erde herunterblickten, ging ſie, wie alle die andern Unglücklichen,

zu der Mutter und dachte an ihre schöne Kindheit und an das selige Leben ihrer Jugend, und hoffte auf Befreiung.

Auch Bambu war schon viele Tage den Wald durchstreift, ohne die geringste Spur von ihr zu entdecken; aber je länger er sie suchte, desto größer ward seine Sehnsucht, sie zu finden, und es schien, als ob die Theilnahme an ihrem Schicksal und die Einsamkeit, in der er lebte, seine Rauheit gemildert hätten.

Eines Abends, da er, um seinen Hunger zu stillen, auf einen Berg geklettert war und Beeren suchte, kam er zu einer Höhle, die tief in den Berg hineinging. Sie war trocken und zum Uebernachten bequem; er trug sich frisches Moos hinein und wollte eben sein Nachtlager aufschlagen, als er tief im Hintergrunde derselben ein Licht gewahr ward und einen alten Mann sah, der ein aufgeschlagenes Buch vor sich hatte und zu lesen schien. Vergnügt, endlich wieder einmal einen Menschen zu sehen, ging Bambu auf ihn zu.

„Verzeiht, Vater, daß ich Euch in Euren Betrachtungen störe!"

„Seid willkommen, Prinz Bambu," versetzte der Greis, „ich habe Euch lange erwartet!"

„Woher kennt Ihr mich?"

„Ich kenne Alle," sagte der Greis lächelnd.

„Kennt Ihr auch Zoraiden?“ fiel Bambu haſtig ein.

„Ihr werdet ſie befreien, und mich mit meinem Weibe wieder ausſöhnen!“

„Iſt ſie bei Euch?“

„Wollte Gott! aber ein fürchterlicher Zauberer hält ſie gefangen!“

„Und Euer Weib?“

„Sonſt erzogen wir unſere Kinder gemeinſchaftlich: ich gab ihnen Stärke und Muth; mein Weib Zartheit und Gefühl, und ſie waren glücklich. Seit mich mein Weib verlaſſen hat, ſind ſie unglücklich. Meine Erziehung macht ſie roh und wild, und ſie werden gehaßt und verfolgt; die ihrige macht ſie zu weich und zu zart, und ſie können dem Zauberer nicht widerſtehen.“

„Ich verſtehe Euch nicht, alter Mann; ſagt mir, wie kann ich Zoraiden befreien?“

„Der Ring, den Ihr an Eurer Hand tragt, war lange Zeit das Werkzeug der Bosheit; benutzt ihn jetzt zu Zoraidens Befreiung.“

Bambu wollte noch mehr fragen, aber der Greis ſchlug das Buch zu und verſchwand. — „Welche ſeltſame Begebenheit!“ ſprach Bambu für ſich. „Alſo dieſer Ring? Habe ich ihn doch nie geachtet!“ — Er zog ihn vom Finger und beſah ihn: es war ein ſchwarzer Stein, in einen goldnen Reifen gefaßt; in ſeiner Mitte ſchien

ein trüber Flecken zu ſein. Bambu rieb ihn an ſeinem Kleide. Auf einmal war es ihm, als hörte er unzählige Stimmen ſprechen. Viele davon waren ihm bekannt, aber er konnte keine deutlich unterſcheiden. Er ſteckte den Ring wieder an, und jetzt hörte er ſeinen Vater, wie er den getreuen Haſſan beſchwor, ihm ſeine Kinder wiederzuſchaffen, und wie der Premier in der Angſt ſeines Herzens wieder vorſchlug, das Orakel der mächtigen Toratina zu befragen. — Kurz darauf hörte er Zoraiden, wie ſie ihr Schickſal beklagte, wie ſie ſich thöricht ſchalt, den Prinzen verſchmäht zu haben, wie ſie ſeinen Namen zärtlich ausrief und ihn beſchwor, ſie zu retten.

„Ja, das will ich, bei Gott, das will ich!“ rief Bambu aus und ſchlug mit geballter Fauſt gegen den Felſen an. Da bewegte ſich auf einmal der ganze Berg; ein pfeifender Wind ſtreifte durch die Höhle, und im Nu ſtand derſelbe Rieſe, mit dem er vor einigen Tagen gekämpft hatte, vor ihm.

Bambu erſchrak. „Ich diene Dir,“ ſagte der Rieſe, „Du haſt gerufen, ſage mir Deine Befehle!“

„Wohlan!“ verſetzte Bambu, „bringe mich zu Zoraiden.“

„Wenn der Tag erwacht,“ ſagte der Rieſe, „bringe ich Dich zu ihr!“

Traurig, daß von einem Tage zum andern ihre Erwartung getäuſcht wurde, war Zoraide wieder an ihre mühſelige Arbeit gegangen; ſie verrichtete ſie bloß maſchinenmäßig, indeß ſie mit den Gedanken auf den Fluren ihrer Heimath umherſchweifte. Da hörte ſie auf einmal ein Geräuſch außerhalb der Burg; die Ketten an der Zugbrücke wurden gewaltſam niedergeriſſen, und ein junger Ritter trat herein und näherte ſich ihr.

„Iſt es möglich, Zoraide?“

„Ach, Prinz!“ rief ſie, und die Thränen ſtürzten aus ihren Augen.

„Wie hab' ich Sie geſucht!“

„Was hab' ich gelitten, ſeit ich aus dem Hauſe des Vaters bin!“

„Iſt es möglich! ſolche niedrige Arbeiten?“

„Ach, Bambu, retten Sie mich!“

Bambu war heftig gerührt; er ſchlang ſeinen Arm um ſie, nahm das Schwert in ſeine Rechte und führte ſie nach dem offenen Thore. In demſelben Augenblicke kam der Herr der Burg mit allen ſeinen Dienern und ſtürzte auf den Prinzen los und riß Zoraiden aus ſeinen Armen, aber Bambu kämpfte wie ein ergrimmter Löwe; ohne zu fragen, wie viel gegen ihn waren, bahnte er ſich einen Weg zu Zoraiden. Die Prinzeſſin war dem Zauberer zu Füßen gefallen und rang die Hände. Der Unerbittliche

ſpottete ihrer Thränen. „Aus meiner Gewalt," ſagte er höhniſch, „kann Dich kein Menſch befreien!"

„Aber ich!" tönte eine Stimme aus den Wolken.

„Und ſiehe! Toratina, die Mächtige, ſchwebte herab, und leblos ſtarrte ſie der ganze Haufe an. Der Prinz beugte ſein Knie vor ihr, und ſie legte lächelnd Zoraidens Hand in die ſeinige, und verſetzte ſie im Nu zu der heiligen Quelle in ihrem Garten, wo eben der gute König von Ix mit ſeinem getreuen Haſſan angekommen war, um das Orakel über das Schickſal ſeiner Kinder zu befragen. Der alte König weinte wie ein Kind, und der Premier hatte einen ſo freudigen Schreck, daß ihm zum erſten Male in ſeinem Leben die Worte fehlten.

Aber die Harfe im Bache ſang:

Wie des Bächleins Wellen mit Krümmen
Ueber Blumen und Kies und Geſtein
Hinab- und hinunterſchwimmen,
Ins weite Meer hinein:
Alſo, du Kind der Erde,
Zwiſchen Luſt und zwiſchen Beſchwerde,
Von Einem geſtoßen zum Andern
Nach deinem Grabe mußt wandern!

Des Lebens Rauſch, der Jugend Wahn
Lacht dich nur einmal freundlich an,

Des Stolzes Triebe
Führen dich ab vom Wege der Liebe;
Aber das Leben ergreift dich kalt und ſtumm,
Du ſiehſt nach Gefährten und Freunden dich um,
Dann naht ſich dir liebend die Bruderhand,
Ach, ſo lange verkannt!
Und du fühlſt es in deiner erweichten Bruſt:
Nur Liebe giebt Frieden, nur Liebe giebt Luſt!

Biographie eines Engels.

Ein Bruchſtück.

Ich wohnte in Neapel auf der Strada del Gigante; meine Wohnung war eine der angenehmſten der Stadt; aus meinen Zimmern hatte ich die Ausſicht über den Golf. Ich war fleißig. Während der acht Monate, die ich mich in Rom aufgehalten hatte, war eine gewaltige Veränderung mit mir vorgegangen, und ich brauchte Zeit und anhaltendes Studium, um die Eindrücke, die ich dort empfangen hatte, zu ordnen und meinen Geiſt, der durch die Wunder der Kunſt aufgeregt worden war, wieder zu einer ruhigen Thätigkeit zu gewöhnen.

Ich führte Skizzen aus, die ich in Rom entworfen hatte, und ſuchte dadurch meine ungebundene Phantaſie zu den Regeln der Kunſt, dem einzigen Wege, der zur Schönheit führt, zurückzubringen. Aber wenn ich an die unſterblichen Werke Raphaels zurückdachte, wenn ich im

Geiſte die Logen des Vatikans betrat, die ſein hohes Talent geheiligt hat, dann warf ich muthlos Pinſel und Palette weg, und nichts konnte mich in dem drückenden Gefühle meines Unvermögens erheitern, als der Anblick der Natur, die mit allen den unausſprechlichen Reizen, womit ſie dieſes Feenland geſchmückt hat, vor mir dalag.

Wenn ſich mein Blick auf dem herrlichen Meere wiegte, das Griechenland und Italien mit ſeinen Wellen beſpült, oder wenn mein Auge die Dampfwolken des Veſuvs bis in das ewig heitere Azur des Himmels verfolgte, dann war es mir, als thäte ich einen Blick in die Unendlichkeit, und das gab mir wieder Muth und Selbſtvertrauen. Es war die ſchönſte Zeit meines Lebens.

Ich glaube, ich würde mich ſo bald nicht entſchloſſen haben, Neapel zu verlaſſen, wenn ich mich an den unerträglichen Lärm auf den Straßen und an die noch unerträglichern Beſuche ultramontaniſcher Kunſtkenner hätte gewöhnen können. Zweimalhunderttauſend Menſchen ſehen den Tag über die Straßen von Neapel für ihren Wohnort, und wenigſtens Vierzigtauſend auch für ihr Quartier an; die Handwerker haben ihre Werkſtätte aufgeſchlagen und die Müßiggänger ihre Kaffeetiſche. Das Getöſe der Wagen und Pferde wird von mehreren Tauſend Stimmen verſchlungen, die ſich um die Wette vereinigen, das harmoniſche Ohr des Neapolitaners zur Verzweiflung zu brin-

gen. Dieſer tobende Lärm ſtörte die einſame Stille meines Zimmers und riß meine Gedanken unwillkürlich von der Arbeit weg.

Ich hatte einige fertige Gemälde bei mir, die ich zur Lebensnahrung und Nothdurft verkaufen mußte, und das zog mir eine Menge Beſuche zu, die mir meine Zeit raubten und oft meine Galle in Bewegung ſetzten. Es waren gröſtentheils vornehme Reiſende, die eine bemalte Leinwand aus Italien nach Hauſe bringen wollten, um mit einer wichtigen Miene ſagen zu können: „Das Stück habe ich ſelbſt in Neapel gekauft!“ Die Deutſchen waren mir am meiſten willkommen, ungeachtet ſich meine Börſe keinen ſonderlichen Gewinn von ihnen verſprechen konnte. Beſcheidenheit war immer ein Hauptzug in dem Charakter dieſer Nation. Wenn der Deutſche keine Kunſtkenntniß beſitzt, ſo affektirt er ſie wenigſtens nicht; und die Bemerkungen ihrer Kenner ſind gründlich und durchdacht. Der Franzoſe hingegen lobte mich unverſchämt ins Geſicht und brach in enthuſiaſtiſche Phraſen aus, durch welche er meinen Gemälden zwar keinen Werth, aber wohl ſeiner eigenen Perſon eine groſſe Bedeutung geben wollte. Am unausſtehlichſten, aber, leider! auch am unentbehrlichſten ſind die Beſuche der Engländer. Sie treten in das Zimmer des Künſtlers mit demſelben Geradezu, wie in den Pferdeſtälle; ſie berechnen die Schönheit eines Kunſt-

werks wie den Kours ihrer Banknoten; sie wissen, daß Alles feil ist, und behandeln Alles wie feile Waare; sie können mit ihrem Golde Menschen erkaufen, so viel sie wollen, Gewissen, so viel sie brauchen, was könnte ihnen noch ehrwürdig sein? Trotzig ziehen sie ihre vollen Börsen, zählen den geforderten Preis auf und eilen davon, ohne das nasse Auge des Künstlers zu bemerken, der mit schwerem Herzen von seinem Lieblinge Abschied nimmt.

Der Maler ist unter allen Künstlern am übelsten dran; er hat in einem feierlichen Augenblicke ein schönes Bild der Phantasie empfangen, er hat es in vielen schweren und mühsamen Stunden geboren und erzogen, und jetzt, wenn es vollendet ist, wenn er ihm Leben und Wirklichkeit gegeben hat, muß er sich davon trennen, ohne es vielleicht je wiederzusehn.

Ein junger Lord mit einem aufgeblasenen dummen Gesichte hatte mir einen Johannes abgekauft, den ich in Florenz gemalt hatte. Ich bot das Bild noch einmal so theuer, um es nicht in seine Hände kommen zu lassen, aber er zahlte ohne Widerrede das Verlangte, rollte es zusammen und trug es fort, wie ein Stück Waare aus dem Laden. Da stand ich nun, sah ihm mit bitterer Empfindung nach. Ich hatte eine edle Gestalt, voll Seelengröße und innerer Vollendung gemalt, und sie jetzt an die erbärmlichste Gestalt unter dem Monde verkauft.

Jahrelang hatte das Bild dieſes Johannes vor meiner Seele geſtanden, ſeit Monaten hatte es, im Rahmen geſpannt, vor mir gehangen, hatte mir in mißvergnügten Stunden Heiterkeit, in gedankenleeren Gedanken gegeben, und jetzt trug es ein Menſch fort, um es, mit prächtigem Rahmen verziert, wie ein koſtbares Meuble in den Spielzimmern ſeines Hauſes aufzuſtellen. Ich wog das Gold in meiner Hand, und der Gedanke tröſtete mich, daß ich nun beinahe auf ein Jahr dieſer Seelenkäuferei überhoben wäre.

Ich beſchloß, die Stadt mit ihren Alltagsgeſichtern zu verlaſſen und auf irgend einem abgeſchiedenen Winkel dieſes Paradieſes mir und meiner Phantaſie zu leben. Ich packte meine Habſeligkeiten zuſammen; wohin? wußte ich freilich noch nicht; aber gebt mir Freiheit, Ruhe und ſchöne Natur, ſo iſt mir jeder Ort gleich, und ich bin das ſorgloſeſte fröhlichſte Weſen auf der Welt. Darin war ich mit mir einig, daß ich zum ſüdlichen Thore hinausfahren wollte.

Abends ging ich in die Academia dei cavalieri, die wenige Häuſer von meiner Wohnung ihren Verſammlungsort hat. Ich wollte von meinen Bekannten Abſchied nehmen, und hoffte von ihnen Empfehlungsbriefe zu einer Reiſe in die ſüdlichen Provinzen zu erhalten. Die Akademie war nicht zahlreich, aber ich traf meinen vortreff-

lichen Valerini mit seiner Familie. Ich drückte ihm die Hand für alle die herzlichen Stunden, die ich in seinem Hause genossen hatte, und sagte ihm mit zwei Worten, daß ich fort wollte, weil ich Geld hätte, und daß ich zurückkommen würde, wenn ich wieder arm wäre. Er meinte freilich, es sei gegen alles gute Herkommen, die Stadt mit vollem Beutel zu verlassen und mit leerem wieder aufzusuchen; aber kann ich dafür, daß ich nun einmal nicht dazu tauge, den gewöhnlichen Schlendrian des Lebens hinzugehen?

Um mich wenigstens nicht ganz aus den Augen zu verlieren, schlug er mir vor, eine leerstehende Villa hinter Portici zu beziehen. „Sie wünschen Stille und Abgeschiedenheit," sagte er, „und ich kann Ihnen versichern, sie ist Beides in so hohem Grade, daß für den Orden La Trappe, wenn er anders in unserm Klima fortkommen könnte, kein abgeschiedenerer Ort ausfindig zu machen wäre. Seit zehn Jahren hat sie keinen Bewohner gehabt, als einen alten Aufseher...."

„Aber die Lage," fiel ich ein.

„Dicht am Fuße des Vesuv, hinter sich die Stadt und den Pausilipp, vor sich die ganze Uebersicht des Golfs, die Inseln Capri, Nisita, Ischia, das Vorgebirge Massa und die Bergkette von Salerno...."

Am andern Tage war ich in der Villa. Ich ſtellte meine Staffelei auf, ſpannte meine Arbeiten in Rahmen, ſchnürte mein Felleiſen auf, und, ſiehe da! ehe eine Stunde verging, war ich völlig eingerichtet. Ich beſah nun meine Wohnung genauer, und je mehr ich ſie in Augenſchein nahm, deſto mehr gefiel ſie mir. Auf der rechten Seite hängt ſie durch Gärten mit Portici und Reſina zuſammen; auf der linken hat ſie ein kleines, aber gutgebautes Bauerhaus zur Nachbarſchaft, das ein Armenier, wie man mir ſagt, bewohnen ſoll. Ein alter, ehrlicher Graukopf und ſeine Nichte ſind die einzigen lebendigen Seelen, die mich umgeben; das Mädchen lächelt mich, trotz ihrer brennend ſchwarzen Augen, ſo freundlich an wie eine Wienerin, und der Alte macht früh und Abends meinen Bedienten, zu Mittage meinen Wirth und in müßigen Stunden meinen Geſellſchafter. Meine Meublen ſind unſtreitig die lächerlichſten Antiken in ganz Portici; der Geſchmack, in welchem ſie gearbeitet ſind, iſt ſo gedreht und geziert wie die Trauerſpiele unter dem unſterblichen vierzehnten Ludwig, und die Zeit, die keine matte Vergoldung leiden kann, hat auch die ihrige weggenommen und nur einen braunen Rand übrig gelaſſen; aber das Alles gefällt mir, weil es zu dem Ganzen paßt. Ich will nun einmal das Moderne vergeſſen.

Unter mir liegt eine große Stadt *) mit einer Menge ehemals thätiger und gewerbfleißiger Einwohner begraben; mich umgiebt eine blühende Natur, die mitten in ihren gesegneten Fluren mit Verderben droht und vielleicht in der nächsten Minute mich und die ganze herrliche Gegend vernichtet; um mich herum sind Tische und Stühle, auf denen weiland große und angesehene Männer arbeiteten und ausruhten, bis sie die Zeit in das Bette der Gleichheit hinabwarf, und ich sitze mitten unter den Denkmälern der Vergänglichkeit und male die Gestalten meiner Phantasie, sorglos wie ein Kind, das auf den Ruinen seiner väterlichen Hütte mit Blumen spielt. Was kümmert es mich, daß der Mensch und das Werk seiner Hände wie Schattenbilder vergeht, Eins ist ewig, die Schönheit, und Eins ist unsterblich, des Menschen Geist!

Ich war heute mit meinem alten Paul in das verschüttete Herkulanum hinabgestiegen; wir gingen mit Fackeln in das ehemalige Forum, und Paul meinte, es müßte doch eine schöne Zeit gewesen sein, da die Gerechtigkeit in einem so großen luftigen Raume ihre Sitze aufschlagen durfte.

---

*) Ein Theil von Portici steht über der alten verschütteten Stadt Herkulanum.

Der ehrliche Greis ward warm und polterte ſo Manches heraus, was man im Neapolitaniſchen Gebiete vielleicht nirgends, als in den Gräbern von Herkulanum, ſich ins Ohr ſagen darf. Ich lächelte und ſchwieg; wenn eine große Vergangenheit den Geiſt des Menſchen emporhebt, dann hat er kein Auge für die Gegenwart mit ihren Leiden und ihren Freuden. Ich war in den Orkus hinabgeſtiegen, was kümmerte mich das kindiſche Treiben der Oberwelt!

In einer ernſten Stimmung kam ich wieder nach Hauſe. Der Pauſilipp und Veſuv glänzten in den letzten Strahlen der Sonne, aber auf dem Meere lag das Abendroth, der Sirius warf einzelne Strahlen und der Flammengurt des Orions ſchwebte empor. So zogen einſt die Geſtirne über das glückliche Herkulanum herauf, ſie beleuchteten die Opfer jener Götter, die Leben, Freude und Ueberfluß bezeichneten, und ſcheinen jetzt in die ſchmutzige Zelle des Mönchs, der vor dem Bilde des Jammers ſeine Gebete abzählt. —

Ach warum iſt der Menſch verdammt, den Stempel ſeiner Zeit an ſich herumzutragen und allen Werken ſeines Geiſtes aufzudrücken! Wo iſt der Gelehrte, deſſen Schriften, der Künſtler, deſſen Werke nicht die Denkungsart und der Geſchmack ſeines Zeitalters hervorgebracht hätte! Seht nicht ſtolz auf uns herab, ihr erhabenen

Geiſter der alten Welt! ihr lebtet unter einer ſchönern Sonne, eure Genien wurden unter einem freundlichern Himmel großgezogen, ihr mußtet das werden, was ihr wurdet. Eure Künſtler erheben ſich zu unerreichbaren Muſtern der Nachwelt, aber ging nicht damals die Religion mit der Kunſt Hand in Hand? In jener ſchönern Zeit erhob man ſich durch die Betrachtung erhabener Kunſtwerke zu dem Gedanken aller Vollkommenheit und Größe, und da erwachten eure Phidias und Praxiteles, wie in ſpäteren Zeiten unſere Raphaels und Correggio's, jetzt ruft man leere Worte aus, oder kniet vor ſchlechten Bildern, welches einerlei iſt; in jener ſchönen Zeit baute man heitere Tempel für freundliche Götter, die Gerechtigkeit ging an der Hand der Freiheit, und da ſtiegen eure Marmorſäulen empor und trugen den Portikus des Tempels und die Hallen des Forums, jetzt brauchen wir finſtere Tempel für finſtere Götter, und enge Rathhäuſer für eine engherzige Gerechtigkeit; in jener ſeligen Zeit, wo Freude Gottesdienſt, und Tapferkeit und Tugend das höchſte Lob war, da rauſchten die Geſänge eurer Dichter im ſtolzen feierlichen Fluge, jetzt ſchmeicheln ſie bei den Gaſtmälern der Verſchwender, betteln um die Börſen der Reichen und fröhnen den geſchmackloſen Launen der Menge! Ach, wir armen Künſtler der jetzigen unfruchtbaren Tage, wir fühlen das wohl, was uns fehlt, und ſehnen uns nach

einer wärmern Sonne, aber das Leben verfliegt mit unſern Wünſchen, und der Zeiger am Rade der Zeit rückt vorwärts, aber zu langſam für die Spanne Tage eines Menſchenlebens.

Die Dämmerung ward Nacht, die Wolkenſäule des Veſuvs hatte ſich zur Feuerſäule verwandelt, der Orion ſtand höher am Himmel und das Siebengeſtirn an ſeiner Seite; ein ſanfter Wind kräuſelte die Wolken des Golfs und ſpielte mit den Lorberblättern vor meinem Fenſter. Auf einmal erklang im Garten neben mir eine Guitarre, und eine ſchöne männliche Stimme ſang:

Mir lächelte die Welt,
Ich pflückte ihre Blumen,
Ich klimmte ihre Berg' empor,
Und breitete vom hohen luftigen Gipfel
Die Arme liebend aus.

Ach, aber ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wo werd' ich finden, was ich ſuche?"

Ich ſank in Freundes Arm,
Ich nannt' ihn zärtlich Bruder!
An ſeinem Buſen floſſen meine Thränen,
An ſeinem Herzen ſchwieg mein Gram!

Der Tod zerriß den Bund vertrauter Seelen,
Das Grab verſchlang mein Leben und mein Glück —

Und ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wenn werd' ich finden, was ich ſuche?"

Die Liebe trat zu den Verlaßnen,
Die Liebe ſprach: „ich helfe dir!"
Und feſt umſchlang mit zarten Armen
Ein ewig theures Weſen mich.
Du ſchönes Licht in meiner Nacht!
Mein Engel in der Lebenswüſte,
Du ſchwandeſt wie ein Traumgeſicht!
Und ein unendlich Sehnen zog
Zu einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Ich finde nimmer, was ich ſuche!"

Der Sturm, der tief das Herz bewegt,
Wenn endet er?
Die Sehnſucht, die verlaſſen weint,
Wenn findet ſie?

In ſtiller Nacht bei Sternenſchein
Kommt Ruh' in meine Seele;
Gott ſchrieb des Glaubens Flammenſchrift,
Der Hoffnung tröſtungsvolle Worte

An das Gewölbe ſeiner Nacht!
Dort iſt die Gegend, wo hinauf
Mich raſtlos ein unendlich Sehnen zieht!
Dort werd' ich finden, was ich ſuche. —

„Haben Sie den Armenier gehört?" trat Paul herein.

„Aber wer iſt der Armenier?"

„Das weiß kein Menſch, er lebt ſtill vor ſich hin, baut ſeinen Garten, lebt von den Früchten ſeiner Bäume und ſpielt auf der Guitarre."

„Woher weißt Du, daß er ein Armenier iſt?"

„Je nun, ein Chriſt *) iſt er nicht; er hört keine Meſſe, betet keinen Roſenkranz, und wenn die Sonne aufgeht, ſo kniet er auf einen Hügel in ſeinem Garten und breitet die Arme nach ihr aus. Unter uns geſagt, Signor, er iſt," auf den Kopf deutend, „hier nicht recht richtig." —

„Ich muß den intereſſanten Menſchen kennen lernen."

„Ja, das wird nicht ſo leicht ſein; er ſpricht mit Niemand als mit Kindern; wie meine Nani noch klein war, hat er ihr oft Blumen und Früchte aus ſeinem Garten geſchenkt.

---

*) Der gemeine Neapolitaner kennt keinen Unterſchied zwiſchen Chriſtenthum und Katholizismus.

Ich habe ihn gesehen; er ging hinter den Gärten nach dem Walde zu. Ich folgte ihm. Sein Gang war, ungeachtet seines Alters, lebhaft; er hat den schönsten Pauluskopf, den ich je gesehen habe; auf seinem Gesicht war freundlicher Ernst und kindliche Gutmüthigkeit verbreitet; aus seinem großen schwarzen Auge blickte erhabene Schwärmerei. Ich machte schnell einen Umweg, um eher in den Wald zu kommen und ihm zu begegnen; er hatte einen Fußsteig gewählt, der zu einer schroffen Felsenwand hinführt; ich sprang den Berg hinauf und setzte mich auf eine Rasenbank, die ich unter einer schattigen Pinie fand; er kam langsam, denn das Bergsteigen schien ihm beschwerlich zu sein, auf mich zu, ging bei mir vorüber und erwiederte stillschweigend, aber mit einer herzlichen Miene meinen Gruß.

„Signor," rief ich, „der Weg führt an einen jähen Abgrund, Ihr seid alt und habt vielleicht Schwindel!" — Er wendete sich um und sagte, „sei ruhig, guter Mensch, ich gehe diesen Weg täglich." — „Vielleicht ist diese Bank Euer Ruheplatz, wenn Ihr den Berg erstiegen habt; setzt Euch, ehrwürdiger Greis, ich will Euch nicht stören." — Er schwieg, und ich entfernte mich.

Paul meint, ich müsse ihm sehr gefallen haben, daß er diese wenigen Worte mit mir gesprochen habe.

Meine Neugierde und noch mehr jener Sinn für das

Myſtiſche, der allen feurigen Seelen eigen iſt, war geweckt, — ich ſuchte ihn mehr auf, als vorher; aber, ich weiß nicht, war es Zufall oder Abſicht, es vergingen mehrere Tage, wo ich ihn weder im Garten noch auf ſeinem Spatziergange ſah. Eines Abends hörte ich ſeine Guitarre unter den Bäumen, ich ergriff die Flöte, öffnete das Fenſter und phantaſirte; er ſchien mir aufmerkſam zuzuhören, wenigſtens bemerkte ich, daß er ſich auf eine Bank ſetzte, die meinem Fenſter nahe war. Wie ich geendet hatte, that er einige Griffe auf der Guitarre, gleichſam als wollte er mir den Nachhall meiner Phantaſien zurückſchicken, dann ging er.

Einſam — ſchreibt man mir — wär' ich? Was doch die Menſchen für lächerliche Meinungen von der Einſamkeit haben! Kann auch ein heller Menſch einſam ſein? — Die Geſtalten der Vorwelt umſchweben mich zu Tauſenden — an den kahlen ausgewitterten Felſen dieſes Erdwinkels ſteht die Geſchichte der Natur geſchrieben; auf den blühenden Fluren dieſes Paradieſes leſe ich die Begebenheiten vergangener Tage, und die Sonne der Zukunft ſteht über den eingeſunkenen Gräbern der alten Hewen!

O, dieſes Gehen und Kommen! Dieſe unaufhörliche Wandlung der Geſtalten!

Die Natur hat ihre Göttlichkeit vor meinen Augen entſchleiert — und ich ſoll einſam ſein? — Wohl mir! daß ich mit einer großen vollen Seele in ihre Fülle hineintreten kann, ohne daß mich ein kleiner Empfindler, der mit dem Zephyr ſpricht und beim Gemurmel der Quelle ſeufzt, in der Andacht meiner Betrachtungen ſtört.

Mich entzückt das Einzelne nur in der Verſchlingung des Ganzen, in jedem Funken ahne ich die Flamme, in jedem Tropfen das Meer, und wenn ich dann ſehe, wie das Verſchiedene zu Einem ſchönen Ganzen zuſammenwirkt, wie der ewige Streit der Kräfte die ewige Ruhe nie unterbricht, wie die Unendlichkeit über dem Endlichen ſchwebt — dann erhebt ſich mein Geiſt von dem ganzen All, das vor ihm daliegt, zu der unbekannten Sonne, die es hervorrief!

Arbeiten kann ich ſelten, aber Pläne zu neuen Arbeiten ſtrömen auf mich zu, — meine Phantaſie iſt üppig, wie das Land, in dem ich athme! Selige Augenblicke, wenn der Blitz des Genies ein noch nie geſehenes Bild der Phantaſie erhellt! — Aber welche beſchwerliche Reiſe von der Idee zur Darſtellung, und hat man ſie vollendet — was iſt's? Götter ſtehen vor unſerer Seele, und Pigmäen ſind das Werk unſerer Hände! Das Materielle hängt an dem Geiſtigen und zieht es herab, und der

Menſch ſchwankt zwiſchen der Geiſterwelt und der Thierheit — ein unſeliges Mittelding!

Der Armenier ſaß heute wieder unter der Pinie. Er ſah mich nicht, aber ich betrachtete ihn lange. Dieſer ſeltene Menſch hat etwas wunderbar Anziehendes für mich. Eine Menge Kinder waren um ihn herum, und er blickte mit ſeinem ehrwürdigen grauen Haupte ſo freundlich auf ſie herab — daß ich das Original von Simeon zu ſehen glaubte, wie ihn Guido gemalt hat. — Aber warum flieht er die Menſchen? Hat er aus den Stürmen des Schickſals ſein edles, menſchenfreundliches Herz gerettet, und ſucht er dieſen koſtbaren Schatz vielleicht nur dadurch zu bewahren, daß er die Menſchen flieht?

Trübe Wolken jagten am Himmel hin, ein ſchneidender Wind wehte über das Meer, ich wollte auf dem Zimmer bleiben und arbeiten. Die Beleuchtung der See war trefflich, Licht und Schatten flogen in langen Streifen über die ſchäumenden Wellen hin. Ich ſuchte eine Skizze hervor, die lange liegengeblieben war; Orpheus, wie er am Acheron ſteht, voll Erwartung, ſeine liebe Geſtorbene wiederzuſehen. Ich hatte immer keinen Tag finden können, um daran fortzuarbeiten; der italieniſche Himmel erinnert zu ſehr an die Oberwelt, und die nächtliche

Haltung im Reiche der Proserpina stimmt zu wenig mit diesen lachenden und lebendigen Fluren, auf denen man nur zu oft fühlt, daß man noch Tellus liebender und geliebter Sohn ist. Heute glaubte ich dazu gestimmt zu sein; aber kaum waren meine Ideen im Lande der Schatten beisammen, so trällerte mich Nani's Metallstimme wieder in die Körperwelt zurück. Sie trat schalkhafter als je — wenigstens hatten mir ihre schwarzen Augen noch nie so brennend geschienen — in mein Zimmer; ihr Haar war sorgsamer geflechten, ihr Anzug gewählter, ihr Betragen leicht und ausgelassen. Sie setzte sich neben mich, schlang ihren Arm um mich, besah den dunkeln Hintergrund des Gemäldes, sagte, es sei abscheulich, und erzählte dann unter tausend Possen und Kindereien, sie gehe nach Resina zu einem ländlichen Feste und werde erst morgen gegen Abend wiederkommen.

„Bei dem Wetter?" fragte ich.

„Ach, was Wind und Wetter!" sagte sie lachend, „ich sehe davon nichts; Antonio kommt hin, ich liebe ihn, und ich sehe nur meinen Geliebten!"

Giebt es eine Melodie, die den Zauber ausdrückt, mit welchem das Mio caro von den Lippen einer feurigen Italienerin tönt?

Sie ſprang zum Zimmer hinaus, warf mir noch in der Thür eine Roſe ins Geſicht und ſchmetterte im hellen Diskant:

„Mein Herzgeliebter iſt auf der Flur,
Was ſoll ich in der Hütte?
Wohl find' ich auf Berg und Thal ſeine Spur,
Wohl kenn' ich ſeine Tritte,
Denn wo mein Herzgeliebter geht,
Da hat die Liebe Blumen geſä't
Zum duftenden Kranze! Tralla.....

„Er hat zur Liebſten mich auserwählt,
Er hat zur Braut mich erkoren,
Die Liebe hat ſich der Liebe vermählt,
Wir haben uns Treue geſchworen;
Und frei iſt die Liebe, mein freier Sinn
Fliegt zu dem theuern Geliebten hin
In ſeinen Buſen! Tralla.....

„Die Liebe giebt Roſen zum Buſenſtrauß,
Dem Herzen manch' ſeliges Hoffen!
Bald führt er mich heim ins Vaterhaus,
Die bräutliche Kammer iſt offen,
Dann liegen wir feſt aneinandergeſchmiegt
In ſeligen Taumel von Liebe gewiegt
Und küſſen und tändeln — Tralla....."

Weg waren alle Träume von Acheron und Kokytos! „Steige hinab in die Unterwelt!“ rief ich, „wessen erstarrtes Herz die Sonne der Erde nicht mehr aufthaut! aber wem warmes Blut durch ein warmes Herz rollt, der freue sich seiner Jugend und seines Lebens!“

Mein Orpheus nahm seinen Platz im Winkel wieder ein. Die Wolken schienen mir nicht mehr so trübe, der Wind nicht mehr so schneidend; ich eilte ins Freie.

Nani war fern, aber noch sah ich die rothen Bänder ihres Hutes und ihr weißes Tuch im Winde flattern. Ich winkte ihr zu, aber sie sah es nicht. — Mißmüthig, ich wußte selbst nicht, warum? ging ich am Gestade auf und ab. Sonderbar, ich wollte mir nicht gestehen, daß ein unbehagliches Gefühl mich bei Nani's Abschied ergriffen hatte, daß ein geheimer Neid gegen Antonio, dem sie so freudig entgegeneilte, in meinem Herzen versteckt war!

In einer Grotte am Seeufer sah ich den Armenier sitzen — er interessirte mich jetzt weniger — ich ging vorüber. Unweit der Grotte spielten zwei Knaben; sie saßen in einem Boote, das am Ufer befestigt war, und ließen sich von den Wellen schaukeln. Der Wind war am Gestade zu heftig; ich bog einen Weg ein, der durch die Felsen nach dem Walde zuführt. — Auf einmal höre ich ein ängstliches Geschrei, der Armenier stürzt aus der Grotte

und zeigt auf die See; das Boot war umgeſchlagen, die Kinder ins Meer gefallen. Ich ſpringe zu, werfe die Oberkleider ab, ſtürze mich in die Wellen, und da das Ufer ſeicht war, ſo glückt es mir, Beide zu retten. Der Armenier ſtand händeringend am Ufer, ich übergebe ihm die Knaben, er umarmte mich, drückt die Geretteten an ſeine Bruſt, und ich eilte, erſtarrt von Näſſe und Froſt, nach Hauſe, um meine Kleider zu wechſeln.

Der aufgehende Mond kämpfte mit ſchweren Gewitterwolken, der Wind hatte ſich gelegt, die See ward ruhiger. Ich ſaß unter dem Lorberbaum vor meiner Thür und nahm mein ſparſames Abendeſſen ein; Brod, von Nani's Händen gebacken, und Wein, von den Trauben meines Gartens gekeltert; er war herbe, aber ich ſehnte mich nicht nach der Falerner Flaſche des Horaz. Was ſchadet's, daß jetzt die Kunſt bloß ſpärlichen Unterhalt abwirft? giebt ſie doch noch daſſelbe fröhliche Herz, denſelben großen und freien Sinn, den ſie vor Zeiten ihren Lieblingen gab!

Die Thür des Armeniers öffnete ſich, er trat heraus und kam auf mich zu; ich bat ihn, ſich neben mich zu ſetzen; er that es und ſagte, indem er meine Hand ergriff: „Ich liebe Dich, guter Menſch, Du haſt heute eine edle That gethan.“

„Schweigt davon, ehrwürdiger Greis," erwiederte ich, „habe ich dadurch Eure Liebe erworben, so ist meine That schon belohnt."

Er küßte mich auf die Stirne und sagte: „Wer ein Bäumchen aufrichtet, das der Sturm gebogen hat, wer ein Samenkorn mit Erde bedeckt, wer das Leben eines Kindes vom Tode rettet, der hat mehr Verdienste um die Nachwelt, als Tausende, deren Namen die Geschichte nennt."

„Schon lange sehne ich mich, Euch näherzukommen, Eure offene freundliche Miene flößt mir Zutrauen ein, Eure Verschlossenheit hat meine Neugierde geweckt, darf ich fragen, wer Ihr seid?"

Er sah mich forschend an; da ich ihm aber mit heiterer Stirne ins Auge blickte, so bog er sich lächelnd zu mir herüber und sagte leise: — „Ich bin ein Engel!" — Ich prallte zurück, er bemerkte mein Erstaunen, aber er fuhr fort: „Da mir Gott mein Liebstes genommen hatte, da tröstete er mich!"

„Würdigt mich Eures Zutrauens, guter Vater, und erzählt mir Eure Geschichte."

„Meine Geschichte? Es sind viele Jahre vergangen, und ich habe mit keinem Menschen über mich selbst gesprochen. Die Geschichte meines Lebens ist nur ein kin-

diſcher Traum ſeit jenem feierlichen Augenblicke, wo ich erwachte und das Geheimniß meines Daſeins erfuhr."

„Ihr ſpannt meine Erwartung!"

Er ſaß ſtill, wie in tiefe Gedanken verſenkt, dann zog er die Guitarre unter ſeinem langen Oberkleide hervor und that einige Griffe. Ich unterbrach ihn nicht. Auf einmal ſchien er ſich wieder zu ſammeln. „Verzeihe mir," ſprach er, „ich glaubte, ich ſei in meinem Garten und ſäß' auf Euthokles Grabe! — Die Sterne funkeln hell, es muß ſchon ſpät ſein. Komm' morgen früh unter die Pinie, wo ich Dich zum erſten Male ſah." Ich ergriff ſeine Hand und drückte ſie; er erwiederte meinen Händedruck und ging.

Die erſten Strahlen der Sonne zitterten um die Gipfel der Berge, die Dämmerung lag noch auf den Thälern, langſam enthüllte die Gegend ihre Reize. Ich ſtieg den Berg hinan und fand den Greis auf mich wartend; er grüßte mich mit der Herzlichkeit eines Freundes, ich ſetzte mich neben ihn und ſuchte das Geſpräch da, wo er geſtern abgebrochen hatte, wieder anzuknüpfen.

„Die Erinnerung vergangener Tage," ſprach er, „iſt die Richterin über das Leben des Menſchen. Wohl dem, den ein guter Engel mit Frieden umweht, wenn er zurückſieht; wehe dem, dem fruchtloſe Reue jeden Rückblick ver-

bittert! Seit dem Hingange meiner Geliebten biſt Du der Erſte, den ich näher mit mir bekannt mache; ich liebe Dich, aus Deinen Augen flammen große Entſchlüſſe, Dein Buſen hebt ſich voll erhabener Gefühle, Du biſt ein Menſch. Höre meine Geſchichte; ich werde Dir ſagen, wie ich die Welt fand, die ich durchwandelte; aber erlaß mir die umſtändliche Erzählung der Verwickelungen, in die mich mein raſtloſes Streben, mein emporloderndes Feuer warf.

„Die Welt führt tauſend Bilder vor unſern Augen vorbei, wir ſehen ihre bunten Erſcheinungen, belachen, beweinen und vergeſſen ſie; aber an den Bildern unſerer Jugend hängen wir mit Innigkeit, ſie allein begleiten uns durch das ganze Leben, denn ſie allein gaben dem ganzen Leben ſeine Richtung. — Langſam ſollen ſie noch einmal bei mir vorüberziehen die Tage meiner jugendlichen Kraft; ihre verblühten Freuden und ihre vertrockneten Thränen will ich wie alte Freunde begrüßen!

Als ein Kind von ungefähr zwei Jahren fand mich ein Fiſcher an dem Geſtade von Lemnos, er nahm mich in ſeine Hütte und erzog mich, weil es ſeine Religion ihm befahl, nicht, weil es ſein Herz ihm ſagte. Er war arm, und meine Erhaltung ward ihm beſchwerlich. Täglich trieb ihn ſein Gewerbe auf die See, und wenn er zurückkam, war er beſchäftigt, das kleine Feld zu bearbei-

ten, das nur nothdürftig das Brod zu unſerm Bedürfniß hergab. Die Ausbildung meines Körpers und meines Geiſtes blieb dem Zufall überlaſſen. Als meine Kräfte zu kleinen Arbeiten zureichten, ſo hielt mich mein Pflegevater mit Härte — denn er war ein rauher Mann — zu dem an, was ich vermochte: Waſſer tragen, Netze waſchen, das Feld von Steinen reinigen, waren meine Beſchäftigungen, und ungeachtet ich unverdroſſen, bereitwillig und arbeitſam war, ſo warf er mir doch täglich mit Bitterkeit vor, daß ich ihm zur Laſt ſei, und ſetzte mich ſeinen eignen Kindern — es waren zwei Knaben, im Alter wenig von mir unterſchieden — auf die kränkendſte Art nach. Oft erweichte ich mit meinen Thränen das harte Brod, das er mir nur ungern gab; ich fiel im freien Felde auf meine Knie und blickte mit unſchuldigen Kindesaugen zu dem blauen Gewölbe des Himmels empor, noch ehe ich es wußte, daß jenſeit dieſes ſchönen Himmelbogens ein freundliches Weſen waltet, das mit Vaterliebe auf alle Bekümmerte herabſieht.

Da ich mehr heranwuchs, nahm mich mein Pflegevater mit auf die See. Hier auf dieſem freien Elemente unter Stürmen und Gefahren erweiterte ſich mein Herz, mein Auge hing mit Sehnſucht an den blauen Felſenufern der entferntern Inſeln, und das feſte Land, deſſen Küſten mir nur dann und wann der heitere Himmel entwölkte,

ſchien mir das Ziel meiner Wünſche, der Sammelplatz aller der Wundergeſtalten zu ſein, die ſich meine jugendliche Phantaſie geſchaffen hatte.

In dem Hauſe meines Pflegevaters war nur ein einziges Buch — eine griechiſche Bibel, aus ihr lernte ich leſen, aus ihr ſchöpfte ich die Bilder, die ich mir von der unbekannten Welt entwarf, aus ihr erhielt ich den unerſchütterlichen Glauben an eine ewig weiſe Weltregierung, aus ihr den Enthuſiasmus, den die orientaliſchen Dichter wie Feuerſtröme in ihre Geſänge gegoſſen haben, und der mein empfängliches Herz gewaltſam mit ſich fortriß.

Wenn ich auf dem Felſenriff, das ſich unweit unſerer Hütte ins Meer hinausſtreckte, ſaß, und über die ſchäumenden Wogen in die weite Ferne hinſah, da jauchzte ich in den Sturm, der mich umwehte, in das Wogengeräuſch, das mich umbrauſte, da ſtieg die Ahnung einer großen Zukunft in meiner Bruſt empor, und ſchnell und feurig, voll Erwartung des wunderbaren Geſchicks, dem ich entgegenging, klopften meine Pulſe. Ich ſtand vor dem Schauſpiele des Lebens, ungeduldig, daß der Vorhang noch nicht aufgezogen und vor meinen Augen das Streben und Wirken der Menſchen enthüllt wurde!

So reihten ſich Tage an Tage, Jahre an Jahre. Die Phantaſien meines jungen Herzens hielten mich aufrecht in der tödtenden Wirklichkeit, die mich umgab.

Mein Pflegevater ward immer rauher und härter gegen mich; er behandelte mich auf die niedrigſte Art, aber ich lebte in einer Welt, die ich mir ſelbſt geſchaffen hatte, in ſeligen Träumen, die mich entzückten, und höher und lebendiger flammte meine innere Kraft empor; ſie würde aber dennoch im Kampfe gegen meine drückende Lage endlich untergelegen haben, wenn nicht ein Zufall meine Umgebungen plötzlich geändert hätte.

„Es war ein ſtürmiſcher Tag, die See ward bis in ihre Tiefen aufgewühlt, die Brandung an unſerer Küſte war ſelbſt für einen ſo erfahrnen Seemann, wie mein Pflegevater war, fürchterlich. Ein Schiff, welches, wie wir vermutheten, von den Dardanellen kam und ſeinen Lauf nach Kandia zu nehmen ſchien, kämpfte den ganzen Tag über mit den empörten Wellen; es gab Zeichen, daß man ihm zu Hülfe kommen ſolle; aber mein Pflegevater wagte ſich nicht durch die Brandung, ſo gern er auch den Gewinn, der dabei zu erwarten war, mitgenommen hätte. Gegen Abend erhob ſich der Sturm zu einer fürchterlichen Höhe; das Schiff ward, trotz aller Bemühungen, ſich vom Lande abzuhalten, immer näher und näher unſern Küſten zugetrieben. Schon hörten wir das Hülferufen der Unglücklichen, ſchon ſahen wir ihre emporgehobenen flehenden Hände. Mein Pflegevater holte ein Sprachrohr und wollte mit ihnen um den Preis ihrer Rettung handeln,

aber in dem Augenblicke ward das Schiff auf eine Klippe geſchleudert; das Vordertheil zertrümmerte, das Hintertheil ſaß zwiſchen den Klippen feſt, und die Wellen ſchlugen darüber hinweg.

„Ich ſtand zitternd am Ufer; das Geſchrei drang durch mein Herz, das Geheul des Sturms gab mir Muth, der Anblick einer Mutter, die ihr kleines Kind emporhielt, ſetzte mich in Verzweiflung; ich ergriff ein Tau und ſtürzte mich in die wilde Brandung, die ſchäumenden Wogen um mich, Gottes Auge über mir — es gelang. Glücklich erreichte ich den Wrack. Sechzehn todtenbleiche Menſchen klammerten ſich mit ihren letzten Kräften an das Boot, mein Tau ward befeſtigt; nach einer Viertelſtunde hoben die Geretteten ihre dankbaren Hände zum Himmel auf. Sie umarmten, ſie küßten mich, ſie fielen auf die Knie und nannten mich ihren Engel, ihren Erretter! — Es war der erſte große Augenblick meines Lebens.

„Unter den Geretteten war Elides, ein reicher Kaufmann aus Korinth, mit ſeiner Familie; er blieb mehrere Tage auf unſerer Inſel; er erfuhr, daß ich ein Fremdling war, ohne Aeltern, ohne Freunde, ohne Liebe; er nahm ſich des Verlaſſenen an. Mein Pflegevater blieb ſeinem Charakter treu, er ſchloß einen förmlichen Kauf über mich ab. Elides zahlte ſeine Forderungen, und ich verließ die Felſen, auf welchen ich den trüben

Morgen meines Lebens verlebt hatte, nicht ohne dankbare Erinnerung an ſo manche Blume, die auf ihrem kahlen Scheitel für mich wuchs.

„Wir ſchifften uns auf einem kleinen Fahrzeug nach Morea ein, und reiſten von da zu Lande nach Korinth.

„So war ich denn nun auf dem feſten Lande, das ich immer als den Schauplatz großer Thaten betrachtet hatte, mitten unter dem Gewühle der Menſchen, deren Streben ich in meiner unſchuldigen Einfalt für edel und groß hielt. Die trüben Tage meiner Jugend hatten mich verſchloſſen gemacht, ich war allein geweſen als Knabe, ich blieb allein als Jüngling; die Welt der Phantaſie, die in meinem Buſen wohnte, verließ mich nicht, ich fand keinen Geſchmack an den Zerſtreuungen, die mir ſie hätten rauben können; aber ſie ward durch den Unterricht, den mir Elides geben ließ, bereichert, erweitert, berichtigt. Er wollte mich zum Kaufmann bilden; da er aber ſelbſt mehr war, als ſein Gewerbe, ſo achtete er auch das Mächtige in mir, das höher emporſtrebte. Die Feſſeln des Gewinnes binden nur kleine Seelen.

„Mit Enthuſiasmus ſtudierte ich die Geſchichte, aus ihr lernte ich die Menſchheit kennen, die Erfahrung des täglichen Umgangs zeigte mir den einzelnen Menſchen. Wenn ich Völker und Jahrhunderte überſah, da verſchwanden alle die kleinlichen Beziehungen der Gegenwart, da

erhoben ſich große Bilder vor meiner Seele und erzeugten große Entſchlüſſe, und eine tiefe Verachtung gegen Alles, was den Flug des Geiſtes, was die Selbſtſtändigkeit des Willens hemmt, und einem Leben, welches zu erhabenen Zwecken beſtimmt iſt, unwürdige Beſtimmungen unterſchiebt.

„Noch hatte meine Thätigkeit keinen Punkt, auf den ſie ausſchließend wirkte; aber ſo viel ſah ich ein, daß die Maſſe der widerſtrebenden Kräfte da ſei, um ſich im Kampfe gegen einander zu verſuchen und durch den Kampf zu läutern — daß das Leben der Menſchen an ſich unbedeutend und nur in dem Verhältniſſe wichtig ſei, als es zu einem großen Endzwecke angewendet wird — daß Sinnlichkeit das Gift ſei, welches an der Menſchheit frißt und an ihrem Verderben arbeitet, indem es ſie dahin bringt, Ruhe und Wolluſt als Belohnung und den endlichen Zweck alles Beſtrebens anzuſehen.

„Xenophon und Plutarch wurden unter den alten Schriftſtellern meine Lieblinge. Aus ihnen erfuhr ich, daß das Volk, zu dem ich mich zählte, einſt den erſten und geachtetſten Platz unter den Völkern der Erde einnahm, daß ich der Abkömmling einer ehemals edeln, jetzt tiefgeſunkenen Nation war, an der ſich alles Erhabene beinahe bis auf die letzte Spur verwiſcht hatte. Der Anblick erſchütterte mich, ich ward zum erſten Male offen, ich

theilte meine Empfindungen mit. Ach, sie prahlen Alle gern mit den Thaten ihrer Väter, sie nannten große Namen, und dachten nicht an ihre eigene Kleinheit; sie redeten von Kraft, und ihre erbärmliche Nichtigkeit geizte um das Lächeln eines niedrigen Vassen, dem ein Böſewicht willkommner war, als ein ehrlicher Mann; aber ich ſchlug die Augen nieder vor der Schande des jetzigen Geſchlechts.

„„Rette Dein Volk!" ſo rief eine innere Stimme; mein Auge flammte, meine Pulſe flogen, ein großer Entſchluß bemächtigte ſich meiner Seele. Von dieſem Augenblicke an erhielt mein Daſein vor mir ſelbſt einen Werth. Ich verſchloß meine Entwürfe in meiner Bruſt und nährte ſie durch das Studium der Geſchichte; ſie lehrte mich, daß Stetigkeit des Willens der einzige Weg zur Größe, aber die ſeltenſte Eigenſchaft unter den Menſchen ſei. Ich trachtete, ſie zu erringen.

„Armenien, gedrückt wie wir, unter die Knechtſchaft eines verächtlichen Volkes, ſuchte ſich zu befreien. Gewagte Schritte waren geſchehen; dem Ganzen fehlte zwar noch Einheit und Plan; aber die Nachricht dieſer kühnen Unternehmungen durchflog, um Vieles vergröſſert, die nahegelegenen Länder. Ich erfuhr ſie; meine Bruſt hob ſich höher, ich glaubte, die Morgenröthe meines Tages ſei angebrochen, ich beſchloß, mich in die vorderſten Reihen der Braven zu ſtellen, um aus der Ferne die ſchlummernde

Kraft meiner Mitbürger zu erwecken und ſie durch den Ruf großer Thaten zu erinnern, daß die Zeiten des Ariſtides und Leonidas nicht auf immer für Griechenland verſchwunden ſind. — Ich ſchrieb an Elides und dankte ihm für das, was ich ihm ſchuldig war.

„Es war Nacht, als ich Korinth verließ; ich nahm nichts mit als meine Waffen, meinen Muth und das wenige Geld, das ich zur Ueberfahrt brauchte. Der Abſchied koſtete mich wenig; denn unter allen Denen, die mich umgaben, war Keiner, der meinem Herzen nähergekommen war; mein Geiſt blieb ihnen fremd, wie konnten ſie Freunde meines Herzens werden?

„Eine türkiſche Felucke brachte mich nach Armenien. An der Spitze der Mißvergnügten ſtand Euthokles aus Sinope, ein geflüchteter Grieche. Eine ſchöne Geſtalt, hoher Muth, hinreißende Beredſamkeit waren die glänzenden Eigenſchaften, die er von der Natur erhalten hatte. Sein Idol war Ehre, ihr wollte er die Unterdrücker ſeines Vaterlandes zum Opfer bringen. Mein Streben war reiner als das ſeinige; er wollte Thaten und Ruhm, ich Thaten auch ohne Ruhm; er wollte Befreiung, aber zugleich den Namen des Befreiers: ich liebte mein Vaterland mehr als meinen Namen. Dieſe Verſchiedenheit vereinigte uns, wir erkannten gegenſeitig unſern Werth und wurden die innigſten Freunde. Ich lag endlich an einem Herzen,

das hoch aufschlug bei der Erinnerung vergangner Größe und jeden Pulsschlag für verloren hielt, der nicht der Zukunft gewidmet war; wir schwuren, das große Spiel mit einander zu vollenden, Eins zu bleiben in Noth und Tod.

„Die Blitze von Euthokles Worten hatten die unterdrückten Armenier erschüttert; seine rastlose Thätigkeit, sein hinreißender Enthusiasmus hatten ihm eine Menge Anhänger verschafft, die sich durch die glücklichen Fortschritte seiner Waffen täglich vermehrte. Die ersten Streifereien ins Land glichen Triumphzügen, die schwachen Besatzungen zogen sich aus den offenen Städten, einzelne Korps versuchten Widerstand, aber er diente nur dazu, ihnen die Wahl zwischen Tod oder schimpflicher Gefangenschaft zu lassen. Indeß rückte eine furchtbare Armee von den Grenzen gegen uns an, Versprechungen und Drohungen gingen vor ihr her, Gräuel und Verwüstung folgten ihrem Zuge. Wir hatten sie vorausgesehen und erwarteten sie standhaft; aber ängstliche Besorgniß, zweifelnde Unentschlossenheit verbreitete sich unter der Menge.

„Ein langer Friede und noch mehr jener krafttödtende Handelsgeist, der nur Gewinn und Bequemlichkeit sucht, hatte das Volk entnervt und seine Männlichkeit in Verzärtelung umgewandelt. Gewohnt, ihren Reichthum für ihren Werth, ihre weibische Ruhe für Gewinn zu halten, haßten sie alle Aufopferungen, welche ihnen den Ver-

luſt dieſer durch lange Verwöhnung unentbehrlichen Güter drohte. Anſtatt alle Mittel zu unſerer Unterſtützung aufzubieten, ſchlugen die Vornehmern und Reichen den Weg jener kleinlichen Klugheit ein, die nur an ſich ſelbſt denkt, und indem ſie ſich im Kampfe zweier Parteien für jede ſicherzuſtellen ſucht, nur deſto eher ihren eignen Untergang beſchleunigt. Wir bemerkten die Niedrigkeit des Volks; aber ſchon längſt überzeugt, daß die Menge zu träge und abgeſpannt iſt, um über den Gedanken einer ſchönen Zukunft eine ängſtliche Gegenwart zu vergeſſen, glaubten wir, daß der Sieg das einzige Mittel ſein würde, den geſunkenen Muth der Unſern zu erheben und ihre Hoffnungen zu beleben. Wir rückten den feindlichen Scharen entgegen. Blutig flog die Morgenröthe am Himmel herauf, blutig war der Tag; der Tod würgte, die Flamme fraß, aber der Muth unſerer Braven ſtieg über rauchende Trümmer und blutige Leichen. Euthokles focht, ein zweiter Themiſtokles, mit wildem, vernichtendem Feuer; ich ſtand mit feſter Beſonnenheit zwiſchen Tod und Leben, nützte die Zufälle der Schlacht, hemmte die Tollkühnheit des Einen und richtete den geſunkenen Muth des Andern auf. Die Sonne ſtand über unſerm Scheitel, wir achteten ihre Hitze nicht, aber der weichliche Feind ermattete, ſein Heer, dem unſrigen an Zahl überlegen, verließ das Schlachtfeld und zog ſich in die Gebirge.

„Seine Niederlage war nicht vollkommen, seine Reihen zogen sich ungetrennt zurück, und ob wir gleich viel gewonnen zu haben glaubten, so hatten wir doch im Grunde nur wenig Gewinn. Der Feind hatte unsere Kräfte, die er anfänglich verachtete, kennen gelernt; er wagte sich nicht mehr in die Ebene herab, wo entschlossene Menschen vor Begierde brannten, ihn zu vertilgen; aber verborgen hinter Felsenwände, gesichert durch unwegsame Wälder, versuchte er Alles, was List und Ueberredung über ein schwaches, an Sklaverei gewöhntes, zwischen Furcht und Hoffnung schwankendes Volk vermögen.

„Meutereien wurden im Heere angesponnen, Erpressungen brachten die Städte gegen uns auf, Gewaltthätigkeiten machten die Landleute schwierig. Schlechte Menschen hatten sich überall geltend gemacht, weil die bessern zu furchtsam, zu träge, zu unverständig waren, und alle diese Uebel wurden — nicht auf die Verderbtheit des jetzigen Geschlechts — sondern nur auf Die geschoben, die das Geschlecht der Verderbtheit entreißen wollten.

„Ruhe wünschten wir Alle, aber wir wollten sie erkämpfen, um sie sicher zu haben; der größte Theil hingegen erwartete sie als ein Geschenk von den listigen Versprechungen des Feindes. Ein Land, das bloß im Handel seinen Werth sucht, handelt bald mit Allem. Die Bestechungen des Feindes fanden bereitwillige Diener, die

Verkäuflichkeit des Volks machte ihren Einfluß bedeutend. — Parteien entstanden, das Heer ward muthlos gemacht, die Verräther wurden belohnt, die Niedrigkeit triumphirte, und um uns blieb, außer den Wenigen, die einer festen Ueberzeugung treu geblieben waren, nur ein verächtlicher Haufe, der das Elend des Vaterlandes zu Raub und Plünderung benutzte.

„Jetzt rückte der Feind, seines Sieges gewiß, wieder gegen uns, die muthlosen Räuber wurden geschlagen, die kleine Zahl der Edeln fiel, Euthokles suchte an meiner Seite den Tod, wir fanden ihn nicht — wir wurden als Rebellen verfolgt, ein hoher Preis unserm Mörder versprochen.

„Unerkannt, in Bettlerkleider gehüllt, niedergedrückt von der Schwere eines unverdienten Schicksals, gebeugt von der Ueberzeugung, daß unsere Kraft zu schwach war, die Lasten von dem Menschengeschlechte wegzuheben, die sich im Laufe langer Jahrhunderte aufgehäuft hatten, durchirrten wir die Gebirge von Asien. — Wir forschten nach Wahrheit und Licht, aber überall trafen wir Völker, die von großen Thaten der Vergangenheit erzählten, eine helle Zukunft ahneten und unter dem Drucke der Gegenwart erlagen!

„Von der höchsten Spitze des Kaukasus sahen wir auf die entzückenden Thäler Asiens herab. — Hier war

die Wiege des Menschengeschlechts, hier wurden die Heroen geboren, die wie große Sonnen den dunkeln Anfang aller Völkergeschichten erleuchten — aber jetzt streckten sich öde, menschenleere Gefilde aus, wo einst blühende Nationen in Kraft sich regten! — Zwerge spielten auf den Gräbern der Riesen und machten Mährchen aus den Thaten der Vorwelt!

„Euthokles war unglücklicher als ich — ich blickte zu den Sternen und hoffte; er schlug den Blick zur Erde und verzweifelte.

„Sicher vor den Dolchen unserer Mörder, würden wir vielleicht für immer am Fuße des Kaukasus geblieben sein, aber eine neue Verfolgung erhob sich gegen uns; der religiöse Fanatismus trieb uns aus unserer ruhigen Einöde wieder in den Strudel der Welt. Ich ergriff den Wanderstab mit dem festen Muthe, den eine unbegrenzte Ergebung erzeugt; Euthokles mit zerrissener Seele. Der Kummer über seine fehlgeschlagenen Entwürfe, die Besorgniß über das Schicksal seiner Familie zehrten an seiner Kraft. Ich war von Kindheit an ein Fremdling auf der Welt gewesen, jetzt fühlte ich mich glücklich! Diese Welt war nicht die meinige, nichts kettete mich an sie, der Abschied von ihr ward mir leicht: ihre lockenden Versprechungen, ihre trügerischen Hoffnungen standen in armseliger Blöße vor mir da. — Müde, mich länger für Menschen

aufzuopfern, die mir so ungleich waren, beschloß ich, nur für Den zu leben, der ein Herz hatte wie ich, für meinen Euthokles! Ihm zu Liebe unternahm ich das Wagstück, nach Armenien zurückzukehren. Unter tausend Gefahren kamen wir nach Sinope; das Volk war in härtere Fesseln geschmiedet, keine von all den Versprechungen war ihm gehalten worden. Euthokles Vater war unter den Streichen der Mörder gefallen, sein Weib und seine Schwester hatten sich mit dem Rest ihrer Habe nach Italien geflüchtet. Wir folgten ihnen und fanden sie hier. Sie hatten dieses Haus gekauft, diesen Garten bepflanzt, unter dem Schatten dieser Bäume ihr Vaterland und ihre Geliebten beweint. Unser Erscheinen war ihnen die Rückkehr aus dem Grabe.

„Seliges Leben, das nunmehr für mich begann! entzückende Ruhe nach langem Sturme! Althea, Euthokles Schwester — — soll ich sie Dir schildern? Denke Dir das liebste Bild Deines Herzens — so war sie! In ihrem Umgange fühlte ich, daß es ein Etwas giebt, was die Weisheit nicht ersetzen, die Freundschaft nicht ausfüllen kann, ein Etwas, das unser gesunkenes Leben und unsere zertrümmerten Hoffnungen wieder aufrichtet und uns emporhebt über die Welt und ein widriges Schicksal!

„Sind wir nicht alle Pflanzen, die aus einem milden, warmen Himmelsstrich in ein fernes, kaltes Land

verſetzt worden ſind? Ach! daß wir Wurzel ſchlugen in dieſem harten Boden, daß wir gedeihten und blühten, wem danken wir es anders als der Liebe — dieſer mächtigen Sonne der Geiſterwelt?

„Althea ward mein Weib. — Auf jenem nackten Felſen, da die Sterne langſam verglimmten und die Lohe des Morgenroths über unſer fernes unglückliches Vaterland emporſchlug, nannte ich ſie zuerſt mein Weib. — Die Liebe macht ſanft, ſie ſöhnt uns mit der Welt aus; ich ſah jetzt Irrthum, wo ich vorher Bosheit, Thorheit, wo ich vorher Laſter geſehen hatte; ich bedauerte die Schwäche der Menſchen und liebte ſie wie Kinder, die den Willen haben, ſtark zu werden.

„Althea gab mir einen Sohn. Die ſtrenge Feſtigkeit des Vaters war mit der Sanftmuth der Mutter verſchmolzen; er wuchs empor und bildete ſich, ein Liebling Aller, die ihn umgaben.

„Siehe, die ſchönſte Zeit war der höchſte Punkt meines Glücks; ſie flog vorüber wie ein flüchtiger Traum, der den Gefangenen in ſeinem Kerker beſucht und ihm die zauberiſchen Gefilde ſeiner Heimath und die Geſtalten ſeiner Geliebten zeigt, — aber wenn er ſeine Arme ausſtreckt, um die theuern Bilder an ſein Herz zu drücken, da klirren die Ketten, und ſein Himmel zerfällt, und ſein Elend bleibt!

„Euthokles war der Erſte, der mich verließ. Die Reizbarkeit ſeiner Seele hatte die Kränkungen der Menſchen zu tief empfunden, ſein feuriger, gewaltiger Geiſt arbeitete unaufhörlich an der Zerſtörung ſeines Körpers. Er ſtarb — dem Schwure unſerer Freundſchaft bis zum letzten Augenblicke getreu. Ich begrub ihn in meinen Garten, Althea pflanzte Blumen um ſein Grab, ich ſetzte ihm einen Lorberbaum! ſeine Aſche verdiente unter Lorbeeren zu ruhen, die ihm ſein kindiſches Zeitalter verweigert hatte.

„Hella, ſein Weib, ſehnte ſich in ihr Vaterland zurück; ohne Liebe ſchien ihr dieſe reizende Küſte eine unwirthbare Wüſtenei; in Armenien verzieh man es ihr jetzt, daß ſie das Weib eines großen Mannes geweſen war. — Sie trennte ſich von uns, um in den Armen ihrer Aeltern und ihrer Geſchwiſter den Verluſt eines Gatten zu beweinen, deſſen Werth ſie nur geahnet, aber nie verſtanden hatte.

„Der Mann ſehnt ſich nach der Bruſt eines Mannes, um ſeine Gedanken, und nach dem Buſen eines Weibes, um ſeine Gefühle ausſtrömen zu laſſen. Ich vermißte Euthokles; er hatte meinen Geiſt geſpannt erhalten, daß er nicht in die ſchlaffe Ruhe eines unthätigen Schäferlebens überging. Jetzt fühlte ich das Bedürfniß, über männliche Dinge mit einem Manne zu ſprechen,

und in mein Leben war eine Leere gekommen, die für diese Welt nicht wieder ausgefüllt werden konnte.

„Ungestört, zwischen kleinen Beschäftigungen, dem Umgang mit einem holden Weibe und der Erziehung meines Sohnes verflossen meine Tage. Liebe und Zärtlichkeit hielten mich schadlos für den trüben Morgen meines Lebens und die gescheiterten Plane meiner Jugend; da kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel der fürchterliche Augenblick, der mir Alles nahm, was mir theuer war.

„Es war ein schöner Abend, mein Weib saß an meiner Seite auf Euthokles Grabe, mein Sohn kniete vor uns und wand einen Kranz für seine Mutter — auf einmal hörten wir wildes Geschrei aus der Ferne, eine Feuerlohe schlug zum Himmel empor, die Häuser am Gestade standen in Flammen. — Althea springt auf und stürzt zum Garten hinaus, der Knabe ihr nach. Ich raffe so schnell als möglich Gefäße zusammen, öffne meinen Gartenbrunnen und eile zu Hülfe. Ein ängstliches Schreien: „„Zu den Waffen!““ schallt mir entgegen, eine Menge Fliehender stürzen auf mich zu; ich halte den Ersten an und frage — „„Drei Tuneser Schiffe sind gelandet; sie rauben und plündern, sie ermorden die Männer und führen die Weiber weg!““ — „„Mein Weib!““ schrie ich in Verzweiflung; ich riß ein Schwert aus der Hand eines Fliehenden und stürzte mich in das Gefecht.

„„Althea! Althea!““ rief ich und focht wie ein ergrimmter Löwe.

„Mein Sohn hört meine Stimme, er eilt zu mir, er riß mich fort; Althea iſt gebunden, drei Barbaren ſchleppen ſie ohnmächtig in ein Boot, wir fallen über dieſe Henker her, aber — o barmherziger Gott! — ein Schuß tödtet meinen Sohn, ein Kolbenſchlag wirft mich ſinnlos zu Boden!

„Da ich erwachte, lag ich auf einem Felſen am Meere; es war tiefe Nacht, Leichname lagen um mich, Sterbende hauchten ihren letzten Seufzer aus, das Blut meines Lieblings klebte an meinem Gewande. Ich blickte zu dem Himmel auf, aber eine ſchwarze Gewitternacht bedeckte alle Sterne; das Meer brauſ'te, der Sturmwind tobte, der Blitz warf ſein bleiches Licht über die rauchenden Aſchenhaufen. — „„Wenn wird es Morgen?““ rief ich aus und blickte empor, aber Nacht war um mich, Nacht über mir, und kein Stern! — Der Sturm hielt an — horch! da wimmerten die Verſtümmelten auf dem Felde, ſie ruften den Tod, aber er kam nicht; ſie ruften den Morgen, aber er erſchien nicht; ſie rangen mit ihren Schmerzen, aber da war Niemand, der ſie tröſtete. Heftiger rollte der Donner über die blutige Erde, der Blitz ziſchte durch die Wipfel der Wälder, und die Unglücklichen erhoben ihre Stimme und riefen zu dem ſchwarzen Him-

mel empor: „„Vernichte uns! vernichte uns!““ Da fielen meine Thränen heiß und brennend auf den Felsen, und ich rief mit zitternder Stimme: „„Laß es Tag werden, Allmächtiger!““ Ich blickte auf, aber Nacht war um mich, Nacht über mir, und kein Stern. In Westen fuhr ein jähes Licht auf und beleuchtete die Gegend, die Flamme hatte weitergefressen; ich sah Menschen, welche flüchteten, Mütter mit ihren nackten Säuglingen, Väter mit wenigem geretteten Hausrath; ich hörte ihr Rufen und Schreien: „„Wir hatten einen eignen Herd, aber der Feind hat ihn umgestürzt; wir hatten eine eigene Hütte, aber der Feind hat sie verbrannt; wir hatten Nahrung und Kleider für uns und unsere Kinder, aber der Feind hat Alles genommen!““ — Ich schrie hinauf zu dem Himmel wie ein Wahnsinniger: „„Wenn wird es Tag werden!““ aber über mir war ein eisernes Gewölbe, und es ward nicht Tag. Da haderte ich mit dem, der die Zügel der Welt mit starken Händen faßt, und mitten in meiner Verzweiflung rief ich aus: „„Es ist kein Gott und über den Sternen ist kein Regierer!““ — Der Blitz schoß neben mir herab und schleuderte ein Felsenstück in das Meer; aber ich rief noch stärker: „„Es ist nur ein blindes Ungefähr, welches sich über die Welt herlegt und ihr Mark aussaugt, wie die Spinne das Blut einer Fliege!““ Da zitterte die Erde unter mir, und der Fel-

ſen fing an zu wanken und legte ſich weit über das Meer hinüber; aber ich rief zum dritten Male: „„Es iſt kein Gott, und wir vergehen Alle und werden vernichtet!““ Da theilten ſich unter mir die Wellen, und eine erhabene Geſtalt ſchwebte langſam herauf; ein kalter Schauer bebte durch meine Gebeine. Die Geſtalt ergriff mich, ich fühlte mich emporgehoben und mit Blitzesſchnelle davongetragen. Meine Haare wehten in der Luft, meine Augen ſtarrten auf die dunkle Erde hinab, ihre Blitze ſchienen mir wie Irrlichter — die Geſtalt ſchwebte immer höher und höher mit mir empor, und die Erde verſchwand.

„Siehe, ich war auf einmal in einer Welt voll Frieden, und alle Geiſter lagen anbetend vor einem großen ewigen Lichte, und ich lag mitten unter ihnen, und gehörte zu ihrer Zahl; eine ſelige Ruhe wohnte in meiner Bruſt, eine heilige Stille in meiner Seele. Es war mir, als hätte ich immer hier gelebt, und Alles liebte mich und ich liebte Alles. Vor meinen Blicken zogen die Sonnen des Weltalls langſam und feierlich um eine große, Sonne, und kleine dunkle Körper ſchwammen in abweichender Richtung zwiſchen den leuchtenden Sonnen. Und ich ſah die Verſchiedenheit im Reiche der Geiſter; einige hatten einen hohen Verſtand und einen kräftigen Willen; aber der Wille des Einen zuckte wie emporlodernde Gluth gegen den Willen des Andern, und da war kein Herz,

das ſich zwiſchen die Streitenden legte, keine Macht, welche die Zügelloſen hielt, kein Band, das das Ungleichartige vereinigte. — Aber in der Welt der Engel war Seligkeit und Frieden; da ward der hohe Verſtand und der kräftige Wille in Ordnung gehalten von einem Herzen, das nur das Gute wollte und das Edle liebte, da war das Ungleichartige nur dazu da, um durch Zuſammenſtimmung ein vollkommenes Ganzes zu bilden, wie man die Blumen des Gartens und der Wieſe zu Einem Kranze flicht, und um die große ſelige Welt breitete ſich ein blauer, reiner Aether, in ihm lebten und athmeten alle Geiſter; es war — die Liebe!

„Und ich fragte: „„Wer wohnt auf den dunkeln Körpern, die zwiſchen den leuchtenden Sonnen hinſchwimmen in unſtäter Bahn?““ — Eine Stimme ſprach: „„Es ſind die Menſchen, ſie bereichern den Himmel mit ihren Tugenden, die Hölle mit ihren Laſtern und benetzen die Erde mit ihren Thränen! ihrer Tage ſind wenige, ihre Freuden ſind kurz, ihre Laſten ſind ſchwer; aber ſie gehören der Ewigkeit an, und werden geläutert und kommen zu uns!““ Die Hölle rief: „„Sie ſind mein!““ Die Engel jauchzten: „„Sie ſind unſere Brüder!““

„Da dauerten mich die Geſchöpfe von Staub, und ich fiel nieder vor dem Strahlenglanze des Ewigen und bat: „„Alliebender! laß mich ein Menſch werden, daß

ich die Menſchen zu meinen Brüdern führe!““ Da ging ein milder Schein aus von dem ſtrahlenden Lichte, und eine ſanfte Vaterſtimme ſprach: „„Ich trage alle meine Kinder in meinem Herzen, und wer ſie veredelt, iſt mein Liebling; ſeine Pflicht iſt ſchwer, aber ſein Lohn iſt groß!““ Zwei meiner Brüder begleiteten mich triumphirend herab, und da ſie von mir ſchieden, erkannte ich ſie — Euthokles und Althea!

„Der Engel der Erde gab mir einen Kuß, und ich lag, ein hülfloſes Kind, auf dem rauhen Felſengeſtade von Lemnos.“

Unſchuld und Verdorbenheit.

Eine Erzählung.

Der Graf Wido ſtammte aus einer der angeſehenſten Familien des Reichs; er hatte von ſeinen Vorfahren weitläufige Beſitzungen, unermeßliche Reichthümer, aber auch unbegrenzten Stolz geerbt. Seit langer Zeit hatte ſeine Familie den wichtigſten Poſten des Reichs vorgeſtanden, die Bildung des Grafen war ebenfalls darauf berechnet, und da er ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre durch den Tod ſeines Vaters ſein eigener Herr ward, ſo würde er unaufhaltſam den Plan verfolgt haben, der ihm beinahe von der Wiege an vorgezeichnet war, wenn nicht die Liebe den feurigen Jüngling gezähmt und ſeiner Ehrſucht Grenzen geſetzt hätte.

Das Fräulein Amalie von Berg erſchien zum erſten Mal bei Hofe und erregte durch ihre blendende Schönheit und durch ihren gebildeten Geiſt allgemeine Bewunderung. Unbemerkt von den Augen der Welt war dieſe Blume aufgeblüht, und in der Stille des Landlebens hatte ſich das Herz gebildet, das bei aller Munterkeit und Offenheit doch ſeine Reinheit und Unſchuld ſelbſt im Geräuſche des Hofs unverändert behauptete. Der Graf nahte ſich ihr aus

Neugierde, ſuchte ihren Umgang aus Eitelkeit und liebte ſie bald mit voller Ueberzeugung und mit dem Feuer, das nur die erſte Liebe giebt. Seine Reichthümer und ſeine Ausſichten ſprachen ihm das Wort bei Amaliens Verwandten; ſeine ſchöne Geſtalt und ſein einnehmendes Betragen gewannen Amaliens Herz. Er bot ihr ſeine Hand, und ſie nahm ſie unter der Bedingung an, daß er den Hof, welcher ihr nicht gefiel, verlaſſen und auf ſeinen Gütern nur für die ſtillern Freuden der Natur, der Liebe und des Wohlthuns leben möchte. Die Vermählung ward mit aller Pracht vollzogen, und er verließ den Hof, der ihn beneidete, mit dem triumphirenden Gefühle, daß er wirklich beneidenswerth ſei.

Der Graf erfuhr mit jedem Tage mehr, welch ein herrliches Weib ihm der Zufall zugeführt hatte, und die Entwürfe des Stolzes, die ihn bisher beſchäftigt hatten, verſchwanden vor dem Glücke der Liebe wie kindiſche Träume vor einer reizenden Wirklichkeit. Seine Gemahlin gab ihm im erſten Jahre ihrer Ehe einen Knaben, der die blauen Augen der Mutter mit auf die Welt brachte, und der, wie ſein nachheriges Leben bewies, auch der Erbe ihrer reinen Seele war. Der Graf verließ ſeine Familie nur ſelten, und wenn ihn ja ſein Poſten in die Reſidenz rief, ſo eilte er ſo bald als möglich zurück, um an der Seite ſeiner Amalie, an der Wiege ſeines erſtgebornen Kindes ein Glück zu genießen, welches ihn eben ſo ſehr beglückte, als es ihm neu war.

So waren ſechs Jahre verfloſſen. Amalie ward zum zweiten Mal ſchwanger, ihre Niederkunft war ſchwer, ſie

gebar eine todte Tochter und gab in den Armen ihres troſtloſen Gemahls ihren Geiſt auf.

Der Graf empfand ihren Verluſt tief. Das Licht war verloſchen, das ihn umleuchtet hatte, die Seele, die ſein ganzes Weſen belebt hatte, war verſchwunden, und er fühlte ſich in dem Maaße unglücklich, als er ſich vorher glücklich gefühlt hatte. Da ihm der Ort ſeines Aufenthalts nur traurige Rückerinnerungen gewährte, und da ihm ſeine Freunde Zerſtreuung als das einzige Mittel anriethen, ſeinen Schmerz zu bekämpfen, ſo gab er ſeinen Sohn dem Prediger Liebmann, der einſt ſein Hofmeiſter geweſen war und jetzt eine der einträglichſten Pfarren auf ſeinen Gütern beſaß, zur Erziehung, und ſtürzte ſich, um ſein Unglück zu vergeſſen, in das Geräuſch des Hofs, das er einſt verlaſſen hatte, um glücklich zu ſein.

Der reiche Wido ward mit Freuden aufgenommen. Die erſten Schönheiten des Hofs buhlten um ſeine Liebe, oder vielmehr um ſein Geld. Die erſten Männer des Staats kamen ihm mit Anerbietungen entgegen uud trugen ihm Poſten an, die wenig Gewinn, aber viel Ehre einbrachten und durchaus einen reichen Mann erforderten. Der Graf trug das theure Bild ſeiner Amalie noch zu tief im Herzen, als daß er ſich zu einer neuen Verbindung hätte entſchließen oder ſelbſt zu den Galanterien — herablaſſen können, die nun einmal zu dem Ton der Welt gehören, und mehr nothwendig als angenehm ſind. Aber deſto mächtiger wachten alle Bilder ſeiner Jugend wieder auf; die ſeligen Tage, die er in den Armen Amaliens genoſſen hatte, ſtanden wie ein ſchöner, aber flüchtiger Traum

vor ſeiner Seele, und er glaubte nur durch Ehre und Einfluß das Glück erringen zu können, welches eben ſo wirklich als dauerhaft wäre. Die Anerbietungen, die man ihm machte, waren ihm daher ſehr willkommen, und er weigerte ſich bloß, ſie anzunehmen, weil er noch unentſchloſſen war, auf welchem Wege er am gewiſſeſten ſein Ziel erreichen würde. Er wußte nur zu gut, daß ihn an Reichthum Niemand übertraf, an Talenten ihm nur Wenige gleichkamen, und er daher mit Recht auf einen der erſten Poſten Anſpruch machen könnte. Sein Wunſch ward erfüllt, einer der wichtigſten Geſandtſchaftspoſten war offen, der Graf ward dazu ernannt und erhielt von dem Fürſten den Orden ſeines Hauſes. So nahe und ſo unbeſchränkt hatte ſelbſt der Graf die Erfüllung ſeiner Wünſche nicht erwartet, und wenn er bis jetzt immer noch auf ſein ehemaliges zufriedenes Leben einen wehmüthigen Blick geworfen hatte, ſo tilgte dieſes Ereigniß beinahe jede Erinnerung daran aus ſeiner Seele, und er glaubte, daß das Schickſal ihm nur deßwegen ſein Weib entriſſen hätte, um ihn auf die Bahn zurückzuführen, auf der ſeine Ahnherren ſeit undenklichen Zeiten gewandelt und Ruhm und Anſehen eingeerntet hatten. Sein Herz kannte nur ein Idol, die Ehre! und er zog den Menſchen aus, um Graf zu ſein und Miniſter zu werden.

In einem ziemlich flüchtigen Briefe empfahl er dem Paſtor Liebmann die Erziehung ſeines Sohnes, und nachdem er die nothwendigen Beſtellungen auf ſeinen Gütern gemacht hatte, reiſte er auf den entfernten Geſandtſchaftspoſten ab.

Der Paſtor Liebmann war einer von den edeln Menſchen, die ſich aus der drückendſten Armuth durch unermüdete Thätigkeit emporgehoben haben, und welche jenes Mitgefühl, jene zärtliche Sorgfalt für Andere, die gewöhnlich nur von eigenen überſtandenen Leiden erzeugt wird, beſitzen. Menſchenfreundlichkeit und Sanftmuth waren die Hauptzüge ſeines Charakters, aber mit beiden verband er eine Feſtigkeit, die ihm ein Leben voll Erfahrung gegeben hatte. Auch war ihm durch die Reiſen, die er als Führer des Grafen unternommen hatte, die feine Bildung zu eigen geworden, die nur der Umgang mit der Welt giebt, und in ſeinem Stande ſo ſelten angetroffen wird. Er nahm den kleinen Moritz mit Freuden in ſein Haus auf und wendete die größte Sorgfalt auf ſeine Erziehung. Da ihm der Graf völlig freie Hand gelaſſen hatte, ſo richtete er ſich darin mehr nach dem Geiſte der verſtorbenen Mutter, als nach den ſtolzen Abſichten, welche, wie er wohl vermuthen konnte, der Graf mit ſeinem erſtgebornen Sohne haben würde, und in der Ueberzeugung, daß es weit verdienſtlicher ſei, ein edles Herz als einen gebildeten Kopf erzogen zu haben, wendete er auch ſeine größte Sorgfalt auf die moraliſche Bildung des Knaben.

So wuchs Moritz als ein Glied der Familie des Paſtors auf, ohne einen Begriff davon zu haben, daß es noch andere Freuden geben könne, als die er auf ſeinem Dorfe beſaß, und ohne zu ahnen, daß man noch andere Abſichten beim Leben haben könne, als froh zu ſein, und Andere froh zu machen. Er liebte den Pfarrer wie ſeinen Vater, oder, um wahr zu reden, noch weit mehr wie ſei-

nen Vater; denn dieser ließ wenig von sich hören, schrieb höchstens alle halbe Jahre einmal an Liebmann, und wenn er ja auch ein Briefchen an Moritz mit beilegte, so standen lauter kalte und ernsthafte Ermahnungen darin, die der unbefangene Knabe nicht befolgen konnte, weil er sie nicht verstand. An seine gute Mutter dachte er wohl noch dann und wann, und weinte auch recht herzlich, wenn ihn der Prediger vor die Familiengruft führte, und ihm durch das Eisengitter den langen zinnernen Sarg zeigte, in welchem sie schlief; aber wenn er wieder zu Hause kam, so sprang er auf die Pfarrerin zu, umarmte sie und sprach: „Nicht wahr, Du bleibst meine gute Mutter? — und wirst mich nicht so bald verlassen?"

Seine Gespielin war die älteste Tochter des Pfarrers, Pauline. Sie war zwei Jahre jünger als Moritz, sah mit zwei eben so feurigen blauen Augen in die Welt hinein, wie er, und gab ihm an Frohsinn, selbst an Ausgelassenheit wenig nach. Moritz hatte keine Lust zum Spielen, wenn Pauline nicht mitspielte; Pauline hing das Köpfchen, wenn sie irgendwo sein mußte, wo Moritz nicht war, und wenn sie wieder zusammenkamen, so hatten sie so viel mit einander abzumachen, zu erzählen und zu besorgen, daß sie Alles um sich vergaßen, und nicht selten gewaltige Verstöße gegen die Höflichkeitsregeln machten, die ihnen doch die Frau Pastorin so sorgfältig einprägte. Die Lehrstunden, die sie Beide gemeinschaftlich hatten, benutzten sie mit aller Aufmerksamkeit, und wenn sie vorbei waren, so setzten sie sich auf eine Bank im Garten, oder legten sich auf den Abhang eines kleinen Hügels,

und wiederholten ſich Alles, was der Vater geſagt hatte, und gaben ſich die Hände darauf, dem guten Vater zu folgen und ſeine Lehren immer im Herzen zu behalten.

Ein Jahr nach dem andern verſtrich. Der Knabe Moritz bildete ſich nach und nach zum Jüngling, das Mädchen Pauline blühte zur Jungfrau auf; ihre Zuneigung gegen einander blieb dieſelbe, nur ward ſie, ſie wußten ſelbſt nicht, warum? ſtiller, heimlicher und inniger.

Ach! es war die Liebe, die reinſte, frömmſte Liebe, die nur je ein Menſchenherz erhoben hat, und ſie wußten es nicht. Sie fühlten, daß ſie ſich einander unentbehrlich geworden waren, daß Eins nur durch das Andere froh ſein konnte, daß ſie nur halb leben würden, wenn ſie getrennt leben müßten; aber warum das Alles ſo war? daß wußten ſie nicht, und vielleicht würden ſie noch lange in dieſem ſeligen Traume fortgelebt haben, wenn ihnen nicht das Schickſal durch einen harten Schlag ihren Freudenhimmel zerſtört hätte.

Der Paſtor Liebmann hatte zur gewöhnlichen Zeit keine Briefe von dem Grafen erhalten; da er aber bemerkte, daß ſich dieſer von Jahr zu Jahr weniger um ſeinen Sohn bekümmerte, ſo hatte ihn das nicht befremdet. Einſt an einem ſchönen Herbſttage, da die ganze liebe Familie vor der Hausthür ſaß, und Moritz eben die reifen Trauben von den Weinſtöcken abnahm, die das Haus umgaben, und ſie Paulinen in das Körbchen reichte, das ſie ihm entgegenhielt, rollte auf einmal eine prächtige Equipage mit ſechs Pferden das Dorf herunter, hielt vor der Pfarrwohnung, zwei Bedienten ſprangen herab, öffne-

ten den Schlag, und ein großer Herr mit einem funkelnden Sterne und einem Ordensbande ſtieg mit einem leichten und dürren Männchen heraus und eilte auf den Pfarrer zu. Moritz blieb unbeweglich auf der Leiter ſtehen; Pauline ſtand wie eingewurzelt und reichte mechaniſch das Körbchen in die Höhe; die Pfarrerin zupfte und ſteckte am Halstuche, und Liebmann rief: „Moritz! Dein gnädiger Papa!“

Moritz ſprang von der Leiter herab und warf ſich mit kindlicher Freude in die Arme des unbekannten, vornehmen Mannes; aber dieſer erwiederte ſeine Umarmungen nur nachläſſig, muſterte mit ſcharfen Augen ſeinen Anzug, ſeine Manieren, das Tragen ſeines Körpers und ſprach mit ſeinem Begleiter franzöſiſch. Moritz fühlte ſich in ſeiner Gegenwart niedergeſchlagen und beklommen, er hätte ſich gern über des Vaters Ankunft freuen mögen, aber es war ihm unmöglich, und er wünſchte weiter nichts, als ſich in der Einſamkeit recht ſatt weinen zu können.

Der Graf ging mit dem Pfarrer in den Garten, Moritz wurde einigemal gerufen, und er folgte allemal mit Angſt und Zittern dem Rufe. Pauline war weder zu ſehen, noch zu hören. Endlich nach einer guten Stunde fuhr der ſechsſpännige Wagen wieder vor; der Graf und das kleine dürre Männchen ſetzten ſich hinein, die Bedienten ſprangen hintenauf und Moritz ſchöpfte friſchen Odem, da der Wagen um die Ecke der Dorfgaſſe verſchwunden war. Sein erſtes Augenmerk war Pauline, er hatte ſie längſt vermißt, und dies hatte ſeine Unruhe vermehrt. Jetzt flog er, um ſie aufzuſuchen. Er ſuchte ſie im Gar-

ten, — vergebens, auf der Wieſe, — vergebens; endlich fand er ſie in dem kleinen Birkenwäldchen, das an die Wieſe des Pfarrers ſtieß; ſie ſaß in einer Laube, die er ſelbſt über einer Raſenbank gemacht hatte.

„Pauline!“ rief er ihr entgegen und ſtürzte ſich athemlos an ihre Bruſt. Pauline weinte und ſchluchzte und konnte nicht ſprechen; aber ſie klammerte ſich mit ihren runden Armen um ſeinen Nacken und drückte ſein pochendes Herz feſt an das ihrige. „Gott im Himmel! Pauline, was fehlt Dir?“ rief Moritz. Da warf ſich das Mädchen auf die Raſenbank und drückte ſeine Hand an ihre Bruſt und ſprach unter tauſend Thränen: „Ach, Moritz! Du haſt einen reichen, großen Vater, und Pauline iſt nur ein armes Mädchen. Ach! ſie werden Dich abholen und werden Paulinen nicht mitnehmen, und wenn Du einmal wieder hierher kommſt, ſo wirſt Du in ſo einem prächtigen Wagen gefahren kommen, wirſt einen flimmernden Stern auf der Bruſt haben, ach! und Du wirſt mich armes Mädchen nicht mehr kennen.“

Moritz ſprach: „Höre, Pauline! weine nicht; der große Mann mit dem Stern hat mir auch nicht gefallen. Ich bleibe bei Dir, Dein Vater iſt auch mein Vater, und wenn ſie mich in die Stadt abholen und Dich nicht mitnehmen, ſo laufe ich davon.“ — „Ach, Moritz! das darfſt Du nicht,“ erwiederte Pauline, „weißt Du nicht, daß der reiche Herr Dein Vater iſt?“ — Moritz fühlte, daß ſie Recht hatte, er wollte ſeinen Schmerz unterdrücken, aber er vermochte es nicht, er fiel an ihre Bruſt und weinte wie ſie. Die Sonne ging unter und ſpiegelte ſich

in ihren Thränen, ach! ſie ahneten es nicht, daß das ganze Glück ihrer Jugend mit ihr unterging.

Moritz faßte ſich zuerſt wieder, er ſagte: „Komm, Pauline! laß uns wieder zu Hauſe gehen und ſei wieder froh. — Siehſt Du," fuhr er mit zitternder Simme fort, „die Menſchen mögen mit mir machen, was ſie wollen, ſie mögen mich von Dir wegführen, ſie mögen mir ſogar verbieten, an Dich zu ſchreiben; aber ſie können mir doch nicht verwehren, daß ich immer an Dich denke, und daß ich Dir ewig gut bleibe, und daß ich Dich für das Beſte halte, was auf der ganzen weiten Welt für mich da iſt. — Nein!" ſetzte er ſchluchzend hinzu, „das können ſie nicht! das ſollen ſie nicht! — und wenn ich größer werde, ſo will ich wiederkommen und will mit Dir leben bis an meinen Tod!" — Pauline küßte zitternd den lieben Mund, der ihr das Glück ihres Lebens zugeſichert hatte, und ſagte: „Glaube mir, Moritz! ich werde Dich ewig lieb haben, und wenn ich groß werde, will ich keinen Andern heirathen als Dich! — und damit Du ein Andenken haſt an die Stunde, wo ich Dir mein Wort gegeben habe, da nimm dies!" und zugleich band ſie die Korallenſchnure, die ſie um den Hals trug, ab und drückte ſie dem Jüngling in die Hand. Moritz fiel ihr um den Hals und riß ein ſeidenes Tuch aus ſeinem Buſen und gab es ihr. — „Es hat auf meinem Herzen gelegen, Pauline!" ſagte er, „nimm es und denke immer daran, daß unſere Herzen Eins ſind, und daß wir uns nicht verlaſſen wollen in Noth und Tod!"

Ein kalter Herbſtwind wehte durch die Wipfel des

Waldes und ſchüttelte die verwelkten Blätter herab; ſie hörten es nicht; in ihren Herzen war ein Frühling aufgegangen, der den Stürmen des Lebens trotzte, die Hoffnung trug ſie auf ihren Fittichen empor und zeigte ihnen hinter den Wolken der Zukunft ein Paradies voll Blumen und ſelige Tage voll Liebe. Langſam und ſchweigend gingen ſie wieder nach Hauſe. An der Gartenthür drückte Moritz noch einen brennenden Kuß auf Paulinens Lippen und ſagte leiſe: „Pauline, halte Wort!“ und lief dann, um ſeine rothgeweinten Augen zu verbergen, wieder auf die Wieſe hinaus.

Der Paſtor Liebmann ſprach während der Abendmahlzeit wenig; ſeine Frau hatte die Augen voll Thränen; Pauline kritzelte auf dem Teller, und Moritz ſah ſtill vor ſich hin und hatte nicht das Herz, Paulinen anzuſehen. Nach der Mahlzeit entfernten ſich die Paſtorin und Pauline; Liebmann ſetzte ſich in ſeinen Lehnſtuhl, rief Moritzen zu ſich und ſprach zu ihm, indem er ihm freundlich die Hand reichte: „Du biſt neun Jahre in meinem Hauſe geweſen, ich habe Dich aufwachſen ſehen vor meinen Augen, und habe Dich geliebt, wie mein eigenes Kind — jetzt iſt die Zeit gekommen, wo Du mich verlaſſen mußt. Du biſt vierzehn Jahre, und Dein Vater verlangt Dich, um Dir eine Erziehung zu geben, die Dich zu Deiner fernern Beſtimmung vorbereiten ſoll. Gehe muthig Deinem Schickſale entgegen, ſuche Dein Glück durch Deinen Kopf und Deine Talente zu machen; aber verſprich mir bei der Aſche Deiner verſtorbenen Mutter und bei den heiligen Lehren, die ich in Dein zartes Herz prägte, daß Du

es nie auf Koſten Deines Herzens ſuchen willſt." — Moritz küßte ſeine Hand und ſagte mit Thränen: „Ich verſpreche es!" — Liebmann fuhr fort: „Dieſe Nacht iſt die letzte, die Du in der Wohnung des ſtillen häuslichen Glücks und der ländlichen Unſchuld zubringſt; bald werden Dich Menſchen umgeben, die von dem Glücke eines ſo beſchränkten Lebens keine Begriffe haben; ſie werden Dich mit Deiner Herzlichkeit verſpotten, über Deine unſchuldigen Freuden lachen und Dir ſagen, daß Du im Geräuſche der Welt, in dem glänzenden Zirkel der Vornehmen das Glück ſuchen ſollſt, das für Deinen Stand beſtimmt iſt. Folge ihnen, ſo weit Du ihnen folgen kannſt; aber glaube nicht Alles, was ſie Dir ſagen werden. Das wahre Glück wohnt nur in der Beſchränktheit! Ein reines Herz verliert in den Umgebungen der Welt nur zu oft ſeine Reinheit und Unſchuld. Ein Leben voll Leidenſchaften iſt ein unglückliches Leben, und die wahre Ruhe wohnt nur in dem Schooße der Natur, in der einſamen Hütte des tugendhaften Menſchen."

Der Paſtor ſchwieg. — Moritz fiel weinend in ſeine Arme, verſprach ſeine Lehren durch ſein ganzes Leben zu befolgen, und erfuhr nun, daß morgen früh mit Sonnenaufgang ſeine Abreiſe beſtimmt ſei, daß ihn Liebmann auf das nächſte Gut bringen würde, wo ſich ſein Vater aufhielt, und daß er ihn nicht einmal Abſchied von der Paſtorin und Paulinen nehmen laſſen wollte.

Moritz ſprach kein Wort; ſo ſchnell hatte er die Abreiſe nicht vermuthet, und ohne Abſchied ſollte er ſich aus einem Hauſe entfernen, das die Wiege ſeiner Kindheit

geweſen war? — An der Bruſt ſeiner Pflegemutter ſollte er nicht noch einmal ſeinen Schmerz ausweinen dürfen? — Ach, und Pauline! —

Er ſchlich die Treppe hinauf nach ſeiner Kammer; „Es iſt das letzte Mal!“ dachte er, und ſein Herz klopfte heftig, und ſeine Thränen ſtrömten unaufhaltſam. Er riß das Fenſter auf, um Luft zu ſchöpfen; da ſtand der Mond voll und ſchön am dunkelblauen Himmel und beleuchtete das kleine, freundliche Gärtchen des Pfarrers und beſchien die ſtillen Gräber des Kirchhofs und die Familiengruft, wo der zinnerne Sarg mit der Aſche ſeiner Mutter ſtand. „Das Alles ſehe ich zum letzten Mal!“ rief Moritz aus. Er lag lange im Fenſter und blickte in die Nacht hinaus, und betete dann leiſe: „Schütze du mich, Geiſt meiner Mutter! Andenken Paulinens! erhalte mein Herz rein und gut.“ Er drückte die Korallenſchnur an ſeine Lippen, nahm dann ſeine Schreibtafel und ſchrieb:

„Pauline! wenn Du der Morgenſonne entgegenlachſt, habe ich ihr ſchon entgegengeweint! Du wirſt das Haus durchſuchen, aber mich wirſt Du nicht mehr finden; Du wirſt in den Garten eilen, aber mich wirſt Du da nicht mehr finden. — Ach, Pauline! Moritz iſt fort, aber ſein Herz iſt bei Dir geblieben. Wenn Du allein biſt, ſo ſprich mit mir; ich werde täglich mit Dir ſprechen. Du wirſt mich nicht hören, aber Gott wird mich hören, der das Verſprechen hörte, das Du mir gabſt. Weine nicht! — Ich werde bald ſchreiben, ſchreibe Du auch! Ich habe das Andenken, das Du mir gabſt, tauſendmal geküßt. Ach, Pauline! lege das Tuch, das ich Dir gab, auf Dein

Herz. O! warum bin ich an dem glücklichſten Tage meines Lebens ſo unglücklich geworden? — Bete für mich, Pauline! daß mir's wohl gehe unter den fremden Menſchen, und lebe Du glücklich an der Seite der guten Aeltern, und beſuche oft die Laube, die ich gepflanzt habe. Ach! ich kann nicht mehr — — — Lebe wohl!"

Leiſe ſchlich er ſich am andern Morgen, da kaum der Tag dämmerte, in Paulinens Kammer, legte das Briefchen in ihre Schreibtafel und ſchlich ſich eben ſo leiſe davon, um nicht die Mutter aufzuwecken, die an ihrer Seite ſchlief.

Der Graf Wido war von einem entfernten Geſandtſchaftspoſten in ſein Vaterland zurückgekehrt, um auf der Leiter der Fürſtengunſt höher zu ſteigen. Er war jetzt völlig ausgebildeter Weltmann, das heißt, er beſaß jene kalte Beſonnenheit, jene ſtrenge Selbſtbeherrſchung, jene ſcheinbare Biegſamkeit des Charakters, auf welche das mehr beneidete als beneidenswürdige Glück dieſer Menſchenklaſſe gebauet iſt. Er kannte nur ein Idol, Glanz, nur einen Wunſch, Einfluß, nur eine Sorge, beide zu verlieren; und da er die Geſchicklichkeit beſaß, alle Vorfälle des Lebens nach dieſen Zwecken zu berechnen, und ſich kein Bedenken machte, ſelbſt das, für den Menſchen Wichtigſte, ihnen unterzuordnen, ſo hatte er jeden Tag das Vergnügen, ſich ſeinen Lieblingswünſchen nähergerückt zu ſehen. Eine zweite Verheirathung mit der Gräfin von S.... hatte ihn mit der angeſehenſten Familie des Landes in Verbindung gebracht. Die Gräfin war jung,

ſchön, liebenswürdig, zwar eine Ausländerin, hatte aber, was ihr in den Augen des Grafen den vorzüglichſten Werth gab, einen Oheim, der das Herz des Fürſten beſaß und am Hofe die Rolle des Allvermögenden mit vielem Glücke ſpielte.

An ſeine erſte, wie er ſie jetzt nannte, romanhafte Ehe dachte der Graf ſelten, und nur Moritz erinnerte ihn zuweilen daran. Er glaubte, es ſei nun Zeit, den Jüngling aus dem Hauſe des würdigen Greiſes, der ihn erzogen hatte, abzurufen und ihm die Bildung zu geben, ohne welche, ſeiner Meinung nach, alle Weisheit des Kopfs und alle Güte des Herzens nur ein unnützer Fond war. Ein kleines, dürres Männchen, ein Franzoſe, war dazu beſtimmt, den Jüngling in die Myſterien der Welt einzuweihen, und die Vorausſetzung der Gelehrigkeit ſeines Sohnes, ſo wie das Zutrauen auf die Talente des Lehrers, ließen den Grafen hoffen, daß die Verwandlung ſchnell und ohne Schwierigkeit vor ſich gehen werde. Noch hatte der feine Weltmann die Erfahrung nicht gemacht, daß die unverdorbene Jugend oft alle, ſelbſt die künſtlichſten Plane vereitelt, und daß mancher eisgraue Staatsintriguant, der Hofmenſchen wie Gliederpuppen zu drehen gewohnt war, beſchämt vor der kühnen Energie eines reinen und großen Herzens daſtehen und alle Plane, es ſeinem Joche zu unterwerfen, aufgeben mußte.

Moritz hatte keine ſolche Erziehung erhalten, wie unſer, an Charlatanerien ſo reiches Zeitalter in hundert abgeſchmackten Büchern die Anweiſung dazu giebt, das heißt, die Lehren der Tugend waren ihm nicht künſtlich beigebracht

worden, sondern ein edles Beispiel hatte alles Große, Schöne und Heilige in sein Wesen übergehen lassen und es zur nothwendigen Bedingung seines Seins gemacht. Sein Pflegevater glaubte, Wissenschaften und Künste zu lehren, möge es Methoden geben, an deren Ausbreitung und Verfeinerung unsere Pädagogen ihren Scharfsinn üben können, aber ein frommes, edles Herz zu bilden, gebe es nur eine Methode — die Nähe eines frommen, edlen Herzens; und diese Bildung tief in das innerste Wesen, gleichsam in den Quell des Lebens einwurzeln zu lassen, gebe es nur ein Mittel — die Religion.

Ach! daß eine wahnsinnige Aufklärung diesen Stützpunkt des Lebens unsern zarten Kindern entrissen hat! Daß ein elendes Wortgewäsch alles Große aus ihren Herzen wegschwemmte, alles Tiefe in ihrer Seele vernichtete, und an deren Stelle einen lächerlichen Stolz ohne Kraft, viel widerstreitende Wünsche ohne einen Friedensvermittler gab! —

Moritz kam als ein Fremdling in seines Vaters Haus. Durch Liebe wäre er einheimisch geworden, aber Liebe war selbst darin Fremdling. Kalte Höflichkeit, Manieren, leicht für Den, der sie sich zu eigen gemacht hat, drückend für Jeden, dem sie unbekannt sind, vertraten hier die Stelle des Frohsinns und der Herzlichkeit, an die er im Hause seines Erziehers gewöhnt war. Er galt für einfältig, weil er schüchtern war, für verschlossen, weil er wenig sprach, für kindisch, weil er an Kleinigkeiten Vergnügen fand, die man hier vernehm verachtete. Das kleine, dürre Männchen fand seine Eitelkeit nicht befriedigt und ward ihm gram.

Der Vater nahm eine ſtrenge Miene gegen ihn an; das kränkte ihn. Seine Stiefmutter machte ihn oft zum Gegenſtande ihres Spottes; das erbitterte ihn. Seine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften waren über Erwartung; aber das Gelernte in Geſellſchaften anzubringen, ſeinem Vater Glückwünſche und ſich ſelbſt kleine Triumphe dadurch zu bereiten, verſtand er nicht. Seine Beſcheidenheit ſagte ihm, daß dieſe Eitelkeit in Geſellſchaft von Männern, die über ihm waren, lächerlich ſei, und ſein gutes Herz konnte es nicht über ſich bringen, Andere, die unter ihm waren, durch dieſe Auszeichnung zu beſchämen.

Aber eine ſolche Beſcheidenheit iſt nicht auf den Effekt berechnet, der nothwendig iſt, um auf die Schwachheit Anderer ſein Glück zu bauen, und faſt ſcheint es, man müſſe auf den Rang Verzicht leiſten, den die äußere Welt ertheilt, wenn man auf den höhern Anſpruch machen will, den die innere giebt. Die alte Mythe von Herkules am Scheidewege findet in dem Leben jedes Jünglings von Energie ihre Anwendung. Nie liegen die Extreme näher als in dieſem kritiſchen Augenblicke. Entweder der Jüngling umfaßt die neuen Gegenſtände mit leidenſchaftlichem Eifer, folgt dem Rufe der Ehre, der Schmeichelei, ſeiner Eitelkeit und vergißt die Lehren, welche fromme Weisheit ſeiner Jugend einprägte; oder er hält feſt an dem, was er beſitzt, aber ein bitterer Groll gegen die Nichtswürdigkeiten, die zum Beſitz aller Glücksgüter dieſer Erde führen, nimmt in ſeinem Herzen Platz und verdrängt die Liebe, ohne welche keine Tugend ſchön iſt.

Auch Moritz würde unvermeidlich auf eines dieſer

Extreme gefallen ſein, wenn ihn nicht das Andenken an Paulinen davor geſichert hätte. Das Bild dieſer engelreinen Unſchuld erfüllte ſein Gemüth. Wie ein Genius, der den Kranz der Belohnung in ſeiner Hand hält, ſtand ſie an der Seite des Greiſes, der ihn erzogen hatte. Durch ſeine frommen Lehren waren ihre Herzen vereinigt, er hatte ihr geſchworen, dieſe Lehren treu und rein in ſeiner Bruſt zu bewahren, und es war kein Verdienſt, daß er dieſen Schwur hielt, er konnte ihn nicht brechen. Ohne Vertrauten, wie er war, war Gott und ihr Geiſt der einzige Vertraute, dem er das Innerſte ſeines Herzens aufſchloß, ſeinen Kummer mittheilte, ſeine kleinen Freuden erzählte. Er ſchrieb täglich an ſie, ohne zu wiſſen, wenn und wie dieſe Briefe vor ihre Augen kommen würden; aber es war ihm, als verſtände er nur dann ſein eignes Herz, wenn er es ihr öffnete. Hier ſind einige Bruchſtücke aus dieſen Briefen.

„Wie es mir geht, Pauline? Ich will nicht klagen, aber ich fühle es, ich gefalle Niemand — und mir? mir gefallen nur Wenige. Mein Vater hat große Dinge mit mir vor, und ich bin zu allen ſehr ungeſchickt. Noch heute entwarf er mir ein Gemälde meiner Zukunft. Es ſollte mich reizen, aber es ſchlug mich nieder. Ein ganzes Leben voll Entbehrung und Mühe wird kaum hinreichen, mich dahin zu bringen; ach! und ich bin ſo ſchwach, daß ein einziger mühevoller Tag mich abmattet! Wie glücklich biſt Du! Du denkſt nur an die Stunde, die Dich umgiebt, an das Lächeln, das um Deines Vaters Lippen ſchwebt, an die Blumen, die in Deinem Garten aufgebrochen ſind.

Sonſt war ich auch ſo. Jetzt muß ich immer in eine freudenleere, mühſame Zukunft hinausſehen. Jeden Tag, ſagt mein Vater, ſoll ich nur als eine Stufe anſehen, die mich weiter bringt, jedes Jahr als eine Reihe Stufen, und das immer ſo fort. Was denkſt Du, Pauline? Ich muß Dir geſtehen, es kommt mir recht lächerlich vor, daß man immer Treppen ſteigen ſoll. Daß man ſie ſteigt, um in ein anderes Zimmer zu kommen, begreife ich wohl, daß man einen Berg hinaufklettert, um eine ſchöne Ausſicht zu haben — haben wir das nicht oft gethan? Aber ein ewiges Steigen und ein ewiges Klettern — es kommt mir doch ſeltſam vor.

„Meine neue Mutter iſt recht ſchön und, ich glaube, auch recht gut, aber ich habe kein Herz zu ihr. Weißt Du, warum? Sie hat Alles in ihrer Gewalt, ihre Freude, ihren Kummer, ihre Launen, ihre Liebe. Sie geht mit den Menſchen um, nicht, wie ſie muß, ſondern wie ſie will, und da denke ich, es kann nichts aus dem Herzen kommen, ſonſt wär' es unmöglich; das macht mich mißtrauiſch und furchtſam. Sie lächelt mich oft an, es ſieht recht liebreich aus, aber es ſind nur ihre Lippen, die ſich zuſammenziehen, um mir ein Almoſen zu geben. Manchmal lacht ſie auch recht bitter über mich, und dann thut es mir weh', daß ich ſie Mutter nennen muß.

„Am widerwärtigſten iſt mir der Menſch, der mich unterrichtet. Ich thue ihm vielleicht Unrecht, aber kann ich dafür, daß ich ihn immer mit Deinem Vater vergleichen muß? Ich lerne viel und werde klug, aber das iſt's auch Alles. Für mein Gedächtniß nur zu viel, für mich

ſelbſt wenig oder nichts. Wenn uns Dein Vater unterrichtete, wie fühlten wir ſo lebendig, daß Alles aus tiefer Seele emporſtieg — ſeine Liebe zu uns — wie machte die uns Alles ſo lieb, was er lehrte, ſeine heitere, herrliche Miene, ſeine nachſichtsvolle Freundlichkeit — gegen die ſchönen ſchnellen Worte meines Franzoſen! Er verſichert mir in jeder Stunde, ich müßte mich glücklich preiſen, ihn zum Lehrer zu haben. Ich habe es, trotz ſeiner Verſicherung, noch nicht gethan.

„Ich bin fremd, Pauline, überall fremd und werde es am Ende mir ſelbſt werden. Ich muß den ganzen Tag, Gott weiß wie vielerlei, denken, thun, lernen, daß ich nicht zu mir ſelbſt komme. Aber Abends ſpät, o wie herrlich! da bin ich allein, ganz allein! Du haſt keinen Begriff davon, was das ſagen will: Allein ſein! Da hab' ich heute lange am Fenſter gelegen und in die ſchöne ſternenklare Nacht hinausgeſehen. Zum erſten Male fühlte ich mich wieder einheimiſch. Es war der alte bekannte Himmel, der ſich über mir wölbte, die alten freundlichen Sterne, die mir zuwinkten. Ach, dort oben iſt Alles unveränderlich und feſt, und nur hier unten iſt Alles ſo durch einander, ſo unruhig wechſelnd! Weißt Du, wie uns der Vater die glänzenden Welten kennen lehrte? Ich hielt Deine Hand in der meinigen und fühlte, wie Du zitterteſt, und mein Herz klopfte hoch auf vor Freude, daß mir nun begreiflich ſchien, was ich ſonſt nicht begreifen konnte, Gott und die Ewigkeit! Und da der Vater ſagte: die Erde wäre ein unbedeutender Punkt gegen das Ganze, und nur deßwegen hochzuſchätzen, weil

uns von ihr aus ein Blick in das unermeßliche Gottesreich vergönnt sei, da fühlte ich recht lebendig, daß meine Seele bei Gott war, und doch hatte ich auch die Erde lieb, von der ich seine heilige Pracht bewunderte. Gerade wie damals stand das Siebengestirn in Osten. Aus dem Hause Deines Vaters gesehen, stand es gerade über der Kapelle, wo meine gute Mutter begraben liegt. Dein Vater meinte, es wären vielleicht glückselige Inseln, die unter einander in freundschaftlicher Verbindung ständen. Ach, Pauline! wie das Alles wieder so frisch in meiner Seele erwachte! — Mein Vater sagt: ich hätte gar kein Genie, mich emporzuschwingen. Ich will höher als er, nur auf eine andere Höhe!

„Verschlossen wär' ich? kannst Du es glauben, meine Pauline? Ich glaube es selbst kaum, und doch ist es wahr! Wie soll ich offen sein, wenn sich mir alle Herzen verschließen? Ich hing so gerne mit kindlicher Liebe an den Menschen, denen ich nun einmal angehöre, aber sie geben mir kalte Lehren statt warmer Liebe, und das ist ein schlechter Tausch! Alles ist Manier, Zwang, erlernte Worte, und ich soll mich auch darein finden, aber es geht nicht! Wie das Wort aus dem Herzen quillt, so ist es wahr und schön; aber die Phrasen, die diese Menschen im Munde führen, verderben Alles! — und am Ende, was ist's denn? Soll ich sie lernen, daß sie sagen, ich bin wie sie, und mich deßwegen loben?

„Heute hab' ich einen schönen Augenblick gehabt, Pauline! Ich habe in meines Vaters Herz gesehen, und er ist mir um Vieles werther geworden. Höre nur. Zu-

fällig kam ich nach dem Frühstück in das Schlafzimmer meiner Stiefmutter. Noch war ich nie darin gewesen. Ich sah mich neugierig um. Es war Alles prächtig, aber himmlisch schön. Ihrem Bette gegenüber hing ein Gemälde. Ein seidener Vorhang bedeckte es zur Hälfte. Du kennst meine Liebhaberei an Bildern, die ich schon als Knabe hatte. Mit kindischer Neugier sprang ich auf den Stuhl und zog den Vorhang auf. Es war eine Maria mit dem Jesuskinde. Ach, Pauline, welch ein redliches, unschuldiges, stilles Angesicht! so hoch und so demüthig, so verklärt und so menschlich, so voll Ernst und so voll Liebe! Wie selig mußte der Mensch sein, dem zuerst ein solches Bild vor die Seele trat! — Mein Vater kam dazu. „„Die Mutter Gottes,"" sagte er, „„von ...."" Ich habe den Namen nicht behalten, denn was kümmert er mich? Aber ich weiß nicht, wie mich das Wort Mutter so tief erschütterte. „„Mutter?"" rief ich; „„ach, wer sich an ein Mutterherz wenden kann, der ist nicht verlassen!"" Mein Vater sah mich ernsthaft an. Die Thränen stürzten mir aus den Augen. Er schloß mich in seine Arme. Es war das erste Mal, Pauline, daß ich an meines Vaters Brust lag! — „„Das Bild,"" sagte mein Vater, „„hat Aehnlichkeit mit Deiner verstorbenen Mutter."" — Ich drückte sprachlos mein Herz an das seinige. Er fühlte, was ich dachte. Ich sah eine Thräne in seinen Augen schwimmen. Pauline! diese Thräne kam aus seinem Herzen!

„Wie sich doch wichtige Dinge an kleine Begeb-

heiten ketten! Der Vorfall mit dem Bilde hat auf einmal meine alte Luſt an dem Zeichnen wieder lebendig gemacht. Bisher war ſie eingeſchlafen, wie ſo Vieles, was in der ſchönen, alten, vergangenen Zeit mein Herz erhob. Lache nicht, daß ich das wichtig nenne, für mich iſt es doch ſo. Ich habe doch nun Etwas, woran ich meine Freude habe, und das iſt für mich Einſamen viel! Ich bat meinen Vater, mir einen Lehrer zu halten. Es war meine erſte Bitte, und er gewährte ſie mir. Nun ſtehle ich jede Stunde ab, um mich zu üben. Das Schwerſte wird mir leicht, das Mühſamſte vollbringe ich freudig, weil ich es gern thue. Das iſt doch Etwas, was ich für mich ſelbſt lerne, das Andere lerne ich nur, weil man ſagt, ich müſſe es lernen. Ich bin jetzt heiterer, ruhiger, auch mein Vater iſt zufriedener mit mir, denn mein Zeichnenmeiſter hat mich gelobt. Der erſte Menſch, Pauline, der in dieſem Hauſe gut von mir geſprochen hat.

„Ich ſtehe mit Allen jetzt auf einem beſſern Fuß, als ehedem. Meine Stiefmutter findet Gefallen an meinen Zeichnungen. Der Vater nennt es zwar Spielerei, aber ich ſehe es ihm an, wie er ſich freuet, wenn fremde Leute meine kleinen Arbeiten billigen. Nur mein Franzoſe ſpöttelt darüber und nennt es Zeitverderb. Je nun, mag er! Seine Zeit verderb' ich ja nicht damit, und kann das Zeitverderb ſein, was mir glückliche Stunden und Zufriedenheit mit mir ſelbſt giebt? Und Spielerei, wie es mein Vater nennt, iſt es gewiß auch nicht. Die herrliche Kunſt, die mich ein ſchönes Bild, das ſchnell vor meiner Seele vorbeieilt, feſtzuhalten und zu meinem

und Anderer Genuß darzustellen lehrt, sollte Spielerei sein? Muß ich nicht mühsam fremde Sprachen lernen? und enthält nicht diese Kunst die Sprache, die allen Völkern verständlich ist? Freilich sagt mein Vater, jeder Schritt, der mich nicht zu meinem Zwecke führe, sei verloren; aber er nennt das meinen Zweck, was nur der seinige ist." —

Der Graf Wido, der, wie alle gewöhnlichen Erzieher, aus seinem Sohne nur eine wenig veränderte Kopie seines eigenen Ichs zu machen suchte, glaubte diesen Zweck am besten zu erreichen, wenn er der Lieblingsneigung des Jünglings nachgäbe. Er ließ ihn zeichnen, lobte seine Arbeiten, und glaubte, die Eitelkeit — er nannte es Ehrliebe — des Jünglings würde, wenn sie einmal rege gemacht worden wäre, ihm zur Ausführung seiner Plane von selbst die Hand bieten. Eine Maxime, die in unserer methodischen Erziehung am häufigsten angewandt wird, und auf deren Rechnung man billig die größte Hälfte der Thorheiten setzen sollte, welche unser Zeitalter vor den früheren auszeichnen. Auch würde sie wahrscheinlich gelungen sein, wenn Moritz nicht durch den schnellen Uebergang aus seiner jugendlichen Unbefangenheit zu dem Zwange des konventionellen Lebens eine Reife des Geistes erhalten hätte, die über sein Alter war.

Es war nicht Sucht, zu glänzen, was ihm die Kunst lieb machte — es war Bedürfniß, Etwas darzustellen, was mit seiner Seele verwandt und aus seinem Herzen entsprungen war. Ein Bedürfniß, das er in diesen Umgebungen lebhafter als je fühlte. Es war nicht Eitelkeit,

was ihn froh machte, wenn man seine Arbeiten lobte, es war die reine Freude, die ein edles Herz empfindet, wenn es sich verwandt mit andern Menschen fühlt, wenn es gewahr wird, daß auch in einer fremden Brust das Feuer brennt, das mit lichter Flamme in seinem eignen Innern lodert. Er würde die Kunst geliebt haben, auch wenn er selbst kein Talent zu irgend einer Gattung derselben gehabt hätte, denn sie galt ihm als Verbindungsmittel in der äußeren Welt, zwischen ihm und solchen Menschen, welche außerdem keinen Berührungspunkt für ihn hatten, so wie es die Religion in einem höhern und heiligern Sinne in der innern Welt war.

Ein Jüngling, der von solchen Gefühlen geleitet wird, ist für die Eitelkeit des Ranges, des Ansehens, des Einflusses wenig empfänglich. Er hat das aus seiner Jugend in das Leben hinübergerettet, was bei den meisten Menschen verloren geht — das kindlich gute, allen schönen Eindrücken offene Herz! Und ein solches übersieht die Ungleichheiten in der bürgerlichen Welt und kennt nur die Gleichheit im Reiche Gottes und im Reiche des Schönen.

Die scheinbar gütige Behandlung, die man ihm erzeigte, machte oft den Wunsch in dem Jünglinge rege, daß es ihm gelingen möchte, die Erwartungen des Vaters zu erfüllen. Manchmal war es ihm, als sei es nur um eine kleine Veränderung in seinem Aeußern zu thun, er brauche sich nur in den Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens einem Zwange zu unterwerfen, der ihm zwar lästig, aber für seine bessere Existenz nicht gefährlich schien. Und dann kam es ihm oft wieder vor, als sei es unmöglich,

als müsse er von Allem, was ihm werth sei, von seinem eigenen bessern Selbst auf ewig Abschied nehmen, wenn er denen ähnlich werden wollte, die man ihm zum Muster aufstellte.

In diesen fruchtlosen Bemühungen waren mehrere Jahre verstrichen, und die Zeit, wo Moritz in dem Sinne handeln sollte, welchen ihm der Vater durch seine Erziehung beizubringen gesucht hatte, rückte heran. Bis jetzt hatte sich der feine Weltmann mit derselben Behutsamkeit, die er gegen Fremde beobachtete, auch gegen seinen Sohn benommen. Der Graf war gewohnt, sich nur errathen zu lassen, und wenn der Jüngling auch den zweideutigen Charakter seines Vaters ahnete, so kannte er ihn doch nicht gewiß, und überredete sich oft, daß er irrte. Aber einige bittere Erfahrungen vernichteten diese Täuschung.

Moritz blieb sich in seinem Betragen gegen die Menschen, die ihn umgaben, gleich. Wem er gut war, mit wem er in kleineren Zirkeln vertraut und fröhlich umgegangen war, dem nahte er sich in größern mit derselben Vertraulichkeit und Offenheit. Wer ihm zuwider war, erhielt wenige Worte, und waren diese höflich, so glaubte er Alles gethan zu haben, was man von ihm fordern könne. Daß man in den Versammlungen der großen Welt nicht auf den Menschen selbst, sondern nur auf den Platz sieht, den er einnimmt, und auf die Rolle, die er spielt — davon wußte sein edles Herz nichts. Daß man die ungereimteste Meinung mit Lächeln anhören, der unverschämtesten Medisance, selbst über Menschen, die man werthschätzt, Beifall geben, über Nichts Worte machen

und vom Wichtigen ſchweigen müßte — war ihm nie eingefallen. Er hatte einigemal die Augen der ganzen Geſellſchaft auf ſich gezogen, weil er gewiſſen Leuten widerſprach, die bei gewiſſen Leuten Orakel waren. Er hatte mehrmals die Unvorſichtigkeit begangen, Urtheile laut werden zu laſſen, die man ihm für Verbrechen anrechnete, weil ſie wahr waren.

Dieſe Verſtöße beſtimmten endlich den Vater, mit ſeinen Lehren offener herauszugehen.

„Was glaubſt Du wohl," fragte er eines Abends, „was der Zweck der Geſellſchaften iſt?"

„Sich zu erheitern, zu zerſtreuen," antwortete Moritz, „durch Gedankentauſch zu belehren und belehrt zu werden, den engen Kreis ſeines Lebens dadurch zu erweitern, daß man ſich in den Kreis eines Andern verſetzt."

„Wohl," fuhr der Vater fort; „wie aber, wenn es Geſellſchaften gäbe, wo weder Heiterung noch Zerſtreuung zu finden wäre, wo der Umtauſch der Gedanken ſogar gefährlich werden könnte? Welchen Zweck würdeſt Du Dir bei ſolchen Geſellſchaften denken?"

„Das ſind keine Geſellſchaften!" erwiederte Moritz ſchnell.

„Laß uns nicht über Worte ſtreiten. Sie nennen ſich ſo, ſie haben das Aeußere mit allen Geſellſchaften gemein, unſer Stand macht es nothwendig, ſie zu beſuchen."

„Sollte die Nothwendigkeit da ſein, von der ich mich freilich ſchwer überzeugen kann, ſo wird es mir noch

schwerer werden, einen vernünftigen Grund zu finden, warum man sie besucht. Denn sehen, dulden und schweigen kann wohl schwerlich ein vernünftiger Grund sein."

„Also hältst Du die Gelegenheit, Menschen zu beobachten, ihre Verbindungen kennen zu lernen, ihre Plane zu errathen, ihre Schwächen zu durchschauen, für Nichts?"

„O ja! bei Menschen, die der Mühe dieses Beobachtens werth sind."

„Was im Allgemeinen keinen Werth hat, kann oft für Dich den bedeutendsten haben. Du willst Dich emporschwingen, diese Menschen wollen es auch ..."

„Sie wollen Geld haben," fiel Moritz ein, „sie wollen Ehrenstellen erlangen, die der Fürst vergiebt — aber sich emporschwingen? Nein, Vater, das wollen sie nicht!"

„Unterbrich mich nicht mit Aeußerungen einer kindischen, für diese Welt wenig passenden Weisheit. Die Erfahrungen des Lebens widerlegen sie, und sie zerfallen in das, was sie sind — in Nichts!"

„O, dieses Nichts!" sagte Moritz und legte die rechte Hand auf sein Herz und blickte mit feuchtem Auge empor.

— „Du willst Dich emporschwingen," fuhr der Vater mit finsterer Miene fort, „diese Menschen wollen es auch. In dieser Beziehung stehen sie also feindselig Dir gegenüber, sie beobachten Dich, wie Du sie beobachtest, sie verstellen sich, wie Du Dich verstellst, sie wollen auf Deine Kosten empor, Du auf die ihrigen. Der Geschicktere siegt. Deine Schultern wollten sie haben, um höher

zu ſteigen, Du zwingſt ſie, daß ſie Dir ihre leihen. O mein Sohn, die Kunſt, in der Welt ſein Glück zu machen, iſt ſchwerer, als Du und Deine Philoſophen glauben, aber ihre Triumphe ſind reeller und wirken, wenn auch der Vater todt iſt, noch auf die Kinder und Kindeskinder fort.

Moritz ſchwieg.

„Lerne alſo," ſagte der Vater, „über Dich wachen. Verſäume keine Gelegenheit, wo Du die Gunſt eines Menſchen erwerben kannſt, ohne die Gewogenheit eines Höhern zu verlieren. Meinungen, die man äußert, und Urtheile, die man ausſpricht, ſind Samenkörner, die emporwachſen. Streue ſie nie aus, wenn es nicht Dein Zweck unumgänglich erfordert. Hüte Dich vor Allem, einen beſtimmten Charakter zu zeigen. Haben mußt Du ihn, und zwar einen feſtern, als ihn Deine idealiſchen Träume möglich halten, aber zeigen — darfſt Du ihn nie. Unbeſtimmtheit gefällt, Jeder glaubt ſie zu ſeinem Vortheile lenken zu können, aber ein feſter Sinn iſt ein Fels, an dem die Welle ſich bricht und den der kluge Schiffer vermeidet. Unter einem bedeutungsloſen Anſehen gelingt Vieles. Gegen Den, der ſeine Wichtigkeit äußert, verbindet ſich Alles. Laß alſo auch Deine Eitelkeit nie laut werden, wenn Deine Bemühungen glücken und Deine Plane gelingen. Dein Weg iſt weit, und Eine glücklich zurückgelegte Station bürgt nicht für den guten Ausgang der Reiſe. Frühzeitige Triumphe beſtrafen ſich hart. Aber die Zeit kommt — greif' ihr nicht zuvor — wo Du unter dem Auge des Fürſten, dem Du unent-

behrlich geworden bist, und in der Nähe des Throns auf das Treiben, Drängen und Planemachen, das nun unter Dir ist, mit der Freude herabsiehst, die jedes gelungene Unternehmen belohnt."

„O mein Vater," sagte Moritz mit unterdrückter Stimme, „ich habe schon als Knabe zu einem höhern Throne emporgesehen, zu dem man nur mit einem edeln Gemüthe und einem reinen, redlichen Herzen sich nahen kann. Vor diesem Throne möchte ich einigen Werth haben; aber der Weg, den ich betreten soll, führt nicht dahin!"

„Und auf die Meinung der Menschen," erwiederte der Graf etwas heftig, „glaubst Du gar keinen Werth legen zu dürfen?"

„O ja, mein Vater!" sagte Moritz bittend, „nur nicht auf die Meinung dieser Menschen."

„Ich gehöre auch mit zu diesen," sagte der Graf mit sichtbarer Empfindlichkeit und verließ das Zimmer.

„Ich nicht!" seufzte Moritz und stand mit gefalteten Händen und niedergesenktem Haupte da. Er trat ans Fenster — da war's ihm, als blickten ihn alle Sterne an und fragten ihn: „Bleibst Du uns treu?"

Der Jüngling legte seine Hand auf sein Herz und sagte mit stiller Begeisterung: „Ich bleibe euch treu!"

Seit dieser Unterredung besuchte Moritz nur gezwungen die Gesellschaften, die ihm der Vater nur zu wahr geschildert hatte. Er war still, in sich gekehrt, mißtrauisch

gegen Alle geworden. In der freundlichſten Miene, die ſich ihm näherte, ſah er verſteckte Schlauheit, ihn zu ergründen, und je lebhafter er fühlte, daß das, was ſein Herz erhob, von dieſen Menſchen weder verſtanden noch geſchätzt werden konnte, deſto ſorgfältiger wachte er, es nicht durch Mittheilung an Unwürdige zu entweihen. Aber mit doppelter Wärme hing er jetzt der Kunſt an. In ihr nur fand er das Unſchuldige, Reine und Erhabene verſinnlicht, was in ſeiner Bruſt lebte. Er fühlte jetzt, daß es wahr ſei, wenn man ſagt, das Leben des Künſtlers ſei eine verlängerte Kindheit. Und gewiß, wenn die Menſchen das Paradies verloren haben, ſo hat der Künſtler davon noch Rückerinnerungen behalten, die er in Formen, Tönen und Worten darzuſtellen ſucht.

Das Einzige ſchien ihm unbegreiflich, wie Menſchen von der höchſten Verbildung noch an der Kunſt Geſchmack finden könnten. Der Jüngling kannte den unwürdigen Gebrauch noch nicht, den Menſchen, die Alles erniedrigen, auch von der heiligen Kunſt machen. Er wußte nicht, daß man Gefallen daran finden kann, ohne davon ergriffen zu werden, er glaubte nicht, daß man das Sinnliche an ihr nur auffaſſen und von dem Hohen, deſſen Gewand ſie iſt, keine Ahnung haben könne.

In dieſer Zeit ſtarb der Oheim ſeiner Stiefmutter. Er war der Polarſtern geweſen, um den ſich der Hof drehte, während eine zerrüttete Geſundheit und ein freudenloſes Alter ihm ſelbſt allen Lebensgenuß verbittert hatten. Die letzte Rolle, mit welcher die Höflinge unſerer Zeit abzutreten gewohnt ſind, iſt die Rolle eines Philoſophen.

Auch er hatte sie versucht, aber sie war ohne Vergleich schlechter ausgefallen als alle, die er Zeit seines Lebens gespielt hatte.

Nur ein großes, mit dem ewigen Schicksale vertrautes Herz vermag an der Schwelle noch aufrecht zu stehen, wo alle Eitelkeit in Nichts zerfällt, wo alles Streben für diese Welt zwecklos und klein erscheint, und umsonst bemüht sich ein kleiner Mensch, eine Kraft zu erheucheln, die seinem Herzen von jeher fremd war.

Mit der Trostlosigkeit eines Mannes, der sich von Allem verlassen sieht, nur nicht von dem peinigenden Gedanken an ein ewiges Sein, mit der Schwäche, die nicht einmal den Muth hat, sich zu einem erbarmenden Gott zu erheben, war der Mann von der Welt abgetreten, den die Welt so hoch geachtet hatte. Seine Feinde, die mit der Larve des Mitleids auf seine letzten Athemzüge gelauert hatten, legten nun ihre Masken ab. Des wenigen Guten, was er gethan hatte, ward nicht erwähnt, aber tausend Zungen waren bereit, alle die schlechten Mittel aufzuzählen, deren er sich zu seinem Emporschwingen bedient, alle die Ungerechtigkeiten mit grellen Farben zu malen, die er während seines Einflusses sich erlaubt hatte. Dieselben Menschen, die am tiefsten sich vor ihm gebückt, am eifrigsten ihm geschmeichelt, ihm allein ihr sogenanntes Glück zu verdanken hatten, beschimpften jetzt am lautesten seine Asche. Unter ihnen war auch der Graf, ungeachtet er überzeugt war, daß der Verstorbene einen bessern Nachruf verdiene; aber er sah, daß man nur dadurch dem Verdacht entgehen könne, an Ungerechtigkeiten, die nun einmal

laut geworden waren, Antheil genommen zu haben, und daß es für seinen Zweck in jeder Rücksicht vortheilhafter war, in die allgemeine Meinung einzustimmen.

So klein werden die Menschen, die sich an der sogenannten Weltehre gängeln lassen, daß ihnen aller Muth erstirbt, ihre Ueberzeugung zu bekennen, wenn sie der Meinung der Menge entgegen ist.

Moritz sah es und schauderte. Oft hatte man ihm den Mann zum Muster aufgestellt, über den jetzt Jeder ungescheut in Verwünschungen und Klagen ausbrach. Der Entschluß, irgend eine Gelegenheit zu ergreifen, um dieses Leben zu verlassen und sich in eine glückliche Eingezogenheit zu retten, hatte oft, wiewohl nur dunkel, vor seiner Seele gestanden, jetzt ward es ihm klar, daß es sogar Pflicht sei, ihn zu ergreifen. Der Vater hatte schon den Plan zu seiner Anstellung entworfen. Er sollte dem Fürsten zu einer Hofcharge vorgestellt werden. Die Zeit drängte. Er fühlte Muth in sich, Alles zu wagen. Schon war der Tag bestimmt, wo er zu seinem Pflegevater reisen, den Rath und Segen dieses würdigen Greises sich erbitten und von Paulinen einen längern Abschied nehmen wollte, als er folgenden Brief von ihr erhielt:

„Weine, Moritz! unser Vater und Freund hat uns verlassen. Nach einem thätigen und segensvollen Leben ist er zu einem größern und heiligern Wirkungskreise abgerufen worden. Er ist von uns gegangen wie ein Engel Gottes, der seinen reichen Segen zurückläßt. Er hat auch Deiner gedacht und Dich gesegnet. O hättest Du gesehen, mit welcher seligen Heiterkeit er dem letzten Augenblicke ent-

gegensah, mit welcher heldenmüthigen Zuversicht sein sterbendes Herz erfüllt war! — Seit einigen Monaten fühlte er eine ungewöhnliche Schwäche. Er nahm sie als Vorboten seines Todes und sprach mit heiterer Ergebung, oft sogar mit einer göttlichen Freudigkeit von seinem nahen Ende. Nur wenige Tage vor seinem Tode ward er bettlägerig. Seine Freunde — Du kennst die auserlesene Zahl, die er mit diesem ehrenwerthen Namen belegte — verließen ihn fast nie. Wir weinten, er tröstete uns. Wir waren verzagt, nur er allein war stark. Am dritten Abend schien er sich zu bessern. Wir waren vom Wachen erschöpft. Er hieß uns zur Ruhe gehen, und wir verließen ihn in der Hoffnung, ihn am Morgen gestärkter zu finden. Die Mutter war allein bei ihm geblieben. Er faßte ihre Hand und sagte: „„Meiner Augenblicke sind nur noch wenige, und ich fühle es, mein Leben wird still und schmerzenlos endigen.““ Die Mutter blickte gen Himmel, und da sie wieder auf meinen Vater herabsah, war er schon verschieden. — O Moritz! so brach das Herz, das uns so zärtlich liebte! Weine ihm eine dankbare Thräne und folge seinen Lehren, sie nur allein sind der Weg zu einem solchen Tode!“

Moritz zerfloß in Thränen. Das Bild seines Pflegevaters hing, von ihm selbst gemalt, über seinem Arbeitstische. Er nahm es herab, bedeckte es mit seinen Küssen, drückte es an sein Herz. „Deine Lehren,“ rief er, „führen zu einem solchen Ende!“

Jedermann würde den Schmerz des Jünglings geehrt haben, auch sein Vater, wäre nicht zum Unglück gerade

der heutige Tag bestimmt gewesen, Moritz dem Fürsten vorstellen zu lassen.

Moritz bat um Schonung; der Graf zuckte die Achseln, sprach von der Nothwendigkeit, sein Herz, selbst in den edelsten Aufwallungen, zu beherrschen, seinen Schmerz zu bekämpfen; bedauerte selbst, daß die unangenehme Nachricht gerade zu so ungelegener Zeit gekommen wäre, bedeutete ihm aber ganz ernstlich, daß er heute alle seine Kräfte aufbieten müsse, um bei dem Fürsten einen günstigen Eindruck zu hinterlassen. „Heute muß Alles schweigen," sagte er, „was nicht auf die ehrenvolle Laufbahn Beziehung hat, die Du anzutreten im Begriff stehst. Die großen Beispiele Deiner Vorfahren müssen allein vor Deinen Augen stehen, Dich ihrer würdig zu machen, muß Dein einziges Bestreben sein. Es ist heute der wichtigste Tag Deines Lebens, denn an den ersten Schritt reihen sich alle f[illegible]ende."

„Er ist es, ich fühle es auch!" sagte endlich Moritz kalt, kleidete sich an und eilte aufs Schloß.

Alle Beklommenheit, alle Angst, die er sonst empfunden hatte, wenn er die großen, breiten Stufen hinaufstieg, war jetzt verschwunden. Er kam von dem Sterbebette eines der edelsten Menschen, was sind da die Fürsten der Erde?

Er ward vorgestellt. Man hatte dem Fürsten von dem Sonderlinge erzählt, man hatte sein Talent zur Malerei erhoben. Der Fürst, dadurch neugierig gemacht, nahm ihn mit in sein Kabinet. Seine bescheidene Miene gefiel. Er war gütig gegen ihn, Moritz ward davon

überraſcht; er war herablaſſend, das riß den Jüngling hin. Ein theilnehmendes Herz an dieſer Stelle war ihm eine unerwartete Erſcheinung. Er wußte noch nicht, daß die Fürſten oft die einzigen guten Menſchen an ihren Höfen ſind. —

Moritz hatte ſich vorgenommen, Alles aufzubieten, daß er nicht gefiele. Statt Stolz fand er Liebe, und dieſer zu widerſtehen, war ihm unmöglich. Sein Herz ſchloß ſich auf. Er vergaß den Fürſten, der vor ihm ſtand, und ſah nur den Menſchen, der an ſeinem Schickſale Theil nahm. Frei entdeckte er ihm ſeine Abneigung gegen die ſtolzen Plane, die ſein Vater für ihn entworfen hatte, mit der Beredſamkeit eines edeln Herzens, der feurigſten von allen, ſchilderte er das Glück eines eingezogenen, von der Welt vergeſſenen, nur der Natur, der Kunſt und der Tugend gewidmeten Lebens. Er bat dringend, ihm die Erlaubniß, ein ſolches Leben führen zu dürfen, von ſeinem Vater zu bewirken. Die Bitte war dem Fürſten neu. Sie mußte ihn intereſſiren. Er gab ſein Wort, dachte wirklich noch denſelben Abend an ſein Verſprechen und ſprach mit dem Grafen darüber.

Am andern Morgen ward Moritz zu ſeinem Vater gerufen. Der Graf war vornehm und kalt.

„Ich habe," ſagte er ſtolz, „dem Fürſten das Verſprechen gegeben, Dich zu entlaſſen. Ich halte es. Suche in einem niedrigen, ehrenloſen Leben das Glück, das Deine kindiſche Thorheit ſich zum Ideal gebildet hat. Dein Entſchluß ſchließt Dich von ſelbſt von der Familie aus, von der Du abzuſtammen die Ehre hatteſt. Meine Plane,

Dein Glück zu gründen, haben mir viele sorgenvolle Stunden gemacht; Du hast sie schlecht erfüllt, meine Sorgen mit Undank belohnt, meine Liebe auf immer verscherzt. Geh', wohin Dich Deine Phantasien treiben, aber laß Dich nie wieder vor mir blicken, selbst an mich zu schreiben, verbiete ich Dir."

Moritz vermochte nicht zu sprechen, er breitete seine Arme bittend gegen den Vater aus, aber eine kalte, verächtliche Miene schreckte ihn zurück.

„Hier," fuhr der Graf fort und übergab dem Jüngling einige Papiere, „ist das Erbtheil Deiner Mutter; der Reisewagen ist vorgefahren und erwartet Deine Befehle. Entferne Dich!"

„Ist das der Segen eines Vaters?" fragte Moritz zitternd.

„Ich bin kein Freund von Theaterszenen," erwiederte der Graf mit bitterm Spott und wandte ihm den Rücken.

„Gott wird mir beistehen!" sagte der Jüngling und verließ mit dem bittern Gefühle, verkannt zu sein, und mit dem edlen Bewußtsein, es nicht zu verdienen, das Haus seines Vaters.

Mehrere Jahre darauf gefiel es dem Schicksal, durch ein schreckendes Beispiel und durch bittere Erfahrungen die Menschen zu demüthigen, die sich auf Kosten Anderer erhoben hatten. Die Revolution brach aus und drohte alle alte, durch die Zeit geheiligte Formen zu vernichten und

die Grundlagen aller Staaten der gebildeten Welt zu stürzen.

Abkömmlinge von Familien, die sich seit undenklichen Zeiten her hatten ernähren lassen, streiften jetzt von Land zu Lande herum, um von wohlthätigen Händen das Brod zu erhalten, welches zu erwerben sie nicht gelernt hatten. Nie zeigte sich der Kontrast zwischen hohen Namen und dürftigem Ansehen, zwischen weit umfassenden Planen in der Zukunft und dem drückendsten Mangel in der Gegenwart so auffallend. Kein Eigenthum war vor räuberischen Eingriffen geschützt, nur das ewig Unverletzliche, was Jeder in Kopf und Herzen trug, war gewiß. Der Krieg brach aus, die schönsten Länder Deutschlands wurden von feindlichen Armeen überschwemmt. Die Fürsten verließen ihre Residenzen, die Großen ihrer Vesten, die Reichen ihre Besitzungen. Alles flüchtete.

Der Graf Wido war auf seine Güter gegangen, aber das Getümmel des Kriegs erreichte ihn bald und trieb ihn von Ort zu Ort.

Es war ein ungestümer Herbstabend. Der Graf flüchtete nach Baiern. Die Wege waren durch den Marsch der Armeen verderben und mit Flüchtlingen aus allen Gegenden bedeckt. Zwei Meilen vor L... brach der Reisewagen des Grafen. Es ward Nacht. Der Himmel war mit Wolken bedeckt und drohte Regen. In einiger Entfernung sah man ein Dorf. Es lag freundlich auf den Hügeln, welche die Donau begrenzen. Der Graf ließ seine Bedienten bei dem Wagen und eilte ganz allein darauf zu.

Er war noch nicht weit gegangen, als ihn eine Allee von Fruchtbäumen zu einem Meierhofe führte, der dicht vor dem Dorfe am Abhange des Berges lag. Ermüdet, wie er war, war ihm das erſte, beſte Haus willkommen, und das heitere Anſehen der Meierei, das Licht, das gaſtfreundlich durch die Fenſter ſchimmerte, ließen ihn eine gute Aufnahme hoffen. Er pocht an. Ein ſchönes, junges Weib, mit einem Kinde auf dem Arme, öffnet die Thür. Der Graf verſchweigt ſeinen Namen, erzählt ſeinen Unfall und bittet um ein Nachtlager. Mit freundlicher Miene nöthigt ihn das Weib, hereinzutreten, rafft eilig die Spielſachen auf die Seite, welche zwei muntere, rothbäckige Knaben in der Stube herumgeworfen hatten, bietet ihm einen Stuhl an und eilt hinaus, um in ihrer kleinen Wirthſchaft Anordnungen zum Empfang eines Gaſtes zu machen.

Der feine Anſtand der Frau, die heitere Reinlichkeit des Zimmers, die geſchmackvolle Form der Geräthſchaften fiel dem Grafen auf. Er fragte die Kleinen, die, unbekümmert um ihn, ihre Spiele fortſetzten, nach dem Namen ihres Vaters; aber ungewohnt, von einem fremden Manne in einem ſo gewaltig dicken Reiſekleide angeredet zu werden, blickten ſie ihn ſchalkhaft ſchüchtern an und wußten weiter nichts zu ſagen, als daß der Vater auf der Jagd wäre, bald zurückkäme und daß man dann Abendbrod eſſen würde. — Der Graf trat zu dem Bücherſchrank, der im Zimmer ſtand. Er fand eine kleine, aber ſehr gewählte Bücherſammlung, die ihm von der Bildung des Beſitzers eine vortheilhafte Idee gab. Alles ſpannte ſeine Neugier.

Jetzt ging die Thür auf, und ein schöner, kräftiger, junger Mann trat herein. „Vater! Vater!“ riefen ihm die Kinder entgegen und sprangen auf ihn zu und umfaßten ihn. Er hob sie auf, küßte sie und wandte sich dann mit herzlicher Miene dem Grafen, ihm ein freundliches Willkommen zu sagen. Der Graf sah ihm starr ins Gesicht und blieb unbeweglich stehen. — Der junge Mann trat näher — schrie laut auf und stürzte — in die Arme seines Vaters!

Es war Moritz. Das freundliche junge Weib war Pauline. Die lieblichen Kinder waren die Früchte ihrer glücklichen Ehe.

Das Unerwartete dieses Wiedersehens, die Stimme der Natur und, mehr als dieses, die Erfahrungen, welche die Begebenheiten der Zeit herbeigeführt hatten, und die Lage, in welcher er seinem Sohne gegenüberstand, stimmten den Grafen milder. Er umarmte seinen Sohn, nannte Paulinen seine Tochter, drückte seine Enkel an sein Herz. Tausend Fragen drängten sich. Endlich erzählte Moritz: er sei ein Maler, habe von dem Erbtheile seiner Mutter diese kleine Meierei gekauft, die ihn hinlänglich ernähre; er lebe mit Paulinen unaussprechlich glücklich und habe keinen andern Wunsch, als sich mit seinem Vater zu versöhnen und von ihm Verzeihung zu erhalten.

Der Graf war gerührt. Rückerinnerungen an alte Zeiten, wo auch er im Arme der Liebe alle Wünsche des Lebens vergessen hatte, wachten in ihm auf. „Ich bleibe bei Euch!“ rief er, und machte durch dieses Versprechen Alle glücklich.

Aber Menſchen von ſeiner Art haben nur gute Aufwallungen. Kaum war der Friede und mit ihm die alte Ordnung der Dinge zurückgekehrt, ſo eilte er wieder an den Hof.

Moritz blieb ſeinem ſchönen Leben getreu und überzeugte ſich täglich mehr, daß das reinſte Glück nur in den Armen der Natur und der Liebe, die ſeligſte Erhebung des Geiſtes nur in der Kunſt und die wahre Ruhe nur in der einſamen Hütte des tugendhaften Menſchen wohne.

Ende des vierten Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

August Mahlmanns

Mährchen

und

Erzählungen.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

August Mahlmanns

sämmtliche Schriften.

Nebst

Mahlmanns Biographie.

Fünfter Band.

Prosaische Schriften. III.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

48
Mahlmann
Schriften.
5-8

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des fünften Bandes.

	Seite
Die Kur der Eitelkeit	1
Almanzina	17
Adelheid von Montmorency. (Eine romantische Skizze aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.)	53
Liamande. (Ein Mährchen.)	79
Stiller Gram	105

Die Kur der Eitelkeit.

[illegible]

Amalie von Osville war durch die Gunst der Natur und des Glücks nicht minder verzärtelt worden, als durch ihre Aeltern in der Kindheit und durch die Welt, seit dem Tage, wo sie eine Zierde dieser bunten Bühne ward. Zu früher Weihrauch hatte ihr den Kopf eingenommen und der Eitelkeit so viel Raum gemacht, daß für verständiges Nachdenken zu wenig übrig blieb. Doch bei einem sechzehnjährigen Mädchen voll Reiz und Anmuth übersieht man leichte Mängel. Die Eitelkeit einer Geliebten wird ihr als Gerechtigkeit gegen sich selber angerechnet, und man vergißt, daß sie durch Bescheidenheit noch mehr gefallen würde. Clairval liebte Amalien. Das leichteste und sicherste Mittel, ihr zu gefallen, Schmeichelei, führte ihn zum Ziele. Er besaß einen lebhaften Geist, eine regsame Einbildungskraft und das Talent, jene arti-

gen Verse zu machen, welche kein anderes Verdienst haben, als daß sie auf den Augenblick passen, wie Funken glänzen und schnell vergehen, aber doch zuweilen einen tiefen Eindruck auf das Herz Derjenigen machen, die den Dichter begeisterte.

Seit zwei Jahren waren Clairval und Amalie vereint, und ein holdes Kind befestigte die Verbindung, die noch kein trüber Augenblick gestört hatte. Allmälig war jedoch in Clairval's Sprache und Benehmen eine unmerkliche Veränderung vorgegangen. Er liebte seine Frau noch mit der alten Zärtlichkeit, aber freilich feierte er sie nicht mehr durch zärtliche Verse, und mit dem Gedanken beschäftigt, sie glücklich zu machen, dachte er nicht mehr daran, ihr zu schmeicheln. Seine Sprache war die Sprache der Offenheit und des Vertrauens. Das Gefühl des Glücks, dachte er, müßte sich anders ausdrücken, als der Wunsch der Sehnsucht, und die Galanterie könnte im gesellschaftlichen Leben sehr angenehm sein, aber an der Seite der Frau, mit welcher man sein Leben zubringen wollte, nur abgeschmackt sich ausnehmen. Vor seiner Verbindung bemühte er sich, als der angenehmste Liebhaber zu erscheinen; einmal mit der Geliebten verbunden, strebte er nur nach dem Ruhm, ein guter Gatte zu sein.

Eine achtzehnjährige Frau liebt uns aber freilich nicht bloß wegen unserer guten Eigenschaften, weil erst ihr Herz

allein und selten schon ihr Verstand mündig ist. Frau von Clairval bemerkte mit Empfindlichkeit die Veränderung in dem Betragen ihres Mannes. In der Blüthe ihrer Schönheit, von Anbetern umringt, wollte sie sich für dasjenige, was sie im häuslichen Kreise vermißte, durch die Huldigungen entschädigen, welche man ihr außer ihrem Hause so verschwenderisch darbrachte. Man bemerkte bald, daß Eitelkeit sie beherrschte, und der Weihrauch ward nicht gespart. Clairval sah, daß sie ihres Triumphes sich überhob, und er besorgte, diese ungemessene Gefallsucht möchte seinem Glücke und seinem Rufe schaden. „Du warst gestern ungemein fröhlich bei Frau von Belmont," sprach er eines Tags zu Amalien, „und ich kann es nicht ohne Schmerz sehen, meine Liebe, daß Du im gesellschaftlichen Kreise Dich weit glücklicher fühlst, als in unserm Hause."

„Die Bemerkung ist treffend," antwortete sie ein wenig unfreundlich. „In der Welt giebt man mir, was mir gebührt; in meinem Hause rechnet man mich für nichts." — „Du irrest sehr, liebe Amalie," hob Clairval wieder an. „In der Welt schmeichelt man Dir als einer reizenden Frau, und das ist gut; in Deinem Hause behandelt man Dich als eine achtungswürdige Frau, als eine gute Mutter, eine zärtliche Gattin, und das, dächte ich, wäre noch besser. In der Welt bietet die Eigenliebe alle ihre nichtswürdigen Hülfsmittel auf, um Dir den Kopf

zu verdrehen; in Deinem Hause spricht allein das Herz mit der ganzen Aufrichtigkeit des wahren Gefühls."

Die Unterhaltung ward gestört durch die Ankunft zahlreicher Gäste. Frau von Clairval war bald umringt von zierlichen Herren. Ihr Lob war auf allen Lippen, in allen Blicken. Ein lebhaftes Gespräch, freilich ohne Gehalt und Zusammenhang, gab Jedem Gelegenheit, seinen Witz und seine Liebenswürdigkeit zur Schau zu tragen. Das unbedeutendste Wort, das Frau von Clairval sprach, wurde von Allen wiederholt und gepriesen. „Welcher Geist! welche Anmuth! welche Feinheit!" hörte man von allen Seiten, und die Lobsprüche schmeichelten desto mehr, da sie nicht unverdient waren.

Unter den Bewunderern der schönen Frau zeichnete sich vor Allen Floreville aus, eine angenehme Gestalt, durch Alles geschmückt, was die Mode Gefälliges aufbrachte. Er hatte freilich bei dieser angenehmen Außenseite ein sehr geziertes Betragen, und bei allem glänzenden Witze, den man ihm nicht absprechen konnte, waren ihm Verstand und Beurtheilungskraft nur in einer äußerst geringen Gabe zugetheilt; aber vielleicht gerade, weil er so war, fand er Beifall in der Welt. Floreville hatte sich vorgesetzt, Frau von Clairval zu seinen Eroberungen hinzuzufügen, und glaubte schon viel über ihr Herz gewonnen zu haben. Er irrte nicht. Frau von Clairval hatte zwar gute Grundsätze

und eine vollkommene Achtung gegen ihre Pflichten, aber es war hohe Zeit, ihrem Verstande zu Hülfe zu kommen. Eines Tages trat Clairval in ihr Zimmer. Er fand sie nicht, aber aus Unvorsichtigkeit hatte sie auf ihrem Schreibtische einen angefangenen Brief an eine Jugendfreundin liegen lassen. Neugierig las Clairval:

„Ich bin bei weitem nicht so glücklich, meine liebe Freundin, als Du glaubst. Mein Mann ist freilich noch immer ein vortrefflicher Mann, und ich zweifle nicht an seiner Liebe; aber er ist nicht mehr gegen mich, was er vor unserer Verbindung war. Wohin ist jene Zeit, da er meinem Willen, meinen Launen unterworfen war?! Jedes Wort, das ich von ihm hörte, war fein und schmeichelnd. Sein Betragen ist noch immer dasselbe, aber nicht mehr sein Ton, nicht mehr seine Sprache. Er behandelt mich ganz wie seines Gleichen. Denke Dir, er wagt es, mir seinen Rath zu geben, mir, die er sonst als sein Orakel betrachtete. Er vergißt immer mehr, durch welche Mittel es ihm einst gelang, mir zu gefallen, und ohne diese würde ich ihn nie geliebt haben. Unter diesen Umständen ist es ein Glück, daß junge liebenswürdige Männer sich um mich drängen, bei welchen ich die Aufmerksamkeiten wiederfinde, die mein Mann mir nicht mehr zu erweisen würdigt. Besonders Einer... O, wenn Du ihn sähest, ich wette, Du würdest ihn lieben. Er heißt Floreville.

Man kann unmöglich liebenswürdiger sein. Wie viel Witz! Wie fein weiß er zu schmeicheln! Im Vertrauen will ich Dir gestehen, ich habe eine Eroberung an ihm gemacht ..."

Hier hatte Frau von Clairval aufgehört. Ihr Mann las diese Zeilen nicht ohne tiefe Bewegung; aber als er ruhiger nachdachte, fand er noch einen Schimmer von Hoffnung und Trost. „Sie liebt mich noch," sprach er zu sich selbst, „sie ist gerecht gegen mein Herz, und nicht mein Betragen, sondern die Art, wie ich mit ihr umgehe, hat ihr Mißfallen erweckt. Wohlan, ich muß davon abgehen. Sie vermißt den Weihrauch, den ich ihr sonst darbrachte. Den kann ich ja ihr zu Ehren wieder verbrennen! Ich werde, denke ich, meine Nebenbuhler noch einmal besiegen, wenn ich mich ihrer eigenen Waffen bediene. Amalie hat im Grunde Herz und Kopf auf dem rechten Flecke, und ich hoffe, sie wird wohl einsehen, was die galanten Abgeschmacktheiten werth sind, welche ich auf den offenen und einfachen Ausdruck wahrer Zuneigung folgen lasse."

Er kam in eine der glänzenden Versammlungen, wo Amalie selten fehlte. Sogleich eilte er ihr entgegen und stellte sich unter die Bewunderer, welche sie umringten. Floreville führte das Wort in dem Kreise, und nie hatte sich sein Witz lebendiger und glänzender gezeigt. Er sagte

der gefeierten Frau so reizende Schmeicheleien, daß seine Nebenbuhler verzweifelten, je diesen Grad von Liebenswürdigkeit zu erreichen. Clairval gab der Versammlung ein Schauspiel ganz neuer Art. Er setzte sich zwischen seine Frau und Floreville und überbot glücklich die Lobsprüche des begünstigten Liebhabers. Beide schienen einen Wettkampf einzugehen, es war ein wahres Lauffeuer von zärtlichen Epigrammen, und am Ende trug Clairval den vollständigsten Sieg davon.

Man schritt bald zu den kleinen Gesellschaftsspielen, die oft nur dem Namen nach unschuldig sind. Clairval, immer an der Seite seiner Frau, ließ keinen Augenblick vorübergehen, ohne ihr eine sinnreiche Schmeichelei zu sagen. Sie war äußerst verlegen über die Rolle, welche ihr Mann spielte. Sie erröthete, als sie das spöttische Lächeln der übrigen Frauen bemerkte, und hier und dort murmeln hörte: „Ist's nicht lächerlich, daß ein Mann öffentlich solche Lobsprüche an seine Frau richtet? Haben sie nicht Zeit, sich diese Albernheiten zu sagen, wenn sie allein sind? Die eheliche Liebe mag sehr gut zu Hause sein, aber sie nimmt sich sehr abgeschmackt vor andern Leuten aus."

Man lösete die Pfänder, und Floreville sollte die Frau, welche er liebte, schildern. Man fand das Bild allerliebst, und alle Blicke richteten sich auf Frau von Clairval. Die spöttische Huldigung des Neides, die aber immer zum Vor-

theile der Schönheit ist! Clairval erhielt dieselbe Aufgabe. Auch er entwarf das Bild der Frau, die er liebte. Die glänzendsten Farben wurden verschwendet, alle Schätze der Blumengöttin erschöpft. Das Bildniß war so frisch, und Niemand konnte Frau von Clairval verkennen.

„Das war zu arg. Es ist kläglich!" riefen leise alle Weiber, „der arme Clairval hat den Kopf verloren." — „Clairval beträgt sich in der That recht erbaulich," sagten die jungen Herren; „wenige Männer würden ihre Weiber so schön schildern."

Die Gesellschaft trennte sich endlich. Clairval erhob sich, um seiner Frau den Shawl zu bringen, und litt nicht, daß ein Anderer sie zum Wagen führte. Als er allein mit ihr war, nahm er keinen andern Ton an. Frau von Clairval beobachtete ein tiefes Stillschweigen; endlich aber, da sie zu Hause waren, konnte sie's nicht mehr aushalten.

„Ihr Betragen ist mir unbegreiflich!" sagte sie. „In der That, Sie müssen den Verstand verloren haben!" — „O, wer könnte ihn an Ihrer Seite behalten!" antwortete Clairval. — „Alle die Schmeicheleien, die Sie mir gesagt haben ..." — „Sind sehr abgeschmackt gegen diejenigen, welche Sie verdienen." — „Ihre Lobsprüche ..." „Zu schwach für eine Göttin." — „Das Bild, welches Sie entwarfen ..." — „War nicht geschmeichelt." —

„Es war äußerſt lächerlich ...“ — „Die Schwierigkeit, ſo viele Reize zu malen, muß mich entſchuldigen.“ — „Sie haben mich dem Gelächter aller Frauen ausgeſetzt...“ „Sie waren neidiſch auf Amaliens Reize.“ — „Alle Männer ſpotteten über Sie ...“ — „Sie waren neidiſch auf mein Glück.“ — „Sie haben mich hundertmal roth gemacht ...“ — „Beklagen Sie ſich darüber nicht; was kann die Schönheit mehr ſchmücken, als die liebenswürdige Röthe der Beſcheidenheit?“

Amalie verließ ihn bei dieſen Worten und ging in ihr Zimmer. Sie war äußerſt unmuthig und erröthete noch über die Rolle, welche ſie hatte ſpielen müſſen, und über die beißenden Scherze, die ſie angehört hatte. Am folgenden Morgen trat Clairval in ihr Zimmer, aber er nahte ſich nur ſchüchtern. „Iſt's erlaubt,“ hob er an, „in das Heiligthum der Grazien zu treten?“ — Frau von Clairval zuckte die Achſeln. — „Wie friſch,“ fuhr er fort und ſchien das Mißvergnügen ſeiner Frau nicht zu bemerken. „Alle Roſen des Morgens blühen auf Ihren Wangen.“ — Frau von Clairval würdigte ihn keiner Antwort. Man brachte ihr Kind herein, das ſie zärtlich umarmte. „O, welches holde Gemälde,“ rief Clairval, „der Liebesgott in den Armen ſeiner Mutter!“

„Welche lächerliche Sprache!“ hob endlich ſeine Frau an. „Spricht ein Mann ſo mit ſeiner Frau? Drückt

ſich ein Vater ſo über ſein Kind aus? Laß, ich bitte Dich, laß dieſen Ton abgeſchmackter Galanterie, oder Du wirſt mich erzürnen." — „Erzürnen!" ſprach Clairval lächelnd. „Unmöglich, ſo ſchöne Augen..." — „Es iſt nicht auszuhalten," fiel Amalie äußerſt unmuthig ein; „wenn Sie in dieſem Tone fortfahren, ſo werde ich vor Langeweile ſterben. Ich bitte Sie, laſſen Sie mich allein. Ich will lieber ganz einſam, als in der Geſellſchaft eines Mannes ſein, der mir nur abgeſchmackte Dinge zu ſagen weiß." —

Clairval hatte ſeit langer Zeit einen wichtigen Rechtshandel, von deſſen Entſcheidung ein anſehnlicher Theil ſeines Vermögens abhing. Er hatte dieſe Angelegenheit immer mit Sorgfalt betrieben, und der Augenblick nahte, wo das Urtheil erfolgen ſollte. Jetzt ſchien er Alles zu vergeſſen und nur an ſeine Frau zu denken. Sein Rechtsfreund kam zu ihm, um neue Nachweiſungen und Aufträge einzuholen; aber Clairval machte ein Lied auf ſeine Frau. Sie trieb ihn, ſich mit ſeiner Angelegenheit zu beſchäftigen. — „Was ſoll ich thun?" antwortete er. „Mich auf einen Augenblick von Ihnen entfernen, um eines elenden Vortheils willen?" — „Sie werden Ihren Prozeß verlieren," ſagte ſie. — „Lieber den Prozeß verlieren, als einen einzigen Ihrer Blicke!" — „Sie werden ſich zu Grunde richten." — „Aber Sie werden mir bleiben, und dann bin ich ja reich genug."

Amalie wollte sich unmuthig entfernen, aber Clairval hielt sie zurück und zwang sie, sich zu ihm zu setzen. Er zeigte ihr das Lied, woran er arbeitete. Frau von Clairval mochte es nicht hören. „Ich will's Ihnen vorsingen," sagte ihr Mann, „es sind erst zehn Strophen fertig." — Sie war außer sich, aber Clairval bestand auf seinem Sinne und ließ sie nicht eher los, bis sie angehört hatte, wie er alle Göttinnen des Alterthums, alle berühmten Schönheiten, welche die Geschichte kennt, ihr zum Opfer brachte.

Kaum war sie wieder in ihr Zimmer getreten, und in ihren Augen standen noch die Thränen des Verdrusses und Unmuths, als man Floreville meldete. Er folgte dem Bedienten auf dem Fuße, grüßte die schöne Frau mit unnachahmlicher Anmuth und fing an, sie von dem letzten Balle zu unterhalten, dem sie nicht beigewohnt hatte. „War er glänzend?" fragte sie nachlässig. — „Glänzend?" erwiederte Floreville. „Wie wäre das möglich, Sie waren ja nicht da." Er ließ alle Frauen, welche auf dem Balle gewesen waren, der Reihe nach vorübergehen, und Keine kam ohne ein beißendes Sinngedicht auf ihre Gestalt oder ihren Anzug davon. Frau von Clairval hörte ihm ein wenig zerstreut zu, und immer dachte sie wieder an den Auftritt, den sie mit ihrem Manne gehabt hatte. Floreville bemerkte, daß sie nicht aufgeräumt war und fragte nach der Ursache. „Ist Ihnen ein Unglück

begegnet? Haben Sie Kummer, Sie, der Gegenstand des Neides aller Frauen?" — „Es ist ein Rechtshandel, der mich beschäftigt." — „Wie! ein Rechtshandel?" antwortete Floreville. „O gewiß nicht gegen die Grazien, mit diesen haben Sie nie besser gestanden, als jetzt." — „Ach! schon wieder die Sprache meines Mannes!" sagte Frau von Clairval zu sich selber. „Es ist ein wichtiger Rechtshandel," fuhr sie nach einer Pause fort, „und ich fürchte leider, ihn zu verlieren." — „Sie ihn verlieren? Unmöglich! Ihre Richter werden Menschen sein, und der Liebesgott wird Ihre Sache führen."

Frau von Clairval verrieth nicht undeutlich, wie wenig sie Lust hatte, ihm weiter zuzuhören. Sie wollte ihrer Kammerjungfer klingeln, um dem jungen Herrn das Zeichen zum Abschiede zu geben, als Clairval mit freudigem Gesichte hereintrat. „Noch zwei Strophen habe ich hinzugesetzt!" rief er aus. „Ach!" wendete er sich darauf zu Floreville, „schön, daß Sie hier sind. Sie machen allerliebste Verse. Sie sollen über das Lied urtheilen, das ich gemacht habe." Ohne Antwort zu erwarten, sang er ein halbes Dutzend Strophen. Er hielt am Ende einer jeden inne, um Floreville's Beifall zu empfangen, und Floreville mußte bewundern. Frau von Clairval saß auf Kohlen, und um sie vollends außer sich zu bringen, begann ein neuer Wettkampf zwischen Floreville und ihrem Manne.

Der Liebhaber wollte liebenswürdiger als der Mann erſcheinen, und Clairval ihm nicht nachſtehen. Es regnete Witzſpiele und Schmeicheleien auf die arme Amalie, die nahe daran war, ohnmächtig zu werden. Zum Glücke war Floreville's Vorrath bald erſchöpft, und er nahm den Rückzug.

„In der That," ſagte Clairval, als er mit Amalien allein war, „ein ſehr liebenswürdiger junger Mann!" — „Sehr abgeſchmackt, denk' ich," antwortete Frau von Clairval. — „Wie? Alles, was er ſagt..." — „Iſt unausſtehlich albern," fiel ſie ein. — „Er weiß ſeinen Schmeicheleien eine ſo feine Wendung zu geben..." — „Ich verabſcheue ſeine Schmeicheleien!" rief Amalie. — „Aber ſein Witz..." — „Iſt kläglich." — „Freilich, was den Witz angeht, haben Sie allerdings das Recht, ſich nicht leicht befriedigen zu laſſen," antwortete Clairval. — „Schon wieder!" rief ſie. „O Gott, wann ſoll das ein Ende nehmen? Wann wollen Sie eine andere Sprache reden?"

„Wann Sie mir ſagen, welche Sprache ich reden ſoll." — „Fort mit dieſer kalten Galanterie, ich bitte Dich," ſprach Amalie, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge. „Sprich mit mir die Sprache des Vertrauens, der Achtung, der Zärtlichkeit. O Clairval! Du biſt Dir ganz ungleich geworden. Sonſt ſprachſt Du mit mir als ein liebevoller Freund. Haſt Du aufgehört, es zu ſein?"

„Ich bin es immer noch!“ rief er, ſich in ihre Arme werfend. „Verzeih' mir, meine Liebe, verzeih' mir die kleine Lehre, die ich Dir geben wollte. Ein wenig zu viel Eitelkeit verleitete Dich, die nichtswürdigen Huldigungen, deren wahren Werth Du jetzt kennſt, zu ſehr zu ſchätzen und zu ſuchen. Ich wollte Dir zeigen, daß dasjenige, was der Eigenliebe im geſelligen Verkehr einen Augenblick ſchmeicheln kann, im gewöhnlichen Leben auf die Länge ganz unausſtehlich und lächerlich ſein würde.“ — „Wie,“ antwortete Amalie lächelnd, „eine Lehre wollteſt Du mir geben? Du ſpielteſt nur eine gelernte Rolle? Du willſt nicht mehr galant gegen mich ſein? O wie glücklich bin ich! Eine treffliche Lehre, die ich gewiß benutzen will. Ja, in der Welt mag die Galanterie an ihrer Stelle ſein, aber im häuslichen Kreiſe — da ſoll trauliche Gemüthlichkeit leben!“

Almanzina.

Erſtes Kapitel.

Das alte Gebäude und die neuen Philoſophen.

Lahoros, der König von Pera, hatte ſchon dreißig Jahre regiert. Er hatte keine Kriege geführt, keine Schulden gemacht, keine Günſtlinge gelitten, keine Maitreſſen gehalten, und deßwegen ſagten die Geſchichtſchreiber, es ſei während ſeiner ganzen Regierung nichts Merkwürdiges vorgefallen. Da aber alle ſeine Vorfahren auf dieſelbe Art regiert hatten, ſo war es dem Volke zur Natur geworden, ſeine Könige während ihres Lebens wie Väter zu lieben und nach ihrem Tode wie wohlthätige Götter zu verehren. Nur die Geſchichtſchreiber und Philoſophen waren ganz außer ſich darüber und ſtellten ſcharfſinnige Unterſuchungen an: woher es wohl eigentlich komme, daß in Pera ſeit Menſchengedenken kein merkwürdiger König auf dem Throne geſeſſen habe. Das Volk wußte, wie das gemeiniglich geht, die Urſache davon vollkommen. Es war die Göttin

Almanzina, die Beschützerin des Reichs, welche das Volk aus besonderer Zuneigung vor merkwürdigen Königen bewahrte. Eine alte Sage ging, sie habe vor uralten Zeiten selbst das Land beherrscht, und von ihr rühre noch die Unschuld, die Treue und die immerwährende Heiterkeit her, welche das Volk noch bis auf den heutigen Tag vor allen Völkern Asiens auszeichnete. Dieselbe Sage verkündet, das alte verfallene Gebäude, in der Mitte der Stadt, welches den ehemaligen Königen zur Wohnung diente, sei von ihr selbst erbaut worden, und sie habe es zwar späterhin den Königen eingeräumt, aber sich ein Gewölbe, ganz im Innersten des Gebäudes, vorbehalten, worin herrliche Dinge wären, wo hinein aber Niemand kommen dürfe, wenn nicht die gütige Beschützerin zürnen und ihre liebevolle Obhut dem Volke entziehen solle.

Diese Sage nun hatten die Philosophen aus Gründen, die Geschichtschreiber aus Thatsachen, die Naturkundigen aus Erfahrungen, sattsam widerlegt; aber das Volk glaubte daran und war glücklich; die Könige richteten sich danach und waren geliebt. Auch war wirklich dieses heilige Gewölbe mit einer großen eisernen Thür und mit ungeheuern Schlössern und Riegeln verwahrt, und während diese das Gewölbe bewachten, bewachte eine Anzahl Soldaten im Vorgemache die Riegel und Schlösser. In dieses Vorgemach wurden nach uraltem ehrwürdigen Ge-

brauche die neugebornen Kinder der Könige gebracht, und die gütige Almanzina wurde gebeten, das Leben dieſer Kleinen mit ihrem Schutze und mit allen den Herrlichkeiten zu beglücken, die in dem Innern des heiligen Gewölbes aufbewahrt waren. Je ſchöner dieſe Kinder heranwuchſen, je milder ihre Herzen, je frömmer ihre Sitten waren, deſto feſter glaubte das Volk an ſeine Wohlthäterin, und Idola, die einzige Tochter des alten Lahoros, beſtärkte dieſen Glauben vollends. Ihre herrliche Geſtalt, ihr engelreines Herz machten ſie zum Liebling Aller. Jeder ſagte: „Wenn Almanzina einmal wiederkäme, ſie müſſe aus ſolchen Augen die Welt anſehen, aus einem ſolchen Munde ihre liebevollen Worte hören laſſen, mit ſo holdſeligem Liebreiz ſich bewegen, ſie müſſe Idola's Geſtalt annehmen, um von Allen angebetet und vergöttert zu werden.“

Deutſche Aufklärer wiſſen, wie ſchwer es iſt, dem Volke ſeinen Glauben auszureden, und doch iſt das deutſche Volk im Anhören ſo geduldig und im Verſtehen ſo ſcharfſinnig, wie nur irgend ein Volk auf der runden Erde. Man denke ſich alſo die Verzweiflung der Peraniſchen Klarmacher, die für ihre Reden keine Ohren, für ihre Beweiſe keine Aufmerkſamkeit, für ihre gewagten Behauptungen keinen Muth fanden. Ein Glück für ſie, daß derſelbe Schutzgeiſt ſie aufrecht hielt, der ihren zahl-

reichen Brüdern in allen Zeiten und an allen Orten beistand. — Sie hüllten sich in ihre Selbstzufriedenheit, verachteten Alle und vergötterten sich selbst.

Zweites Kapitel.

Die Pastete und der kleine Buckel.

Im achtundzwanzigsten Jahre der Regierung des Königs Lahoros begab es sich, daß ein fremder Pastetenbäcker durch Pera reisete, der in ungeheurem Rufe stand; und da es Sitte war, daß alle fremde Virtuosen, wenn sie nur irgend von Bedeutung waren, dem Könige ihre Künste zeigten, so versäumte der Pastetenbäcker nicht, seiner Peranischen Majestät die Aufwartung zu machen und ihr eine Pastete zu überreichen, aus der die Gewürze der alten und neuen Welt, zu einer köstlichen Sauce vermischt, in Wohlgerüchen aufdampften und selbst die abgestorbensten Geschmacksnerven zur höchsten Empfänglichkeit aufreizten.

Der König aß davon und fand sie köstlich, und weil er sie köstlich fand, aß er herzhaft darauf los und beschenkte den Virtuosen mit einer goldenen Dose zur Belohnung seiner Kunst. Und der Virtuose beschenkte den guten König zur Belohnung seines Appetits mit einer Magenkrankheit,

welche die Hofchronik von Pera nach allen ihren Symptomen weitläufig beſchreibt, weil ihr Verfaſſer, wie er ſelbſt geſteht, den ſonderbaren Glauben hatte, die Unpäßlichkeiten der Könige könnten nicht genau genug beſchrieben werden. Warum er ſie für ſo wichtig hält, ſetzt er nicht hinzu, und unterſcheidet ſich dadurch ſeltſam von andern Schriftſtellern, die alle Warums bis auf das erſte Warum zurückführen, wo ſie verdrießlicher Weiſe auch ſtehen bleiben müſſen.

Die Krankheit war hartnäckig. Alle Aerzte im ganzen Lande wurden nach einander zur Hauptſtadt berufen, die erprobteſten Mittel gebraucht, ein Syſtem nach dem andern befolgt, aber der König ward gequält, die Aerzte wurden reich, die Syſteme wurden gelobt und die Krankheit blieb. Da erſchien auf einmal ein kleines buckliges Männchen in Pera, das ſagte laut, es könne Alles, und es ſei ihm ein Leichtes, dem Könige zu helfen. Auch theilte das Männchen gedruckte Zettel aus, worin es bewies, daß vor ihm weder Geiſt noch Verſtand auf der Welt geweſen wäre, daß aber Beides in reichlichem und unerhörtem Maaße bei ihm anzutreffen ſei.

Das kleine bucklige Männchen kam aus fremden Landen, kannte kein ander Vaterland als die Welt, keinen andern Gott, als ſich ſelbſt, und keinen höhern Verſtand, als die kleine Portion, die zufälliger Weiſe in ſeinem

kleinen Gehirne ihren Sitz hatte. Aber das Männchen hatte wirklich das Glück, daß sich die gesunde Natur des Königs gerade in dem Augenblicke selbst half, als er ihr durch sein Mittel helfen wollte, und der König, der ein dankbares Herz hatte, schrieb diese Wohlthat der Natur auf Rechnung des buckligen Männchens, und gewann ihn lieb, und vertraute ihm seine Unterthanen an, wie er ihm seinen Magen anvertraut hatte.

Man würde aber wirklich dem kleinen Männchen zu viel thun, wenn man ihm nachsagen wollte, es habe gleich Anfangs seine Würde gemißbraucht. Es konnte nicht dazu kommen. Ungeachtet in seinem Köpfchen ein neuer Plan nach dem andern aufblühte, so war es doch ein großes Glück für das Land, daß einer den andern verdrängte, keiner bis zur Ausführung reif ward, und Alles so gerade und gut seinen Gang fortging, wie es bisher gegangen war.

Nur den guten König quälte der kleine Buckel mit immerwährenden Erzählungen von merkwürdigen Königen, die im Frieden wunderseltsame Anstalten gemacht und im Kriege ungeheure Thaten gethan hatten, daß sich der König oft selbst sehr klein vorkam, und fast noch kleiner wie der kleine Buckel. Aber wenn sich der alte Lahoros weiter nicht zu helfen wußte, so sagte er: „Almanzina ist weit klüger wie Du, kleiner Buckel, sie ist meine Freundin und

die Beschützerin meines Volks, und durch sie geht Alles gut, warum soll ich mich quälen, merkwürdig zu werden?"

Das kleine Männchen fuhr aber fort und erzählte viel von der Süßigkeit des Ruhms und wie herrlich es sei, das Land zu vergrößern, die Schätze zu häufen, den Dichtern Stoff zu Gesängen und den Geschichtschreibern große Thaten zu hinterlassen. Freundlich antwortete ihm der alte König: „Sage mir, kleiner Buckel, was ist süßer als mein Leben? bin ich nicht ruhig unter dem Schutze meiner Göttin? bin ich nicht glücklich bei der Liebe meines Volks? und wenn ich sehe, wie meine Idola schöner blüht, als alle Blumen des Morgenlandes, was kümmern mich Deine Dichter, Deine Geschichtschreiber und Dein Ruhm?"

Der kleine Buckel zuckte die Achseln und dachte darauf, wie es anzufangen wäre, dem Glauben an die Göttin Almanzina einen tödtlichen Streich zu versetzen und den Liebling des Königs, die fromme, schöne Idola, von seinem Herzen zu entfernen. Und siehe da! es gefiel dem Schicksale, die erste Hälfte dieses Planes über alle Erwartung zu erfüllen.

Drittes Kapitel.

Der große Geist und das kleine Lämpchen.

Schon lange war der kleine große Geist um das geheime Gewölbe im Innersten des alten Palastes herumgeschlichen, aber Schloß und Riegel, Mauern und Wache setzten seiner Entdeckungslust undurchdringliche Grenzen. „Es ist nichts darin!“ sagte er immer zu sich selbst, und doch kam ihm bei diesem Nichts ein Grauen an, das er sich nicht zu erklären wußte.

Eines Tages war er in das Stockwerk, das gleich über dem Gewölbe lag, hineingestiegen. Er durchsuchte alle Winkel, klopfte an alle Mauern und fand endlich — wer beschreibt das Entzücken des kleinen Buckels? — einen Stein im Fußboden, der locker war. Sogleich machte er sich rüstig darüber her, hämmerte, wackelte, hob, drückte, bis auf einmal — ein Schauer fuhr dem kleinen Entdecker durch alle Glieder — der lockere Stein mit dumpfem Gepolter in das Gewölbe hinabfiel.

Eine gute Weile saß das kleine Männchen unbeweglich da und schöpfte tief Odem. Es war ihm wunderbar heimlich zu Muthe; ein leiser Frost schlich ihm über den ganzen Leib und klappte mit seinen Zähnen. Noch konnte er seine Heldenthat nicht recht begreifen.

„Vielleicht ein Schatz!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, und ſeine Fingerſpitzen wurden wieder warm. — „Poſſen!“ rief er endlich und raffte ſich zuſammen und ſprang auf. Er eilte nach Hauſe, holte Feuerzeug, ein Lämpchen und eine kleine Laterne, und ſchlich ſich vorſichtig, um nicht bemerkt zu werden, wieder in das alte Gebäude. Kaum war er wieder bei ſeiner Fundgrube angelangt, ſo brannte er ſein Lämpchen an, band ſein Laternchen an einen Strick, warf ſich der Länge lang auf den Fußboden hin und ließ die kleine Illumination ganz ſachte in das Gewölbe hinab.

Der matte Schein des Lämpchens fiel an die großen, ſtillen, ehrwürdigen Mauern und ſchimmerte bleich an den koloſſalen Säulen, welche das Gewölbe ſtützten. Der kleine Buckel ſtierte mit weit aufgeriſſenen Augen hinab, er ſchwenkte das Lämpchen hierhin, dorthin, nach allen Winkeln, überall ſah er alte dicke Mauern, plumpe Säulen und alte verblühte Kränze, die zwiſchen ihnen aufgehangen waren. Nicht einmal eine Inſchrift, über die ſich eine Abhandlung ſchreiben ließ, nicht einmal einen Kaſten voll Geld, der die Mühe gelohnt hätte, in dieſes alte Dunkel hinabgeblickt zu haben. „Nichts!“ rief der kleine Buckel und ſeufzte. — „Nichts!“ ſchallte ihm das dumpfe Echo des Gewölbes zurück.

Viertes Kapitel.

Das gelegte Ei und der Triumph.

Hat man einmal eine Entdeckung gemacht, oder nur irgend einen Satz zur Welt gefördert, der wie eine neue Entdeckung aussieht, so wandelt alle Menschen die Hühnernatur an, und es gehört ein sehr starker Geist dazu, nicht zu gackeln. Der kleine Buckel, der aber jeden Tag mehrere Male zu sich selbst sagte: „Ich bin ein großer Geist!“ war eben deßwegen nur ein sehr schwaches Menschenkind, und das große Licht, das ihm durch sein kleines Lämpchen aufgegangen war, blendete ihn vollends. Wie Zentnerlast lag die wichtige Entdeckung auf seinem Herzen, und er schaffte sich Luft. Geheimnißvoll führte er erst einige hochgelehrte Herren zu dem Loche, ließ sein Laternchen hinunter, ließ die Herren gucken, sehen, schwatzen, und war außer sich vor Freude, als man ihn bis zum Himmel erhob, seine Entdeckung pries und seinen Namen unter den berühmtesten Namen des Morgenlandes nannte.

Endlich überredete er auch den alten Laheros, hinabzusehen, und sagte mit dem überlegnen Tone eines Mannes, der Alles vorausgesagt hat: „Da siehst Du nun, o König, daß die Weisheit aus mir gesprochen hat! In dem alten abergläubischen Heiligthume ist Nichts,

und mein Licht hat Alles aufgehellt, was so viele Jahrhunderte in der tiefsten Tiefe verborgen war."

Der König erschrak sehr und stutzte lange und sah mit betrübter Miene in das alte Heiligthum seiner Vorfahren hinab. Endlich aber sagte er: „Kleiner Buckel! ich sehe wohl, daß es bei Deinem Lämpchen aussieht, als wäre Nichts darin; aber ich denke doch, wenn man mit einer großen Fackel in diesem dunkeln Gewölbe herumginge, so würde man Manches erblicken, was Dein Lämpchen nicht sichtbar macht." Da erwiederte das kleine Männchen: „Wie lange wirst Du noch an dem Aberglauben hängen, der Dich und Deine Vorfahren von der Reihe der Könige ausschließt, deren Namen die Geschichte werth hält, in ihre unsterblichen Bücher aufzuzeichnen?" Der alte Lahoros schüttelte den Kopf und sagte: „Kleiner Buckel, Dein verdammtes Lämpchen hat mich arm gemacht, und Du willst noch, daß ich mich meiner Armuth freue? Aber Eins bitte ich von Dir, sage meiner Idola nichts davon, sie wendet ihre stillen Gebete hierher, und wie die Blume ihren Kelch der Sonne öffnet, so schließt sie ihr reines Herz der Göttin auf. Laß mein Kind zufrieden und raube ihm seine Sonne nicht!"

Fünftes Kapitel.

Der erste Schritt und das neue Leben.

So wenig sich der alte König davon merken ließ, so war er doch durch die Entdeckung des kleinen Buckels sehr beunruhigt. Sein festes Zutrauen war erschüttert, und es gab Augenblicke, wo er in seinem Kopfe einen ähnlichen Kitzel fühlte, wie der kleine Buckel in dem seinigen herumtrug. Der Gedanke, daß die ganze Geschichte von Almanzina eine fromme Fabel wäre, und daß im Grunde sein armes Volk keinen andern Schutz habe, als ihn selbst, machte ihm vielen Kummer. Es schien ihm, als müsse er wirklich dem kleinen Buckel folgen, nicht um berühmt zu werden, sondern um sein verwaistes Volk durch heilsame Vorkehrungen für die Zukunft zu sichern.

So war der Funken gefallen, der kleine Buckel blies, der Zufall begünstigte, und da der Frühling mit seinen Blumen und seinen Gesängen das alte glückliche Reich wieder besuchte, ward er mit kummervollen Gesichtern, mit Kriegsgeschrei und Waffenübungen empfangen. Der erste Schritt nämlich, den Laboros zu Verbesserungen machte, war, daß er auf Anrathen des kleinen Buckels den Tribut verweigerte, den die Könige von Pera seit undenklichen Zeiten an Persien zahlten. Da gerade damals

ein Greis auf dem perſiſchen Throne ſaß, der den Krieg nicht liebte, auf ſeine Rechte nicht eiferſüchtig war und den unbedeutenden Tribut nicht vermißte, ſo ſchien das Wagſtück eben nicht gefährlich zu ſein, und der kleine Buckel triumphirte, und Laheros glaubte auf die wohlfeilſte Art eine merkwürdige That gethan zu haben. Aber die Szene änderte ſich ſchnell. Der Greis in Perſien ſtarb, und Zerir, der junge Held, deſſen feurige Seele nach Thaten dürſtete, beſtieg den väterlichen Thron. Ein neues Leben regte ſich, mit Entzücken hörten die perſiſchen Jünglinge den Aufruf zum Kriege, und Pera war das erſte Opfer, was ihrem Muthe gebracht werden ſollte.

Laheros erſchrak. Gern hätte er Alles bewilligt, um ſeinem Volke die gewohnte Ruhe zu laſſen, aber der kleine Buckel ſprach mit Zuverläſſigkeit vom Siege und vom Ruhm und von der Unfehlbarkeit ſeiner weiſen Maßregeln, ließ jedoch in der Stille ſeine Habſeligkeiten zuſammenpacken und ſchickte ſie, als die erſten übeln Nachrichten vom Heere eintrafen, über die Grenze.

Sechstes Kapitel.

Der Jüngling und der Greis.

Der Morgen graute. Von kriegerischer Musik geweckt, sprang Zerir von seinem Lager auf und trat vor sein Zelt. Da trat Sahun zu ihm, der alte Vezier seines Vaters, und die Führer des Heeres umringten ihn, und die Jugend von Persien empfing den königlichen Jüngling mit Waffengeklirr und mit Freudengeschrei.

„Ihr habt wie Männer gefochten," sprach Zerir, „nun gilt es, zu vollenden. In zwei Schlachten sind sie geschlagen; auf den Feldern, wo sie ihre Schwerter gegen uns wetzten, haben wir unsere Triumphlieder gesungen; aber der alte widerspenstige Fürst hat sich noch nicht den Siegern unterworfen. Hinter den Wällen seiner Stadt glaubt er unsere Siegerschritte aufzuhalten, aber laßt uns versuchen, ob seine Schutzwehr so mächtig ist, als er glaubt; denn glücklich muß vollbracht werden, was männlich begonnen war!"

Ein lautes Jauchzen beantwortete die Rede des königlichen Jünglings. Er bestieg sein Pferd und eilte, von seinen Heerführern umgeben, die Befestigungen von Pera zu untersuchen, hinter welche sich der alte Lahoros mit dem Rest seiner Treuen geflüchtet hatte. Er sprengte

über das Schlachtfeld des gestrigen Tages. Bilder des Todes und der Zerstörung umgaben ihn; er bemerkte sie nicht. Das Aechzen hülfloser Verwundeter tönte durch die Luft; er hörte es nicht. Scharfsichtig, wie der Adler seinen Raub ausspäht, hing sein Auge an den Thürmen der Stadt und an den Befestigungen ihrer Mauern. „Ehe die morgende Sonne aufgeht, muß sie mein sein!“ rief er, und die Heerführer, welche den Ungestüm des Jünglings kannten, schwiegen. Nur der alte Sahun sagte: „Herr, sie wird Dein sein, aber die Tapfern werden die Graben ausfüllen und die Feigen werden in die Stadt dringen und Gräuel der Plünderung verüben, und der Ruf dieser Thaten wird auch Dein sein!“

„Ich will nie alt werden,“ rief Zerir entrüstet, „daß ich nicht schwach werde wie dieser Greis! Denkst Du mich durch das Gespenst zu schrecken, das Du Ruf nennst? Wer hat Dir verrathen, daß Feige in meinem Heere sind, und wer hat Dir gesagt, daß die Tapfern fallen werden? Bin ich nicht auch Einer von ihnen? Und soll es sein, so sei's! Mächtig und schnell wie die kühne That, so nahe sich mir ein rühmlicher Tod; ich fürchte ihn nicht, und keiner meiner Tapfern fürchtet ihn: aber unrühmlich abzuziehen von diesen Mauern und heimzukehren, ehe der alte trotzige Mann überwunden ist, das fürchte ich, und das fürchten sie Alle.“

Sahun ſagte: „Mein Herr hat keinen Sohn in dieſem Heere, nnd zu Hauſe wohnt ihm kein liebendes Weib, das mit Angſt ſeiner Heimkehr wartet.“

„Macht Weiberliebe zaghaft,“ erwiederte Zerir, „ſo mögen ſie die Götter von mir entfernen. Mein Geiſt iſt frei, und mein Herz iſt kühn: ſo will ich bleiben bis ich ende.“

„Das Ende meines Herrn ſei fern,“ ſagte Sahun, „und es nahe ihm nicht früher, bis ſein menſchliches Herz menſchliche Freuden gekoſtet hat.“

Unwillig wendete ſich Zerir von dem Greiſe zu den Führern ſeines Heeres. Verwegner Muth blickte aus Aller Augen. „Du biſt kühn,“ riefen ſie, „wie der Adler, der über den Felſen ſchwebt, und muthig wie der junge Löwe, der nach Beute ausgeht. Führe uns, wir folgen Dir!“

Siebentes Kapitel.

Idola und die Blumen.

In der einſamſten Laube ihres Gartens ſaß Idola. Der Morgenwind ſpielte mit ihren Blumen und flüſterte in den Blättern des Feigenbaums; Vögel wiegten ſich ſingend auf allen Aeſten; Bienen ſummten im Blüthen-

ſtaube, und luſtig hüpfte der Bach mit kleinen Wellen zu ihren Füßen. Aber niedergedrückt von Kummer, hing das ſeelenvolle blaue Auge des Mädchens an dem Boden, und Thränentropfen glänzten an ihren Wimpern wie der Thau an dem zarten Rande der Roſenblätter. Leiſe war ihre Geſpielin Aliſſa ihr nachgeſchlichen; ſie ſetzte ſich zu ihr.

„Meine Idola weint?“ ſagte ſie und faßte ſie ans Kinn und hob das geſunkene Köpfchen in die Höhe.

„Es iſt vorbei, Aliſſa! Ich fragte mich: „„Was ſoll ich thun bei den Leiden meines Volks und bei dem Kummer meines geliebten Vaters?““ Die Morgenröthe hat mir es zugeweht; nun weiß ich es!“

„Und Aliſſa darf es nicht wiſſen? Seit wann bin ich nicht mehr die Vertraute meiner Idola?“

„Ich will Dir Alles anvertrauen, Du Liebe; aber ſchließ' es tief in Deine Bruſt und bewahre das Geheimniß, bis Alles vollbracht iſt. — „„Zerir iſt ein wilder Jüngling,““ ſagt man, und ſein Zorn iſt gegen meinen armen Vater entbrannt; aber werden nicht ſelbſt Götter verſöhnt, und laſſen ihren finſtern Zorn, wenn ein unſchuldiges Opfer geblutet hat? Sieh', ich will mich aufmachen, und will zu ihm hinausgehen, und will mich zu ſeinen Füßen werfen und ihm ſagen: „„Schone das graue Haar meines alten Vaters, verwüſte nicht unſere Felder

und tödte nicht unsere blühenden Jünglinge, sondern schlachte Dir ein Opfer, das Deinen Zorn versöhne, und laß mich das Opfer sein!""

„Nein, Idola! ich lasse Dich nicht. Willst Du dem jungen Leben entsagen, ehe seine schönsten Freuden Dir aufgegangen sind?"

„Wie oft hörte ich unsere Alten sagen, das Leben sei eine mühsame Reise auf einem stürmischen Meere! — Ich glaubte das nicht. Für Idola war das Leben ein Lustwandeln durch einen blüthenvollen Hain, wo überall Wohllaut tönte. — Ich Thörin, wie wahr ist ihr Spruch! Alissa, wer früh stirbt, schifft nur auf einem schmalen Arme des stürmischen Meeres von einer Insel zur andern!"

„Hab' ich doch Alles mit Dir getheilt, meine Idola, laß mich auch jetzt mit Dir gehen!"

„Nein, Alissa, Du sollst bleiben und glücklich sein! Das Herz, in welchem mein Andenken lebt, darf nicht mit mir untergehen."

Von Schmerz überwältigt, sank Alissa an Idola's Brust; Thränen erstickten ihre Worte, sie schluchzte laut.

„Ist Dir denn aller Muth entfallen, meine Freundin?" fuhr Idola fort und drückte sie an ihr treues Herz. „Sieh' doch rund um Dich her, wie Alles lebt und athmet in großem festen Vertrauen? Lustig hebt der Baum seine

Aeſte empor in die reine, leichte Himmelsluft, Licht und Wärme hofft er von ihr und milde Regentropfen, und ſie giebt ihm, was er hofft; und die kleine Blume klammert ſich mit ihren Wurzeln an die Erde; Nahrung und Gedeihen erwartet ſie von ihr, und die Erde giebt Alles; und der Vogel fliegt fröhlich aus ſeinem Neſte, feſt vertrauend, daß ein günſtiges Lüftchen ihm die Körnlein zuführen werde, wovon er lebt und ſeine Jungen nährt, und das Lüftchen kommt und füttert ihn. — Sieh', Aliſſa! und ich, ich ſollte kleinmüthig ſein? Nein, o Geliebte! wie ſich die hohe Winde an den Palmbaum hinaufrankt und ihre zarte Rebe vor Stürmen ſchützt, ſo ſchlingt ſich mein Vertrauen zu dem mütterlichen Herzen meiner Göttin hinauf!"

In ernſten Gedanken verloren, ſaß Aliſſa neben ihrer Freundin. Sie blickte gen Himmel, da theilten ſich die Wolken und ein Sonnenſtrahl fiel auf ſie herab. Begeiſtert ſprang Aliſſa auf, fiel an Idola's Bruſt, preßte einen langen ahnungsvollen Kuß auf ihre Lippen und eilte davon.

„Was eilt ſie ſo," ſprach Idola, „und läßt mich allein? Wird ſie auch mein Geheimniß bewahren?"

Sie ſtand auf und wollte nach dem Palaſte zurückgehen, da fiel ihr Blick auf ihre Blumen.

„O lebt wohl, meine Lieblinge! lebt wohl! Ich

werde euch nicht mehr pflegen, ihr lieben zarten Blumen! Umsonst wartet ihr nach einem heißen Tage auf Idola, daß sie komme und euch mit frischem Wasser kühle! Andere werden kommen und euch pflegen und eurer Schöne sich freuen; aber vergeßt Idola nicht! O blumenreiche Erde!" rief das Mädchen, und ihr Herz brach in Thränen, „gib Idola ein sanftes Lager in deinem mütterlichen Schooße!"

Achtes Kapitel.

Der kleine Buckel und die Nachwelt.

Schlaflose Nächte waren in dem Palaste der Könige von Pera eine unerhörte Sache. Aber der arme Lahoros hatte noch keine Nacht ruhig geschlafen, seit ihn der kleine Buckel unter die merkwürdigen Könige versetzt hatte. Dafür verfluchte er aber auch den kleinen Buckel, die Geschichtschreiber und alle Narren, die lieber berühmt werden als ruhig schlafen wollen. Herzlich gern hätte er jetzt den Tribut, der ihn in die schlimmen Händel verwickelt hatte, zehnfach bezahlt, wäre dadurch nur Alles wieder beim Alten gewesen; aber Zerirs Stolz, seine Kriegslust, seine weitaussehenden Plane schienen jeden Vergleich unmöglich zu machen.

Gleich Anfangs hatte der kleine Buckel gesagt: „Ew. Majestät, es gibt vier Welttheile, aber der kultivirteste von allen ist Europa; dort schießen und schlagen sich die Leute unter einander mehr todt, als in den drei übrigen zusammengenommen, und daher zieht das Land im Fache des Sengens, Brennens und Todtschlagens ganz unvergleichliche Künstler; ja, wenn man ein Hunderttausend solcher Subjekte hat, so ist man im Stande, die schwierigsten Sätze zu beweisen und die zweifelhaftesten Dinge klar zu machen.“ Er hatte etwa ein Dutzend solcher Helden verschrieben und stellte sie dem Könige vor.

Lahoros, der wenigstens Riesen erwartet hatte, lachte laut auf, als er magere, kleine, geputzte Männer vor sich sah, die große Hüte und kleine Röcke, kurze Säbel und gewaltig dicke Stöcke trugen. „Und mit diesen Schwächlingen,“ sagte er, „denkst Du die persischen Jünglinge zu schlagen?“

„Herr,“ nahm einer von ihnen das Wort, „wir fechten nicht in der Nähe. Wir sind abgerichtet, aus der Ferne zu treffen und zu tödten, und das schwächste Kind kann den größten Helden erlegen.“

„O Schlangen!“ rief Lahoros, „und wer hat Euch dazu abgerichtet?“

„Dieser Stock,“ sagte der Soldat, „mit dem wir wieder Andere abrichten.“

„Nahe sich Keiner meinem Volke!“ sagte der König und verließ das Zimmer.

Er wollte in den Garten gehen, um in der freien Luft seine Sorgen zu vergessen; aber vor der Thür des Palastes hatte sich eine ungeheure Menge Volks versammelt, und wie sie den alten König erblickten, fielen sie kniend auf die steinernen Stufen nieder und riefen um Hülfe. Da brach dem alten Laboros das Herz. Schnell ließ er seinen Rath versammeln und setzte sich mit kummervollem Herzen auf den Thron seiner Väter.

Er schwieg, weil er so gewöhnt war, stillzuschweigen, wenn er sich gesetzt hatte, und das ganze Kollegium schwieg auch, weil es im Grunde nicht wußte, warum es zusammengekommen war.

„O König,“ hob endlich der kleine Buckel an, „die Zeit Deines Ruhms ist gekommen; der tapfere Widerstand Deines Heeres hat ganz Asien mit Bewunderung erfüllt; die Mauern von Pera werden ewig bleibende Trophäen Deines Muthes werden, und die Nachwelt wird Dich erheben über alle Könige...“

„O Du kleiner buckliger Teufel!“ unterbrach ihn der König; „ich weiß zwar eigentlich nicht, was das für ein Ding ist, das Du Nachwelt nennst, aber wenn die Nachwelt so spricht, wie Du da gesagt hast, so gebe ich nicht so viel auf das alberne Geschwätz. Geschlagen sind

meine Truppen, mein Volk iſt verarmt, die Göttin Almanzina hat uns ihren Schutz entzogen, weil Du ſie mit Deinem verdammten Lämpchen beleuchtet haſt, und ſeit ich berühmt worden bin und ganz Aſien von mir ſpricht, ſind meine Tage voll Sorgen, meine Nächte ohne Schlaf und meine Unterthanen in Verzweiflung. Und daran biſt Du ſchuld und Deine kleine Laterne und das verwünſchte Ding, das Du Nachwelt nennſt!"

Da erhob ſich der ganze Rath und ſagte: „O König, erlaube uns, daß wir dem kleinen Buckel den Hals brechen!"

„Laßt ihn in Frieden ziehn," ſagte der alte Laboros; „mag er doch andere Könige merkwürdig machen, denen das Ding beſſer bekommt, wie mir und meinem Volke."

Grimmig rannte der kleine Buckel aus dem Saale, und ein lautes Gelächter begleitete ihn.

Neuntes Kapitel.

Der Held und das Lamm.

Zerir machte ſeine Anordnungen für den künftigen Morgen. Ehe der Tag anbrach, ſollten die Wälle von Pera erſtürmt ſein. Sein Zelt wimmelte von Kriegern,

die ſeine Befehle erwarteten. Da drängte ſich ſchnell durch den dichten rohen Haufen ein Mädchen hindurch; ihr langes ſchwarzes Haar floß aufgelöſt um ihren Nacken; ihr Herz ſchlug ängſtlich wie der Fittich der Taube, die ein Raubvogel mit ſeinen Klauen gepackt hat; ihr ſchüchternes Auge durchflog die Verſammlung und ſuchte den König. Sie fand ihn und ſtürzte zitternd und athemlos zu ſeinen Füßen. Stillſchweigend, mit edlem Ernſt, traten die Krieger zurück.

Betroffen über die ungewohnte Szene ſtand Zerir da und beugte ſich unwillkürlich zu der ſchönen Geſtalt herab, die wie leblos zu ſeinen Füßen lag. „Wer biſt Du und was willſt Du?“ ſagte er endlich mit freundlichem Tone.

Erſtaunt blickte das Mädchen empor. „Das iſt nicht die Stimme eines blutdürſtigen Kriegers,“ rief ſie, „das iſt nicht das Auge eines Verderbers! Man ſagt, Du habeſt kein menſchliches Herz, Tödten ſei Deine Luſt und Verheeren Deine Freude, und ich komme her und bringe mich Dir ſelbſt zum Opfer! Tödte mich! aber ſchone das graue Haupt unſers Königs und erbarme Dich des unſchuldigen Volkes!“

„Ich bin nicht blutdürſtig,“ ſagte Zerir, „aber die Weichlichkeit iſt mir verhaßt und Buhlerkünſte verführen mich nicht! Sage mir, wer biſt Du?“

„Ich bin Aliſſa, die Freundin Idola's, der Tochter

unſers Königs. Idola wollte ſelbſt zu Dir kommen und ſich dem Tode überliefern; aber das Opfer wäre zu theuer geweſen. Ganz Aſſen würde trauern, wenn ſeine ſchönſte Zierde gefallen wäre. Ich aber ſterbe für Idola gern."

„Wer hat Dir eingegeben, ſo mit mir zu ſprechen?"

„Bei den Entſchlüſſen der Männer," ſagte das Mädchen, „ſitzt der Verſtand zu Rathe, aber das Weib, o Herr, folgt den Eingebungen ſeines Herzens!"

„Bin ich denn ein Tiger, der in eine friedliche Herde einbricht und zur Luſt würgt? Glaubſt Du, ich ſei fähig, ein unſchuldiges Weib zu tödten, das ſich mir ſelbſt überliefert?"

„O Herr, werden doch auch die Götter verſöhnt, wenn das unſchuldige Lamm auf ihren Altären blutet. Nimm Du mich auch zum Opfer und ſchone meiner Idola und ihres Vaters!"

„Ich haſſe die Götter, die ſich ſo verſöhnen laſſen! Ich bin ein Menſch, und mein alter Sahun ſagt, ich ſei ein wilder Menſch, aber ſo wild und ſo grauſam wie Deine Götter bin ich nicht!"

„Und doch, o Herr, haſt Du unſer friedliches Land mit Krieg überzogen? haſt unſere blühenden Jünglinge in die lange Nacht hinübergeſchickt, da ihnen das ſchöne Leben noch ſo lieb war? Haſt Du da nicht gehandelt wie die grauſamen Götter, die Tauſende vertilgen um Eines

Schuldigen willen? O, laß Dich auch verſöhnen wie ſie. Nimm ein unſchuldiges Opfer und wende Deinen Zorn?"

Sahun trat hervor und ſagte: „Mein Herr laſſe die Rede dieſes Mädchens zu ſeinem Herzen gehen; ſie will ihr Leben opfern für ihre Freundin und ihr Vaterland: gewiß, mein Herr opfert ihr ſeinen Ehrgeiz und ſchickt ſie mit Worten des Friedens in ihre Vaterſtadt zurück!"

„Haſt Du vergeſſen, alter Mann," ſagte Zerir, „daß Liſt und Betrug durch das Weib in die Welt gekommen ſind? Glatte Worte, ſagt man, gehen über ihre Lippen, und heuchleriſche Thränen fallen aus ihren Augen, aber in ihrer Bruſt ſitzt ein Herz, das über den Betrug lacht und des Betrogenen ſpottet!"

„Feſſelt ſie!" rief er ſeiner Wache, „daß ſie nicht entrinne! Hat ſie wahr geſprochen, kommt ſie wirklich aus eignem Antrieb und aus Liebe zu ihrer Freundin — Zerir wird ihr dann die Feſſeln ſelbſt abnehmen und ſie ehrenvoll entlaſſen: hat ſie aber eine Rolle geſpielt, ſo ſoll der Künſtlerin der Lohn nicht entgehen!"

„Für meine Idola!" rief Aliſſa und küßte die Ketten, die man an ihre zarten Hände legte. „Sollteſt Du Idola kennen," fuhr ſie gegen Zerir fort, „o Herr, Du würdeſt meinen Worten glauben und mich um dieſe Feſſeln beneiden!"

„Spare Deine Reden," erwiederte Zerir, „ehe die morgende Sonne aufgeht, werde ich vor Idola ſtehen, denn noch dieſe Nacht erſtürme ich die Stadt!"

Ohnmächtig ſank Aliſſa in die Arme des alten Sahun.

Zehntes Kapitel.

Der Engel und der Teufel.

Wüthend über den Schimpf, der ihm widerfahren war, war der kleine Buckel aus der Verſammlung fortgerannt. Sein Leben war ihm unerträglich, die Welt war ihm zuwider, ſein Stolz war zu tief gekränkt, ſeine Rache kochte um ſo bitterer, da ihm alle Kraft fehlte, ſie fühlbar zu machen.

Aus Furcht, dem erbitterten Volke in die Hände zu fallen, flüchtete er in den alten Palaſt. „Die Dummheit," ſagte er höhniſch, „hält ihn für heilig: hier werde ich ſicher ſein, bis die Nacht anbricht." Keine Wache verhinderte ihm den Eingang. Man hatte alle Mannſchaft auf den Wällen nöthig.

Schleichend trat er in das Vorgemach. Idola kniete hier im ſtillen Gebete; ſie bat die Göttin um Schutz und Kraft zu ihrem großen Unternehmen. Wenn die Sonne

hinter die Berge hinabsinken würde, wollte sie ihren Entschluß ausführen und sich zum Opfer stellen für ihren alten Vater und für das unglückliche Volk.

Der kleine Buckel öffnete den Mund, um über das fromme Mädchen zu spotten, aber eine unbekannte Macht schloß ihm die Lippen; er zitterte und flüchtete sich in den entferntesten Winkel. Idola bemerkte ihn nicht, sie fuhr in ihrem stillen Gebete fort. Alles Heilige und Große war in ihr Herz eingezogen und erfüllte sie mit Freudigkeit und Ergebung. Und als das fromme Mädchen so glaubend und vertrauend mit ihrer Göttin sprach, da öffnete sich die große eiserne Thür des Gewölbes, und ein Wohlgeruch strömte auf Idola zu, und eine leise melodische Stimme sprach: „Idola, fürchte Dich nicht, Deine Mutter ruft Dich, Deine Göttin wird Dich schützen!"

Zitternd schlich Idola näher. „Ich komme, meine Mutter," lispelte sie leise und trat über die Schwelle des Gewölbes.

Der kleine Buckel hatte in seinem Schlupfwinkel kein Auge von Idola verwendet; er sah jetzt, daß sie in das Gewölbe hineinwankte. Ein teuflischer Gedanke fuhr in ihm auf. Grimmig wie eine Katze sprang er nach der Thür, warf sie zu, daß es im ganzen Pallaste wiederhallte, schob die schweren eisernen Riegel vor und rief hohnlachend: „Da warte auf Deinen Befreier!"

Er horchte lange an der Thür, ob er nichts von Idola höre, aber Alles um ihn her blieb still und stumm wie das Grab. Die Neugier trieb ihn in das obere Stockwerk. Er suchte die Oeffnung, die ihm einst zu seiner wichtigen Entdeckung geholfen hatte; sie war nicht mehr zu finden. Aber noch standen die Werkzeuge da, die er damals gebraucht hatte: das Feuerzeug, das Lämpchen und die Laterne.

„Ich will heute ein helleres Licht anstecken," sagte der Böſewicht und beschloß, wenn es Nacht würde, das alte Schloß in Brand zu stecken. Der kleine Buckel hätte die Welt in Brand gesteckt, wenn sein Lämpchen nicht zu klein dazu gewesen wäre.

Elftes Kapitel.

Almanzina die Friedensstifterin.

Die Nacht brach an. Ruhe herrschte über der ganzen Gegend, und das Heer rückte mit fürchterlicher Stille gegen die Stadt. In finsteres Schweigen versunken, ritt Zerir an der Spitze seiner Truppen. Sahun war ihm zur Seite.

„Wenn das Mädchen wahr geredet hat," brach Zerir endlich das Stillschweigen, „so möchte ich wohl die Idola

ſehen, von der Jedermann mit Entzücken ſpricht und der zu Liebe ſie ihr Leben ſo freudig aufopfern wollte."

„Sieh' Deine Tauſende an, mein Herr," ſagte Sahun, „opfert Dir nicht Jeder von ihnen willig und gern ſein Leben?"

„Nein!" rief Zerir, „ſo nicht wie ſie! Einige treibt der Ruhm, Wenige die Vaterlandsliebe, die Meiſten zwingt gewohnte Unterwürfigkeit; aber aus Liebe für mich? — Nein, Sahun, täuſche mich nicht!"

„Ich wünſchte," erwiederte Sahun, „daß mein Herr in Frieden zu dieſer Stadt zöge, und nicht als Ueberwinder ihres Vaters vor Idola's Augen träte!"

„Laß das gut ſein, alter Mann! Dem Greiſe ſoll kein Leid widerfahren; aber ſoll ich von mir ſagen laſſen, ich ſei durch glatte Worte überwunden und mitten im Laufe meiner Siege durch ein ſchönes Weib aufgehalten worden?"

„Wie wahr hat mein Herr geſprochen, daß nur der Ruhm die Männer treibt, und daß das reine Herz nur ein Erbtheil des Weibes iſt!"

„Alſo Du an meiner Stelle?"

„Ich würde dem alten Manne Frieden bieten und ſeine ſchöne Tochter als Weib heimführen und von mir ſagen laſſen: „„Zerir ging aus, Ruhm einzuernten, und hat das Glück ſeines Lebens erobert!""

„Sahun, ich verſtehe Dich nicht; das ſehe ich wohl,

daß Dein Glück eine andere Gestalt trägt, wie das meinige, und daß die Welt in Deinen Augen sich anders spiegelt: aber ob es daher kommt, daß Du weiser bist als ich, oder nur daher, daß Dein Haar grau ist und Dein Herz nicht mehr so kräftig schlägt wie das meinige, das weiß ich nicht."

„Mein Herz hat so geschlagen," erwiederte Sahun, „wie das Deinige; aber, o Herr! es hat nicht eher Ruhe gefunden, als bis es aufhörte so zu schlagen."

Während dieser Unterredung waren sie nahe an die Wälle der Stadt gekommen. Noch war Alles ruhig. Kein Wachtfeuer brannte, kein Anruf der Wachen unterbrach die nächtliche Stille. Zerir ließ seine Truppen Halt machen und schickte Kundschafter gegen die Thore der Stadt.

Er ordnete sein Heer. Die Kundschafter kamen zurück und sagten: „In der Stadt ist Alles ruhig wie im tiefsten Frieden; unbesetzt sind die Wälle, die Thore stehen offen, im festen Schlafe liegen die Einwohner; mache Dich auf und überfalle sie, kein Widerstand hält Dich zurück!"

„Nein!" rief Zerir. „Gegen wehrhafte Männer bin ich ausgerückt, aber nicht gegen Schlafende! Keiner wage es, Hand an einen Wehrlosen zu legen! Haben sie friedlich die Thore geöffnet, so will ich friedlich bei ihnen einziehen!"

Er ließ das Heer lagern und brach mit einer kleinen Anzahl auserlesener Truppen nach der Stadt auf.

Nahe am Thore schlüpfte eine kleine Gestalt bei ihm vorüber. „Wer bist Du?" rief Zerir.

„Ich will zu Zerir," sagte zitternd der kleine Buckel; „und bringe ihm willkommene Botschaft; bringt mich zu ihm."

„Rede! Du stehst vor ihm," sagte Zerir.

„Herr, wenn Du der Mann bist, vor dessen Namen Asien zittert und der seine Lust hat an dem Verderben seiner Feinde, so nimm Deinen Knecht mit Wohlgefallen auf und beglücke ihn mit Deiner Gunst."

„Womit glaubst Du sie verdient zu haben?" fragte Zerir.

„Sieh', Herr, den Rauch, der über jenem alten Thurm emporsteigt! Die Flamme greift schon um sich. Das ist mein Werk! Idola hat sich dorthin geflüchtet, und der alte einfältige König glaubt dort sicher zu ruhn; aber in wenig Augenblicken stürzen die brennenden Trümmer über die Häupter Deiner Feinde, und Du triumphirst, und ich bin gerächt!"

„Ungeheuer! Dein Lohn soll Dir werden! Nehmt ihn fest!" rief Zerir und sprengte durch die Thore der Stadt.

Die Flamme war ausgebrochen. Aengstlich eilten die Einwohner zur Rettung herbei. Zerir war mitten unter ihnen. Begeistert von dem Beispiele ihres Helden, stürzten sich seine Truppen in die Flammen, und in wenig Minuten war die Gefahr vorüber.

Unwiſſend, daß der gefürchtete Held vor ihnen ſtand, nannten ihn Alle ihren Retter und überhäuften ihn mit Dank und Segenswünſchen, und der alte Lahoros drückte ihm die Hand und ſagte: „Komm', Fremdling, ich will Dich zu meiner Idola führen, daß ſie Dir danke; Du haſt das Heiligthum ihrer Göttin gerettet."

„Wo iſt Idola?" fragte Zerir. „Hier!" antworteten unſichtbare Stimmen, und die große eiſerne Thür des Gewölbes ſprang aus ihren Angeln, und ein weiter prächtiger Saal eröffnete ſich. Tauſend Kerzen flammten an den Wänden umher, die Säulen waren mit friſchen Blumenkränzen behangen, in der Mitte brannte ein Opferaltar mit heiligem Feuer und im Hintergrunde erhob ſich ein prächtiger Thron. Almanzina ſaß darauf, und Idola lag zu ihren Füßen wie das Lamm zu den Füßen ſeiner Hirtin.

Betroffen trat Zerir zurück. Sein Blick ruhte auf Idola's herrlicher Geſtalt. Idola's Auge hing mit Wohlgefallen an dem ſtolzen Blicke des Jünglings.

„Tritt näher zu meinem Throne, Du junger Held!" rief Almanzina.

„Deine Stimme klingt wie die Stimme meiner Mutter," ſagte Zerir; „wer biſt Du, große Fürſtin?"

„Ich heiße Almanzina, die Freundin der Menſchen; mein Reich iſt das ſtille Reich des Friedens, der Liebe und des Vertrauens."

„O Mutter," erwiederte Zerir, „dann bin ich nicht Dein Sohn! Wild iſt die Bruſt des Jünglings, unruhig ſein Streben, ewig wechſelnd ſchweifen ſeine Wünſche umher!"

„Des Mannes Kraft," ſagte Almanzina, „und die Sanftmuth des Weibes ſind gleich werth geachtet vor den ewigen Göttern; aber wo ſich beide in Liebe vereinen, da feiert die Natur ihr ſchönſtes Feſt, und Almanzina ſegnet ihre Verbindung."

„Dem Erretter," fuhr ſie fort, „bin ich Dank ſchuldig, und dem Sieger gebührt eine Belohnung. Nimm Idola, meinen Liebling, von meiner Hand, ſie ſei Dein Weib!"

Und ſie führte das erröthende Mädchen zu dem Jünglinge herab, und Zerir faßte ihre Hand und ſagte: „Idola! willſt Du mein ſein?"

„Gieb Frieden unſerm Lande, o Jüngling, ehre das graue Haupt meines Vaters und liebe meine Göttin, ſo will ich Dein ſein!"

„Frieden mit aller Welt!" rief Zerir, „Du biſt mein Weib!"

Adelheid von Montmorency.

Eine romantiſche Skizze aus der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts.

Die Familie Montmorency war während der Minderjährigkeit Carls IX. auf den höchsten Gipfel ihres Ansehens gestiegen. Ein Montmorency bekleidete die Würde eines Connetabels von Frankreich, die höchste, die je ein monarchischer Staat ertheilte; alle Truppen standen unter seinem Commando, seine Befehle galten der Armee eben so viel, wo nicht mehr, als die Befehle des Königs, und sein Einfluß bei Hofe war eben dadurch der bedeutendste.

Als der König von Navarra der Königin Mutter, jener berüchtigten Katharina von Medicis, deren Namen die Geschichte nur mit Widerwillen ausspricht, den vorübergehenden Glanz der Regentschaft streitig machte, so war es eben dieser Montmorency, der mit dem Herzog von Guise und dem Marschall von Saint-Andre

das Triumvirat bildete, welches Frankreich beherrschte und seinen Boden mit dem Blute eines bürgerlichen Krieges befleckte.

Alle Kräfte der damaligen Zeitperiode waren auf Untersuchung und Vertheidigung metaphysischer Träumereien gerichtet, die man mit dem ehrwürdigen Namen Religion belegte, die das Volk zu einem fanatischen Eifer entflammten und den intriguenvollen Ehrgeiz der Vornehmen hinter eine heilige Decke verbargen.

Die Gelehrten — ewige Charlatane ihrer Zeiten — stritten mit der Feder über Dinge, die so abgeschmackt und albern waren, daß nur Gelehrte darüber streiten konnten. Das Volk, das mit blindem Glauben an jeder alten oder neuen Meinung hält, die ihm schmeichelt, und überdies den Druck der geistlichen Hand eben so schwer fühlte, wie den Druck der weltlichen, theilte sich in Parteien und drohte die seichten Gründe der Theologen mit den Waffen zu verfechten. Die Großen des Reichs untersuchten mit schlauer Besonnenheit, welche Partei stark genug sei, um mit ihrem Blute die Urkunde von der Größe und dem Einfluß ihres Oberhauptes zu unterschreiben.

Deutschland, die Niederlande und England waren der Hauptsitz der neu entstandenen Meinungen; dort waren ihre Erfolge bedeutend, dort hatten sich ganze Provinzen dem allgewaltigen und eisernen Joche der Klerisei ent-

zogen, und drohten auch allmälig ihre politiſche Verfaſſung zu verändern. — Die Machthaber Europens ſahen mit Zittern das neue Geſtirn, Denk- und Gewiſſensfreiheit genannt, das ſich in die alte Ordnung der Dinge drängte und ſie zu untergraben ſchien; ſie gaben ſich vergebliche Mühe, die entgegenſtehenden Parteien durch gütliche Maßregeln zu vergleichen; ſie ſtellten Disputationen der Gelehrten an, wo man viel ſchimpfte und wenig ausmachte; ſie ſchrieben Kirchen- und Reichsverſammlungen aus, auf welchen nichts entſchieden wurde, als der Haß, den beide Parteien gegen einander hegten. Kurz, es entſtand jene Kriſis, welche ein ganzes Jahrhundert von Krieg und Blutvergießen über Europa brachte und der Welt das erſte Schauſpiel eines allgemeinen Krieges wegen Meinungen gab.

Dieſe Gährung, an ſich ſo verderblich, war in ihren Folgen eine der wohlthätigſten für das menſchliche Geſchlecht; ſie entfeſſelte den Geiſt mehrerer Nationen von Europa und ſchuf die Denkfreiheit, die Mutter alles Edeln und Großen, das die Welt ſeit der Zeit ſah.

Frankreich würde vielleicht den Gräueln des bürgerlichen Krieges entgangen ſein; aber die Regierung eines minderjährigen Königs, der wenig Hoffnung gab, daß er je majorenn werden würde, ſtand unter dem verderblichen Einfluß Philipps II. von Spanien und Katharinens von

Medicis, dieſer Geiſeln der Menſchheit. Hierzu kam der unruhige Muth ſo vieler kühner und großer Männer der damaligen Zeit, die in der allgemeinen Parteiſucht Gelegenheiten zu Thaten fanden und das unglückliche Vaterland ihrem Ehrgeize aufopferten. Ein Guiſe und Montmorency ſtanden einem Condé und Coligny gegenüber, und zwiſchen ihnen ein Weib, deren niedrige Seele vor jeder Größe neben ihr erſchrak, die nur durch Intrigue ihre Erhaltung, durch Verbrechen ihre Sicherheit erkaufen konnte. Die Geſchichte jener Periode ſtellt daher die Gemälde der erhabenſten Thaten dicht neben die Schilderung der ſchändlichſten Verbrechen. Doch genug ſchon zur Bezeichnung der damaligen Zeit.

Laßt uns von dem unruhigen Schauplatze jener Thaten und Verbrechen in das ruhige Stift von Nion eilen, wo Adelheid von Montmorency, die Nichte des Connetabels, den heitern Morgen ihrer Jugend genoß. Unbekannt mit den Unruhen, die ihr Vaterland zu verwüſten drohten, zufrieden mit einer Welt, die ihr reines und edles Herz nach ſich maß, ohne Ahnung und Verlangen der eitlen Größe, an deren Begründung ihre Familie arbeitete, lebte ſie unter der Aufſicht der frommen Aebtiſſin, der ihre Erziehung nach dem Tode ihrer Aeltern anvertraut worden war. In ihrer frühſten Jugend war ſie hierher gekommen, zwölf Jahre waren ihr in dieſer glücklichen Verborgenheit

verflossen, und sie stand eben jetzt in dem Alter, wo der Frühling des Lebens seine Blumen und Blätter entfaltet und das Herz sich unbekannten Wünschen und leisen Ahnungen öffnet, als ihr Oheim beschloß, daß auch sie, die Unerfahrne, mitwirken sollte, um das Haus Montmorency noch höher zu heben, oder wenigstens seinen jetzigen Einfluß zu befestigen.

Margaretha, die Schwester Karls XI., sollte in Kurzem einen eigenen Hofstaat erhalten. Der Connetabel ahnete die großen Plane*), welche Katharina von Medicis mit dieser Tochter hatte, und suchte eine der ersten Stellen an ihrem Hofstaate für seine Nichte zu erhalten, um auch da den Namen Montmorency geltend zu machen. Er schrieb an die Aebtissin, entdeckte ihr seine Absichten und befahl seiner Adelheid, daß sie auf einige Zeit zu der Gräfin Ricourt, einer nahen Verwandten, gehen und sich in der Gesellschaft dieser erfahrnen, in den Zirkeln des Hofs altgewordenen Dame zu ihrem Eintritte in die große Welt bereiten sollte.

Adelheid gehorchte mit Zittern dem Rufe, der sie ihrer schönen Einsamkeit entriß und von der Wiege ihrer

---

*) Sie ward späterhin die Gemahlin Heinrichs, des Erbprinzen von Navarra. Wer kennt nicht ihr schauderhaftes Hochzeitfest?

Kindheit trennte. Sie weinte fromme, dankbare Thränen an dem Buſen der Aebtiſſin, und dieſe zärtliche Mutter warnte ſie vor den Verführungen der Welt, denen ſie entgegenging, beſchwor ſie, der Religion ihrer Väter treu zu bleiben, und mitten in den Umgebungen ſo vieler verſtellter, glatter Menſchen immer ihr reines, frommes und kindliches Herz als den koſtbarſten Schatz zu bewahren. Adelheid ſchloß dieſe heiligen Lehren tief in ihre Bruſt und ſchied, begleitet von den Thränen ihrer Geſpielinnen und von den Segnungen ihrer mütterlichen Freundin.

Mit dem bangen Gefühle, das Jeden ergreift, der von lieben Menſchen ſich trennt und einer ungewiſſen Zukunft entgegengeht, ſah Adelheid die Thürme des Stifts hinter dem Walde verſchwinden. Es ſchien ihr, als ob ihr alles Das, was ſie in der Welt finden würde, dieſe Ruhe, dieſen ſtillheitern Frieden der Seele, dieſe Behaglichkeit nicht wiedergeben könne, die ſie in dem glücklichen Nion ſo ungeſtört genoſſen hatte. Der Schmerz des Abſchieds war der erſte, der ihr Herz erſchütterte, der die erſten Thränen des Kummers aus ihren Augen preßte.

Es ward Abend. Die Ruhe der Natur gab auch ihr Beruhigung; die Religion, damals noch der Troſt jedes bekümmerten Herzens, ſtärkte ſie mit Muth und Ergebung, ihre Schwermuth ergoß ſich in ſtille Gebete. Da ſchoß ein funkelnder Stern gerade vor ihr herab, und ſein bren-

nendes Licht fiel in die Gegend nieder, der ſie zueilte. — Das fromme Mädchen hielt es für ein glückliches Zeichen, und ein leiſes: „Ich danke dir!“ flog von ihren Lippen zu dem empor, der auf kummervolle Herzen mit Vaterliebe herabſieht.

Am andern Tage kam Adelheid auf dem Schloſſe der Gräfin Riecurt an. Die ſchöne Lage dieſes Schloſſes, das vortheilhafte Aeußere der Gräfin, die herzliche und liebevolle Aufnahme, — Alles bewirkte, daß ſich Adelheid in ihrer neuen Lage gefiel. Sie ſchrieb die Aufmerkſamkeit, mit der man ſie behandelte, die Schonung, mit der man alle die kleinen Fehler verdeckte, die ſie zuweilen gegen die Konvenienz beging, auf Rechnung der Liebe, die man gegen ſie hegte, da ſie es doch größtentheils der Achtung zu verdanken hatte, die man der Nichte des großen Montmorency ſchuldig zu ſein glaubte.

Wenige Wochen waren verfloſſen, und Adelheid vermißte in dieſer herrlichen Gegend nicht mehr ihr kleines, mit Mauern umgebenes Kloſtergärtchen, in dieſen prächtigen Zimmern nicht mehr das enge Stübchen, das ſie zu Nion bewohnte. Ihre Sehnſucht flog zwar oft zu ihren Geſpielinnen, ihre Dankbarkeit dachte täglich an die fromme Aebtiſſin, aber dieſe Sehnſucht war nicht mehr von jenem Kummer, dieſe Dankbarkeit nicht mehr von jener Wehmuth begleitet, womit ſie anfänglich an die ver-

laſſenen Freundinnen zurückdachte. Hierzu kam noch, daß ſich im Hauſe der Gräfin ein Fräulein Brüſſon als Geſellſchafterin aufhielt, die beinahe von gleichem Alter mit Adelheid, und eines von den offenen, herzlichen Geſchöpfen war, die ſich leicht an Andere anſchließen und, weil ſie mit ihrem Vertrauen entgegenkommen, auch das Vertrauen des Andern erwecken. Adelheid war ſchon am erſten Tage ihre Bekannte, am zweiten ihre Freundin und kurz darauf ihre Vertraute.

Herzen, von der Welt noch nicht verdorben, von bittern Erfahrungen noch nicht gekränkt, geben ſich ſo leicht jedem fremden weichen Herzen hin. Ach! dieſes ſchöne Geſchenk der Gottheit, dieſer Bruderſinn, den der Menſch zum Menſchen in ſeiner Bruſt trägt, bringen wir ihn nicht Alle aus dem Paradieſe unſerer Kindheit in die rauhe, kalte Welt hinein? und iſt ſein Verluſt nicht der unerſetzlichſte, den wir erleiden?

Amalie von Brüſſon kannte von der Welt noch weiter nichts, als was ſie im Hauſe der Gräfin ſah, und hier hatte ſie nur Gelegenheit, ſie von der beſſern Seite kennen zu lernen; denn, ob die Gräfin gleich den größten Theil ihres Lebens in den glatten Zimmern des Hofs verlebt hatte, ſo hatte ſie doch noch Energie des Geiſtes genug behalten, ſich freiwillig dem geräuſchvollen Prunk zu entziehen, um den Abend ihrer Tage mit Würde und

Ruhe im Schooße der ländlichen Einſamkeit zuzubringen. Hier verfloſſen ihr die letzten Tage ihres Lebens in ſtiller Freude und Wohlthun, und ſie bedauerte weiter nichts als daß es nur die letzten waren, die ihr ſo verfloſſen. Ihr nächſter Gutsnachbar war der Baron Brüſſon, ein Mann, den ſein Herz eben ſo ſchätzbar machte, als ſeine Talente; ſeine Geſellſchaft war der Gräfin die liebſte, ihr verdankte ſie eine Menge froher und lehrreicher Stunden, und theils aus Dankbarkeit, theils um ihn noch mehr an ihr Haus zu feſſeln, hatte ſie ſeine Tochter zu ſich genommen und gab ihr eine Erziehung, die ihr der Vater, nicht geben konnte, der, nach der Sitte ſeiner Zeit, Alles auf die Bildung ſeines einziges Sohnes verwendete und nur ein ſehr geringes Einkommen beſaß.

Die tägliche Geſellſchaft des Hauſes beſtand alſo, außer Adelheid und Amalien, aus dem Baron Brüſſon, aus einer alten Verwandten des verſtorbenen Grafen, die man als ein Erbſtück der Familie betrachtete, und aus dem Pater Joſeph, dem Hauskapellan der Gräfin, der die Theologie nur als ein einträgliches Handwerk betrieb, aber die Aſtrologie — ein Lieblingsſtudium der damaligen Zeit — über Alles hochſchätzte.

Zuweilen kam auch Anton, der Sohn des Barons, ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, mit ſeinem Vater herüber. Anfänglich geſchah es freilich ſelten

und nur um seine Schwester zu sehen; denn die Lebhaftigkeit des Jünglings gefiel sich nicht in den Zirkeln der alten Herren und Damen, die nur ihre Zeit lobten, die Gegenwart tadelten und alles Schlimme von der Zukunft befürchteten. Seitdem aber die Gesellschaft im Hause der Gräfin einen so reizenden Zuwachs erhalten hatte, so kam er öfter, ohne sich selbst die Ursache davon gestehen zu wollen; ja sogar die Blödigkeit, die ihn sonst von der Gesellschaft vornehmer Frauenzimmer zurückzog, verließ ihn, wenn er in Adelheids blaues, seelenvolles Auge blickte, und statt des Stolzen und Zurückschreckenden, das er bei so vielen Damen von Stande gefunden hatte, nur Liebe, Güte und den Ausdruck einer weichen Seele sah.

Adelheid sah den Jüngling mit aller Unbefangenheit eines jugendlichen Herzens, und wenn sie ja etwas wärmern Antheil an ihm nahm, so geschah es deßwegen, weil er der Bruder ihrer Freundin war, und vielleicht auch, weil die Gesellschaft eines liebenswürdigen jungen Mannes den Reiz der Neuheit für sie hatte. Als aber ein längerer Umgang ihn näher mit ihr bekannt machte, als sie gewahr ward, wie sein lebhafter Geist jedes Vergnügen zu erhöhen, jede Gesellschaft zu erheitern wußte, als sie die Liebe bemerkte, mit der er an seiner Schwester hing, die Achtung, mit der er seinem Vater begegnete, als sie die Bescheidenheit und Sanftmuth sah, die über

ſein ganzes Betragen verbreitet war; da fühlte ſie mit jedem Tage mehr, daß Anton ihrem Herzen theuer war. Sie ſuchte ihn, ohne es zu wollen; ein unbehagliches Gefühl begleitete ſie, wenn ſie ihn fern wußte, und die Freude ſtrahlte aus ihren Augen, wenn ſie von weitem die Staubwolke ſah, die der flüchtige Huf ſeines Roſſes emporwarf.

Die Leute aus der großen Welt irren ſich in nichts ſo ſehr, als wenn ſie die Empfindungen der unverdorbenen Natur zu berechnen glauben. Sie, die jede Intrigue verſtehen, jede noch ſo künſtliche Maske errathen, die mit feiner Behutſamkeit Alles zu lenken glauben, ſtanden ſchon oft mit Beſchämung und getäuſchter Erwartung vor einem glühenden, enthuſiaſtiſchen Herzen, das, von einer mächtigen Leidenſchaft beſeelt, alle Verhältniſſe vergaß, alle Hinderniſſe verachtete, die ſich zwiſchen daſſelbe und den Gegenſtand ſeiner Wünſche warfen. —

Die Gräfin war ſcharfſichtig genug, das Intereſſe zu bemerken, das ſich zwiſchen Anton und Adelheid entſpann; aber weit entfernt, dieſen Umgang für gefährlich zu halten und einzuſchränken, freute ſie ſich vielmehr darüber und gab abſichtlich Gelegenheiten, ihn noch ungeſtörter fortzuſetzen. Eine Herzensangelegenheit — glaubte ſie — würde für die Bildung ihrer Adelheid von bedeutendem Nutzen ſein, und ihr jenes gefällige Aeußere, jene Feinheit

der Empfindung geben, die mehr das Werk der Natur als der Erziehung iſt. Sie dachte, es verſtände ſich von ſelbſt, daß Anton nie im Ernſte daran denken könnte, ſeine Augen bis zu einer Montmorency zu erheben. Lächerlich! Liebe iſt ein Kind der Natur, in ihrem Gebiete herrſcht Gleichheit, ſie zerbricht die Ketten der Konvenienz, und der Unterſchied der Stände iſt ihr fremd! Anton ſah in Adelheid nur das Mädchen, das er liebte; was kümmerte es ihn, daß Frankreich vor ihrem Oheim zitterte? Sie liebte ihn, und dieſe Gewißheit würde ihm Muth gegeben haben, den Kampf mit einer Welt zu wagen, wenn es ihren Beſitz gegolten hätte. Adelheid bemerkte, daß die Gräfin ihren Umgang mit Anton billigte, alle ihre Zweifel verſchwanden, ſie gab ſich einer Leidenſchaft hin, die den Beifall ihrer Familie zu haben ſchien und die ihr Herz zu einem Glücke emporhob, deſſen Möglichkeit ſie nie geahnet hatte.

Der Pater Joſeph, ungeachtet er alle Nächte in den Sternen las, hielt es doch auch der Mühe werth, ſein Augenmerk auf das zu richten, was am Tage um und neben ihm verging. Die häufigen Beſuche Antons waren ihm verdächtig. Er konnte weder den Baron noch ſeinen Sohn leiden, weil man Beide nicht ohne Grund in dem Verdacht hatte, daß ſie im Stillen der proteſtantiſchen Lehre anhingen, und da der ehrliche Hauskapellan

die alte Religion liebte, weil sie ihm Brod gab, und die neue haßte, weil sie ihn mit dem Verluste seines Dienstes bedrohte, so hatte er schon seit einiger Zeit Versuche gemacht, die Gräfin von der Familie Brüsson abzuziehen. Jetzt verdoppelte er seine Wachsamkeit; er warnte die Gräfin laut, er machte sie auf die Leidenschaft aufmerksam, die unter ihren Augen emporwuchs, er beschwor sie, den Ketzern ihr Haus zu verschließen und Adelheid vor dem verführerischen Gifte des Calvinismus zu sichern. Unzeitiger Eifer! Die Gräfin lachte über seine Bedenklichkeiten, spottete über seine Warnungen, und im Vertrauen auf die Allgewalt ihres Willens, der noch keinen Plan aufgegeben hatte, setzte sie den vertrauten Umgang mit der Familie Brüsson fort und erlaubte Anton täglich ihr Haus zu besuchen.

Ach, aber der unglückliche Augenblick nahte sich doch, der das Glück der Liebenden untergrub! Der Parteigeist griff in Frankreich mit jedem Tage weiter um sich, er mischte seine mürrische Laune in das süße Band der Liebe, seine Bitterkeit in die Freundschaft, seinen Argwohn in das Vertrauen, er machte die Zirkel der Fröhlichen verdächtig und entflammte den Fanatismus zur Verfolgung, bis endlich die Flamme des bürgerlichen Kriegs ausbrach.

Wir sind genöthigt, einen Blick auf die Geschichte der damaligen Zeit zu werfen.

Katharina von Medicis, um sich ein Gegengewicht gegen das steigende Ansehen des Triumvirats zu verschaffen, fing an, die Calviniſten zu begünſtigen, trat mit dem Admiral Coligny, dem Chef derſelben, in Unterhandlungen, und ließ plötzlich ein Edikt bekannt machen, in welchem verboten ward, ſie wegen ihrer Religion zu beunruhigen. Die Calviniſten vermehrten ſich mit jedem Tage. Die Begünſtigung der einen Partei machte die Widerſetzlichkeit der andern hartnäckiger, ihren Haß unverſöhnlicher. Um, wo möglich, eine Vereinigung zu bewirken, hielt man Konferenzen, die unter dem Namen des Religionsgeſprächs von Poiſi bekannt ſind, und ungeachtet dieſe nicht zum Vortheile der Proteſtanten ausfielen, ſo hatte man doch von Seiten des Hofs eine Mäßigung dabei gezeigt, welche die Proteſtanten ſo dreiſt machte, daß ſie überall ihre Meinungen ausbreiteten, und in kurzer Zeit einen Anhang gewannen, der den Hof in Furcht ſetzte und ihn nöthigte, ſeiner eignen Sicherheit wegen, ihnen öffentliche und freie Ausübung ihrer Religion zu erlauben.

Philipp II. verfolgte die neuen Meinungen, weil ſie ihn hinderten, die Niederlande zu unterjochen. Mit Unwillen ſah er die Fortſchritte, die ſie in ſeiner Nachbarſchaft gewannen; das Triumvirat ließ ſich mit ihm in geheime Unterhandlungen ein; eine ſpaniſche Armee rückte zur Ver-

theidigung der katholiſchen Religion in das Königreich, franzöſiſche Soldaten ſchloſſen ſich an die Reihen der ſpaniſchen Söldner, und das Bürgerblut floß.

Der Baron Brüſſon war, aus Ueberzeugung des Beſſern, ſchon längſt der neuen Lehre zugethan geweſen. Sein Aufenthalt am Hofe des Königs von Navarra hatte ihm die Bekanntſchaft des großen Condé verſchafft, und er ahnete die wohlthätigen Plane, die dieſer erhabene Held für das Glück ſeines Vaterlandes entworfen hätte. Im Aeußern hatte Brüſſon die Gebräuche der herrſchenden Kirche befolgt, um ſich unnöthigen Verfolgungen zu entziehen, aber mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, wo er ſich öffentlich für eine Lehre erklären konnte, von der er hoffte, daß ſie dem ganzen Europa eine veränderte und beſſere Geſtalt geben würde.

Als nach den Konferenzen von Poiſi den Calviniſten freie Religionsübung zugeſtanden wurde, ſo glaubte er nicht mehr nöthig zu haben, ſeine Geſinnungen mit dem Schleier des Geheimniſſes zu verbergen: — er bekannte ſich öffentlich als einen Anhänger der Calviniſchen Lehrſätze.

Die Gräfin Ricourt hatte mit allen Hofleuten das gemein, daß ſie einen Widerwillen gegen Alles hegte, was ſich ſchnell und aus eigner Kraft entſchied. Brüſſons Grundſätze waren ihr längſt bekannt; aber daß er ſo ſchnell damit hervortrat, daß er ſich, ohne auf die Verhältniſſe

und Formen des bürgerlichen Lebens Rückſicht zu nehmen, ſo geradezu der Partei des Hofes, zu der ſie ſich auch zählte, gegenüberſtellte, das mißfiel ihr, und ſie zeigte ihr Mißfallen durch ein kälteres Betragen. Brüſſons Beſuche wurden ſeltner, und Anton durfte es nicht wagen, ohne ſeinen Vater ein Haus zu beſuchen, das ihm lieber geworden war, als das Haus ſeines Vaters.

Adelheid verlor ihren Frohſinn, ſtiller Ernſt wohnte auf ihrer Stirn, ſie ſuchte die Einſamkeit. Im ewigen Kampfe zwiſchen Leidenſchaft und Pflicht, fühlte ſie, daß es unmöglich ſei, dem Geliebten zu entſagen, und hielt doch ihre Liebe für ein Verbrechen gegen das, was ihrem Herzen am heiligſten war, gegen die Religion. Jetzt ſehnte ſie ſich wieder in ihr glückliches Nion zurück, mit Wehmuth erinnerte ſie ſich ihrer frommen Mutter, der Aebtiſſin, nur bei ihr, glaubte ſie, würde der ſelige Frieden in ihre Bruſt wiederkehren, der ehemals ſeinen Sonnenſchein über die heitern Tage ihrer Jugend verbreitete. Ach, die Ruhe unſers Herzens iſt einer zarten Pflanze gleich, die, einmal von einem kalten Hauche angeweht, nie wieder aufblüht. Umſonſt ſehnen wir uns in die Gärten der Hesperiden zurück, in welchen wir unſere Jugend verträumten, ein ernſtes Schickſal wirft uns in den Strudel der Welt, mächtige Leidenſchaften regen uns auf, im unruhigen Streben gehen wir der großen Ruhe entgegen,

die alle Müde freundlich in ihre Arme nimmt und die Wunden des Lebens heilt.

Der Connetabel Montmorency ſah die Unruhen voraus, deren Ausbruch in jedem Augenblicke zu erwarten war. Um ſeine Familie ſicherzuſtellen, lud er die Gräfin Ricourt ein, nach Paris zu kommen, und bat ſie, ſeine Nichte mitzubringen. Adelheid ſah Anſtalten zur Abreiſe treffen, man ſuchte ſie ihr zu verheimlichen, aber ihre Beſorgniß errieth Alles. Die Gräfin war zu ſehr Kennerin des weiblichen Herzens, als daß ihr die Urſachen von Adelheids Schwermuth hätten unbekannt bleiben können; aber in der gewiſſen Hoffnung, daß die Zerſtreuungen der Reſidenz und die Neuheit eines geräuſchvollen Lebens ſehr bald den Eindruck verwiſchen würden, den Anton auf das unerfahrne Herz des Fräuleins gemacht hatte, ſuchte ſie die Abreiſe zu beſchleunigen, und beſchloß auch Amalien mitzunehmen, um der armen Adelheid nicht zu gleicher Zeit die Freundin und den Geliebten zu entreißen. Den Abend vor ihrer Abreiſe fuhr die Gräfin auf das Gut des Barons, um von ihm Abſchied zu nehmen und um ihn — wenigſtens glaubte ſie es ſeiner Freundſchaft ſchuldig zu ſein — vor der Zukunft zu warnen und ihn von einer Partei abzurathen, die ihre Stärke nur in ihren Muth, nicht in ihre Macht ſetzen konnte. Adelheid und Amalie begleiteten ſie.

Während die Gräfin und der Baron ſich in ein wichtiges Geſpräch über Politik und Religion vertieften, ſahen ſich Adelheid und Anton zum erſten Male, ſeit der unglücklichen Entfernung beider Familien, wieder allein. Ach, aber dieſe längſt erſehnte Stunde war zugleich die Stunde des Abſchieds! Anton ſtellte Adelheid die Unmöglichkeit vor, ſich von ſeinem Vater in einem Augenblicke zu trennen, wo ihn Gefahren umringten, aber zugleich verſprach er ihr, während ſeines ganzen Lebens einer Religion getreu zu bleiben, durch welche er allein hoffen konnte, den Beſitz einer Montmorency zu erlangen. Adelheids Zweifel waren beruhigt, ihr Gewiſſen war wieder mit ihrer Liebe ausgeſöhnt; ſie gab ihm das feierliche Verſprechen einer ewigen unwandelbaren Treue und erhielt das ſeinige. — Die Hoffnungen der Liebe ſind allmächtig wie die Liebe ſelbſt, ſie führen den glücklichen Geliebten hoch empor über die träge Wirklichkeit des Lebens und zeigen ihm von fern das gelobte Land ſeiner Wünſche und die Paradieſe ſeiner Zukunft!

Adelheid und Anton verloren ſich in ſüßen Träumen ihres Glücks, ohnmächtig ſchienen ihnen alle Verſuche des Schickſals, ſie zu trennen, und ſie ſchieden mit der feſten Ueberzeugung von einander, daß ihre Trennung nur auf kurze Zeit, aber ihre Wiedervereinigung auf ewig ſein würde. —

Warum murrt der Menſch gegen euch, ihr unſterblichen Mächte, daß ihr die Tage der Zukunft vor ſeinem Blicke mit Nacht umhüllt? Würde der Becher der Freude unſern Lippen ſüß ſchmecken, würde der Kuß der Liebe uns mit Seligkeit berauſchen, wenn das Geſpenſt der Zukunft vor unſern Augen ſtände und an die Vergänglichkeit alles Glücks und an die Thorheit unſerer Wünſche uns mahnte? Würden nicht die Herzen der beiden Liebenden gebrochen ſein, wenn ſie den Augenblick geahnet hätten, in welchem ſie ſich wiederſehen würden?

Adelheid kam in Paris an und ward Hofdame bei der Prinzeſſin Margarethe. Es war Winter. Der Hof war glänzend, und ungeachtet Beſorgniß wegen der drohenden Gefahren Aller Herzen einnahm, ſo ſuchten doch Alle dieſe Beſorgniß durch Feſte und Zerſtreuungen zu bekämpfen. Adelheid hatte zu lange in einer glücklichen Beſchränktheit gelebt, als daß ſie an dem Geräuſche dieſer ausgelaſſenen Vergnügungen hätte Geſchmack finden können. Ihr reines, ſtilles Herz war einſam mitten in den Umgebungen eines glänzenden Hofs; ihre treue Liebe dachte nur an den entfernten Geliebten mitten unter den Höflingen, die ſich vor ihrem Namen bückten und um einen freundlichen Blick ihrer ſchönen Augen geizten. Die Zeit

verfloß ihr zwiſchen der Pflege ihres alten würdigen Oheims und den Beſorgungen ihres Dienſtes.

Der Frühling brach an und mit ihm der bürgerliche Krieg. Der Connetabel ſtellte ſich an die Spitze der königlichen Truppen; Brüſſon und ſein Sohn ſtritten unter den Fahnen des Prinzen Condé. Blutige Schlachten wurden geliefert, Wunder der Tapferkeit, wie ſie nur die Geſchichte der bürgerlichen Kriege aufzuweiſen hat, geſchahen, Schwärmerei und Fanatism ſtanden einander gegenüber, die Provinzen wurden verwüſtet, die friedlichen Hütten des Landmanns zerſtört, blühende Städte in Aſchenhaufen verwandelt und fremde Truppen überſchwemmten das Land.

So verfloſſen mehrere Jahre. Kurze Friedensſchlüſſe unterbrachen zwar zuweilen die Szenen des Kriegs; aber da ſie nur von der Ohnmacht und Furcht der einen Partei erpreßt waren, und von der Eiferſucht der andern bewacht wurden, ſo dauerten ſie nur wenige Monate, und die Flamme des Kriegs brach mit verdoppelter Wuth wieder aus. Die Gefangenen behandelte man mit einer Härte, die auch nur in bürgerlichen Kriegen, an welchen jeder Einzelne durch perſönlichen Haß Theil nimmt, möglich iſt. Man enthauptete ſie, oder ſchmiedete ſie in die Ketten der Galeeren.

Adelheid erhielt dann und wann durch Amalien Nachricht von Anton. Seinem Verſprechen getreu, ſtritt

er unter dem Heere des Prinzen von Condé, weil das Glück seiner Familie an das Schicksal dieses Helden gebunden war, aber er trat nicht den Calviniſchen Meinungen bei. Das Leben im Lager erhöhte seinen Muth und gab ihm jenen festen Geiſt, welcher nach Thaten ringt und die Gefahren verachtet. Das Bild Adelheids lebte in seinem Herzen und spornte ihn zu Thaten, um eine Montmorency zu verdienen, oder mit einem ehrenvollen Tod das Versprechen seiner Treue zu besiegeln.

Condé, groß in seinen Planen, verwegen in der Ausführung derselben, beschloß, Paris zu blockiren und den Hof zu einem Frieden zu zwingen. Er bemächtigte sich der wichtigsten Vorstädte, steckte die Mühlen in Brand und verschloß der Stadt alle Zufuhr der Lebensmittel. Umsonst versuchte Katharina den Weg der Unterhandlungen; Condé, zu oft dadurch getäuscht, verlangte schnelle, unbedingte Bewilligung der Religionsfreiheit. Der Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen stieg mit jedem Tage, das durchdringende Geschrei des Volks setzte den Hof in Schrecken, man beschloß, ein entscheidendes Treffen zu wagen.

In der Ebene von Saint-Denis stellten sich beide Armeen in Schlachtordnung. Die königliche Armee war dem Heere der Protestanten in Allem unendlich überlegen, aber die Geschicklichkeit eines Coligny und die Un-

erſchrockenheit eines Condé erſetzten den Mangel ihrer Truppen.

Mit beiſpielloſer Tapferkeit hielt dieſe kleine Heldenzahl die immer erneuerten Angriffe der katholiſchen Armee aus. Endlich ſprengte der beinahe achtzigjährige Greis Montmorency mitten in das Handgemenge der Truppen und entſchied den Sieg; aber dieſe Entſcheidung koſtete ihm das Leben; er blieb tödtlich verwundet auf dem Schlachtfelde liegen. Anton von Brüſſon achtete nicht der Gefahr, er eilte zu dem ſterbenden Helden, ſuchte ſeine Schmerzen zu lindern, und der Connetabel ſegnete ihn für die Beweiſe ſeiner Menſchlichkeit.

Adelheid war troſtlos, als man ihr die Nachricht von dem Tode ihres Oheims meldete. Die Stütze ihres Lebens war geſunken, der Glanz der Familie Montmorency war erloſchen. Sie erfuhr es, daß Anton von Brüſſon den letzten Segen des Sterbenden erhalten hatte, und ein Strahl von Troſt und Muth drang in ihr bekümmertes Herz: „Iſt er geſegnet," ſprach ſie mit frommen Thränen, „ſo bin ich es auch!"

Die proteſtantiſche Armee wuchs aus ihren Trümmern wieder empor und lieferte, ungeachtet des eingebrochenen Winters, noch mehrere Gefechte, welche aber nichts entſchieden.

Im Frühling verließ der Hof, der mit den Chefs

der Protestanten einen Frieden oder vielmehr einen nothgedrungenen Waffenstillstand geschlossen hatte, Paris und machte eine Reise in die Provinzen, um durch seine Gegenwart den gesunkenen Muth seiner Getreuen wieder aufzurichten.

Adelheid fühlte jetzt mehr als je das Lästige ihrer Lage. Ihr Herz trauerte noch über den Verlust ihres Oheims: eben so sehr ward sie von der Unruhe über das Schicksal Antons, von dem sie seit jenem unglücklichen Tage nichts gehört hatte, gefoltert, und doch war sie gezwungen, allen den Feierlichkeiten beizuwohnen, die die Städte zum Empfange des Hofs anstellten.

Den ganzen Sommer hindurch dauerte die Reise. Spät im Herbst kam der Hof nach Toulon. Hier hatte man schon große Vorbereitungen gemacht; denn Heinrich von Bourbon, Erbprinz von Navarra, wurde erwartet, um eine Zusammenkunft mit der Königin und der Prinzessin Margaretha zu halten. Er kam an, und man beeiferte sich, dem jungen Prinzen einen Begriff von dem Glanze und der Macht eines Königs von Frankreich zu geben. Ein Fest verdrängte das andere, man zeigte ihm die Zeughäuser, die Anstalten der Marine, man ließ die Truppen manövriren, man besichtigte die Flotte. Ein Aufzug der Matrosen sollte die Feierlichkeiten beschließen. Mit klingendem Spiele, mit fliegenden Fahnen zogen sie

bei dem Hofe vorbei, der unter einem prächtigen Baldachin vor der Thür des Palastes stand. An ihren Zug schlossen sich unter einer zahlreichen Bedeckung von Soldaten die Galeerensklaven an, für heute ihrer Fesseln entledigt.

Mitten unter diesen hohlen, von Gram und Verzweiflung verzehrten Gesichtern schritt ein blühender Jüngling daher, sein Schritt war stolz, sein Blick zur Erde gesenkt, auf seiner Stirn saß der Kummer über ein unverdientes Schicksal, das ihn in die Reihen der Verbrecher geworfen hatte. Er näherte sich dem Palaste, Aller Augen waren auf ihn gerichtet, aber er sah mit unverwandtem Blick zur Erde. Da weckte ihn ein Schrei aus seiner Betäubung, er blickte empor, und Adelheid lag leblos zu den Füßen der Königin. Barmherziger Gott! es war Anton! Nach der Schlacht von St. Denis hatte man ihn zum Gefangenen gemacht und auf die Galeeren geschmiedet. Das war der Augenblick, wo er seine Adelheid nach langer Trennung wiedersah.

Katharina, zum ersten Male menschlich, ward von dem Schicksale der Liebenden gerührt, sie schenkte dem unglücklichen Jünglinge die Freiheit, und Adelheid, jetzt völlig Herr über sich selbst, gab ihm ihre Hand.

In ländlicher Ruhe, fern von dem Schauplatze des Kriegs, der noch viele Jahre lang ihr Vaterland verwüstete, genossen sie den Lohn ihrer Liebe und Treue in einem schönen und zufriedenen Leben.

Liamande.

Ein Mährchen.

Fakir, der Sohn Abdulla, durchreiste ganz Asien, um Bemerkungen zu machen, und war eben im Begriff, das kleine Königreich Fu, das durch beinahe unersteigliche Gebirge von den berühmten Königreichen Kaschemir und Quassan getrennt ist, zu besuchen, als ihm beim Herabfahren vom Gebirge die Achse seines Wagens brach. Kein Mensch war in der Nähe, der das zerbrochene Fahrzeug hätte wiederherstellen können, und Fakir, der Sohn Abdulla, sah sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, seinen Weg zu Fuße fortzusetzen.

Zwar hätte er gern einen von den Mauleseln bestiegen, die vor den Wagen gespannt waren, aber er wollte das Kostbarste, was er bei sich hatte, nicht im Stiche lassen, und das Kostbarste war sein Tagebuch. Er hatte nämlich während der Reise alle seine Bemerkungen niedergeschrieben, und seiner Bemerkungen waren so viele geworden, daß zwei Esel mit allen Kräften daran zu tragen hatten. Er belud also die beiden Thiere mit den Produkten seines Scharfsinnes, trieb sie vor sich her die Gebirge herab und erreichte noch vor Sonnenuntergang Risatula, die Hauptstadt des Königreiches Fu.

Als er unter das Thor gekommen war und die Esel mit den Bemerkungen schon vor der ersten Schildwache vorüber waren, ward Fakir angehalten und befragt. „Ich bin Fakir," sagte er, „der Sohn Abdulla, und bin ganz Asien durchreist vom Ganges bis an die Berge Kion; Ihr werdet von mir gehört haben, denn der Ruf geht vor mir her. Jetzt komme ich zu Euch, um Bemerkungen zu machen und Euch zu beschreiben, wie ich andere Völker beschrieben habe, denn ich bin ein Stern der Weisheit und bin Mitglied der Gesellschaft der Ueberklugen zu Sophia und der Dintensozietät zu Katschemar." Die Wache sagte: „Wir haben nichts von Dir gehört, Fakir, Sohn Abdulla, Stern der Weisheit und Mitglied vieler wunderbaren Gesellschaften, auch sehen wir nichts vor Dir hergehen, als zwei Esel." Fakir erwiederte: „Die tragen die Schätze meines Verstandes, die Grundpfeiler meines Ruhms und erliegen fast unter der Last meiner wichtigen Entdeckungen." Da entstand ein lautes Gelächter unter dem versammelten Volke und die Wache rief: „Ziehe ruhig weiter, Fakir, mit Deiner Weisheit, Deinen Schätzen und Deinen Eseln."

Als er durch die Straßen zog, folgte ihm ein großer Haufe Volks und begleitete ihn zur Karavanserai. Fakir hielt es für eine Huldigung, die man seinen Verdiensten erzeigen wollte. Er stand still, zog die Schreibtafel aus seinem Busen und schrieb: „Die Einwohner von Risatula sind ein sonderbares Volk; sie drücken ihre Bewunderung durch Lachen aus, nehmen aber durchreisende Gelehrte mit gebührenden Ehrenbezeigungen auf."

Jetzt war man bei der Karavanſerai angekommen. Ein großer grüner Platz vor dem Hauſe war mit unzähligen Volksgruppen bedeckt. Hier tönte Muſik, dort Geſang; hier ward getanzt, dort flog der Ball durch die Luft; hier ſtanden Männer und Frauen in traulichen Geſprächen, dort ſaßen Greiſe und ſahen lächelnd den Spielen ihrer Enkel zu. Ueberall war Freude und Leben. Aus allen Thüren und Fenſtern des Hauſes guckten Köpfe hervor. Die ganze Karavanſerai ſchien bis unters Dach beſetzt zu ſein, und Fakir, der Sohn Abdulla, ward um die koſtbare Ladung ſeiner Eſel beſorgt. „Fremdling," ſprach der Wirth, „ich wollte Dir gern einen Platz in meinem Hauſe anweiſen, aber morgen iſt das Feſt des luſtigen Königs Abaduſſa, und alles Volk iſt herbeigeſtrömt, um die ſchönen Augen der Fee Liamande zu ſehen; willſt Du aber die Ladung Deiner Eſel verkaufen, ſo tritt unter den Thorweg meines Hauſes, und Du wirſt Käufer in Menge finden."

Unterdeſſen hatten viele Menſchen die Eſel umringt. Man glaubte, ſie trügen Feigen, und drängte ſich herzu, um zu kaufen. Aber Fakir ſprang herbei, trieb das Volk aus einander, ſtellte ſich mitten zwiſchen ſeine Eſel und ſagte: „Sehr verehrte Anweſende! Ich bin kein gemeiner Krämer, der mit Feigen handelt, und alle Schätze Aſiens können die Kleinodien nicht bezahlen, die ich den Rücken dieſer Thiere anvertraut habe."

Die Mädchen von Riſatula glaubten, er bringe köſtliche Stoffe und Perlen, und da Jede von ihnen die ſonderbare Meinung hatte, ſie beſitze auch etwas, das nicht

geringer anzuschlagen sei, als um alle Schätze Asiens, so näherten sie sich, um, wo möglich, einen Tauschhandel einzuleiten.

Fakir hatte sich schon lange mit der Idee getragen, daß die Abkunft eines Völkerstammes weit sicherer aus den weiblichen, als aus den männlichen Gesichtszügen zu bestimmen sei; er wollte eben [illegible] Vergleichungen anstellen, um seine Hypothese zu bese[illegible], als sein Blick auf eine herrliche stolze Figur fiel, die mit schlankem Wuchs über Alle hervorragte. Der Feuerblick ihres Auges, der wallende Schnee ihres Busens, ihr ringelndes Lockenhaar — Fakir konnte keinen vernünftigen Gedanken fassen. Zum ersten Mal in seinem Leben vergaß er sich selbst, den Zweck seiner Reise und die ganze Dintensozietät. Ach! die Strafe folgte ihm auf dem Fuße! Während er so für die gelehrte Welt verloren dastand, hatten sich andere Mädchen an die Körbe der Esel gemacht, daran gedreht, gezupft, gewackelt, bis das Tragband losging und ein gewaltiger Stoß Papier auf die Erde fiel. „Papier! Papier!" schrien die Mädchen laut auf. „Papier! Papier!" schrie das ganze Volk und lachte. „Weißt Du schon, was der Fremdling mitgebracht hat?" fragte Einer den Andern. „Papier! Papier!" war die Antwort, und Alles lachte und schrie: „Papier!"

Fakir, der Sohn Abdulla, warf sich voll Verzweiflung auf die Erde, suchte alle einzelne Blätter seiner Hefte wieder zusammen und verfluchte sein Schicksal, das ihn zu dieser barbarischen Nation geführt hatte. Aber wie sollte er seine Schätze vor diesen rohen Händen sichern? Wo

ſollte er die Geiſtesprodukte verwahren, die er mit Kummer und Schweiß zuſammengebracht hatte, und die beſtimmt waren, Aſien zu erleuchten, Fakirs Namen unſterblich zu machen und die Geſellſchaft der Ueberklugen um eine Stufe höher zu bringen? Ach, Alles hatte ihn mit unbarmherzigem Gelächter verlaſſen, nur das ſchöne Mädchen mit dem Feuerblick im Auge und dem braunen ringelnden Lockenhaar ſtand noch bei ihm und ſah mitleidig ſeiner Arbeit zu.

„Haſt Du Mährchen, Fremdling?" fragte ſie neugierig. — „Ei, wollte Gott! meine Vortreffliche, daß es nur Mährchen wären, da wär' ich nicht halb ſo in Angſt; aber was Sie hier auf der Erde liegen ſehen, meine Wertheſte, iſt pure, lautere, wahrhaftige Wahrheit, und hat mich entſetzlich viel Geld gekoſtet, der Sorge und Mühe nicht zu gedenken!" — „Geld?" ſagte das Mädchen und rümpfte das Näschen liſtig, und zeigte lächelnd zwei Reihen Zähne, weiß wie gefallner Schnee. — „Ei, wo denken Sie hin, meine Beſte, glauben Sie denn, daß man umſonſt gelehrt wird? Schulleute und Profeſſoren koſten einen ſchönen Thaler Geld, dann muß man reiſen, und das Fuhrlohn iſt entſetzlich theuer, und die Zehrungskoſten ſind enorm, und die Wege ſchlecht." —

„Närriſcher Menſch! und was willſt Du denn mit der papiernen Wahrheit anfangen?"

„Welche Frage! Erſt werde ich ſie aufs Reine ſchreiben, und hernach verkaufen, nnd dann mich darüber zanken, und endlich wird man mich den großen Fakir nennen."

„Um des Propheten willen, Fakir, wer kauft denn Wahrheit?"

„Aber meine Vortreffliche, Sie sind auch in Ihrer Erziehung sehr vernachlässigt! Ist denn im ganzen Königreiche kein Engroshandel mit Vernunft, kein Detailkram mit Witz und Empfindung?"

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Ach, Sie stellen sich nur so. Darf ich wohl fragen, was Sie mit Ihrem Verstande und Witze anfangen, wo Sie Ihre Gefühle hinthun?"

„Ih nun, unsern Verstand haben wir im Kopfe, unsern Witz auf der Lippe, unsere Empfindung im Herzen."

„Wie? und kein Mensch handelt damit?"

„Seltsamer Mensch! ist es denn eine Waare, die man zu Markte führen kann wie Leder und Kameelgarn?"

Fakir war außer sich vor Erstaunen. „Wie?" rief er und schlug die Hände über den Kopf zusammen, „ist es möglich, daß ich in ein Land gekommen bin, wo kein Schriftsteller an der Feder kaut, kein Preßbengel regiert, kein Buchhändler Honorar zahlt? Wahrlich, es war hohe Zeit, daß ich hier ankam! Glückliche Nation! der Moment Deiner Wiedergeburt beginnt, die Macht der Barbarei entflieht! Fakir, der Sohn Abdulla, wird Dich aufklären, daß Du klar wirst wie helles Wasser, und Dich einweihen in die Geheimnisse der Fakultäten zu Katschemar! Methodisch sollen Deine Weiber empfangen und gebähren, methodisch sollen Deine Kinder aufwachsen und denken lernen, methodisch sollen Deine Jünglinge klug, Deine Mädchen verliebt, Deine Männer alt und Deine Greise jung werden, methodisch soll Alles leben und sterben und in das Paradies des Propheten eingehen, und das rohe Ungeheuer

Natur ſoll mit Steckbriefen verfolgt und mit Interdikten verbannt werden, wo es ſich zu zeigen wagt! Tretet zu mir, Einwohner von Riſatula!"

Ach, ſie traten Alle zu ihm und ſchrien: „Der arme Mann iſt verrückt! Er hat zwei Eſel mit Papier beladen, und hält es für Schätze; er ſpricht von Vernunft und will damit handeln, von Empfindung und will ſie verkaufen; er ſagt von einem Preßbengel, daß er uns regieren ſoll, und von der freundlichen Natur, daß er ſie verbannen will. Führt den armen verwirrten Mann zu Salhindo, dem Wächter am Grabe des luſtigen Königs."

Fakir widerſetzte ſich, aber die Männer von Riſatula umringten ihn, ſetzten ihn auf einen ſeiner Eſel und brachten ihn zu Salhindo.

Der muntere Greis ſaß eben vor der Thür ſeines Gartens und ſah mit heiterm Blicke in die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, als der ſeltſame Aufzug bei ihm ankam. „Vater Salhindo," riefen ihm die Männer entgegen, „wir bringen Dir hier einen armen verwirrten Mann, der über die Gebirge herübergekommen iſt. Er heißt Fakir und ſpricht wunderliche Dinge. Nimm ihn dieſe Nacht in Dein Haus und führe ihn morgen zum Grabe des luſtigen Königs, vielleicht erbarmt ſich die Fee Liamande ſeiner Narrheit."

„Hochzuverehrender Herr," ſagte Fakir, „Sie ſehen in mir einen Märtyrer der Literatur, einen verfolgten Apoſtel der Aufklärung, ich beſchwöre Sie, retten Sie mich aus den Händen dieſer rohen Menſchen und ſchützen Sie das Koſtbarſte, was Aſien aufzuweiſen hat, meine Papiere."

Das Volk brach wieder in ein lautes Gelächter aus, aber Salhindo reichte ihm freundlich die Hand „Sei ruhig, Fakir, die Männer von Risatula kränken kein Kind, sie sind fröhliche Menschen, und wer fröhlich ist, ist gut und meint es gut. Komm herein in meinen Garten und sei unbesorgt."

„Ach, mein Bester," stotterte Fakir, „Sie haben ein vortreffliches Herz. Ich werde nicht ermangeln, in der Vorrede zu meinen Werken Ihre Güte dankbar zu erwähnen."

Salhindo lächelte und führte ihn in den Garten und verschloß die Thür, um die Neugierigen zu entfernen. Hierauf ließ er einen Diener die Papiere Fakirs holen und verwahrte sie.

Während dieser Beschäftigungen war das schöne Mädchen, das die unschuldige Ursache von dem Unglücke unsers reisenden Gelehrten war, in den Garten getreten. Sie brachte Brod, Datteln und Feigen in einem Körbchen, und einen Becher mit Wein. Fakir hatte sich ermüdet auf eine Rasenbank geworfen und sann über seine trostlose Lage nach. Das schöne Mädchen kam zu ihm, setzte das Körbchen und den Becher vor ihn hin und blickte ihn mit liebem, mitleidigem Gesicht an. Fakir bemerkte sie nicht. Sie trat jetzt näher, strich ihm mit wehmüthigem Lächeln das blonde Haar aus der Stirn und sagte: „Du armer Fakir! Du hast zu viele Mährchen gelesen, denn viele Mährchen machen das Herz traurig."

„Ach," seufzte Fakir, „ich habe keine Mährchen gelesen, was ich gelesen habe, ist wahr."

„Das ist ja eben das Unglück, daß Du die Mährchen für wahr hältst," fuhr das Mädchen traurig fort; „aber

mein Vater wird Dir schon helfen, und die Fee Liamande wird Dich wieder gesund machen."

„Sie sind so schön, meine Liebe, aber Sie sprechen wie ein Kind!" —

„Bist Du denn klüger als ich, Fakir?"

„Ich bin klüger als alle Menschen, und in Kurzem werde ich berühmter sein, als der große Ludasta, der zehn alte Systeme über den Haufen geworfen und funfzig neue dafür hingesetzt hat."

„Hat der weise Mann auch ein Liedchen gemacht, das bei Deinem Volke gesungen wird?"

„Mit dergleichen Lappalien hat er sich nie abgegeben!"

„Ach, Fakir, Du bist wahrhaftig nicht so klug, wie Du glaubst, denn die Fee Liamande ist weiser als alle Menschen, und die Fee Liamande hat zu dem guten König Abadussa gesagt: „„Wer Trauben auf seinen Bergen zieht und Gesänge macht, die das Herz erheben, den ehrt der Prophet, den lieben die Menschen, den führt Liamande an ihrer Hand und bringt ihn zu lauter heitern Seelen und in helle, freundliche Sterne.""

„In der That, wenn ich in Ihr schönes Auge sehe, komme ich in Versuchung, diese spitzfindigen Sätze als wahr anzunehmen. Aber sagen Sie mir, wenn ich bitten darf, wer ist denn die Fee Liamande und wo lebt der König Abadussa?"

„Ach, Fakir, der gute König lebt schon in den hellen, freundlichen Sternen, die ihm Liamande versprochen hat. Morgen ist es wieder ein Jahr, daß er seine Kinder verlassen hat, und morgen besucht uns die gütige Fee und feiert mit uns sein Gedächtniß."

„Aber ich bitte Sie, erzählen Sie mir..."

„Da kommt mein Vater wieder zurück. Er war der beste Freund des guten Königs, er wird Dir erzählen...."

„Nun, Fakir," sagte der Greis und setzte sich zu dem Fremdling, „wie gefällt Dir mein Garten? Pflanzt man bei Dir auch Bäume in erfrischende Gruppen und bindet Zweige zu Lauben und säet Blumen auf die Wiesenmatten?"

„Mit Ihrer Erlaubniß, bei uns ist Alles weit schöner; wir haben in unsern Gärten Blumen und Spargel, Altäre und Schaukeln, Tempel und Vogelhäuser, neue Pavillons nach antikem Geschmack, und ruinirte alte Gebäude nach dem neuesten Gusto; kurz, jeder von unsern Gärten ist eine Welt im Kleinen, und Alles beruht auf der wichtigen Theorie der Gartenkunst, wovon man hier zu Lande keinen Begriff hat."

„Wozu braucht Ihr denn Eure Gärten, daß Ihr eine Welt im Kleinen daraus macht? Bei uns ist der Garten ein stilles Plätzchen außer der Welt, und wir hängen darin unsern Träumen nach und unterhalten uns mit unsern Lieblingsgedanken."

„Dafür ist bei uns auch gesorgt, unsere Gärten strotzen von schönen Gedanken, beinahe an jedem Baum ist einer angenagelt."

„Das ist sonderbar, Fakir; warum thut Ihr das?"

„Im Grunde, weil wir so viel schöne Gedanken haben, daß wir nicht mehr wissen, wohin damit; und da doch die Fabrik immer fortgeht, so muß man auf den Absatz bedacht sein."

„Wer fabrizirt denn bei Euch schöne Gedanken?"

„Eigentlich haben wir eine besondere Innung dazu, die

ſehr zahlreich iſt, aber man nimmt es nicht ſo genau damit, und Jeder treibt das Handwerk, dem's bezahlt wird."

„Welche Gedanken nennt Ihr denn ſchön?"

„Mit Ihrer Erlaubniß, das iſt ſchwer zu ſagen. Wir haben Leute, die das große Privilegium haben, und bei denen ſind alle Gedanken ſchön, und dann haben wir wieder Leute, die das kleine Privilegium haben, und dieſe ſtempeln die Gedanken der Uebrigen, und nur was ſie geſtempelt haben, iſt ſchön."

„Das ſind wohl die Weiſeſten Eures Volks?"

„Ohne Zweifel. Ich gehöre ſelbſt darunter. Wir müſſen mit Feder und Dinte umzugehen wiſſen und eine leſerliche Hand ſchreiben."

„Und die Fee Liamande beſucht Euch nie?"

„Wie? glauben Sie denn im Ernſte, daß es Geiſter gibt, und Feen und Geſpenſter...."

„Ich erlaube Dir noch daran zu zweifeln, aber morgen wird die gütige Fee ihr glückliches Volk beſuchen und wird auf dem Grabe unſers Vaters Abadusſa ihre Kinder ſegnen."

„Das beliebten ſchon vorhin Ihre ſchöne Tochter zu ſagen; aber ich bitte Sie, erzählen Sie mir doch die Geſchichte dieſes ſeltſamen Aberglaubens, ich werde in meinem Magazine für Aufklärung eine gründliche Widerlegung bekannt machen."

„Sogleich, Fakir, ob ich gleich zweifle, daß Dein Magazin bei uns brauchbar ſein wird. Aber vorher laß uns den Becher leeren, den Zalima für uns gefüllt hat."

„Rieſſt Du mich, Vater?" fragte das Mädchen und kam durch das Gebüſch gehüpft.

„Nein, Zalima, ich nannte nur Deinen Namen; wir

trinken aber den Becher, den Du für uns gefüllt haſt. Komm' her, mein freundliches Mädchen, und ſinge uns das Danklied für die Gaben der Götter."

Zalima hob ihr ſchönes großes Auge zu den Wolken empor, die, von der Abendſonne vergoldet, am Himmel hinzogen, und ſang:

„Die ihr im Sonnenſtrahle glänzt,
In warmen Tropfen niederregnet,
Die Felſengebirge mit Reben begrenzt,
Den zarten Halm mit Früchten ſegnet,
Sendet, ihr freundlichen Götter der Erde,
Sendet uns Strahlen der ewigen Luſt,
Gebt bei der Fülle der lieblichen Gaben
Frieden und Freude der Menſchenbruſt!"

Der Greis nahm den Becher und trank und reichte ihn dem Fremdling. Fakir war von ſonderbaren Empfindungen bewegt; die ſtille Heiterkeit, der große ruhige Sinn dieſer Menſchen ergriff ihn. Er blickte zu Zalima empor. Ihr kindlich frommer Blick ruhte auf dem ſeinigen. Er ergriff ihre Hand. Er zitterte. Das Mädchen bog ſich zu ihm herab und küßte ſeine Stirn. — „Zalima," ſagte Fakir, „wenn ich Sie ſehe, vergeſſe ich Alles." — „Vergiß Du nur Alles," flüſterte das freundliche Kind, „dann wirſt Du geſund."

„Als der König Pelandor," fing der Greis ſeine Erzählung an, „die Einſamkeit ſeines Jugendlebens mit dem Geräuſche des Palaſtes vertauſchte und den Thron ſeiner Väter beſtieg, hatte er unausſprechliche Langeweile. In Riſatuia gab es damals ſeltſame Menſchen, man nannte ſie Goliti, das heißt Weiſe, und ſie gaben überall den Ton an und herrſchten. Sie hatten Alles gelernt, nur nicht die Kunſt, froh zu ſein; ſie

wußten, wie alle Sterne sich bewegten, aber wie das Herz des Menschen schlug, war ihnen unbekannt; sie begingen täglich unzählige Lächerlichkeiten, aber Niemand durfte darüber lachen, denn wer lachte, ward verachtet; und daher machten alle Menschen ernsthafte Gesichter und lachten nur, wenn es die Goliti erlaubten. Der König Pelandor war aber ein großer Freund vom Lachen, und da er das nicht durfte, so behalf er sich mit Gähnen, und gähnte in jeder Minute einmal, und sagte zu seinen Vertrauten: „„Die Menschen sind verdrießliche Kreaturen und die Welt ist unerträglich langweilig!““

„Seine Vertrauten aber sagten: „„Der König muß heirathen!““ und da sie das immer wiederholten, so glaubte es endlich der König und sagte selbst: „„Ich muß heirathen.““

„Eine Deputation, die aus den vornehmsten Weisen von Nisatula bestand, ward nun ausgesandt, um eine Prinzessin für den König zu suchen. Sie kamen nach Kaschemir und hörten von der schönen Rolane. Die schöne Rolane war ein Wunder ihrer Zeit. Sie machte Verse in mogolischem Geschmack, und hatte witzige Einfälle, die man nicht verstehen konnte, wenn man nicht alle Bücher der Welt gelesen hatte. Die Gesandtschaft ward der Prinzessin vorgestellt. Man trug ihr die Hand des Königs an. Die schöne Rolane sagte: „„Wenn der König einfältig ist, so will ich ihn heirathen, denn ein Weib von meinem Geiste muß einen einfältigen Mann haben.““ Da verneigte sich die Gesellschaft vor ihr; Alle sagten einmüthig: „„Unser König Pelandor ist der einfältigste Mann unter der Sonne,““ und die schöne Rolane entschloß sich, ihm ihre Hand zu geben.

„Die Deputation kam zurück. Man entwarf eine rei-

zende Beſchreibung von der zukünftigen Königin, und der König war voller Erwartung. Man machte eine breite Straße über die Gebirge; die ſchöne Rolane kam im Triumph herüber, und die Feierlichkeiten der Vermählung begannen. Aber der König Pelander gähnte unaufhörlich bei den Feſten, denn die Prinzeſſin hatte in ihrem Gefolge Weiſe mitgebracht, und dieſe Weiſen hatten eine noch langweiligere und traurigere Weisheit mitgebracht, als die war, über welche der König ſchon ſo lange gegähnt hatte. Man führte Trauerſpiele auf in mogoliſchem Geſchmack, die traurig waren. Jedermann ſagte laut, es wären Meiſterſtücke, und Jedermann fand ſie im Stillen entſetzlich langweilig. Man gab Luſtſpiele, über die kein Menſch lachte, und die Weiſen ſchimpften auf das Volk, weil es nicht lachen wollte.

„Die ſchöne Rolane ſtudierte des Morgens die Weltweisheit, Nachmittags die Geſchichte, machte Abends Verſe, guckte die Nacht durch nach den Sternen, und der König Pelander lag in ſeinem einſamen Bette und ſagte: „„Es iſt wahr, meine Frau iſt klüger als Alle: aber wenn ich ein einfältiges Hirtenmädchen zum Weibe hätte, ſo hätte ich fröhliche Tage und luſtige Nächte.““

„Die ſchöne Rolane war herrſchſüchtig, weil ſie gelehrt war, und hitzig, weil ſie Verſe machte. Der gute König durfte nicht lachen, weil es gemein war, nicht widerſprechen, weil ſie Alles beſſer verſtand, und wenn er es ja einmal wagte, ſo warf ſie ihm einen Blick voll Verachtung zu und ward nicht eher wieder gut, als bis er ihre Verſe lobte. So war alſo der gute König übler dran, als vorher, und er ſagte zu ſeinen Vertrauten: „„Die Welt war langweilig, ehe ich geheirathet hatte, aber ſeit

ich die geiſtreiche Rolane zur Frau habe, iſt die Welt unausſtehlich.““ Da ſagten die Vertrauten: „„Der König muß ein Kind haben!““ und weil ſie das ſo oft wiederholten, ſo glaubte es der König ſelbſt und ſagte: „„Ich muß ein Kind haben.““ — Aber das war ſchwieriger zu bekommen, ungeachtet ſich auch hier die Weiſen alle Mühe gaben, dem guten Könige zu helfen. Die ſchöne Rolane glaubte, die Kinder ihres Geiſtes (ſo nannte ſie ihre Verſe) wären mehr werth, als andere Kinder, und der arme König verzweifelte ſchon an der Erfüllung ſeines Wunſches, als ihn ein Ball aus der Verlegenheit zog.

„Die ſchöne Rolane hatte viel getanzt und war ſehr warm, und der König hatte auch viel getanzt und war auch ſehr warm, und die ſchöne Rolane ging in ein Kabinet, um ſich umzukleiden, und der König ging auch in das Kabinet, um ſich umzukleiden, und der Zufall wollte, daß der König an ſeinen Wunſch dachte und daß die ſchöne Rolane ihre Weisheit vergaß. Kurz, ſie kamen nicht wieder auf den Saal. Der König ſagte: „„Wer das Tanzen erfunden hat, iſt ein Menſch geweſen.““ Die Weiſen legten den Finger an die Naſenſpitze, die Leibärzte flüſterten ſich ins Ohr, und nach neun Monaten kam die ſchöne Rolane mit einem Prinzen nieder, den ſie Abaduſſa nannte, weil der Held eines Trauerſpiels im zirkaſſiſchen Geſchmack, das man damals bis in die Wolken hob, dieſen Namen führte.

„Der König Pelandor nahm das Kind in die Arme, und die Thränen ſtanden ihm in den Augen. Er drückte es an ſein Herz und ſagte: „„Du kamſt vielleicht aus einer heitern, fröhlichen Welt und beginnſt jetzt Dein Leben auf der langweiligen, verdrießlichen Erde! Du biſt an Liebe gewöhnt und an Freude, und hier liebt Keiner den Andern, und Niemand freut ſich aus

Grunde des Herzens! Aber sei willkommen zum Segen meines Volks, und mache dieses traurige, kranke Geschlecht wieder fröhlich und gesund!"" — Hierauf wendete er sich zu der schönen Rolane und sagte bittend: „„Laß das Kind aufwachsen in seiner freien Natur!"" Aber die schöne Rolane warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „„Von der ersten Erziehung hängt Alles ab,"" sagte sie und gab dem Kinde eine Amme, die poetisch war, eine Wärterin, die Weisheit gelernt hatte, und legte es in eine Wiege, die in mogolischem Geschmacke gearbeitet war.

„Der arme König wagte es nicht, sich zu widersetzen, aber das Herz war ihm gebrochen, er schlich sich traurig weg.

„Ich will meinen alten Freund aufsuchen!" seufzte der König und schlich in den Garten und warf sich auf eine Rasenbank. Sein alter Freund war der Schlaf. — „Er ist mir immer treu," sagte er zu seinen Vertrauten; „wenn ich ihn rufe, so kommt er schnell und drückt mir die Augen zu, daß ich das Unwesen nicht mehr sehe, was mich umgibt, und zeigt mir in heitern Träumen eine andere Welt, die ich lieb habe und über die ich die langweilige vergesse." — Aber diesmal wollte der alte Freund nicht erscheinen und heitere Träume bringen; das Herz des armen Königs war zu sehr bewegt. Sein Blick lag auf den Blumen, die um ihn blühten. Ein sanfter Wind schaukelte sie. Sie spielten um seine Füße. — „Ihr süßen Geschöpfe," sagte der König, „ihr brecht frei aus euern Knospen und lebt harmlos! Ihr tragt eure Farben offen und frei und kümmert euch nicht, ob euer buntes Kleid schöner oder schlechter ist, wie das bunte Kleid eures Nachbars . . ." Er würde noch länger mit den Blumen gesprochen haben, denn der gute König hatte die Gewohnheit, mit Thieren und Blumen und leblosen

Dingen viel zu ſprechen, mit Menſchen aber wenig. Er würde alſo noch länger fortgeſprochen haben, wenn er nicht durch die Töne einer Laute wäre unterbrochen worden. Hinter ihm war ein Gebüſch. Von daher ſchienen die Töne der Laute zu kommen. Der König war ſtill und horchte. Er ſtand auf und ſchlich näher. Ein einfältiges Hirtenmädchen ſaß unter dem Schatten einer Birke. Ihr Geſicht war halb verſchleiert. Ein Kranz von Wieſenblumen hing über ihre Schulter, zwei Veilchen und eine ſchneeweiße Roſe blühten an ihrer Bruſt.

„Das war Liamande!“ rief Zalima.

„Sie war es,“ ſagte der Greis, „aber noch nannte ſie ihren Namen nicht; ſie ſchwieg und ſang ihr ſchönſtes Lied. Zalima, ſinge dem Fremdlinge Liamandens Geſang!“

Zalima ſank erröthend an die Bruſt ihres Vaters und ſagte: „Fakir wird über Liamandens Geſang ſpotten, und das könnte die Freundliche erzürnen.“

„Singe Du immer, mein gutes Kind,“ erwiederte der Greis, „Fakir wird vorbereitet werden auf ihre Erſcheinung.“

Und Zalima ſang:

„Sieh' ringsum Licht und Freudenglanz,
Das Leben auf der Flur,
Der Sterne frohen Wirbeltanz,
Das Jauchzen der Natur! —
Des Menſchen Herz nur ohne Ruh'
Geht freudenlos dem Grabe zu.
„Was fehlt dir denn, du Menſchenherz,
Im ſchönen Erdenland?
Was machſt du dir doch Gram und Schmer
Um Traum und leeren Tand?
Was ſorgſt du, wie die Zeit vergeht,
Da deines Buſens Athem weht?

Landesbibliothek Stadtbibliothek

„Ach, komm' zu mir! laß eiteln Harm;
Ergib dich meiner Luſt!
Mein Kuß iſt ſüß, mein Herz iſt warm,
Komm', ruh' an meiner Bruſt!
An meinem Buſen, an meinem Mund,
Da heilen die Schmerzen, da wirſt du geſund!"

Zalima ſchwieg. Ihre Augen perlten von Thränen. Heiligere Tropfen hatte Fakir nie geſehen. „Zalima," ſagte er und ergriff ihre Hand, „Du haſt einen ſchönen Glauben, Dein Lied hat meine Jugend mir zugeführt, und die Blumen, mit denen ich in meiner Kindheit ſpielte." — „Ach, ſchöner Fremdling!" rief das herrliche Mädchen und ſchlang ihren weißen Arm um ſeinen Nacken, „Du mußt bei uns bleiben und werden wie wir, denn ich liebe Dich und kann Dich nicht laſſen." —

Fakir küßte zitternd ihre brennenden Lippen, und der Greis fuhr in ſeiner Erzählung fort.

„Wer biſt Du, freundliches Mädchen?" ſagte der König. — „Ich will Dir ſagen, wer ich bin," erwiederte das Mädchen, „den guten Menſchen nenne ich mich gern. Ich bin Liamande, die den Vögeln ihren Geſang lehrt, den Blumen ihre Farben gibt, im Kryſtall der Quelle rauſcht und im Geflüſter des Hains ſpricht; Alles liebt mich, und ich liebe Alles; aber die Menſchen haben mich aus ihren Herzen verbannt." — „Die Menſchen ſind gut," verſetzte der König, „aber die Weisheit macht ſie närriſch und der Verſtand macht ſie langweilig. Wenn ſie Dein Auge ſehen und Deine Stimme hörten, ſo würden ſie wieder Kinder werden und ſich freuen!" Und dem guten Könige ging das Herz auf; er ſetzte ſich an ihre Seite, vertraute ihr alle ſeine Sorgen und bat ſie, ſich des kleinen Prinzen

anzunehmen, den die schöne Rolane gelehrt machen wollte. — Liamande versprach seine Bitten zu erfüllen; sie hob ihren Schleier auf und ließ ihn in ihr himmlisches Angesicht blicken, und nahm die schneeweiße Rose von ihrem Busen und legte sie auf seine Brust. Da kam der alte Freund, der Schlaf, und drückte dem guten Könige die Augen zu und breitete seinen Mantel über ihn aus, daß er die Schritte der Zeit nicht mehr hörte, und zeigte ihm die heitern Bilder der Traumwelt.

„Die schöne Rolane hatte während der Zeit eine Vorlesung über den mogolischen Geschmack von einem jungen Weisen, der keinen eigenen besaß, angehört; die Amme hatte Beiträge zu neuen Zeitgedichten geliefert, und die Wärterin über die Grundursache alles menschlichen Wissens nachgedacht. Niemand hatte des kleinen Prinzen gedacht, und als man jetzt zufällig nach der Wiege sah, war sie — leer.

„Ein fürchterliches Geschrei erhob sich. Die schöne Rolane stellte sich dreimal als wäre sie ohnmächtig, und dreimal that man ihr den Gefallen und glaubte es. Alles ward durchsucht, überall Boten ausgeschickt, der König aus seinem süßen Schlafe aufgeweckt, aber der kleine Thronerbe war nirgends zu finden! Betrübt schlich der König an die leere Wiege und fand ein Veilchen an der Stelle, wo sein liebes Kind gelegen hatte. „„Liamande!““ sagte er still gerührt und steckte das Veilchen zu der schneeweißen Rose, die er auf seiner Brust trug. „„Sei ruhig,““ wendete er sich zu der schönen Rolane, die wie eine Furie den Palast durchstürmte, „„sei ruhig, unser Kind wird aufwachsen wie die Blumen.““ Aber die schöne Rolane schlug ein bitteres Gelächter auf, und der König schlich sich davon.

„Der Abend kam. Die schöne Rolane warf sich an ihren

Schreibtisch und schrieb ein Trauerspiel: Das geraubte Kind. Die Amme machte eine Elegie und die Wärterin bewies, daß das ein unangenehmer Vorfall sei, woran im Grunde kein Mensch gezweifelt hatte. Das Trauerspiel machte ungeheuere Sensation; die Elegie ward für ein Meisterstück erklärt; der Beweis wurde für das Scharfsinnigste gehalten, was man je gelesen hatte, und nach acht Tagen dankten alle Drei dem Himmel, daß das Kind geraubt worden war.

„Achtzehn Jahre waren verflossen. Der König hatte kein Kind bekommen, so oft auch wieder Bälle veranstaltet worden waren. Die schöne Rolane hatte ihre Schönheit verloren, aber an Weisheit so unglaublich gewonnen, daß sie einmal drei Nächte hinter einander wegen der schwierigen Untersuchung: Ob wohl von einem Floh, wenn er seine Flohnatur ausgezogen hätte, noch ein Floh zurückgeblieben sei? kein Auge zuthun konnte. Die Weisen waren über diese wichtige Frage in zwei Parteien zerfallen; die eine behauptete, es wäre sodann ein Nichtfloh vorhanden; die andere hingegen versicherte, es sei dann ein Flohnichts da. Der Streit darüber ward mit solcher Erbitterung geführt, daß von jeder Partei mehrere große Männer an Gallenfiebern starben, daß Viele ihren guten Namen dabei im Stiche ließen und Alle ihre Ehre zweideutig machten. Aber von beiden Theilen wurde doch unglaublich viel Scharfsinn gezeigt, und ganz Persien mit allen seinen talentvollen Köpfen und allen seinen geistreichen Weibern — und deren gab es in der That eine respektable Menge — nahm daran so lebhaften Antheil, daß beinahe jede Familie darüber in Nichtflöhe und Flohnichtse zerfiel.

Hierbei sollten aber die Fortschritte der Weisen nicht stehen

bleiben. Von Tage zu Tage ward man feiner, geiſtreicher, gelehrter. Freilich war man dabei verdrießlich, neidiſch und aufgeblaſen, freilich gähnte jetzt der gute König Pelandor täglich funfzigmal mehr, und hatte ſchon ſeit Jahren nicht gewagt, mit der ſchönen Rolane und ihrer gelehrten Geſellſchaft ein Wort zu ſprechen; aber was galt dies gegen die unglaublichen Fortſchritte in der Weisheit?

„Endlich — es war eine ruhmvolle Periode — war man bis zu der Höhe gelangt, wo kein Goliti den andern verſtand, wo kein Menſch die Goliti's verſtand, und wo die Goliti keinen Menſchen verſtanden. Da — das achtzehnte Jahr war vorbei, Abaduſſa, der Liebling Liamandens, war unter ihrer Pflege aufgeblüht, wie die Blumen des Hains, ſein Geiſt war hell, wie das ewige Feuer vor dem Throne der Unſterblichen, und ſein Herz war rein, wie der Thautropfen im Kelche der Roſe — da beſchloß Liamande, ihren Zögling auf dem Schauplatz der traurig lächerlichen Welt erſcheinen zu laſſen, und das Herz des alten Königs durch den Anblick ſeines Sohnes wieder zu vergnügen.

„Abaduſſa erſchien, ein Geiſt aus der Fremde, mit rüſtiger, jugendlicher Kraft, und wollte die kranken Menſchen geſund machen; aber ſie verlachten ihn und bewieſen ihm, daß er einfältig wäre, daß er einfältig ſein müßte, und daß er einfältig bleiben werde, ſo lange er lebe. Nur der alte gute König ſchloß ihn mit Freudenthränen an ſein Herz und zeigte ihm die ſchneeweiße Roſe Liamandens, die an ſeiner Bruſt unverwelkt blühte. Aber der Jüngling breitete ſeine Arme in die blaue Luft aus, und wollte wieder zu ſeiner Lehrerin und Freundin eilen, und an ihrem Buſen bleiben, und die Menſchen und ihre Poſſen mit Verachtung vergeſſen.

„Da erbarmte ſich Liamande ihres verlaſſenen Lieblings und des ganzen thörichten Geſchlechtes; und wie eine zärtliche Mutter ihre Kinder zu Bette bringt, wenn ſie zu lange geſpielt haben, und ſich nicht mehr mit einander freuen, ſondern ſtreiten, ſo ließ Liamande einen langen Schlaf fallen auf Aller Augen, und da die Menſchen wieder aufwachten, hatten ſie Alles vergeſſen und wußten weiter nichts, als daß ſich ein blauer Himmel über ihnen wölbte voll glänzender Sterne, und daß eine grüne Erde um ſie blühte voll lieblicher Blumen, und daß ſie eine Sehnſucht nach Liebe in ihrer Bruſt trügen, die geſtillt, und ein Verlangen nach Freude, das befriedigt werden mußte. Alle die Papiere, (Fakir erröthete,) welche die Menſchen mit ihrer Narrheit ſchwarz gemacht, und alle Denkmäler, durch welche ſie ihre Thorheit zu verewigen geglaubt hatten, waren verſchwunden, und nur die Lieder der Sänger Gottes und die kindiſchen Mährchen einer unſchuldigen Welt waren übrig geblieben; denn was aus der Tiefe des Menſchenherzens hervorgeht in Wort und Bild, iſt ewig und unveränderlich; und ob gleich mehr als dreitauſend Bücher voll Gedichte untergingen, ſo ging doch kein kleines Lied verloren, das aus der Fülle eines reinen Gemüths hervorgegangen war. „Die Glücklichen, die ſie ſangen," ſagte Liamande, „habe ich geküßt und geſegnet vor ihrer Geburt, und habe ſie zu meinem Dienſte geweiht, und ſie ſind mir treu geblieben, mitten unter den Thorheiten ihrer verkehrten Zeit." —

„Abaduſſa beſtieg den Thron. Achtundneunzig Jahre regierte er ſein glückliches Volk. Nie war das Regieren ſo leicht, nie das Gehorchen ſo froh, nie eine Zeit ſo luſtig, als die langen Jahre hindurch, da Vater Abaduſſa auf dem Throne ſaß. Da-

her nennt ihn das Volk noch immer den luſtigen König und ſegnet ſein Gedächtniß.

„Als er fühlte, daß ſeine Tage gekommen waren, bat er ſeine Freundin, ſie möchte ſein Volk immer vor jener fürchterlichen Krankheit beſchützen, welcher es nur durch ihre Hülfe entgangen war, und ſie verſprach es, und kommt jetzt jährlich einmal zu uns und feiert mit uns das Andenken ihres Lieblings. Da blicken wir in ihr ſchönes Auge, und ſie reicht den Edelſten unter uns ihren Mund zum Kuſſe und ſchenkt unſern Kindern ſchneeweiße Roſen, die nie verwelken und die wir auf unſern Herzen tragen, bis wir ſterben.“ —

Hier ſchloß der Greis ſeine Erzählung. — „Und morgen wirſt Du ſie auch ſehen, die Herrliche,“ ſagte Zalima und umſchlang den Fremdling, und Fakir erwiederte ihre Umarmung, und eine nie gefühlte ſeltſame Rührung ergriff ihn, und er ſagte: „Ach, ich verdiene ſie nicht zu ſehen!“ —

Wie Fakir allein war, fühlte er die alte Sehnſucht in ſeiner Bruſt, die er als Jüngling bei ſeiner erſten Liebe empfunden hatte; ſein Auge füllte ſich mit Thränen, und er ſchlug ſeinen Blick zu den Sternen empor. In den geheimnißvollen verſchlungenen Zügen dieſer ewigen Schrift ſchien ihm jeder Gedanke zu liegen, der im Menſchen erwacht iſt und erwachen wird. Was er wußte, ſchien ihm ſo klein, was er fühlte, war ihm ſo groß, und ſein Herz ging auf für jenes ſchönere kindliche Leben, mit welchem jeder beſſere Menſch ſeine Laufbahn beginnt und endet. Er ſank in die Arme des Schlafs, und Zalima's Bild ſtand vor ſeiner glücklichen Seele, und das Mädchen bekränzte ihn mit Blumen und legte eine unverwelkliche Roſe auf ſeine Bruſt. —

Das Jauchzen des Volks erweckte ihn, als die ersten Purpurstreifen am Himmel hinflogen. Die Eindrücke des gestrigen Abends waren verschwunden; er fragte nach seinen Eseln und wollte seine Papiere untersuchen; aber da trat Zalima zu ihm, schön, wie eine aufbrechende Rosenknospe, geschmückt, wie eine Braut, und ergriff seine Hand und führte ihn in den lebendigen Morgen hinaus und eilte mit ihm auf den Platz, wo das Volk versammelt war, Liamandens Ankunft zu erwarten. Mitten auf dem Platze erhob sich ein Hügel mit den schönsten Blumen geschmückt. Es war das Grab des guten Königs Abadussa. Das Volk hatte einen weiten Kreis um den Hügel geschlossen, und in der Mitte des Kreises knieten die Kinder und die Greise.

Und da die Sonne über den Horizont heraufgestiegen war, senkte sich eine Purpurwolke herab und kam näher und immer näher, und das Volk jauchzte ihr entgegen, und Alles hielt sich umarmt und umschlungen, und nannte sich Bruder und Schwester und Geliebte. Jetzt hatte sich die Wolke auf den Hügel niedergelassen; sie zertheilte sich, und Liamande stand auf dem Grabe, mild wie ein Engel des Friedens, voll hoher Würde, wie eine der unsterblichen Jungfrauen aus den Wohnungen der Seligen. —

Und sie hob ihren Schleier auf, und ihr heiliges großes Auge blickte segnend auf die Versammlung herab, und sie fragte mit süßer Stimme: „Kennet Ihr mich?"

„Wir kennen Dich! wir lieben dich! wir gehören Dir ewig an! Verlaß uns nicht!"

„Ich kenne Deine Stimme," rief Fakir, „ich hörte sie in den Tagen meiner schuldlosen Jugend! Du, Heilige, riefst mich, und ich folgte Dir und war glücklich. Nimm mich wieder auf und segne mich!"

Da winkte Liamande Zalima. Erröthend kniete das Mädchen auf den Hügel, und Liamande legte Fakirs Hand in die ihrige und küßte sie Beide auf die Stirn und sagte leise zu ihnen:

„Bleibt mir ergeben!"

Stiller Gram.

Wir ſprachen von dem Manne des Tages, von ſeinem Glücke und ſeinen Triumphen, von ſeinen ungeheuern Planen und den beharrlichen Anſtrengungen, ſie auszuführen, von dem Glanze, den er über die Geſchichte ſeines Volkes und ſeines Zeitalters verbreitet. Der Gegenſtand hatte uns erwärmt. Die alten größern Helden der Vorwelt gingen, im Gefolge ihrer kühnen Thaten, vor unſerer Erinnerung vorüber; Marathon und Thermopylä glänzten uns mit ihren ewigen Trophäen und wir ſtimmten Alle darin überein, daß die Größe des Helden Alles in ſich vereinigt, was der Menſch groß nennt.

Unſer Adelbert war den ganzen Abend ſtill und in ſich verſchloſſen geblieben. Sein Geiſt, der ſonſt bei jeder edeln Anregung mit kühnem Fittich ſich erhob, ſchien wenig Theil an unſerer Unterhaltung zu nehmen, und als wir ihn endlich aus ſeinem dumpfen Hinbrüten aufwecken und in unſer Geſpräch ziehen wollten, ſagte er etwas unwillig: „Der Gegenſtand, worüber Ihr ſprecht, kann mich heute nicht in Enthuſiasmus verſetzen, ich habe gerade heute Veranlaſſung gehabt, viel darüber nachzudenken, und es giebt Vergleichungen, die ihn ſeines Glanzes berauben.“

„Seines Glanzes berauben?“ fragten wir Alle neugierig.

„Mein Bruder hat heute einer Begräbnißfeierlichkeit beigewohnt,“ ſagte Karoline lächelnd, „und das hat ihn verſtimmt.“

„Verſtimmt?“ fragte Adelbert: — „das nun wohl eben nicht! ob aber nicht gerade bei dem Grabe, das ich heute zudecken ſah, eine höhere Stimmung in mir entſtehen mußte, als der Enthuſiasmus für einen geprieſenen Helden? das wäre eine andere Frage.“

„Faſt möchte ich fragen,“ ſagte Fritz; „was verſtehſt Du unter höherer Stimmung? Ich begreife wohl, wie man niedergeſchlagen werden kann, wenn man ſieht, wie unbedeutend das Leben der meiſten Menſchen hinſchleicht, wie dieſe Summe von Kraft durch erbärmliches Treiben und Sorgen der Alltäglichkeit in kleine Münze verwandelt und nichtswürdig verſchleudert wird, daß ſich am Grabe oft noch weniger ſagen läßt, als an der Wiege, wo man doch wenigſtens von frommen Hoffnungen ſchwatzen konnte — aber eine höhere Stimmung?“

„Und doch!“ erwiederte Adelbert feſt, „oder glaubſt Du, daß nur der äußere Glanz den Werth des Lebens und den Begriff der Größe beſtimmt?“

„Du verirrſt Dich in erbauliche Betrachtungen!“ entgegnete Fritz etwas ſpöttiſch. —

„Und ich glaube,“ fuhr Adelbert fort, „wenn die Gräber reden könnten und die Geſchichte wahr ſpräche, mancher unbekannte Name würde hoch glänzen und manche angeſtaunte Größe würde zuſammenſinken! — aber das iſt es, die Erſcheinung gilt Alles und liefert den Maaßſtab!“

„Hm,“ ſagte Konrad, „wenn nun der Menſch nicht

anders meſſen könnte, ſoll man deßwegen den Begriff der Größe aufgeben? Auch kümmert es mich wenig, ob die Geſchichte wahr ſpricht oder nicht, genug, daß ich mich an dem Glauben der Wahrheit erwärme und erhebe."

„O ja!" rief Karoline, „das Zergliedern! wie iſt es mir verhaßt! Das Herrlichſte und Schönſte wird in lauter Einzelheiten aufgelöſt, von denen jede ſo unbedeutend ausſieht, daß man erſtaunt, wie es möglich war, von dem Ganzen hingeriſſen zu werden?"

„Ihr verſteht mich falſch," ſagte Adelbert ruhig, „eben darum, weil ich mit vollem Herzen achte, was wahrhaft achtungswerth iſt, ſo muß mir das unerkannte und unbelohnte Verdienſt höher erſcheinen, als das gefeierte und geprieſene; ſo muß mir die Größe, die ſich ohne Ruhm und ohne Belohnung aufopfert, heiliger erſcheinen als die, welche Eure Helden, von Ehre und Ruhm gelockt, auf Koſten von Tauſenden errangen. Was wären Eure Leonidas, Eure Cäſars, Eure Napoleons, ohne die tapfern Herzen geweſen, die ihr Blut für ſie vergoſſen und deren Namen die Geſchichte nicht nennt? Sie ſtehen hoch, aber ihre eigne Größe wird durch fremde, unerkannte emporgetragen, indeß das Verdienſt, das nur durch ſich ſelbſt groß iſt, im Dunkeln ſteht und ſeinen Namen nur in den Herzen weniger Freunde zurückläßt."

„So wahr das Alles iſt," entgegnete Konrad, „ſo vermindert es doch die Bewunderung nicht, mit der ich die Thaten der Helden betrachte. Die wahre Würdigung des menſchlichen Lebens gehört vor das Auge Gottes, der Menſch urtheilt nach dem, was zu ſeiner Kunde gelangt."

Adelbert. Das iſt es eben! Wenn Du einen Menſchen gekannt hätteſt, deſſen Leben eine ununterbrochene Reihe heldenmüthiger Entſagungen, eine fortdauernde aufopfernde Liebe geweſen wäre, und Du ſtändeſt nun an ſeinem Grabe und ſäheſt, wie unbemerkt und unbekannt ſolch ein großes Herz auf der Welt lebte und von der Welt ſchied, wie weder die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen, noch der Dank der Nachwelt ihn aufmunterte und belohnte — könnteſt Du in einer ſolchen Stimmung die Geprieſenen und Berühmten noch ſo ungetheilt bewundern?

Karoline. Du ſpannſt unſre Neugierde. Warſt Du je in dem Falle?

Adelbert. Heute zum erſten Male in meinem Leben.

Fritz. Seltſam, lieber Bruder, man ſagte mir, Du ſeiſt bei dem Begräbniſſe eines Frauenzimmers zugegen geweſen.

Adelbert. Eben da!

Fritz. Man ſagte, es ſei eine alte Jungfer geweſen.

Adelbert. So iſt es!

Konrad. Eine alte Jungfer? Bruder, Du gefällſt Dir in Paradoxen! Frage die ganze Welt, ob es etwas Entbehrlicheres und Nutzloſeres gibt, als ſolch ein zweckloſes Weſen.

Adelbert. Sagt das die ganze Welt? Nun ſo ſagt die ganze Welt wieder einmal etwas Triviales, das ein Mann, der ſich nicht unter der Menge verlieren will, nicht nachſagen ſollte.

Karoline. Und willſt Du uns nicht erzählen, wodurch dieſe Unbekannte Deinem Herzen ſo theuer geworden iſt?

Adelbert. Was könnte ich Euch zu erzählen haben! Eure Phantaſie iſt mit Rieſenbildern angefüllt, und

das Leben meiner Verſtorbenen war ſo ſtill, ſo Tag für Tag langſam fortſchreitend, keine einzige glänzende That erhob es, aber jeder Tag, jede Stunde war ein Triumph eines großen Herzens über ein unwürdiges Schickſal.

Karoline. Und Du traust uns nicht zu, daß wir das Große und Schöne auch ohne Glanz hochachten würden?

„Der Mann," fuhr Adelbert fort, „ſucht ſeine Größe in Thaten und Wirken, die Größe des Weibes liegt in der Demuth und in der Geduld. Die Leidenſchaften, die den Mann emporheben, ſind nicht die edelſten. Ehrgeiz und Ruhmſucht ſind gewöhnlich die Triebfedern, die ihn zu großen Thaten aufreizen. Das Weib aber wird nur durch Liebe und durch Glauben zur Heldin. Der Mann denkt ewig nur an ſich und bezieht Alles auf ſein Selbſt; das Weib vergißt ſich völlig über den Gegenſtand, dem ihr Leben gewidmet iſt. Wenn der Mann untergeht, ſo zieht er Mehrere in ſeinen Fall hinab; das Weib trägt allein, und wenn ihr die Laſt zu ſchwer wird, ſo bricht ihr Herz allein. — Und daher kommt es, daß ſich die Thaten der Männer prunkvoll erzählen laſſen. Sie entſtehen plötzlich, ſie beſtimmen das Schickſal einer Familie, eines Volks, der Welt, und einzeln ſtehen ſie da wie glänzende Meteore in düſtrer Nacht, wie Grenzſteine an neuen Abtheilungen der Weltgeſchichte; aber bei dem Weibe muß man das ganze Leben erzählen, mit allen ſeinen Kleinigkeiten, denn eben dadurch ward es groß, daß es vermögend war, eine lange Lebenszeit hindurch in dieſem drückenden Kampfe auszuhalten.

„Sollte man glauben," ſagte Karoline und zerdrückte

lächelnd eine Thräne in ihrem Auge, daß diese feurige Lobrede aus dem Munde eines Hageſtolzen gehen könnte?"

Konrad. Ein Epigrammenfabrikant würde ſie gerade daraus erklären.

Adelbert. Ich denke, ſo ein kleiner Menſch iſt nicht unter uns. Aber Du erinnerſt Dich, Karoline, daß ich einmal nahe daran war, dieſen Titel abzulegen.

Karoline. Ich erinnere mich nur, daß wir es einmal glaubten, denn Du ſelbſt haſt uns kein Wort davon geſagt, und noch bis heute hat meine Neugierde umſonſt nach dem Weſen geforſcht, die den Philoſophen mit der Welt ausſöhnen konnte und ihn....

„Halt!" unterbrach ſie Adelbert, „mit der Welt ausgeſöhnt? das war ich ſchon längſt. So lange man noch Jüngling iſt, mag es erlaubt ſein, ſich mit ihr zu zanken; aber wer den Streit länger fortſetzt, iſt — wenigſtens kein Philoſoph. — Mir die kurze Zeit ſchöner zu machen, das, freilich das hätte ſie wohl gekonnt!"

Adelberts unterdrückte Stimme und eine Thräne, die er umſonſt zu verſtecken ſuchte, verriethen ſeine Empfindung.

„Adelbert!" ſagte Karoline und faßte ſeine Hand," „Deine ſchwermüthige Stimmung — die Thräne, die Du mir vergebens verbirgſt — o ſprich! wo lebt ſie, wo iſt ſie!"

„Still! ſtill!" ſagte Adelbert und legte ſeine Finger auf Karolinens Lippen. Dann ſetzte er leiſe hinzu: „Ich komme von ihrem Grabe, ſie iſt bei Gott!"

„Bruder!" riefen wir Alle, und umfaßten ihn und drückten ſeine Hände, und Karoline fiel weinend an ſeine Bruſt.

Fritz. Du bist unter den Deinen Adelbert, willst Du Deinen Kummer immer in Dich verschließen?

„Erzähle uns von ihr," bat Karoline.

Adelbert drückte ihre Hand und sagte schwermüthig lächelnd: „Wirst Du sie dann lieb haben, Karoline?"

„Und Du zweifelst?"

„Wohlan denn!" fuhr Adelbert fort. „Ihr nennt mich verschlossen, und es ist wahr, ich spreche selten von dem, was meinem Herzen heilig ist. Mir scheint es, es könne Manches gar nicht, oder nur selten, zum Gegenstande des Gesprächs gemacht werden. Aber es sei! Ich fühle, es wird mir wohl thun, wenn ich Euch die Geschichte eines Mädchens erzähle, deren Leben unter Sorgen und Druck unbemerkt erloschen ist; deren Namen die Welt vergessen hat, die ich aber ewig wie eine Heilige achten und lieben werde, und deren Andenken ich auch in Eure Herzen legen möchte."

Wir setzten uns schweigend um ihn, und er begann:

Konstantia Hill war die älteste Tochter eines reichen Kaufmannes in S.... Ihr Vater war ein schlichter und gerechter Mann, der aber, wie fast alle Kaufleute, ja wie fast die ganze industriöse Generation unsrer jetzigen Zeit, Gelderwerb als den Zweck seines Lebens ansah. Er ließ seinen beiden Töchtern eine Erziehung geben, die seinen Vermögensumständen angemessen war, und die unter der unmittelbaren Leitung ihrer vortrefflichen Mutter stand. Sie waren beide noch Kinder, als sie das Unglück hatten, diese zärtliche Mutter zu verlieren. Ein Verlust, der, so wichtig er auch in der Zukunft für sie wurde, doch anfänglich keine bedeutenden Folgen für sie hatte, da ihre Erziehung den besten Händen anvertraut war. Im sechzehnten

Jahre traten sie in die Welt. Der Ruf von den Reichthümern ihres Vaters, ihre Schönheit und die vollendete Erziehung, die sie genossen hatten, räumten ihnen in allen Gesellschaften den obersten Platz ein. Man beeiferte sich um ihre Gunst. Man fand keinen Zirkel angenehm, in welchem sie fehlten.

Konstanzens jüngere Schwester Julie war schöner, sie besaß jenes ungezwungene und einnehmende Betragen, welches die Herzen Aller gleich bei der ersten Bekanntschaft fesselt; sie hatte das seltene Talent, ihre Kenntnisse und Fertigkeiten geltend zu machen, ohne dadurch minder bescheiden zu erscheinen; sie wurde daher Konstanzen, deren stille demüthige Seele mehr in sich verschlossen war und die deshalb für stolz galt, überall sichtlich vorgezogen. Aber weit entfernt, daß sich das fromme Mädchen dadurch hätte gekränkt fühlen sollen, erhob sie selbst ihre Schwester weit über sich, und sah in dem Vorzuge, den man ihr gab, nur eine gerechte Anerkennung der vortrefflichen Eigenschaften, die sie selbst an ihr bewunderte. Doch machte sie das Bewußtsein, ihre jüngere Schwester sei ihr in Allem unendlich überlegen, noch stiller und schüchterner, und es war schwer, so vertraut mit ihr zu werden, daß sie diese Schüchternheit ablegte.

Unter den jungen Herren, die in allen Gesellschaften vorzüglich Julien umringt hielten, war ein, dem Anschein nach, sehr liebenswürdiger Jüngling. Er bewarb sich eifrig um ihre Gunst, sie zeichnete ihn vor allen Uebrigen aus; er gestand ihr, daß das Glück seines Lebens in ihren Händen läge, und es gelang ihm, Juliens Liebe zu erhalten. Mit der reinsten Freude nahm Konstanze an dem Glücke ihrer Schwester Antheil. Der junge Mann ward von der ganzen Stadt glücklich gepriesen und beneidet, aber gewohnt, Alles mit kaufmännischer Vorsicht zu be-

treiben, wollte er die Glückwünsche seiner Bekannten nicht eher annehmen, bis er von Juliens Vater wegen der Mitgabe seiner Tochter Gewißheit erhalten hätte. Er wußte, der alte Hill hatte in den letztern Jahren beträchtlichen Verlust erlitten, und ungeachtet man ihn noch immer für sehr reich hielt, so glaubte doch der vorsichtige Freier, man könne nicht behutsam genug gehen. Eine Verbindung aus bloßer Neigung war in seinen Augen eine unverzeihliche Thorheit.

Die Unterhandlungen mit Juliens Vater hatten nicht den gewünschten Erfolg. Der alte Hill erklärte mit Offenheit, er könne seiner Tochter nur eine kleine Summe als Mitgabe auswerfen, der junge Mann bestand auf einer ungleich größern, die er für nothwendig hielt, um seine Geschäfte weiter auszubreiten und seiner künftigen Familie Unterhalt und Bequemlichkeit zu sichern. Der Handel um Julien, — denn was war es anders? — zerschlug sich. Der Vater kündigte es seiner Tochter selbst an. Er stellte ihr vor, daß er, ohne an ihrer ältern Schwester im höchsten Grade ungerecht zu handeln, die Forderung des jungen Mannes nicht bewilligen könne. Julie war außer sich, aber sie war eine gute Tochter, sie liebte Konstanzen zärtlich, sie erschrak vor dem Gedanken, ihr Glück auf Kosten dieser geliebten Schwester zu gründen, und versprach, sich dem Willen ihres Vaters unbedingt zu unterwerfen.

Konstanze erfuhr Alles. Sie drang mit den rührendsten Bitten in ihren Vater, dem Glücke ihrer Schwester nicht hinderlich zu sein, sie beschwor ihn, er solle auf sie keine Rücksicht nehmen, sie betheuerte, sie könne nur dann glücklich sein, wenn sie ihre Schwester glücklich sähe. Der Vater drückte sie mit Thränen der Freude an sein Herz, aber sein gerechter Sinn blieb un-

erschütterlich. Je mehr er den edeln Charakter seiner Tochter kennen lernte, desto mehr hielt er es für seine Pflicht, für ihr Schicksal zu sorgen.

Der junge Mann, der seine Liebe so glücklich mit seinem Kalkül zu verbinden gewußt hatte, zog sich zurück. Julie kämpfte mit einer Leidenschaft, die schon zu mächtig geworden war. Still und in sich gekehrt floh sie jetzt alle Gesellschaften; die Freuden der Welt schienen ihre reizenden Farben für sie verloren zu haben. Ein Jahr war vergangen. Sichtbar welkte Julie hin. Eine immerwährende Kränklichkeit zehrte an ihrem Leben. Sie verrieth Niemand die Ursache derselben, der Name des Jünglings ging nie über ihre Lippen; aber konnte Konstanzen die Quelle dieser Leiden verborgen bleiben? Vergebens hatte sie ihren Vater bisher mit Bitten bestürmt, er war unbeweglich geblieben. Jetzt wiederholte sie diese Bitte noch dringender; ihr Herz war von dem Gedanken zerrissen, daß ihre geliebte Schwester bloß ihretwegen so unglücklich werden sollte. Sie stürzte sich zu den Füßen ihres Vaters, und gerührt von dem beharrlichen Edelmuthe seines Kindes, ängstlich über den hinwelkenden Zustand Juliens, vielleicht auch geleitet von der Hoffnung eines ansehnlichen Gewinns, den ihm eine eben unternommene Spekulation versprach, gab er endlich nach. —

Die zerrissenen Bande wurden wieder angeknüpft, der junge Mann kam, er war wieder so zärtlich, so liebenswürdig wie ehemals. Mit ihm kehrte die Gesundheit Juliens und die Heiterkeit der ganzen Familie zurück.

Mit frohlockender Seele fiel Konstanze auf ihre Knie und dankte Gott, daß er ihren Bitten Kraft gegeben habe. Sie betete für das Glück ihrer Schwester, der sie Alles freudig auf-

geopfert hatte. — An ſich dachte das edle Mädchen nicht! Und als ſie ihre Schweſter zum Traualtare begleitete, klopfte ihr Herz noch höher für Wonne und für Freude auf, als das Herz der Braut, die ſich nun, nach ſo vielen Schwierigkeiten, mit dem Manne verbunden ſah, deſſen Beſitz ihr lieber als ihr Leben geweſen war.

Ein halbes Jahr war verfloſſen, und Konſtanze bemerkte, daß Juliens Auge oft umwölkt war, daß ihre vorige Lebhaftigkeit von Tage zu Tage verſchwand, daß ſie etwas auf dem Herzen trug, was ſie den Blicken ihrer Schweſter zu verbergen ſuchte. Konſtanze war zu beſcheiden, um in das Innere der häuslichen Lage Juliens einzudringen, aber nur zu bald ward ſie damit vertraut. Ihr Schwager war nicht der Mann, der im Stande war, den Gegenſtand ſeiner Achtung und Liebe glücklich zu machen. So liebenswürdig ſein Betragen gegen Fremde war, ſo mürriſch und übellaunig war er in ſeinem Hauſe. Juliens zarte Empfindlichkeit wurde durch dieſe üble Stimmung unaufhörlich verletzt; es kam zu Streitigkeiten, die zwar oft durch Verſöhnungen beigelegt wurden, die aber immer häufiger und immer bitterer wieder eintraten. Konſtanze litt unbeſchreiblich.

In dieſer Zeit war es, wo ich das edle Mädchen kennen lernte. Meine Geſchäfte riefen mich oft in das Haus ihres Vaters, der Mann gewann mich lieb, ich ward in die Geheimniſſe der Familie eingeweiht. Ich ſah Konſtanzens tiefes Leiden über das unglückliche Loos, das ihrer Schweſter geworden war; aber ihre fromme, auf Gott vertrauende Seele hörte nicht auf zu hoffen und in demüthiger Geduld eine beſſere Zukunft zu erwarten. Von der nahen Niederkunft ihrer Schweſter verſprach

sie sich viel, sie hoffte, das Vatergefühl würde ihrem Schwager eine bessere Stimmung geben, und ihre arme Julie würde als Mutter einen Ersatz für das finden, was sie als Gattin verloren hatte. An diese Hoffnung hielt sie sich fest und tröstete auch ihre Schwester damit, wenn sie muthlos wurde, und dann und wann den Gedanken einer Scheidung zu äußern wagte. Aber warum hatte das Schicksal beschlossen, alle Hoffnungen, auf welche die fromme Seele baute, zu vernichten? Die so sehnlich erwartete Niederkunft erfolgte. Julie ward gefährlich krank, ihr so sehr gereiztes Nervensystem unterlag. Gott schied sie von einem Manne, der ihrer nicht werth war. — Sie starb. Ihr Kind folgte ihr wenig Wochen darauf nach. —

Konstanze stand am Grabe dieser geliebten Unglücklichen, für die sie ihr künftiges Schicksal aufgeopfert hatte. Und wie war diese Aufopferung belohnt worden! Stiller Gram und ein früher Tod waren das Loos der armen Julie geworden. Ich war Zeuge von Konstanzens tiefem Schmerze, aber ich sah auch das heilige große Vertrauen, mit welchem sich das fromme Mädchen in die Arme der Religion flüchtete. Ja, sie war es, und dankbar werde ich immer mich dessen erinnern, sie war es, die mich durch ihr Beispiel belehrte, die Religion sei nicht bloß Mittel zur augenblicklichen Erhebung, nicht bloß göttliche Poesie, sondern ein fester Stab auf mühsamem Wege, ein sichrer Anker zur Zeit des Sturms. Eine selige Ueberzeugung! der große Gewinn, den uns die Widerwärtigkeiten des Lebens zuführen!

Konstanze glaubte, der Tod ihrer Schwester sei das Härteste, was ihr das Schicksal aufgelegt habe. Glücklicher Irrthum, der uns die Zukunft immer in schönern Farben darstellt als die Gegenwart! Juliens Tod war nur der erste bittere Tropfen aus dem Kelche, den Konstanze leeren sollte.

Die kaufmännische Lage ihres Vaters fing an, von Tage zu Tage mißlicher zu werden. Jene Spekulation, die ihn hauptsächlich zu der raschen Einwilligung in Juliens Verheirathung vermocht hatte, verunglückte völlig. Er gerieth in ein Labyrinth von Sorgen und Mühseligkeiten, das nur einen traurigen Aus-

gang verſprach. Mit kluger Vorſicht hatte ſich ſein Schwiegerſohn gleich nach Juliens Tode von einer Familie zurückgezogen, deren Umgang ihn an eine läſtige Dankbarkeit erinnerte. Eine noch reichere Heirath tröſtete ihn bald über Juliens Verluſt, und Konſtanze war zu ſtolz, von den Händen eines Mannes Hülfe zu ſuchen, deſſen gemeine Denkungsart ſich in allen ſeinen Handlungen bewährte. Auch erlaubte ihr das zärtliche Andenken an ihre geliebte Schweſter nicht, mit ihm, den ſie für die einzige Urſache ihres Kummers und ihres frühen Todes anſah, in verwandtſchaftlichen Verhältniſſen fortzuleben.

Ein Kaufmann, der nichts Höheres kennt, als Gewinnſt, der nach Zahlen berechnet werden kann, und der gewohnt iſt, ſich und ſein ganzes Leben nach Prozenten anzuſchlagen, iſt das unglücklichſte Geſchöpf unter der Sonne, wenn ihm ſeine Plane mißglücken. Der alte Hill war in dieſem Falle. Geſundheit und Muth verließen ihn. Mit Furcht und Schrecken ſah er dem Schiffbruche ſeines Vermögens entgegen, und die Vorſtellung von dem hülfloſen Zuſtande, in welchem er ſein einziges Kind hinterlaſſen würde, zehrte an ſeinem Leben und quälte ihn mit unaufhörlichen Vorwürfen über den Mangel väterlicher Gerechtigkeit, daß er den Bitten ſeiner großmüthigen Tochter nachgegeben habe. Aber mit welcher Zärtlichkeit, mit welcher edeln Standhaftigkeit bemühte ſich dies vortreffliche Mädchen, die Leiden ihres Vaters zu erleichtern. Mit blutendem Herzen zwang ſie ſich oft zur Heiterkeit, um den geſunkenen Muth ihres Vaters wieder aufzurichten, mit ängſtlicher Sorgfalt führte ſie das ſparſame Hausweſen fort und verſagte ſich mit Freuden jeden Aufwand, an welchen ſie von Jugend auf gewöhnt war. Durch dieſe treue Hülfe ward es dem guten alten Manne möglich, eine Zeitlang über Krankheit und Unglück zu triumphiren und ſich durch die drückendſten Handlungsverlegenheiten durchzukämpfen; endlich aber kam ſie doch, die unglückliche Stunde, der er ſo angſtvoll entgegengeſehen hatte — er ward bankrott.

Eine ſchwache Hoffnung, ſein zertrümmertes Vermögen

mit Hülfe einiger Verbindungen, die er in Frankreich hatte, wieder herzustellen, bewog ihn, dorthin zu gehen. Konstanze wünschte ihn zu begleiten, aber er konnte es nicht über sein Herz bringen, seine Tochter den Beschwerlichkeiten einer Reise, die in dürftigen Umständen und mit so ungewissen Aussichten unternommen wurde, auszusetzen. Er vertraute sie also dem Schutze einer Tante, einer Wittwe, die durch ihre gute Pension und vorzüglich durch eine sehr ausgebildete Tugend der Sparsamkeit in Stand gesetzt wurde, in einem kleinen Landstädtchen eine recht ansehnliche Rolle zu spielen. Ihre gesunde, weder durch Liebe, noch durch Kummer, noch durch irgend eine andere Empfindung geschwächte Konstitution gab ihr in einem Alter von beinahe sechzig Jahren noch alle Kraft, nicht nur ihrem eigenen Hauswesen rüstig vorzustehen, sondern sich auch in die Geschäfte und Angelegenheiten Anderer zu mischen; und da sie ihren Morgen- und Abendsegen pünktlich las und keine Kirche versäumte, so glaubte sie ein ungezweifeltes Recht zu haben, ihre eignen Tugenden zu preisen und die Aufführung Anderer nach Belieben zu bekritteln. Sie nahm die unglückliche Konstanze bloß deßwegen in ihr Haus auf, um Jedem, der sie besuchte in ihrer Gegenwart erzählen zu können, wie gut sie dem armen Mädchen da wäre, und wie sehr sie sich seiner annähme!

Mit demüthiger Ergebung ertrug Konstanze diese für ihr empfindliches Herz so harte Kränkung. Andere Umstände in ihrer jetzigen Lage schmerzten sie noch weit tiefer. Ihre Tante hatte den höchsten Widerwillen, ja, man konnte fast sagen, Abscheu gegen Lektüre und Musik, und doch war das die einzige Erholung Konstanzens, das einzige Mittel, ihren unter dem Drucke so vieler Trübsale gebeugten Geist zu stärken und zu erheben. Ihr Vater hatte mit zärtlichster Besorgniß eine auserlesene Büchersammlung und ein vortreffliches Instrument für sie gerettet; aber kaum hatte sie ein Buch in die Hand genommen, kaum zu singen oder zu spielen angefangen, so erhob sich eine Strafpredigt der Tante über gelehrte Frauenzimmer, die ihre Väter an den Bettelstab gebracht hätten und von der Gnade

ihrer Anverwandten leben müßten — und Konstanze floh mit zerrissenem Herzen von ihrem Flügel und flüchtete sich in den einsamen Winkel ihrer Kammer, um ihren Schmerz durch Thränen zu erleichtern. So vergebens ihr Bestreben auch war, durch ein demüthiges Betragen, durch kleine Dienstleistungen, durch eine immerwährende Aufmerksamkeit auf alle ihre Launen das Wohlwollen dieser Frau zu gewinnen, so fuhr sie doch ununterbrochen darin fort, weil ihr dankbares Herz sich einer Person verpflichtet hielt, von deren Mildthätigkeit sie nun einmal abhing.

Mehrere Jahre waren ihr schon unter diesem harten Druck verflossen, und noch zeigte sich keine Aussicht zu einer glücklichen Veränderung. Das Schicksal ihres Vaters hatte sich nicht gebessert, die Hoffnung zu seiner Zurückkunft, auf welche die arme Konstanze wie auf ihre Erlösung gerechnet hatte, verschwand endlich ganz. In dieser unglücklichen Periode schrieb sie einen Brief an ihren Vater; sie schilderte ihm, doch mit möglichster Schonung, um den Unglücklichen nicht noch tiefer zu kränken, die traurige Lage, in der sie sich schon so viele Jahre befunden hatte, und bat ihn um die Erlaubniß, ihre Tante verlassen zu dürfen. Sie wollte durch Unterricht junger Frauenzimmer in weiblichen Arbeiten, in Musik und Sprachen, ihren Unterhalt zu erwerben suchen. Auf diesen mit dem kindlichsten Vertrauen geschriebenen Brief erhielt sie eine Antwort, deren Inhalt ich erst nach dem Tode dieses unglücklichen Mannes erfuhr.

Ich kam von meinen Reisen zurück. Die traurige Lage der Hill'schen Familie war mir bekannt. Das Bild der frommen Konstanze hatte mich überall begleitet. Ich beschloß, sie aufzusuchen.

Viele Jahre waren verflossen, seit wir uns nicht gesehen hatten. Die Schicksale, die meine unglückliche Freundin erlebt hatte, waren nicht von der Art gewesen, daß sie ihre Person und ihr Betragen vervollkommnen konnten. Ich fand sie auffallend verändert, und wie wäre es möglich, daß selbst das gebildetste Frauenzimmer in solchen Umgebungen leben könnte, ohne an

ihren Reizen und Annehmlichkeiten zu verlieren! Die unerwartete Vergröberung ihrer Sprache und ihres Betragens erschreckte mich Anfangs, aber bald bemerkte ich, daß noch dieselbe geistvolle Zärtlichkeit, dieselbe Feinheit der Seele in ihr wohnte, die ich ehemals an ihr bewunderte. So sieht eine schöne Statue aus, die lange allen Angriffen einer bösen Witterung ausgesetzt war, die äußere Politur ist verschwunden, aber jene höhere Vortrefflichkeit ist geblieben, welche kein Einfluß eines ungünstigen Himmels zu zerstören vermag. — Sie nahm meinen Besuch mit jenem Uebermaaß der Dankbarkeit auf, womit liebenswürdige Unglückliche unerwartete Gefälligkeiten ihrer Freunde zu vergelten bemüht sind. Sie erzählte mir einfach, ohne Uebertreibung, selbst ohne Klagen, ihre unglücklichen Schicksale. Ich sprach von Veränderung, ich machte ihr Hoffnung, sie in das Haus einer meiner Verwandtinnen zu bringen, ich suchte sie von meiner innigen Theilnahme, von meiner unbegrenzten Hochachtung zu überzeugen. Ihr Auge glänzte vor Freude, aber auf einmal brach sie in Thränen aus und verließ mich. Kurz darauf kam sie zurück. Sie hatte eine Brieftasche in ihrer Hand, sie gab mir zwei Briefe und sagte mit Thränen: „Sehen Sie hier selbst, warum ich Ihr gütiges Anerbieten nicht annehmen darf."

Ich las. Das erste dieser Papiere war die Abschrift jenes Briefs, den Konstanze an ihren Vater geschrieben hatte, der zweite enthielt seine Antwort. Der unglückliche Greis war durch den Verlust seines Vermögens, durch die Vorwürfe, die er sich über Konstanzens Unglück machte, durch die fürchterliche Vorstellung, daß dieses edle Mädchen durch Armuth und Hülflosigkeit der Verführung bloßgestellt wäre, und am Ende vielleicht zur Liederlichkeit und Verworfenheit herabsinken könnte, offenbar in eine Geisteszerrüttung gefallen. Der Ton seines Briefes verrieth das nur zu deutlich. Er war verworren, abgebrochen, mit der höchsten Leidenschaft geschrieben. Er beschwor, er befahl Konstanzen bei ihrer Tante zu bleiben, er drohte ihr, im Fall sie diesen letzten väterlichen Befehl übertreten würde, mit seinem

Fluche, ja, seine Verwirrung war sogar so weit gegangen, diesen Fluch in den schrecklichsten, herzzerreißendsten Ausdrücken niederzuschreiben, und gleich darauf nahm er den rührendsten Abschied von seiner Tochter, segnete sie für ihre treue Liebe und tröstete sie auf ein fröhliches Wiedersehen in der Welt des Friedens und der Ruhe.

Gerührt von dem Wechsel menschlicher Schicksale, gab ich Konstanzen den Brief zurück. Ich stellte ihr vor, wie unrecht sie thäte, auf die leidenschaftlichen Worte eines alten Mannes, den Unglück und Krankheit seiner Besinnung beraubt hätten, so viel Gewicht zu legen. Aber vergebens waren alle meine Vorstellungen. „Was mir mein Vater befahl," sagte das fromme Mädchen, „geschah immer aus Liebe zu mir, ich bin ihm im Leben stets gehorsam gewesen, versuchen Sie nicht, mich seiner Asche untreu zu machen."

Der entschlossene Ton, womit sie dies sprach, das ruhige, obgleich in Thränen schwimmende Auge, womit sie mich ansah, überzeugten mich von der Festigkeit ihres Entschlusses, aber ich gab noch nicht alle Hoffnung auf. Hingerissen von so viel Edelmuth, legte ich alle Zurückhaltung ab, ich gestand ihr, daß ich sie von dem ersten Augenblicke unserer nähern Bekanntschaft an bewundert, verehrt, geliebt hätte, ich faßte ihre zitternde Hand und fragte sie, ob sie nicht mein Schicksal mit mir theilen, mich durch den Besitz eines so vortrefflichen Herzens glücklich machen wolle. —

Sie wendete sich von mir ab, ein Strom von Thränen stürzte über ihre blassen Wangen, sie kämpfte mit sich selbst, aber nur wenige Minuten, dann kehrte sie sich wieder zu mir. Sie sprach gefaßt, wiewohl mit gebrochenem Herzen: „Nein, mein gütiger Freund, ich kann, ich darf Sie nicht in mein unglückliches Schicksal verflechten; so viele Mühe ich mir auch immer gegeben habe, Menschen glücklich zu machen, es ist mir nie gelungen. Jetzt darf ich das weniger als je hoffen. Das Unglück hat mich sehr verändert. Ich hatte ehemals ein Herz voll Liebe und Freude! o mein Freund! jetzt ist es mir oft, als

wenn mein Herz zu Stein geworden wäre, ich liebe nichts, ich wünsche nichts, ich sehne mich nach nichts, als — nach dem Tage meiner Erlösung."

Diese Worte, mit der Miene der tiefsten Wahrheit ausgesprochen, raubten mir auf einen Augenblick allen Muth, ihr zu antworten. Und um meine Verwirrung vollkommen zu machen, trat jetzt die alte Tante in unser Zimmer.

Diese widerliche Person, die ihre gemeine Natur hinter ein Betragen voll affektirter Würde und kleinstädtischer Komplimente zu verbergen suchte, gab sich alle Mühe, mich angenehm zu unterhalten. Mit pöbelhaftem Scherz sprach sie von dem blassen Aussehen meiner Freundin, das sie ihrem einsamen Leben zuschrieb, und wie unrecht sie thät', sich darüber zu grämen, daß sich noch keine Partie für sie gefunden habe, da sie doch in ihrem Hause mit so viel Güte und Wohlthat überhäuft würde. Konstanze entfernte sich, und ich nahm kurz darauf auch die Gelegenheit wahr, mich von dieser unangenehmen Gesellschaft loszumachen.

Als ich zu Hause angekommen war, erhielt ich ein Billet von Konstanzen. Sie dankte mir mit den herzlichsten Ausdrücken für meine Theilnahme an ihrem Unglück und für die großmüthige Liebe, mit der ich ihr eine Veränderung ihrer Lage angeboten hätte, aber sie bat mich, ich möchte sie nie wieder besuchen. Sie suchte mich über ihr Schicksal zu beruhigen, sie machte sich Vorwürfe, daß sie mir ihre Lage so traurig geschildert hätte, sie wiederholte ihren Vorsatz, standhaft den Befehlen ihres Vaters treu zu bleiben, nur bat sie mich, ich möchte sie nie wieder auf eine so harte Prüfung stellen, sie nie wieder einem so schmerzlichen Kampfe mit sich selbst aussetzen, wie ihr mein heutiger Antrag verursacht hätte. Meine Freundschaft, sagte sie, sei das Einzige, was ihr auf dieser Welt theuer sei, und der Gedanke, daß noch ein Mensch lebte, der sie einst in glücklichen Zeiten geliebt und in ihrem Unglücke nicht verkannt hätte, mache ihr Muth, Alles getrost zu ertragen, was die Vorsehung über sie beschlossen habe.

Ich sah sie nun nicht wieder, aber unser Briefwechsel dauerte einige Jahre fort. Sie gab mir immer tröstende und beruhigende Nachrichten, sie klagte nicht, sie murrte nicht, sie trug gelassen und groß wie eine Heldin.

Vor ungefähr acht Tagen kam eine alte Aufwärterin in der Dämmerung zu mir und brachte mir ein Billet. Nothwendige Geschäfte verhinderten mich, es sogleich zu lesen. Erst den andern Morgen fiel es mir wieder in die Hände. Ich öffnete es. Es war von Konstanzen, aber mit unleserlicher Hand geschrieben. „Endlich, mein theuerster Freund," schrieb sie, „ist die Aussicht zu einer baldigen Veränderung meines Schicksals da, ich werde eine weite Reise antreten, ich wünschte sehr, Sie vorher noch einmal zu sprechen, und ich hoffe von Ihrer Güte, Sie werden mir diesen Wunsch nicht verweigern."

Voll Erstaunen, wie Konstanze hierher komme, und neugierig, das frohe Ereigniß zu erfahren, das eine solche Veränderung bewirkt hätte, eile ich in das angegebene Haus. Die alte Aufwärterin kommt mir auf dem Vorsaale entgegen. Ich frage nach Konstanzen. Sie führt mich leise in eine schwach erleuchtete Kammer, sie schlägt die Vorhänge von einem Bette zurück; ich trete hinzu, ich sehe Konstanzen abgezehrt und todtenbleich dem Augenblick ihrer Erlösung entgegenharren. Sie ward meine Bestürzung gewahr. Mit etwas unverständlicher, aber sanfter Stimme sagte sie: „Freuen Sie sich mit mir, mein Freund, daß es der Weisheit Gottes gefällt, mich meiner Lasten zu entledigen und in sein seliges Reich aufzunehmen." Ich reichte ihr meine Hand, sie drückte sie schwach. Die Aufwärterin erzählte mir, eine Prozeßsache habe die Tante bewogen, hierher zu reisen. Die üble Witterung und die ungewohnten Strapatzen hätten meiner Freundin diese Krankheit zugezogen. Ich sprach von der Hoffnung ihrer Wiederherstellung, aber eine schnelle Röthe flog über ihr abgezehrtes Gesicht, und sie erwiederte heftig: „Können Sie wirklich so grausam sein, meine Wiederherstellung zu wünschen?"

Hierauf sprach sie sanfter: „Ich bin Ihnen noch einen

Beweis meiner Liebe und meiner Achtung schuldig. Ich setze Sie zu meinem Erben ein. Schätze," sagte sie schmerzhaft lächelnd, „habe ich freilich nicht; mein ganzes Eigenthum ist hier in diesem kleinen Koffer. Meine Sachen gehören meiner Tante, denn von ihrer Güte habe ich sie erhalten; aber meine Papiere, die Briefe von meinem unglücklichen Vater und die Aufsätze, die ich zu meiner Erheiterung niedergeschrieben habe, diese vermache ich Ihnen. Lassen Sie mein Andenken nicht in Ihrem Herzen erlöschen. Ich danke Gott, daß an meinem Sterbebette noch ein Mensch steht, der mich wahrhaft liebt. Und nun noch eine Bitte," fuhr sie fort, „besorgen Sie mein Begräbniß, lassen Sie mich an der Seite meiner geliebten Schwester ruhen." —

Ich versprach ihr Alles. Ich hielt ihre abgezehrte kalte Hand in der meinigen und benetzte sie mit meinen Thränen. „Nun, so wäre denn mein Haus bestellt," sagte sie freudig, „und ich scheide von der Welt mit Dank und Liebe."

Sie sank, vom Sprechen ermattet, auf ihr Kissen zurück. Sie fiel in einen sanften Schlummer, ihre Hand zuckte leise in der meinigen und — sie hatte vollendet. —

Wir saßen still und gerührt um unsern Bruder. Karoline weinte. „Warum," rief Fritz, „mußte diese Blume auf so fremdem Boden verschmachten?" Aber Adelbert sagte tief gerührt: „Ich vergesse sie nie, so lange ich lebe!"

Ende des fünften Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

August Mahlmann's

sämmtliche Schriften.

Nebſt

Mahlmann's Biographie.

Sechster Band.

Dramatiſche Schriften. I.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

Inhalt des sechsten Bandes.

Seite

Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeister. (Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel.) 1

Marionettentheater:

Der bezauberte Prinz oder des Doktor Pandolfo Begräbniß und Auferstehung. (Eine Posse in drei Aufzügen.) 85

Herodes vor Bethlehem

oder

der triumphirende Viertelsmeister.

Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel
in drei Aufzügen.

Als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg.

Prolog.

Noch einmal, du Kind einer heitern Stunde,
Noch einmal hinaus in die lachende Welt!
Mache du fröhlich die fröhliche Runde,
Stehst du mit Scherz und mit Lachen im Bunde,
Bist du gewiß, daß dein Kommen gefällt.

Zu dem Verfasser der großen Hussiten
Gehe du freundlich mit zierlichen Schritten,
Sag' ihm: „Ueber Niobe's Schmerzen
Werd' ich nicht scherzen,
Denn wo das ewige Schicksal den Menschen erreicht,
Mit mächtigem Arme ihn niederbeugt,
Da ist ein Tempel, da steht ein Gott,
Da schweigt der Witz, da verstummt der Spott;
Aber das sentimentale Weh
Der Naumburger modernen Niobe? —

Gibt es doch bei allen Soupers
Ein Dutzend solcher Niobe's!
Sie schwärmen und rasen
In zärtlichen Phrasen,
Sie seufzen und weinen,
Man sollte wohl meinen,
Daß es zum traurigsten Ende ginge;
Doch kaum ist das Pfützchen aus den Augen heraus,
So setzen sie sich nieder zum Abendschmaus,
Und sind wieder lustig und guter Dinge. —
Verzeihe mir's Gott und du großer Mann!
Daß ich den Spott darüber nicht lassen kann!
Und Laokoon? O Herr und Meister
War der auch ein sächsischer Viertelsmeister?"

Allen Schulen und allen Schulmeistern,
Allen zwölftausend erhabenen Geistern,
Die alphabetisch Herr Meusel uns nennt,
Mache gebührend dein Kompliment;

Und will hie und da ein Kritikasterlein
Kläffen und schrein,
So störe du nicht die Freude sein!
Rührt sich ja Jedes nach eigener Weise,
Die Nachtigall schlägt, es zwitschert die Meise,

Und das kleine drollige Fröſchlein hält
Sein Gequak für die ſchönſte Muſik der Welt.

Auch die unzähligen zärtlichen Seelen,
Die ſich den Jammer zum Labſal erwählen,
Mit Ach und Weh und Thränenvergießen
Sich das arme Bißchen Leben verſüßen,
Die überlaſſe du allzumal
Ihrer ſüßen Herzensweide,
Ihrer wunderſeligen Qual,
Ihrer kurioſen naſſen Freude;
Mögen die armen Thiere heulen und ſchrei'n —
Lachen kann doch nur der Menſch allein!

Vorrede.

Erſtes Kapitel.

Der Gaſthof zum gekrönten Poeten.

Man weiß, daß ein großer Gelehrter ſeine unſterblichen Entdeckungen bloß einem Apfel zu verdanken hatte, der ihm zu rechter Zeit auf die Naſe fiel. Ein Anderer ward von einem Leichdorn auf der kleinen Fußzehe ſo entſetzlich gepeinigt, daß er ein Buch über die Nichtigkeit des menſchlichen Lebens ſchrieb, welches in alle todte und lebendige Sprachen überſetzt wurde. Ein Dritter hatte beide Ohrläppchen erfroren und erlangte dadurch die Ehre, Mitglied einer berühmten Akademie zu werden. Ein Vierter hatte ſich den Magen mit Kartoffeln überladen, und bekam dadurch eine Sentimentalität, die ihn zum Liebling aller Damen machte. Dahingegen wieder viele Andere durch übertriebene Hitze im Kopfe und allzu große Leere im Magen zu ſonderbaren Ehren und Würden gelangt ſind. —

Daraus ergibt sich nun, was erfahrne Leute ohnehin wissen, daß bei großen Geistern Alles bedeutend ist, und daß man Ursache hat, mit vollem Rechte verdrießlich zu sein, wenn ein Autor nicht umständlich erzählt, wie er sich den Zufall, ein Buch zu machen, zugezogen habe.

Soliden Leuten muß man sich gefällig bezeigen, zumal wenn von nichts Geringerem, als der Entstehung eines Kunstwerks die Rede ist, welches, seiner hohen Vortrefflichkeit wegen, so allgemeine Bewunderung verdient, wie das vorliegende; und ich halte es für die angenehmste Pflicht meines Lebens, im Angesicht von ganz Europa zu erzählen, daß drei Dinge, wovon schon jedes einzeln einen honneten Mann zu außerordentlichen Aeußerungen bringen muß, die Entstehung dieses unsterblichen Produkts veranlaßten. Eine Leichenpredigt, eine Reise nach B*** und eine entsetzliche Geistererscheinung im gekrönten Poeten!

Eine Leichenpredigt? Ja wohl! und zwar eine recht lange, rührende, thränenreiche, bei der ich, weil ich nun einmal ein Mann bin, der Lebensart besitzt, nicht wohl wegbleiben konnte. Ich dachte: so ein Ding geht vorüber und ist im Grunde komisch genug. Ich hatte aber Unrecht. Eine halbe Erbärmlichkeit ist komisch, aber eine totale Jämmerlichkeit verstimmt. Es half mir nichts, daß ich mich in die Postchaise warf. Die heulenden Töne des Rührenden und das korrespondirende Winseln der Ge-

rührten hatten mir für den ganzen Tag meine frohe Laune genommen.

Es war neun Uhr Abends, als ich vor dem Thore von B*** hielt. Der Postillon schwang seine Peitsche zu einem kräftigen Knall, weil ihm seine gefrornen Lippen den Dienst des Blasens versagten. Endlich, dem Himmel sei Dank! knarrt das Thor, ein Licht kommt auf uns zu, eine klägliche Stimme fragt nach meinem Namen. Ich nenne ihn. Nach meinem Charakter. Ein Freund der Humanität. „Armer Herr!" seufzte die Stimme, die einem Goliath vom abgedankten Korporal zugehörte, „schlechtes Wetter! üble Wege! Die vielen Transporte vom groben Geschütz haben sie grundböse gemacht!" — „Schon gut, Herr Thorschreiber, machen Sie nur, daß wir fortkommen!" — „Was eilen Sie so, mein wertheſter Herr? Sie kommen zu spät, nun ist's ja doch vorbei!" — „Vorbei? was denn?" — Die klägliche Stimme antwortete, aber ich verstand es nicht. Der Postillon fuhr fort.

„Ich wette darauf, Der hat heute auch eine Leichenpredigt gehört!" sagte mein Begleiter. — „Leicht möglich! aber auch ohne Leichenpredigten ist unsere vortreffliche Aufklärung so fruchtbar, daß sie alle Tage empfindsame Menschen ausheckt, und ist es ein Wunder, daß sie end-

lich bis zu den Thorschreibern durchgedrungen ist, und sich unter den Visitatoren ausbreitet?"

„Nee, lieber Herr!" sagte der Postillon, „der arme Teufel wird wohl das Ding gesehen haben, das sie in der Komödie spielen." — „Was für ein Ding?" — „Ja, Unser einer weiß das nicht, aber sie sollen's aus Naumburg haben." — „Aus Naumburg? ein Trauerspiel?" — „Was kümmert's mich, beschreiben kann ich's nicht, ich denke aber doch, es muß so etwas sein wie Meerrettig und Zwiebeln, weil's den Leuten 's Wasser so gewaltig in die Augen treibt."

Ich wollte weiter fragen, — aber der Gasthof zum gekrönten Poeten lag vor uns; der Postillon lenkte hinein.

Ich kann wirklich den gekrönten Poeten empfehlen. Es herrscht in dem Hause ein recht delikater Ton und eine bewunderungswürdige Freimüthigkeit. Der Wirth, mein alter Freund, ist ein dicker Mann bei der Stadt, der seine Pfeife nicht leicht ausgehen läßt, seinen Kalender fleißig studiert und dem Hamburger Korrespondenten jeden Druckfehler nachweisen kann. Er heißt Herr Kommerzienrath Floskel. Seine Frau ist ein mageres Hausmütterchen, das recht viel spricht, und zwar von dem lieben Gott recht viel Gutes und von den Menschen recht viel Böses, zumal von denen, die nicht im gekrönten Poeten einkehren wollen. Uebrigens kann ich betheuern,

daß ſie wenigſtens eben ſo viel, wo nicht mehr, Nächſtenliebe hat, als nur irgend in einem gekrönten Poeten wohnt. Denn ich habe wirklich den edlen Zug an ihr bemerkt, daß ſie von allen Leuten, die in der Erde liegen, gut ſpricht, welches im neuen poetiſchen Teſtamente ſeltner als im alten angetroffen wird.

Voll Freude, meinen alten Freund mitten in ſeinen Rauchwolken zu überraſchen, ſprang ich aus dem Wagen und eilte in die Wirthsſtube. Aber diesmal traf ich Alles ſonderbar im gekrönten Poeten verändert. Kein Menſch war da. Die Magd lief nach dem Hausknecht, der Hausknecht nach dem Kellner, der Kellner nach dem Wirth, und ich ſtand ohne ein freundliches Willkommen in der großen Stube, die von einer dunkeln Lampe mehr verfinſtert als beleuchtet wurde. Auf dem Tiſche lag Zwirn, Leinwand, Nähnadeln bunt durch einander, als hätte ein Regimentsſchneider den ganzen Tag über hier gearbeitet.

Endlich ſprang die Magd herein, raffte die Schneiderei zuſammen und entſchuldigte ſich wegen der Unordnung. Sie hätten, klagte ſie, den ganzen geſchlagenen Tag Sterbekleider nähen müſſen. — „Sterbekleider?“ fragte ich erſchrocken, „für wen denn?“ —

„Ih mein Gott! wiſſen Sie's denn nicht? für alle Kinder im ganzen Städtchen.“

„Großer Gott! was iſt für eine Sterblichkeit eingeriſſen? Sind denn die Kuhpocken hier nicht eingeführt!“

„Ei, was Kuhpocken! haben Sie denn nichts von den Huſſiten gehört?“

„Nein, meine Liebe! die Epidemie kenne ich noch gar nicht; erzähle ſie mir doch ...“

„Ja, wenn ich Zeit hätte!“ ſagte die Magd und rannte davon.

„Die Huſſiten! die Huſſiten! ſonderbar, daß ich im gekrönten Poeten das erſte Wort von einer Krankheit höre, die, nach ihren Wirkungen zu urtheilen, fürchterlich um ſich gegriffen hat!“

Auf einmal ward mein Selbſtgeſpräch durch ein lautes Schluchzen unterbrochen. „Der große Mann!“ rief die Frau Kommerzienräthin und ſtürzte zur Thür herein. „Ja wohl, ein großer Mann!“ ſagte Herr Floskel und machte bedächtig die Thür hinter ſich zu.

„Das hat mir das Herz zerriſſen!“ wimmerte die Frau und warf ſich ſchluchzend aufs Sopha.

„Viktoria! Viktoria!“ ſang der Herr Kommerzienrath und ſetzte ſeine Perrücke mit ausgezeichnetem Enthuſiasmus auf den Perrückenſtock.

Ich putzte die Lampe und ſah mit Erſtaunen, daß das fette Geſicht meines Freundes recht eingefallen, und das magere meiner Freundin recht aufgedunſen ausſah.

Sie waren in ihren Schmerz ſo verſunken, daß ſie mich nicht bemerkten.

„Lieber Herr Kommerzienrath," ſagte ich endlich ganz betreten, „ich ſehe, daß der Verluſt Ihrer lieben Kinder..."

„Ach, beſter Freund!" rief Herr Floskel und ſtürzte in meine Arme und wiſchte ſeine Thränen an meine Backen ab, „ſind Sie drin geweſen? Haben Sie ſie geſehen?"

„Ich bedauere, daß ich nicht zeitig genug gekommen bin. Gewiß, ich hätte dieſer traurigen Zeremonie..."

„Ich ſage Ihnen: ſchön wie die Engel! mit den Kränzen! mit den weißen Sterbekleidern!"

„Welch ein entſetzliches Schickſal für ein ſo zärtlich fühlendes Vaterherz!"

„Ja wohl! ja wohl! Sie hätten nur ſehen ſollen, wie die Huſſiten wütheten!"

„Herr Kommerzienrath! ich erfahre heute zum erſten Male etwas davon. Wie haben ſie ſich denn ſo verbreitet?"

„Aus Böhmen ſind ſie gekommen, mein werther Freund!"

„Sollte es denn kein Mittel gegen dieſe Landplage gegeben haben?"

„Nein, liebſter Freund. Ach! ſehen Sie nur!" Die Thür geht auf und — Gott im Himmel! fünf Kinder mit Todtenkränzen und Sterbekleidern treten herein. Ich glaube in die Erde zu ſinken! ich fürchte für das

Leben meiner Freunde! Aber der Herr Kommerzienrath geht den Kindern entgegen, ruft Viktoria! und gibt Jedem eine Diete mit gebrannten Mandeln. „Weil Ihr's ſo gut gemacht habt!"

„Frau Kommerzienräthin!" ſagte ich mit zitternder Stimme und ſchlich zum Sopha, „was bedeutet das Alles?"

„Der große Mann!" rief ſie entzückt. „Alles muß jetzt Komödiant werden! Unmündige und Säuglinge agiren zu ſeinem Ruhme. Auch ich habe heute das Glück gehabt, die Kinder, die ich mit Sorgen unter meinem Herzen getragen habe, auf dem Theater zu erblicken!"

„Auf dem Theater? Alſo die Huſſiten...?"

„Sind der Triumph des menſchlichen Geiſtes!"

Und nun beſchrieb ſie mir den ganzen Triumph. Die Freude im Anfange, die Noth in der Mitten, den Jammer am Ende und den Jubel zum Schluſſe. Das Klagen und das Schreien, das Weinen und das Winſeln, das Wüthen und das Toben, die Klugheit und die Zartheit, das Trommeln und das Singen, und die Thränen, die Thränen, die Thränen! „Herr!" fuhr ſie fort, „der Mann iſt Moſes der Zweite, das Waſſer muß laufen, wenn er will und wo er will!"

„Mütterchen!" ſagte der Herr Kommerzienrath, „ich habe auf eine Ehre gedacht, die wir ihm erzeigen wollen.

„Unſer Gaſthof heißt zum gekrönten Poeten, hat aber noch kein Schild. Ich will ſein geiſtreiches Angeſicht auf eine Triumphfahne malen laſſen, und ſie ſoll vor unſerer Thür wehen, und die Unterſchrift ſoll heißen: „„Zum einzigen Poeten!““ Ja, ſo ſoll ſie heißen! Denn er iſt Einzig und bleibt Einzig und wird mit den Andern ſchon fertig werden!“

„Männchen! engliſches Männchen!“ rief die Frau und ſprang auf und fiel mit ſtummer Rührung um ſeinen Hals.

„Siehe da den Triumph der Kunſt! Den Segen, den große Geiſter über ihr Vaterland und über die Menſchheit verbreiten!“ So ſagte ich zu mir ſelbſt. Ging auf mein Zimmer. Wählte ein Sujet voll Kinder. Drehte und wendete es, bis es endlich in voller Glorie, als höchſtes, reines, ſich ſelbſt ausſprechendes und von ſich ſelbſt deklamirendes Kunſtwerk daſtand.

Zweites Kapitel.

Die Philoſophie des neuen Teſtaments.

Es iſt lächerlich, daß man über das Schickſal des Pygmalion ſo gewaltig viel Aufhebens macht. Als ob es

doch ſo etwas Ungewöhnliches wäre, ſich in ſein eigenes Werk zu verlieben? In der That, es iſt mehreren ehrlichen Leuten zu allen Zeiten paſſirt, aber ſie haben es ſonſt nur wie blöde Liebhaber in ihr Herz verſchloſſen, ſind darüber blaß und mager geworden, und in der Blüthe ihrer Jahre geſtorben, und jetzt? — Ich halte es für einen der Hauptvorzüge unſers neuen Teſtaments, daß es Mittel an die Hand gibt, wodurch ſich die Natur helfen kann, und daß man ſich nun kein Bedenken zu machen braucht, dieſe Liebe ehrlich zu geſtehen, und ſie eben ſo oft zu deklariren, wie jede andere. Ja, ich glaube ſogar, wenn man dieſe Liebeserklärungen gegen ſein in ein Kunſtwerk ausgegoſſenes Ich noch brünſtiger und glühender machte, als es jetzt Mode iſt, ſo würden die Kunſtwerke auch anfangen, lebendig zu werden, und nicht wie todte Wechſelbälge liegen bleiben, wie jetzt leider auch Mode iſt!

Hat man aber einmal das lächerliche Vorurtheil der blöden Liebhaber, welches, wie wir aus dem alten Teſtamente ſehen, nur eine verkappte gottloſe Heuchelei, ja, ein verſteckter Selbſtmord iſt, wegzuwerfen verſtattet, ſo muß man auch erlauben, daß nunmehr alle die Rechte, deren ein ehrlicher Liebeserklärer gegen ſeine Geliebte ſich bedienen darf, eintreten; und ich bedauere die kurzſichtigen Menſchen, die ein Verbrechen daraus machen, wenn man von ſeiner Geliebten öffentlich erklärt, daß ſie alle Andere

an Geiſt, Schönheit und Grazie übertrifft, daß man von ihr verſichert, die ſo geprieſenen und berühmten Schönheiten einer W... X... Y... wären im Vergleich mit ihr gar nichts, und es verlohne ſich nicht der Mühe, ſie anzuſehen, ja, daß man zierliche Sonette auf ſie verfertigt und Jeden heruntermacht, der ihr zu nahe kommt, ſich mit ihr vergleicht, oder von dem man nur muthmaßen kann, daß er muthmaßen könne, er ſei ſchöner und beſſer, oder wenigſtens mit ihrer Schönheit in einige Vergleichung zu bringen. Ich frage noch einmal im Angeſicht von ganz Europa, wer kann das einem Liebhaber, der zu leben weiß, verargen?"

Leider bin ich im philoſophiſchen Jahrhunderte in die Schule gegangen, und muß alſo weiter argumentiren:

Weil Jeder eingeſtehet, daß ihm dieſe Anbetung ſeines in ein Kunſtwerk ausgegoſſenen Ichs mit allen ihren Aeußerungen, ſo gut wie die Anbetung des verkörperten Wiſchnu, erlaubt iſt, ſo muß ſie auch Allen erlaubt ſein, welches kurioſer Weiſe nicht Jeder eingeſtehen will. Da ich aber im Abſtrahiren wirklich meines Gleichen ſuche, und darüber von Jena her die beſten Teſtimonia aufweiſen kann, ſo bin ich auch vermögend, in dieſem kitzligen Punkte ganz von mir zu abſtrahiren und öffentlich zu bekennen, daß ich ſie Allen und Jedem erlaube!

„Himmel, welch ein Satz! Ein allgemeiner Krieg wird ausbrechen, das **Bellum omnium contra omnes** ist erklärt!“

Beruhigen Sie sich, edle Philanthropen und Mitarbeiter des Reichsanzeigers! Der Friede Gottes ist höher als alle Vernunft! Daß damit die Selbstzufriedenheit, jene selige Gabe Gottes, die er besonders seit einigen Jahren wie Manna hat herabregnen lassen, gemeint sei, werden Sie mir zugeben; daß aber dieses Manna höher, das heißt wohlschmeckender und süßer ist, als alle Vernünfteleien von Selbstverleugnung und Bescheidenheit, will ich Ihnen durch einige Beispiele deutlich zu machen suchen. Geben Sie wohl Acht!

Bonaparte läßt hundert Kanonen abfeuern, wenn sein gemaltes Bild vor Invaliden aufgehangen wird. Man muß sich das gefallen lassen, weil er nun einmal über Pulver, Kanonen und Invaliden der großen Nation disponiren kann. Sie können das nicht; aber steht nicht Ihre Zunge zu Ihrem Befehl? Wenn Sie vor den Spiegel treten und Ihr wohlgetroffenes Porträt erblicken, wer verwehrt Ihnen mit einer Lobrede zu kanoniren und zu sagen: „Großer Kopf! Kopf aller Köpfe! dessen Bildniß ich die Ehre habe vor mir zu sehen, ich kann dir nicht länger bergen, daß ich dich für die erste, größte und einzige Merkwürdigkeit halte, welche die Erde hervorgebracht hat? — ? — ?“

Geſtehen Sie, ehrwürdige Philanthropen, dieſe Kanonade haben Sie ſchon oft probirt. Es waren die ſüßeſten Augenblicke Ihres Lebens, und Sie bedauerten nur, daß ſich das nicht ſo öffentlich ſagen ließ. Sehen Sie wohl, wie ſchön es iſt, daß Ihnen meine Philoſophie das unbedenklich erlaubt?

Herr Bode in Berlin will dem unſterblichen Friedrich ein Denkmal errichten. Was thut er? Er knappt dem Pegaſus fünf Sterne ab, der Andromeda ſechsundzwanzig, dem Cepheus ſechs, der Kaſſiopeja drei, und ſogar die kleine Eidechſe muß neun Sterne hergeben, damit die Ehre Friedrichs im Weltenraume glänzt. Folgen Sie dieſem Beiſpiele. Machen Sie literariſche Himmelskarten! Es iſt zwar dabei das Unangenehme, daß Sie auch andere Perſonen mit an Himmel verſetzen müßten, weil es doch nicht wohl angeht, daß alle dreihundertſechzig Grade der Länge und der Breite ſo heißen können wie Sie; aber knappen Sie den andern ab, ſo viel Sie können, und formiren Sie ſich ein Sternbild nach Belieben. Sie haben dann nicht nur das ganz außerordentliche Vergnügen, zu ſagen: „Alleweile kulminire ich," welches recht ſchön iſt, ſondern Sie können es noch dazu Jedem beweiſen, der nur ein Paar geſunde Augen hat, welches außerdem recht ſchwer iſt.

„Aber dann wird Jeder ſeine eigene Himmelskarte

machen." — Freilich wird die Sache für die guten Aſtronomen einige Inkonvenienzen haben, aber geht das Sie an? Sie erkennen nur Eine, demonſtriren nur aus Einer, wiſſen von keiner andern, oder nennen ſie wenigſtens abſurd. Und dann, werthe Herren — ich komme nun auf den Triumph meines Syſtems, auf den Schlußpunkt meiner ſcharfſinnigen Abhandlung, auf das fruchtbringende Mittel, das allen Krieg entweder in einen glorreichen Frieden verwandelt, oder ihn doch mit Leichtigkeit fortführen hilft, auf die Freunde — ſchaffen Sie ſich Freunde an!

Freunde, will ich die Ehre haben Ihnen zu ſagen, ſind ſolche gutmüthige Thiere, welche denſelben Gegenſtand bewundern, den Sie ſelbſt bewundern, nämlich Sie ſelbſt. Die alſo in gebundener und ungebundener Rede, auf Löſch-, Druck- und Velinpapier, wie es die Gelegenheit gibt, gar zierlich und wohlgeſetzt, oder wenn es die Nothdurft erfordert, etwas unzierlich und gröblich Ihr Lob ertönen laſſen, ohne an ſich ſelbſt dabei zu denken, oder wohl gar dafür wieder Dienſte verlangen. Ich weiß wohl, daß ſie jetzt ſeltener geworden ſind, als ſonſt, oder wenigſtens mehr Gegenkomplimente verlangen, wie vormals, wodurch freilich aller Werth wegfällt — denn bedenken Sie ſelbſt, welche Unbequemlichkeiten, einen Andern und ſeine Arbeit loben zu müſſen, weil er uns und die unſerigen gelobt hat! und bewundern Sie daher die Moralität der

Herren, die deſſen ungeachtet in unſern Zeiten dieſe ſchwere Pflicht drei- bis viermal in der Woche wie eine Bußübung vollbringen! — aber ich bin wirklich noch ſo glücklich, Freunde von altem Schrot und Korne zu beſitzen, das heißt ſolche, welche die Narrheit haben, unbedeutend ſein zu wollen. Daß ſie bei dieſer Narrheit doch große Köpfe ſind, verſteht ſich ſchon daraus, daß ſie mich loben!

Dieſe Freunde nun haben mir über dieſes mein geiſtreiches Werk einige Gedichte zu Ehren geſetzt. Es wird Ihnen bekannt ſein, daß unſere in Gott ruhenden Väter die Gewohnheit hatten, ſich durch gute Freunde loben zu laſſen, weil ſie ſich deſſen ſelbſt, aus unbegreiflicher Lächerlichkeit, ſchämten. Ungeachtet ich nun in dieſem Punkte wie überall weit klüger bin, als meine Väter, ſo kann man ſich doch nie zu viel loben laſſen, und ich mache durch mein Beiſpiel Andern Muth, dieſe edle Sitte wieder in Schwung zu bringen. Leſen Sie alſo hier gefälligſt die

Verſe, welche dem berühmten Verfaſſer des Herodes zu Ehren geſetzt worden ſind.

Als ſich der berühmte Verfaſſer des Herodes den poetiſchen Lorberkranz ſelbſt aufſetzte, und von ſeinen Freunden als König der Poeſie ausgerufen ward, widmete ihm dieſe wenigen Zeilen ein Ungenannter, jedoch Wohlbekannter.

Soll ich? oder ſoll ich nicht
Mit erhabnem Schwunge ſchreiben?
Kann ich wohl ein Lobgedicht
Deinem Lorber ſchuldig bleiben?
Deinem Lorbeer, deſſen Aeſte
Nie Minervens weiße Hand
Würdiger als zu dem Feſte
Deiner Krönung angewandt?

Nein, erhabner Geiſt, verzeih',
Macht der Klang von meiner Flöten,
Gleich kein ſolches Luſtgeſchrei
Wie die Oden der Poeten,
Wie du bei Herodes Siegen
Bei des Viertelsmeiſters Flor,
So gewinnt wohl mein Vergnügen
Dennoch dein geneigtes Ohr.

Unſre deutſche Poeſie
Hat ſo manchen Druck erfahren,
Wenn die Lorbern ihrer Müh'
Oft der Welt ein Spottlied waren,
Und der Klang von ihren Saiten
Nur ein Ton der Theren hieß,
Dem man öfters ſchon von Weiten
Gift und Schaum entgegenblies.

Alſo fiel der Dichter Preis
Mit dem Kranz in Staub darnieder,
So verging ihr reger Fleiß,
So verſtummten ihre Lieder,
Bis die Dichtkunſt vor dem Scheiden
Noch zu Schuſterbänken kam
Und wahrhaftig nicht mit Freuden
Hier den Lorber mit ſich nahm.

Aber Unkraut kann doch nicht
Sich der Saaten ganz bemeiſtern.
Schreibt Marhaſpel ein Gedicht,
Das zu Deuten und zum Kleiſtern
Beſſer als zum Leſen nützet,
Folget demnach nicht daher,
Daß das Holz, draus er geſchnitzet,
Allen Dichtern ähnlich wär'.

Fama ſagt die Antwort drauf,
Will der Mund von Deutſchland fragen:
Wer jüngſthin im Ehrenlauf
Kranz und Ruhm davongetragen?
Ja, es ſchallt in unſre Thäler,
So daß Berg und Ufer tönt;
Setzt, ihr Muſen, Ehrenmäler,
Unſer Freund hat ſich gekrönt.

Taſſo in Germaniens Schooß,
Sophokles der deutſchen Auen,
Ueber Alles biſt du groß!
Kann man einen Größern ſchauen?
Höchſter aller hohen Weiſen,
Großer Grieche, deutſcher Mann!
Ach daß dich nicht würdig preiſen
Meine ſchwache Flöte kann!

Doch laß mein geringes Lob
Dich zu großen Thaten führen;
Wer durch Rührung ſich erhob,
Fahre fort noch mehr zu rühren.
Hochgekrönter Herr Verfaſſer,
Singe immerfort ſo ſchön,
Unſer heißes Thränenwaſſer
Soll dir zu Befehle ſtehn!

Sonett.

Dein iſt die hohe Kunſt, die man ſonſt nirgends trifft,
Verborgen liegt in dir ein Schatz von Raritäten,
Dein Werk ſpricht ſelbſt ſich aus, du Krone der Poeten!
Du hochberühmter Mann! Mit deiner Zauberſchrift
Haſt du des Heulens viel, viel Klagen angeſtift't,

In Jammer führst du uns, in tiefe Seelennöthen;
In einer Thränenfluth willst Du die Deutschen tödten?
O selig, welcher stirbt durch dieses süße Gift!
Nimm dein unsterblich Werk und schick' es den Franzosen;
In England breit' es aus und widm' es den Matrosen;
Laß Rußland deinen Witz wie Branntewein verschlucken!
Den Türken gib ihn hin, gib ihn den Mamelucken!
In Eine Thränenfluth, in Ein gewaltig Weinen
Kannst du, o großer Mann, die ganze Welt vereinen!

Mit diesen wenigen Worten empfiehlt sich dem Herrn Verfasser ein demüthiger Bewunderer und Freund

A. Z. von K.

Personen.

Der König Herodes.
Ein Adjutant des Königs.
Wolf, Viertelsmeister zu Bethlehem.
Sara, seine Frau.
Hirsch, Bürgermeister,
Levi, Stadtschreiber,
Michel David, Syndikus,
Schmuel, Baumeister,
} Rathsherren zu Bethlehem.
Mehrere Rathsherren.
Ein Herold.
Ein Tambour.
Viele Juden, Bürger zu Bethlehem.
Schneider, Schuster, Friseurs, Böttcher, Kaufleute, Zimmerleute, Schmiede zu Bethlehem.
Viele Soldaten des Herodes.
Eine Menge schöner Mütter.
Kinder, so viel nur aufzutreiben sind.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Freier Platz in Bethlehem. Im Hintergrunde Jahrmarkt. Viele Buden. Verkäufer und Käufer in Menge.

Chor der Verkäufer.

Luſtig! luſtig! Schachermachei!
Luſtig! luſtig! Alle herbei!
Engliſch Patent und Prager Gold!
Nürnberger Waare, ſo viel ihr wollt;
Schwefelhölzchen und Federſpuhlen!
Philoſophie aus allen Schulen!
Wenig Wolle und vieles Geſchrei
Von der neueſten Poeterei!
Alles billig und Alles echt!
Liebe Leute, kauft nur recht!
Luſtig! luſtig! Schachermachei
Luſtig! luſtig! Alle herbei!

Chor der Käufer.

Ei! Ei! Ei!
Schöne bunte Waare
Vielerlei!
Roth und gelb und blau und weiß!

Alles um einen billigen Preis!
Schöne Tücher,
Weit hergeführt!
Bilderbücher,
Hier fabrizirt!
Böhmiſche Steine an bunten Bändern!
Zarte Gedichte in zarten Kalendern!
Pfefferkuchen und Kinderfahnen!
Liebesthränen in hundert Romanen!
Laßt uns kaufen und nach Hauſe tragen!
Wenig für's Herz und viel für'n Magen!
Ei! Ei! Ei!
Schöne bunte Waare
Vielerlei!

Beide Chöre zuſammen.

(Fugenſatz.)

Nichts geht über'n Jahrmarkt zu Bethlehem!

Zweiter Auftritt.

Zimmer in Wolfs Hauſe.

Sara allein. (Setzt ſich, den Kopf mit der Hand geſtützt, an einen Tiſch und lieſt. Springt auf einmal mit Enthuſiasmus auf und drückt das Buch an ihre Lippen.)

Das wäre nur ein Traum? das wäre nur Chimäre?
Du haſt mich tief gerührt, dir fließt die wärmſte Zähre!
Du machſt den Sinn mir mild, das Herz wie Butter weich!
Das echte Seelenbad bleibt doch der Thränenteich!

Dritter Auftritt.

Sara. **Wolf** tritt pfeifend zur Thür herein. (Sara, verdrießlich über dieſe Unterbrechung, wirft ſich wieder in den Stuhl und will fortleſen.)

Wolf (geht, die Hände übereinandergeſchlagen, auf und ab).
Ich kann Dir nicht beſchreiben, liebe Sara,
Wie mir ſo wohl zu Muthe heute iſt!
Als hätte mir Herodes, unſer König,
Ein Dutzend Seelen mehr geſchenkt! Es iſt
Doch wahrlich wunderſchön, daß unſer Schacher
So ungeſtört in ſeinem Gleiſe bleibt,
Indeß ringsum die andern Juden alle
Von einem Markte zu dem andern betteln
Und kaum das arme Leben mühſam friſten.
Wir ſitzen warm in unſerm Bethlehem,
Und wuchern uns zu Ehr' und Reichthum auf!
Da kommen dann geränderte Dukaten
Und Lugedore aus verſchloßnen Laden!
Was ſollen wir doch mit dem plumpen Rande?
Beſchnittnes Geld kurſirt von Land zu Lande!
Die Zeit iſt ſchwer und herzlich dumm die Welt!
In kleine Taſchen taugt kein großes Geld!
Läßt gleich das Publikum dabei die Haare —
Leicht iſt der Sinn und leicht ſei auch die Waare!

Sara.
Wie ſprichſt Du doch, o Wolf! mein ſtill Gemüthe
Hat durch Lektüre höher ſich gebildet.
Beſchneide immer Deine Lugedore,
Nur ſag' es nicht dem zart verwöhnten Ohre!

Wolf.

Was soll ich Dir die Freude doch verbergen,
Und den Triumph, den ich im Innern fühle,
Daß ich in Bethlehem der Schlauste bin,
Und All' im Schacher listig überwinde?
Man rühmt den Joel, preist den Schewa an,
Und — unter uns gesagt — (leise) ich bin nicht werth,
Die Riemen ihnen an den Schuh'n zu lösen —
Doch kaum laß ich mich sehn, so klatscht die Menge
Mir tobend ihren Beifall zu! Du weißt
Es wohl, die Menge hat viel Beutel,
In vielen Beuteln trifft man vieles Geld;
Ich bin ein Weltmann, und — ein Mann der Welt.

Sara.

Pfui, Wolf! Im Almanach für elegante Seelen
Hab' ich mit Andacht kürzlich erst gelesen,
Daß das, was rechte fette Bissen gibt,
Nur selten Ehre sei. Zu dem begreif'
Ich nimmermehr, wie Du so viele Leute
Mit Deiner Einfalt noch bezaubern kannst,
Daß Alle wie besessen zu Dir laufen,
Dein Schwatzen hören, Deine Waare kaufen!

Wolf.

Wie ich das mache, will ich bald Dir sagen:
Ich rede Jedem, wie er's haben will,
Von seinen Verwandten und Gevattern sprech' ich viel,
Ich sag' ihm, daß die Griechen und die Römer,
So hoch man sie auch preist — nichts Anders sind,

Als wie die Juden jetzt in Bethlehem.
Ich spreche rührend mit den alten Weibern,
Und equivok mit jungen Libertins,
Von Liebe plaudr' ich alten Jungfern vor,
Zur Garnison sprech' ich von Heldenmuthe.
Sodann erzähl' ich auch von meiner Wanderschaft,
Wie mich Herodes grimmig einst behandelt,
Und wie ich da in unschuldsvollen Jammern
Die Hände wund gerungen, wie sich dann
Der König wieder huldreich mein erbarmet
Und mir ein stattlich Schmerzensgeld bezahlet.
Das Alles, sieh'! erzähl' ich lang und breit,
Und schmück' es aus, wie's Jeder haben will,
Mit O! und Ach! mit Tugend und mit Rührung;
Da seh' ich stromweis warmes Wasser laufen,
Und wer dann bei mir ist, muß meine Waare kaufen!

Sara.

Verächtlich ist die Heuchelei! und doch
Hast Du die Künste noch nicht all' genannt,
Womit Du Bethlehem so oft bezauberst,
Noch mußt Du Deiner Kinder auch gedenken,
Die Vieler Herzen Dir zum Vortheil lenken!

Wolf.

Ja, das ist wahr, Gott hat mich reich gesegnet!
So liebe Kinder hat er mir gegeben,
Die ich gar herrlich zu gebrauchen weiß.
Es ist zwar stets der Kinder erste Pflicht,
Ein Stücklein Brod den Aeltern zu verschaffen,

Und Viele ziehn herum von Dorf zu Dorf
Und betteln Nahrung für die armen Aeltern;
Doch haſſ' ich die gemeine Bettelei,
Mit meinen Kindern treib' ich freie Künſte,
Und habe Ehre g'nug und vieles Geld gewonnen!
Bin ich nicht Viertelsmeiſter ſchon in Bethlehem?
Und wenn der alte Hirſch, der Burgemeiſter, ſtirbt,
Dann, Sara, putze mir die Buben und die Mädchen,
Dein Wolf regiert alsdann allein das reiche Städtchen.

Sara.

Ach! werde was Du willſt, Du bleibſt doch, was Du biſt,
Mich freut Dein Glück bloß um der Kinder willen.
Du biſt gemein, doch die ſind immer gut
Und zartes Herzens wie die zarte Mutter.

Wolf.

Ei dummer Schnack mit Deinem zarten Herzen,
Ich ſpreche wohl davon, doch glaub' ich nie daran. —
Doch, Sara, laß uns nicht vergeblich ſtreiten,
Froh kam ich her, froh will ich wieder gehn!
Noch eine Neuigkeit muß ich Dir ſagen:
Du kennſt das drollige Männchen, meinen Ladendiener,
Der meine Waare ſo ausnehmend preiſt,
Voll Galle ſtrotzt und Jeden wacker ſchimpft,
Der mich und ihn nicht reſpektiren will,
Der handelt mit mir nun in Kompagnie.
Ihm fehlte mein Genie, mir fehlte ſeine Galle,
Doch ſind wir nun vereint, wir überwinden Alle.

Sara.

Wie tief gesunken und wie schlecht Du bist,
Wirst Du Dich nie als Mann von Ehre zeigen?
Am Ende kletterst Du auf einen Haufen Mist
Und denkst in den Olymp zu steigen!

Wolf.

Laß gut sein, Sara, bin ich nur erst drin,
Verächtlich werf' ich dann die schlechte Leiter hin,
Und fahre alle meine Feinde an,
Wie König Herodes mit mir gethan;
Dann, Sara — Halt! was gibt's?

(Man hört die Sturmglocke, Feuerlärm.)

Sara.

Au weih!

Wolf.

Ich höre Glocken — Feuersturm — die Trommel —

Sara.

Ach, Wolf, mein zartes Herz, die schwachen Nerven!
Wir sind verloren.

Wolf.

Sorge nicht!
Es ist Spektakel, schließ' die Kinder ein!
Ich eile hinaus und lasse Dich allein!
Wolf muß bei allem Spektakel sein!

Vierter Auftritt.

Oeffentlicher Platz vor dem Rathhause. Sturmglocken gehen, die Trommeln wirbeln. Eine Menge Juden laufen ängstlich durch einander.

Erster Jude.

Herodes!

Zweiter Jude.

Ich bin des Todes!

Dritter Jude.

Mit seinem Kriegsheer,
Wie Sand am Meer.

Vierter Jude.

Das glaub' ich nimmermehr.

Erster Jude.

Ei seht doch! schön!
Hat ihn doch der Michel David selber gesehn!
Da hat er gesessen auf dem Throne mit ganzer Pracht
Und hat en Paar gewaltige Glotzen gemacht!

Dritter Jude.

Jo, Jo! und da hat er gefunkelt wie'n Edelstein
Und hat gegrunzt wie'n wildes Schwein!

Zweiter Jude.

O Mai! o Mai!

Vierter Jude.

Nun ist's mit Bethlehem ganz vorbei!

(Läuft schnell ab und rennt gewaltig an den Burgemeister, der eben auftritt.)

Fünfter Auftritt.

Hirſch, Burgemeiſter zu Bethlehem. Die Vorigen.

Hirſch (taumelnd).

Nun muß der Kerl ſo unvernünftig rennen,
Kann er nicht den Burgemeiſter erkennen?

Vierter Jude.

Ei, Burgemeiſter her! Burgemeiſter hin!
Ich weiß vor Angſt nicht, wer ich ſelber bin!

Hirſch.

Wie ſoll der Herr die Stadt verſchonen,
Wenn ſolche Flegel drinnen wohnen!

Vierter Jude.

Herr, wenn der Feind nicht vorm Thore wär' —
Ich wollt's ihm zeigen bei meiner Ehr'!

Viele Stimmen.

Stille, Stille! zankt nicht heute!

Hirſch.

Sagt, was gibt es, liebe Leute?

Erſter Jude.

No! was wird's geben?
Morgen ſind wir Alle nicht mehr am Leben,
Sitzen in Abrahams Schooß,
Sind den Schacher los!

Zweiter Jude.

O Mai! O Mai! wie wird's uns ergehen?

Hirsch.

Noch kann ich Euch nicht verstehen,
Gibt es Unglück? Feuersflammen?

Dritter Jude.

Ei, so nehmt's Gehirn zusammen!
Sag' ich doch, mit Roß und Mann
Zieht der König Herodes heran,
Schlachtet uns Alle jämmerlich heute
Und versalzt uns die Jahrmarktsfreude!

Hirsch.

Das wolle Gott nicht, edle Bürger!

Erster Jude (die Gasse hinunterzeigend).

Seht nur! seht, da schickt der Würger
Einen Herold zu uns her.

(**Wolf** kommt eilig durch die Koulissen linker Hand. **Hirsch** eilt auf ihn zu.)

Hirsch.

Wolf, Du edler Viertelsmeister!
Steh' mir bei, die Zeit ist schwer!

Wolf.

Gott zum Gruß, Herr Burgemeister,
Euch zu helfen komm' ich her!

Hirsch.

Laßt sogleich das Thor verrammeln!
Laßt den hochweisen Rath versammeln!
Laßt uns singen! Laßt uns beten!

Wolf.

Laßt erst den Herold vor Euch treten,

Hört, was er für Botschaft bringt,
Dann erst rathet, betet und singt!

Hirsch.

O Du Ausbund aller Weisheit,
Du erlangst gewiß den Preis heut'.
(Zu den Bürgern.)
Wir befehlen Euch in Gnaden,
Thut sogleich wie er gerathen.

(Eine Deputation geht ab, den Herold zu holen.)

Wolf.

Ihr Andern steht Alle und wartet mit Demuth,
Schneidet Gesichter voll Jammer und Wehmuth!
Wenn er Euch ansieht — macht höfliche Mienen,
Wenn er Euch fragt — sprecht: Ihnen zu dienen,
Seid hübsch artig und elegant,
Und habt die Thränen gleich bei der Hand!

Hirsch.

Da kommt er! nun geb' ich Audienz.
Ihr Flegel! so macht doch Eure Reverenz!

(Alle machen ein tiefes Kompliment. Der Herold tritt auf.)

Herold.

Wer ist der Oberste unter Euch hier?

Hirsch (mit vielen Bücklingen).

Diese Ehre, mein Wertheſter, ruht auf mir.

Herold.

Wahrlich, sie soll Dich nicht lange mehr zieren,
Du sollst am ersten das Leben verlieren!

Hirsch.

Ei ei, mein Theurer! Gott behüte!
Dafür bürgt mir Ihr edles Gemüthe!

Herold.

Ich ſchwör' Euch, morgen ſoll kein Gebein
Von ganz Bethlehem mehr lebendig ſein!
Drum rath' ich Euch, ſterbt unverdroſſen
Und laßt mir all' die Narrenspoſſen!

Hirſch.

Ihnen zu dienen, mein werther Gönner!
Doch Sie ſind ein Menſchenkenner,
Sie wiſſen wohl, der Menſch iſt nicht dumm,
Wenn er ſterben ſoll, will er wiſſen, warum?

Herold.

Warum? warum? welche tolle Frage!
Der König befiehlt es, das liegt am Tage —
Wer iſt's, der dem Könige widerſteht?
Hier iſt der Befehl ſeiner Majeſtät!

Hirſch.

Sie ſind gegen uns ſo gütig geweſen —
Wollen Sie nicht den Befehl auch leſen?

Wolf (bringt einen Stuhl).

Belieben Sie nur auf dieſen Stuhl zu ſteigen,
Da können Sie ſich dem Volke beſſer zeigen!
Steigen Sie nur hinauf mit den ſchmutzigen Schuh'n,
Ich pfleg' es immer auch ſo zu thun.

Herold (ſteigt auf den Stuhl und lieſt).

Wir Herodes von Gottes Gnaden
König zu Jeruſalem,
Großfürſt zu Bethlehem,
Herzog zu Kion,
Gefürſteter Abt zu Zion,

Und Herr von vielen Ländern und Meeren,
Die Uns gehören und nicht gehören.

Einwohner von Bethlehem, Wir haben erfahren,
Daß Ihr ſchon ſeit vielen Jahren
Verdammte Jakobiner ſeid.
Auch geht die Sage weit und breit,
Daß mancher Haſenfuß unter Euch lebt,
Der nach der Königswürde ſtrebt.
Da Wir nun auf ſo harte Beſchwerden
Die Meinung unſers Divans hörten,
So thäten unſre Miniſter ſagen,
Es ſei am beſten, Euch Alle todtzuſchlagen.

Dieſe Maßregel haben Wir approbirt
Und Unſre Truppen vor Eure Stadt geführt.
Beſtellt nun eilig Euer Haus
Und liefert Eure Waffen und Schätze aus;
Denn Jeden ſoll der Teufel holen,
Bei dem man noch findet Dukaten und Piſtolen!
Und morgen beim erſten Sonnenſtrahl
Kommt hinaus auf die Wälle allzumal,
Da wird man Euch Alle nach Standesgebühren
Durch die Guillotine in Abrahams Schooß ſpediren.

Alſo ſollt Ihr Unſern gnädigen Willen
Ohne Weigerung ſtracks erfüllen,
Denn Ihr ſeid Alle Kinder des Todes.
Gegeben in Unſrer Reſidenz

Herodes.

Viele Stimmen.

O Mai! o Mai! Uh! Uh! Uh! Uh!

Wolf.

Heult immer zu! heult immer zu!

Herold.

Was hilft das Jammern, was hilft das Heulen!
Ihr wißt den Befehl, ich muß nun eilen.

Hirsch (seufzend).

Hatte je im ganzen Judenland
Ein Burgemeister so einen harten Stand!
Ach, Viertelsmeister, wißt Ihr Rath?

Wolf (zuckt die Achseln).

Jetzt weiß ich keinen in der That;
Doch seht nur, daß Ihr Zeit gewinnt.

Viele Stimmen.

Fort mit dem Herold! fort! geschwind!

Andere.

Laßt uns den Herold zur Stadt 'naus schmeißen!

Alle.

Ja, ja! wir wollen ihm die Wege weisen!

Hirsch.

Ach, welche Sitten! du liebe Zeit!
Das wär' ja wider alle Höflichkeit!
Nein, bester Mann, ziehn Sie mit sicherm Geleit.
Wir wünschen dem Könige langes Leben
Und bitten, uns bis morgen Bedenkzeit zu geben.

(Herold ab.)

Hirsch.

Ach, geliebter Viertelsmeister,

Levi — Michel — Wolf — wie heißt Er?
Hab' ich Alles doch vergessen,
Will mir's doch die Brust zerpressen,
Wär' denn wirklich keine Gnad'?
Großer Kopf, weiß Er nicht Rath?
Hat Er noch nichts ausgespürt?

Wolf.

Geht nur aufs Rathhaus und delibrirt,
Laßt mich allein, ich bin ein Genie.
Diesmal gilt es — oder nie!

(Wolf ab.)

Hirsch.

Ach, mir ist mein Herz zerrissen!
Ach, wie wird es morgen stehn!
Weil wir nicht zu rathen wissen,
Laßt uns auf das Rathhaus gehn.
Ihr Bürger, flieht in Staub gebückt,
Daß Gott Verstand vom Himmel schickt!

(Geht aufs Rathhaus.)

Chor der Bürger.

O Jerum! Jerum! Jerum!
Welch eine Mutatio rerum!
O Jerum! Jerum! Allen
Ist ganz der Muth gefallen!
Ein Jeder ist ein armer Tropf,
Kann sich vor Angst nicht rühren!
Ach hätten wir doch keinen Kopf,
So könnten wir keinen verlieren!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal im Rathhauſe zu Bethlehem.

Hirſch der Burgemeiſter, Levi der Stadtſchreiber, Michel David der Syndikus, Schmuel der Baumeiſter, und mehrere Rathsherren, ſitzen an einer langen Tafel und beſehen ihre Naſenſpitzen. Lange Pauſe. Hierauf

Chor der Rathsherren
(wobei ſie ſich die Stirn nach dem Takte reiben).

Ei! Ei! Ei!
Schwer wie Blei!
Immer dumm und immer dumm
Geht's in unſerm Kopf herum
Ach, wie ärmlich!
Wie erbärmlich!
Kein Gedank' auf keiner Seite,
In des Kopfes leerer Weite
Todesſtille, jämmerlich!

Levi.

Herr Burgemeiſter, belieben Sie vorzutragen.

Hirſch.

Ach, liebe Herr'n Kollegen! 's iſt Gott zu klagen!

Was gibt es wohl da noch vorzutragen?
Was soll bei der Noth die Formalität,
Ihr wißt ja Alle, wie schlimm es steht!

Levi.

Erlauben Sie! wär' auch der Teufel da,
Das Nöthigste sind die Formalia.

Schmuel.

Ja, ja, der Meinung bin ich auch,
Ein Hochweiser Rath läßt es beim alten Brauch!

Michel David.

Welche alberne Pedanterie!

Schmuel.

Sie sind ein Schwindelkopf, schweigen Sie!

Levi.

Soll mir Gott! wozu soll die Neuerung nützen?

Michel David.

Ich bitte, mich vor allen Injurien zu schützen.

Hirsch.

Meinetwegen! Es bleibe beim Alten,
Ich will vor meinem Ende noch den Vortrag halten;
Aber, werthe Herr'n Kollegen, laßt uns nicht zanken,
Sonst vergehen mir vollends die Gedanken!
Unser gnädigster Landesvater ist
Mit seinen Soldaten vor'm Thore, wie Ihr wißt,
Und hat uns bis morgen Bedenkzeit gegeben,
Dann nimmt er uns Allen das arme Leben.
Sage nun Jeder, was er für's Beste hält,

Ich, für meinen Theil, gebe Valet der Welt!
Bedenke nur ein Hochweiser Rath,
Was iſt das Leben? In der That,
Herr Baumeiſter und Herr Syndikus,
Ein Jammerthal! eine taube Nuß!
Herr Stadtſchreiber, ſeit wir in die Pandekten
Zum erſten Male die Naſe ſteckten,
Was haben wir nicht in ſo vielen Jahren
Alles für Kreuz und Trübſal erfahren!
Was haben wir nicht für dumme Streiche gemacht,
Eh' uns der Himmel ins Amt gebracht!
Und als wir kamen zu Ehren und Würden,
Was waren es anders als ſchwere Bürden?
Wie oft war der Teufel im Städtchen los?
Der Verſtand war klein, die Noth war groß!
Der Kopf war immer unſre Pein,
Drum denk' ich, ohne Kopf werden wir ruhig ſein!
Ich fürchte mich auch nicht vor dem Tode,
Macht's uns doch unſer Herr König kommode!
Er führt uns ſchnell über des Grabes Schwelle,
Und iſt man drin, liegt man auf Einer Stelle.
Die ganze Ewigkeit vergeht
Und man liegt immer in ſeiner Kommodität!
Somit hab' ich meine Meinung geſagt,
Ein Jeder thue nun, wie ihm behagt!

Levi.

Nicht alſo! Hochweiſe Magnifizenz,
Behüte uns Gott vor ſolcher Sentenz!
Es hat uns zwar, wie Eure Weisheit geſagt,

Im Leben gar Manches daß geplagt,
Auch hat uns der Kopf gewaltig geschoren,
Und ich gäb' ihn drum herzlich gern verloren;
Aber, wenn man recht gründlich bedenkt,
Was Alles mit dem Kopfe zusammenhängt,
Daß Mund und Magen und der köstliche Appetit,
Alles mit ihm von dannen flieht —
Gewiß — Sie sehn das selber ein,
Dann muß man andrer Meinung sein!
Soll mir Gott! daß ich ins Grab gerieth!
Was ist der Mensch ohne Appetit!

Viele Stimmen.

Ja, ja! das war ein großes Wort!
Lieber Herr Stadtschreiber, fahren Sie fort!

Levi.

Sie sind mir also nicht entgegen?
Das freut mich, meine Herr'n Kollegen.
Es gereicht Ihrem Verstande zu großen Ehren!
Nun sollen Sie mich auch weiter hören:
Lassen Sie uns sachte von hier wegschleichen
Und zu Hause in meinen Keller steigen,
Da wollen wir uns nach und nach versammeln,
Und hernach die Thüre aufs Beste verrammeln.
Ich schwör' Ihnen, da sind wir so sicher versteckt,
Daß uns kein Mensch in der Welt entdeckt!
Ich besorge, was zur Leibesnahrung vonnöthen,
Zwei delikate Trüffelpasteten,

Kaviar, Schinken und göttlichen Sterlet,
Alles appetitlich und Alles nett!
Und ein Weinchen auf der Zunge ſo leicht,
Das feurig und gewürzig hinunterſchleicht!
Während nun der König die Bürgerſchaft,
So mir nichts, dir nichts, von der Erde ſchafft,
Da liegen wir und ſchlafen unſer Räuſchchen aus,
Und iſt er fort — kommen wir wieder heraus!

Viele Stimmen.

Hahaha! das muß man loben.

Andere.

Das werde zum Senatuskonſultum erhoben.

Andere.

So lange der Rath hier zuſammengekommen,
Hat man noch nie ſolche Weisheit vernommen.

Michel David

(ſpringt heftig auf und ſchlägt auf den Tiſch).

Wie? bin ich nur ein Strohmann hier?
Fragt das Kollegium nicht nach mir?
Kriecht in Keller, feige Memmen,
Freßt Kaviar und Butterbemmen —
Ich mache nicht viel Federleſen,
Bin von jeher Renommiſt geweſen!
Habe mich als Student zur Wehre geſtellt,
Wenn mich auf der Gaſſe ein Hund angebellt, —
Und hier ſollt' ich's geduldig leiden,
Wenn mir der König läßt den Hals abſchneiden?

Das wär' mir so! — Was? schwere Noth!
Ich fordr' ihn 'raus und mach' ihn todt!
Auf Stich oder Hieb oder auf den Schuß!
(Fährt in der Hitze der Gestikulation dem Baumeister in die Perrücke.)
Es gibt in Bethlehem noch Kourage!
Er soll denken an den Syndikus!

Schmuel.

Ei! Ei! Sie sind ein grimmiger Page!
Schlagen Sie ihn zehnmal todt — meinetwegen —
Sie müssen nur nicht so mit den Händen fegen!
Man kann wohl seine Kourage preisen,
Muß nur nicht den Leuten die Perrücken zerreißen!

Levi.

Herr Kollege, Sie sind ein Brausewind!

Schmuel.

Ein Schwindelkopf, ein albernes Kind.

Hirsch.

Inkommodiren Sie sich nicht mit Ihrer Eloquenz,
Es bleibt bei unsrer vorigen Sentenz!

Alle, außer Michel David.

Ja ja ja ja, das ist das Beste,
Wir bleiben bei unserer Meinung feste!

Hirsch.

Aber, werthe Herr'n Kollegen, wie wird's uns gelingen,
Unsern Entschluß der Bürgerschaft beizubringen!

Schmuel.

Ew. Weisheit darf den Bürgern nur sagen,
Sie sollen ihr Kreuz geduldig tragen.

Levi.

Allerliebst! damit ist alle Noth gewandt!
Mit dieser Sentenz sind die Bürger bekannt.

Hirsch.

Wohlan, so laßt die lieben Unterthanen kommen!

(Ein Rathsherr steht auf, geht nach der Thür und macht sie auf.)

Zweiter Auftritt.

Die Bürger zu Bethlehem, Schneider, Schuster, Schmiede, Zimmerleute, Böttcher, Friseurs, Kaufleute u. s. w., Jeder mit den Attributen seines Handwerks versehen, treten herein und ordnen sich hinter den Schranken. Lange Pause.

Hirsch

(dreht sich langsam auf dem Stuhle herum, räuspert sich).

Geliebteste uns anvertraute Herde,
Was ist zu thun bei diesen argen Wehn?
Hier muß der Weiseste auf Gottes weiter Erde,
Dem Ochsen gleich, am Berge stehn!
Ihr Alle, theure Bürger, wißt,
Wie tief die Weisheit des Rathes ist;
Doch hört ein Quell zu fließen auf,
Man schöpft auch einen Brunnen aus,
So ist bei dieser Zeiten Lauf
Auch alle Weisheit aus.

Doch wollen wir dieſen Rath Euch geben:
Was auch geſchieht, bleibt immerdar
Geduldig, folgſam und ergeben!

Michel David

(ſchlägt auf den Tiſch, daß die Dintenfäſſer umfallen, und ſpringt auf den Stuhl).

Nein, Bürger zu Bethlehem! Kampf und Streit!
Ihr Zimmerleute, haltet die Aexte bereit!
Ihr Schuſter, das Pech! Ihr Schmiede, die Hammer,
Ihr Andern brecht ſchnell in die Pulverkammer,
Laßt uns alle Flinten laden!
Nehmt die Spieße von den Braten!
Laßt die große Trommel raſen!
Laßt den Trompeter vom Thurme blaſen!
Ihr Böttcher ſchlagt an die leeren Fäſſer!
Das macht den Lärm um Vieles größer!
Laßt alle Schlüſſelbüchſen platzen!
Laßt uns den Roſt von den Degen kratzen!
Legt alle Eure beſten Waffen an!
Ich Michel David ziehe voran!

Hirſch.

Herr Kollege!

Levi.

Schweigen Sie ſtill!

Schmuel.

Wo denken Sie hin!

Hirſch.

Ihr Bürger, das komme Euch nie in den Sinn!

Michel David (mit höchſtem Affekt).

Wer unterſteht ſich, daß er mich meiſtert?
Ich bin im Eifer! ich bin begeiſtert!
Im Buſen iſt mir ein Feuer entbrannt!
Ich nehme das Schwert, das ſcharfe, zur Hand!
Ich trage die Fahne Euch Allen voran!
Ich wandle muthig die Heldenbahn!
Zum Siege führt mit Adlers Schnelle
Der kühne Syndikus, der reine Junggeſelle!

Die Bürger (wild durch einander).

Zu'n Waffen!
Zu'n Waffen!
Wir wollen ſie ſpießen!
Mit Peche begießen!
Mit glühendem Eiſen
In Stücken zerreißen!
Fort! Fort!
Immer fort!

(Gehen wild und polternd ab.)

Hirſch.

Herr Kollege! Was ſoll die Hitze?

Schmuel.

Die Schwindelei iſt zu gar nichts nütze!

Hirſch.

Der Weiſe bleibt zu jeder Zeit
Immer in ſeiner Bequemlichkeit!

Levi (zitternd).

Ach Gott! ich habe den Tod davon!
Die entſetzliche Alteration!

Wie kann man mich wohl so erſchrecken!
Nun wird mir heute kein Biſſen ſchmecken!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Wolf tritt herein und nähert ſich mit vielen Bücklingen den Schranken.

Wolf.

Hochedle, weiſe und geſtrenge Herr'n,
Darf ich mich unterſtehn, vor Euch zu kommen?

Hirſch.

Genie von Bethlehem! wir ſehn Dich gern,
Der Magiſtrat heißt herzlich Dich willkommen!

Wolf.

Hochedle Herren! Es iſt Zeit, dünkt mich,
Daß ein freimüthiges Genie, wie ich,
Die Weisheit, die es längſt im Buſen gehegt,
Mit vielem Pompe zu Markte trägt!
Denn ſeltſam hat ſich die Zeit verkehrt,
Die größten Köpfe ſind toll und bethört,
Ich aber bin, wie ſich's am Ende wird zeigen,
Wirklich ein Viertelsmeiſter ſonder Gleichen,
Und gedenke noch bei meinem Leben
Dem Zeitalter einen neuen Schwung zu geben!
Auch gegen die Noth, die uns Herodes macht,
Hab' ich ein ſichres Mittel erdacht!

Hirſch.

Hab' ich's nicht geſagt, daß der große Geiſt
Uns noch am Ende aus der Klemme reißt!

Levi.

Ja ja, es gibt noch große Geiſter!

Schmuel.

Der größte bleibt doch unſer Herr Viertelsmeiſter!

Wolf.

Wohlan, meine Herren! Es iſt offenbar,
Wie ſtark ich von jeher im Rühren war.
Alt und Jung, Groß und Klein,
Seif' ich mit Thränenwaſſer ein!
Und wenn mir's beliebt und wenn mir's gefällt,
So heult in Strömen die ganze Welt,
Und mächtig ſteigt die Thränenfluth,
Wohl über die Haube, wohl über den Hut,
Daß alle die zärtlichen Herzen bei Haufen
In ihrem eigenen Waſſer erſaufen!
Ja, mehrmals hab' ich's ſchon probiert,
Und manchen Bramarbas ſo tief gerührt,
Daß, wenn er nicht darüber einſchlief,
Ihm am Ende das Waſſer aus den Augen lief.
Von Kindern war beſonders die Wirkung groß,
Und laß ich einmal alle Kinder los —
Ich ſetze zum Pfande Seel' und Leib,
Herodes heult wie ein altes Weib!

Schmuel.

Herr Viertelsmeiſter, das läßt ſich hören.

Levi.

Ja ja, wir wollen ihm 's Rühren nicht wehren!

Hirsch.

Verfahren Sie mit Ihren Kindern nach Belieben,
Doch bitt' ich's nicht auf uns zu schieben,
Wenn par malheur das Ding nicht geht,
Und der König Allen den Hals umdreht.

Wolf.

Haha! daran denk' ich nicht von fern!
Dafür werd' ich schon sorgen, Ihr Herr'n,
Aber meine Kinder? die machen nicht genug Effekt —
Ich ersuche Sie mit vielem Respekt,
Haben Sie die Güte, mir bis morgen
Alle Ihre lieben Kinderchen zu borgen!
Auch schreiben Sie sogleich hier vom Rathhaus
Eine allgemeine Kinderlieferung aus,
Denn bei solchen harten Sündern
Reicht man kaum mit hundert Kindern!

Michel David.

Nun meinetwegen! das geh' ich ein!
Das wird ein kurioser Spektakel sein!

Schmuel.

Wohlan, es sei!
Das trägt zur guten Erziehung bei.

Levi.

Nein, werther Herr Viertelsmeister! Nicht also!
Mein Davidchen, meinen Salomo,
Die geb' ich auf keinen Fall dazu,
Um Moses willen, die lassen Sie in Ruh'!

Wolf.

Mein lieber Herr Stadtſchreiber, faſſen Sie Muth!
Ich kenne den König Herodes zu gut.
Sie haben ja insgeſammt geleſen,
Wie er einmal gegen mich grimmig geweſen,
Und wie er mich ganz erbärmlich traktirt!
Aber am Ende hab' ich ihn doch gerührt,
Und er hat alle ſein Unrecht bekannt
Und mich einen ehrlichen Schuſter genannt,
Auch mir das Teſtimonium gegeben,
Ich ſei ein Genie durchs ganze Leben.
Auch verſteh' ich, wenn die Noth mich drängt,
Wie man den Mantel nach dem Winde hängt!

Schmuel.

Herr Viertelsmeiſter! glauben Sie mir,
Sie ſind von Verſtand ein Wunderthier!

Wolf (mit ſüßem Lächeln).

Sie ſind zu gütig, meine Herr'n!
Doch was man wünſcht, das glaubt man gern!

Hirſch.

Wollen Sie nicht unſre Neugier ſtillen,
Und uns den großen Plan enthüllen?

Wolf (ſich brüſtend).

Ein Mann, wie ich, von ſolchem Gewicht,
Verräth vor der Zeit ſeine Plane nicht.
Laſſen Sie das genug ſich ſein,
Am Ende wird's Heulen allgemein!

(Mit höchstem Pathos.)

Sterbekittel, Blumenkränze,
Kinder noch im ersten Lenze,
Vaterthränen, Mutterklagen,
Angst, Betrübniß und Verzagen,
Beten, Singen, Jammerreden
Sind zu meinem Zweck vonnöthen!
Sucht, o sucht im ganzen Städtchen
Schöne Buben, schöne Mädchen!
Schont die Thränen, schont sie nicht,
Bis Herodes Herze bricht!

(Geht triumphirend ab.)

Hirsch.

Wo solch ein Geist gesprochen hat,
Wird alles andre Gerede matt!

Schmuel.

Wer hätte das gedacht! Ei! Ei!
Am Ende hilft uns eine Kinderei!

(Der hintere Vorhang fällt.)

Vierter Auftritt.

Zimmer in Wolfs Hause.

Sara allein

(geht in Begeisterung auf und ab und macht Verse).

Herrlich! herrlich! Das hätt' ich kaum gedacht!
Wie leicht ist's doch, sich selber auszusprechen!
Wahrhaftig ohne vieles Kopfzerbrechen
Hab' ich mein schönstes Lied im neusten Styl gemacht.

(Deklamirt mit ſchmelzender Empfindung.)

„Im Herzensſchrein
Der Name dein
Steht eingegraben wunderfein!
Im Maien
Sich freuen
Von Neuen
Alle die muntern Pipvögelein!

„Das Waſſer glüht,
Mein zart Gemüth
In holdem Wahnſinn Funken ſprüht!
Ferne! ferne
Sind die Sterne!
Ach wie gerne
Säng' ich ein kleines Lied!"

Wie herrlich iſt's doch, Alles objektiv
Ins Ich zu übertragen, und recht tief
Die ſel'gen Töne, euch, ihr Götterauen,
Zu überſchauen!

Fünfter Auftritt.

Sara. Wolf tritt bei den letzten Worten herein.

Wolf.

Ja, überſchaue nur! ich hab' Dir viel zu ſagen.

Sara.

O Wolf, ich kann Dich nicht vertragen!

Wolf.

Das gilt mir gleich. Mach' fort! Fang' an!
Zieh' jedem Kinde ein Sterbekleid an!

Sara.

Wie! willſt Du ſie zum Tode führen?

Wolf.

Ich will damit nur den Herodes rühren!

Sara.

Nimmermehr, Nimmermehr
Geb' ich die Kinder her.

Wolf.

Was? Sind die Kinder nicht auch meine?
Jeder Bürger gibt mir ſeine!

Sara.

Weiß ich doch Keinen in der Stadt,
Der ſo allerliebſte Kinderchen hat:
Denen's ſo flink vom Maule weggeht
Voll Sentiment und Naivetät!
Nein, nimmermehr! nimmermehr
Geb' ich die Kinder her!

Wolf.

Sei vernünftig, Sara! 's iſt große Noth,
Gib ſie her, ſonſt macht uns der König todt.

Sara (pathetiſch).

Was iſt König?
Was iſt todt?
Viel zu wenig!
Lauter Koth!

Mag er mit der Krone prahlen,
Meine Ehr' iſt in Journalen!
Oeffnen Gräber fürchterlich
Ihren weiten, hohlen Rachen,
Lebt doch mein unſterblich Ich
Fort in allen Almanachen!
Und ich kann mit Luſt verweſen,
Denn man wird mich ewig leſen!

Wolf.

Aber, Sara, laß Dir ſagen —

Sara.

Kannſt Du noch zu reden wagen?

Wolf.

Liebſte Sara, höre mich,
Nur um ein Kind bitt' ich Dich.

Sara (verdrießlich).

Meinetwegen, da willige ich ein,
Um Dich nur endlich los zu ſein,
Aber dann laß mich in Ruh'!
Sage, welches begehreſt Du?

Wolf.

Unſern Fritz, den loſen Wicht!

Sara.

Nein, das Kind der Liebe nicht!

Wolf.

Den Markus, die Tullia —

Sara.

Himmel! nein!
Wie würde die Amme Oktavia ſchrei'n!

Wolf.

Nun, oder unſern Wilhelm?

Sara.

Ich dachte gar! der kleine Schelm!
Er half Dir zu der erſten Weihe
Und brachte Dich von Menſchenhaß zur Reue!

Wolf.

Die kleine Kora bitt' ich von Dir!

Sara.

Seit Rolla's Tod iſt ſie die Liebſte mir,
Als Säugling hat ſie ſchon in Sturm und Regen
Die ganze Nacht im Walde gelegen!

Wolf.

Nun ſiehſt Du! ſie kann was vertragen.
Was wirſt Du aber zu Gurli ſagen?

Sara.

Ob ſie ſchon lange nach den Männern lief,
So iſt das Mädchen doch gar zu naiv!

Wolf.

So gib mir Emma, die kleine Braune!

Sara.

Die jüngſten Kinder meiner Laune
Sind gar zu allerliebſt und wunderſchön,
Die laß ich nicht aus dem Hauſe gehn!

Wolf.

Nun ſiehſt Du wohl, Du kannſt Dich nicht entſchließen.

Sara.

O Wolf, ſieh' meine Thränen fließen!

Wolf.

Laß mich nur mit Allen ziehn,
Setz' Dich hin, mach' Elegien!

Sara.

Wie? Du ſpotteſt meiner Leier?
Geh', Du biſt ein Ungeheuer!

Wolf.

Ei ſo mache meinetwegen ein böſes Geſicht,
Ich hole die Kinder und frage nicht!

(Wolf ab.)

Sechster Auftritt.

Sara allein.

Götter! Götter! ach der Bube
Geht nun in die Kinderſtube!
Ach wie öde, ſtill und leer
Iſt nun Alles um mich her!
Armes Herz! Geduld! Geduld!
Wirf Dich an dein Schreibepult!
Zu Terzinen,
Zu Sonetten,
Dich im kühnen
Flug zu retten
Mache wieder
Ew'ge Lieder!
Hinter Reim und Aſſonanzen
Läßt die Leerheit ſich verſchanzen!

Siebenter Auftritt.

Freier Platz in Bethlehem vor dem Rathhause.

Zwei Bürger.

Erſter Bürger.

Gott ſei Dank, daß ich aus dem Hauſe bin,
's iſt nichts, wie Heulen und Schreien darin!

Zweiter Bürger.

Aber der Wolf, das muß man ihm laſſen,
Kann doch große Gedanken faſſen!

Erſter Bürger.

Ei, die Menſchen martern und quälen,
Kann ich nicht zu den großen Gedanken zählen,
Er knickt in jedem edeln Gemüthe
Der großen Thaten geheime Blüthe,
Und macht uns Alle zu erbärmlichen Bettlern,
Die durch Heulen und Schreien das Leben erbetteln.

Zweiter Bürger.

Ei, ei! Das ſagt Ihr nur aus Neid,
Ihr armer Mann ſeid nicht halb ſo geſcheidt.

Erſter Bürger.

Eine ſolche Geſcheidtheit nenn' ich klein,
Ein Mann muß wiſſen, groß zu ſein.

Zweiter Bürger.

Als ob der Wolf nicht groß genug wär',
Was fehlt ihm denn an Größ' und Ehr'?

Erſter Bürger.

Nachbar, Ihr wißt ja, wie ich bin,
Ich habe ſo meinen eignen Sinn,
Ich denke, das wahre Große in der Welt
Iſt immer nur das, was nicht gleich gefällt,
Und wen der Pöbel zum Gotte weiht,
Der ſteht auf dem Altar nur kurze Zeit!

Zweiter Bürger.

Ei, Nachbar, das ſind verrückte Grillen,
Die werden Euch nie den Hunger ſtillen!

Erſter Bürger.

Nun, wenn ich einmal lauter Magen bin,
Dann handle ich gewiß nach Euerm Sinn!

Zweiter Bürger.

O ſchweigt! ich muß Euch herzlich bitten,
Ihr ſeid nicht mit dem Zeitalter fortgeſchritten!

Erſter Bürger.

Ja wohl! da das Zeitalter zur Erbärmlichkeit ſchritt,
Da blieb ich zu Hauſe und ging nicht mit.

Zweiter Bürger.

Ach, laßt mich! was ſoll das Reden frommen?
Da ſeh' ich ſchon die Kinder kommen!

Erſter Bürger.

Nachbar, ich gehe, dem Jammerweſen
Bin ich von jeher nicht hold geweſen.

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Eine Menge Kinder in Sterbekleidern verſammeln ſich, von ihren Müttern geführt, zu beiden Seiten des Theaters. Jede Direktion wird erſucht, ſich zu dieſer Szene hübſche Mütter anzuſchaffen. Die Proben davon ſind in Berlin zu ſehen. Mit den Vätern wird's nicht ſo genau genommen. Der Hochweiſe Rath von Bethlehem kommt aus dem Rathhauſe paarweis herabgezogen. Endlich erſcheint Wolf mit einer Ruthe und treibt zwanzig Kinder vor ſich her. Ein Tambour tritt vor.

Tambour (zu Wolf).

Herr Viertelsmeiſter, ſoll ich die Trommel rühren?

Wolf.

Was zu rühren iſt, muß man rühren!

Tambour.

Ihr ſollt einmal ſehn, wie ſich's ſchön ausnimmt,
Ich habe ſie heute ins Moll geſtimmt.

Hirſch.

Herr Viertelsmeiſter, ich hab' auf eine Rede ſtudirt.

Wolf.

Hätten Sie ſich doch nicht inkommodirt!
In unſern aufgeklärten Tagen
Spricht ein Kalbfell, mit dem Klöppel geſchlagen,
Weit edler und kräftiger, glauben Sie es,
Als Cicero und Demoſthenes!

Hirſch.

Das hätt' ich nimmermehr gedacht,
Daß ein Kalb nach dem Tode ſolche Wirkung macht!

(Der Tambour tritt vor das Rathhaus und trommelt, die Kinder ordnen ſich zum Zuge. Wolf ſtellt ſich an die Spitze.)

Chor (indem die Kinder fortziehen).

Still und ſtumm,
Geht herum,
Ringt die Hände,
Heult ohn' Ende,
Daß Herodes Zorn ſich wende.
Bethlehemmer,
Opferlämmer,
Will man Euch den Hals abſchneiden,
Gebt ihn hin mit tauſend Freuden!
Allenfalls
Wächſt der Hals,
Iſt er auch gleich abgeſchnitten,
Wieder, wenn wir rührend bitten.
Dideldideldum
Still und ſtumm
Geht herum.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kleiner Platz im Lager des Herodes. Zelte zu beiden Seiten. Im Vorgrunde ein Haufen Soldaten, welche auf der Erde liegen und trinken.

Chor (mit Janitſcharenmuſik).

Wohlauf in die Runde,
Der Jubel iſt groß!
Die Welt geht zu Grunde,
Der Teufel iſt los!
Wir ſitzen und trinken
Und jubeln und ſinken
In Abrahams Schooß!

Zwei Stimmen (mit Pickelflöten).

Ei ſeht nur, wie das herrlich geht!
Kann man was Schöners finden?
Es hat die Welt ſich umgedreht,
Man ſieht ſie nun von hinten!

Chor.

Wohlauf in die Runde u. ſ. w.

Zwei Stimmen.

Die Einfalt bläht ſich überall,
Läßt ſich kanoniſiren!
Der Eſel wird zur Nachtigall
Und kann am beſten rühren!

Chor.

Wohlauf in die Runde u. ſ. w.

Zwei Stimmen.

Zum Zeitvertreibe heult man fort,
Und heult ſich gern zu Tode;
Denn Feuerlärm und Kindermord
Sind einmal in der Mode!

Chor.

Wohlauf in die Runde u. ſ. w.

Zwei Stimmen.

Wohlan, ſo ſchlagt ſie Alle todt,
Und wüthet kannibaliſch!
Das ſchmeckt ſo ſüß wie Zuckerbrod
Und iſt ſentimentaliſch!

Chor.

Wohlauf in die Runde,
Der Jubel iſt groß!
Die Welt geht zu Grunde,
Der Teufel iſt los!
Wir ſitzen und trinken
Und jubeln und ſinken
In Abrahams Schooß!

(Beim Schluß des Chores hört man viele Trommeln hinter der Szene.)

Huſar.

Horch! die Trommel! was gibt's im Felde?

Grenadier.

Es iſt die Revue vor's Königs Zelte.

Musketier.

Die Dragoner und die grünen Schützen,
Kriegen heute neue Bärenmützen
Und rothe Troddeln dran.

Grenadier.

Das wäre!
Das iſt ja eine gar zu große Ehre!

Dragoner.

Ja, da ſieht man's, daß Seine Majeſtät
Den Dienſt aus dem Fundamente verſteht!

Freiſchütz.

Geſtern thät's Kabinet den ganzen Tag delibriren,
Ob wir die Stiefeln in Zukunft wichſen oder ſchmieren —

Dragoner.

Ja! aber am Ende ſagten ſie: der Thran
Griffe gar zu ſehre die Naſen an!

Freiſchütz.

Und — um den Befehl ins Kurze zu faſſen —
Sollten wir's nur künftig beim Wichſen laſſen!

Jäger.

Ei ja! das denk' ich auch! Potz Velten!
Wir ſind und bleiben gewichſte Helden!

(Wildes Geſchrei hinter der Szene.)

Der Feind! der Feind! Gewehr 'raus! zu'n Waffen!

Husar.

Gott wird uns doch so arg nicht strafen!

Musketier.

Was? wie? was? wie? Herr Jemine!

Freischütz.

Der Feind ist da! o weh! o weh!

(Laufen wild durch einander ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Szene eröffnet sich. Man sieht das ganze Lager. Im Hintergrunde das Zelt des Herodes. Von fern hört man trommeln.

Ein Detachement Soldaten ist im Mittelgrunde aufmarschirt. Ein Adjutant des Herodes richtet es. Läßt das Gewehr präsentiren.

Adjutant (indem er vor die Fronte tritt).

Helden meiner Wachparade!
Zupft den Busenstreif gerade!
Denn der Tag des Ruhms erglänzt,
Der Euch mit ewigen Lorbern kränzt!
Zeigt nun heute,
Tapfre Leute,
Daß Ihr Euern König liebt,
Der aus übergroßer Gnade
Seiner treuen Wachparade
Funfzehn Pfennige täglich gibt!
Immer, immer unverdrossen
Um sich gehauen und um sich geschossen!
Zielt nur recht!
Trefft nicht schlecht!

Wird mich Einer aus Verſehn erſchießen,
Den will ich mit eignen Händen ſpießen!

Schultert's Gewehr und avancirt!
Immer vorwärts! nicht retirirt!
Um Eurer Kourage Raum zu geben,
Will ich mich hinter die Fronte begeben!
(Das Detachement marſchirt in die Kouliſſen.)

Dritter Auftritt.

Adjutant allein.

Da ſteh' ich nun, ich armes Lamm!
Erbarm' dich, Vater Abraham!
Die Angſt in meinem Herzen ſieh'
Und hilf mir bald zur Kompagnie.

Vierter Auftritt.

Die Wachen (rufen in den Kouliſſen).
Wer da?

Wer da?

Wer iſt hier?

Wolf
(ſteckt den Kopf hinter der Kouliſſe hervor. Aeußerſt höflich).
Es iſt ein fremder Kavalier,
Mit einer Herde Kinder.

Adjutant.
Für Kinder iſt hier kein Quartier!

Wache.
Marſch fort, Du armer Sünder!

Wolf (indem er ſich durch die Wachen durchſchleicht).

Ich bin ein Mann von Lebensart,
Und bitte meine Gegenwart
Seiner Majeſtät zu melden.

Wache.

Du biſt ein Haſenfuß, pack Dich gleich!

Einige Kinder.

Ihr Flegel, was unterſteht Ihr Euch!

Wolf.

Ich muß Euch ſagen, ich bin ein großer Geiſt,
Und wenn man mich zurückeweiſt,
So werd' ich's im Hamburger Korreſpondenten
Nächſtens zur Publizität einſenden!

Wache.

Mein Freund, Du biſt ein dummes Schaf,
Der König liegt im Mittagsſchlaf.

Adjutant.

Er muß anjetzt Höchſtſelbſt verdau'n!

Wache.

Aus dem Schlaf ihn zu wecken, wird ſich Niemand getrau'n.

Wolf.

Weckt ihn nur! Es wird mir gelingen,
Ihn am Ende wieder hinein zu bringen!
Kommt, Ihr lieben Kinderlein,
Wir wollen ihn aus dem Schlafe ſchrei'n!

(Die Kinder bringen in Maſſe herein und machen ein fürchterliches Geſchrei. Mehrere Soldaten eilen herbei und wollen ſie zurück ſtoßen, ſie laufen ihnen aber zwiſchen den Beinen durch.)

Adjutant.

Verdammter Schwätzer! willſt Du zurück!
Ich krieg' Dich beim Halſe und brech' Dir's Genick!

Wolf.

Herr! brecht Ihr mir's Genick entzwei,
So iſt's mit dem guten Geſchmacke vorbei!

Erſter Soldat.

Zum Teufel wäre die Heulerei!

Adjutant.

Ach welcher Spektakel! wo will das hinaus!

Zweiter Soldat.

Schlag zu, Kamerad, und wirf ihn naus!

Dritter Soldat.

Geh! oder ich ſpieße Dich mit der Pike!

Wolf.

Das iſt ja eine verdammte Clique!

Mehrere Soldaten (kommen auf ihn los.)

Marſch fort! Marſch fort! Hinaus! Pack' an!

Wolf (ängſtlich.)

Ach lieber Himmel, was fang' ich an!
(ſpringt auf einmal mitten unter die Kinder und verkriecht ſich.)
Schützt mich, Ihr Kinder, vor den grimmigen Wölfen,
Meine Freimüthigkeit kann hier wenig mehr helfen!
Denn das verdammte Lumpenpack
Hat keinen Reſpekt für den guten Geſchmack!

Die Kinder (machen ein erbärmliches Geheul und bilden einen Kreis um ihn.)

Ach Erbarmen!
Ach Erbarmen!

Mit dem armen
Viertelsmeiſter!

Fünfter Auftritt.

Der König Herodes
(den Szepter und Reichsapfel in den Händen, tritt aus ſeinem Zelte und gähnt. Aeußerſt langſam).

Gott's Blitz, wer ſtört mich im Regieren!

Wolf (guckt hinter den Kindern hervor).

O Fürſt, den alle Kronen zieren!.....

Adjutant (ſchnell zu Wolf).

Ich rathe Dir, willſt Du ſtille ſein!

König Herodes.

Wie kommen denn die Bälge hierein?

Wolf (wie zuvor).

O Fürſt, ich thät ſie hierher führen,
Um Deine Majeſtät zu rühren!

Adjutant (fährt ſchnell auf ihn zu. Wolf verkriecht ſich).

König Herodes.

Wer ſpricht? — wer ſprach? — wer hat geſprochen?
Wer hat ſich dort unter die Kinder verkrochen?

Wolf (tritt hervor).

Die Grenadiere mit groben Händen,
Vergriffen ſich an meinen Talenten!
Um mein Genie war's allzu Schade,
Ich nahm hier im Winkel die Retirade!
(Weiter vortretend mit graziöſem Lächeln.)
Doch darf Eurer Majeſtät Unterthan,
Der Viertelsmeiſter Wolf, ſich nahn!

König Herodes.

Sprich, Wolf, ob Dich der Teufel plagt,
Du läßt Dich wieder blicken?
Ich hab' Dich schon einmal fortgejagt —
Jetzt soll Dir's nicht so glücken!
Nun hilft kein Winseln, kein Gnadenschrei'n,
Du mußt auf der Stelle des Todes sein!

Wolf.

Ach drohe nicht so arg,
Großmächtigster Monarch!
Ergieb Dich noch einmal
Der süßen Herzensqual!

König Herodes.

Ich schenkte Dir ja hundert Seelen!
Die magst Du rühren, die magst Du quälen,
Die hören Dir par Ordre zu —
Aber meine arme Seele, die laß mir in Ruh'!

Wolf.

Großer Herr mit großen Titeln!
Sieh' die Kinder in Sterbekitteln,
Sie bitten für mich und für die Stadt,
Die mein Genie vergöttert hat!

König Herodes.

Ei was vergöttern! Ei was Genie!
Auch mir juckt's unter der Krone,
Jeder König ist ein gebornes Genie,
Und sitz' ich behaglich auf meinem Throne,
So frag' ich den Teufel, ob sie mich vergöttern!
Eine jegliche Zeit druckt mit andern Lettern.

Wolf.

Deine Weisheit, Herr, ist Sentenzenreich!
Und kommt beinahe der meinigen gleich.
Doch willst Du nicht in Gnaden geruhn,
Dein Ohr den Kindern aufzuthun?
Erlaube, Großmächtigster, daß sie sich nah'n,
Und höre ihre empfindsamen Reden an!

König Herodes.

Sind Deine Kinder auch mit hier?

Wolf.

Ja, großer Herr, sie stehn vor Dir!

König Herodes.

Um den Jammer auf einmal zu enden,
Erwürg' ich die mit eignen Händen!
Will ich den Stamm bei der Wurzel fassen,
Darf ich die Kinder nicht leben lassen,
Zeige sie mir.

Wolf.

Eure Majestät werden mich doch nicht ruiniren?
Ach sollt' ich die gefühlvollen Kleinen verlieren,
So müßt' ich mich hinter den Ohren kratzen,
Ich verdiente Zeitlebens keinen Batzen!

König Herodes.

Wie? Du willst noch widerstreben,
Wart', ich will Dir.....

(König Herodes geht mit dem Szepter auf ihn zu. Alle zwanzig Kinder Wolfs springen aus dem Haufen heraus, umringen den Viertelsmeister und schreien kläglich.)

Wolfs Kinder.

O großer König, laß ihn leben!
Ach ſchone ja, ach ſchone ja!
Unſern zärtlichen ſüßen Papa!

König Herodes (tritt erſtaunt zurück).

Wie Wolf? die Kinder ſind alle Deine?

Wolf.

Ja, gnädigſter Herr, ſie ſind alle meine!

König Herodes.

O Viertelsmeiſter, Deine Fruchtbarkeit
Uebertrifft alle meine Erwartung weit!

Wolf (mit tiefer Empfindung).

Ein zärtlich Herz
Flieht ſüßen Scherz
Und Amors Küſſe nie.
Da kommt geſchwind
Manch liebes Kind —
Man weiß nicht wie?

Man ſchwärmt und weint,
Der Vollmond ſcheint,
Man fühlt die Sympathie!
Das Kind iſt da,
Man wird Papa, —
Man weiß nicht wie?

(Die Soldaten des Herodes drücken ihr Mitgefühl lebhaft aus.)

König Herodes.

O Wolf, wenn man Dich bei der Nähe beſieht,
Biſt Du doch für den Staat ein nützliches Glied!

Denn Bevölkerung und Runkelrüben
Thu' ich am allermeiſten lieben!

Wolf.

Ja Herr! Du wirſt es noch erfahren,
Ich bin Dein nützlichſter Unterthan,
Bei Mißwachs und bei trocknen Jahren,
Da ſtelle Deinen Knecht nur an,
Wie Moſes in der Wüſtenei
Schaff' ich immer friſches Waſſer herbei!

König Herodes.

Gott Lob und Dank! in meinen Staaten
Iſt das Waſſer bis jetzt immer wohl gerathen;
Doch wenn's einmal daran gebricht,
So zweifl' ich an Deiner Hülfe nicht.

Wolf.

O großer Herr! o edles Herz!
In Deinen Augen glänzt der Schmerz!
Ach ziehe nur das Schnupftuch 'raus,
Ich ſehe doch, Dein Zorn iſt aus!

König Herodes.

O Viertelsmeiſter, Du Böſewicht!
Mir wird ganz flau! mein Herze bricht,
Den verfluchten Jammer ertrag' ich nicht.

Wolf.

Herbei, liebe Kinderchen! Alle herbei!
Erhebet ein klägliches Jammergeſchrei!
Hübſch geweint, und hübſch gepinſelt!
Hübſch geächzt und hübſch gewinſelt!
Soll's am Ende wohl gelingen,
Müßt Ihr hübſch die Händchen ringen;

Wollt Ihr balde Gnade finden,
Müßt Ihr Euch wie Würmer winden!

Die Kinder (knien Alle um den König herum, ringen die Hände und singen mit kläglichen Geberden).

Der Affe gar poſſierlich iſt,
O große Majeſtät!
Zumal wenn er vom Apfel frißt,
O große Majeſtät!

(König Herodes fängt an zu weinen.)

Die Kinder (mit ſteigendem Affekt).

Gar grauſam iſt der wilde Bär,
O große Majeſtät!
Wenn er vom Honigbaum kommt her,
O große Majeſtät!

(Herodes zerfließt beinahe in Thränen. Die Soldaten weinen heftig. Der Fahnenjunker verhüllt ſein Angeſicht mit der Fahne.)

Kinder (mit dem höchſten Tone ſchmelzender Rührung).

Der Dachs im Loche beißt den Hund,
O große Majeſtät!
Soldaten macht der Degen kund,
O große Majeſtät!

König Herodes (in Verzweiflung).

Laß ab! Laß ab! ich bin gerührt!

Wolf.

Juchhei! nun hab' ich triumphirt.

Chor der Soldaten.

Qual! Qual! Qual!
Ohne Maaß und Zahl!
Alle Thränenſchleußen
Will er uns zerreißen!
Alle Kräfte,
Alle Säfte,

Will er uns abführen
Mit dem Teufelsrühren!

König Herodes (ganz erschöpft).

Bringt Aepfel, Nüsse, Mandelkerne,
Fromme Kinder fressen gerne!

Wolf.

Herr, Du weißt Verdienst zu schätzen,
Nach dem Kummer folgt Ergötzen!

(Eine Menge Aepfel, Nüsse und Zuckerdieten werden ausgetheilt. Die Kinder fallen begierig darüber her.)

Chor der Kinder (indem sie die Nüsse knacken).

Knick und Knack!
Das ist der wahre gute Geschmack!
O wie herrlich, o wie schön,
Nach so vielen Thränengüssen
Nun mit Aepfeln und mit Nüssen
Frisch und froh nach Hause gehn!
Hat man je so was gesehn!
Knick und Knack!
Das ist der wahre gute Geschmack!

König Herodes.

Edler! wie belohn' ich Dich?
Weide ferner meine Lämmer!
Zum Burgemeister mach' ich Dich
Ueber alle Bethlehemmer!
Auch das ganze Kinderreich
Uebergeb' ich Deiner Führung,
Uebergeb' ich Deiner Rührung,
Großer, mache sie Dir gleich!

Wolf.

Ach mein Herz ist sehr empfindlich!
Deine Gnade macht mich schwindlich!

Chor der Kinder.

Victoria! Victoria!
Der hochgefeierte Tag iſt da!
Auf der Thränenleiter
Steigſt Du immer weiter,
Steigſt empor zum Götterſaal,
Großer Thränen Prinzipal!

König Herodes.

Mit Ehren laß ich Dich
Und im Triumphe gehn,
Das Einz'ge bitt' ich Dich,
Laß Dich nicht wiederſehn.

Allgemeiner Chor (mit Trommeln, Janitſcharenmuſik, Zinken, Poſaunen, Trompeten und Pauken).

Heil! Heil! Ehrenvoll!
Burgemeiſter! zweiter Apoll!
Alter Weiber Thräne ſo hell,
Iſt Dein kaſtaliſcher Silberquell!
Kindergeſchrei und Säuglingsgewimmer
Sind Deiner Thaten hellglänzender Schimmer!
Fahre Du fort alle Welt zu rühren,
Bringe die ſtockenden Säfte zum Fluß,
Denn die Kunſt zu lamentiren,
Lehrte Dich Dein Genius!
Und Weiber und Kinder ſind immer da!
Triumph! Triumph! Victoria!

(Alles zieht im Triumphe ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Marionettentheater

oder

Sammlung luſtiger und kurzweiliger Aktionen

für

kleine und große Puppen.

Die Italiener, Spanier und Franzosen haben viele kleine Lustspiele, die sich durch freie Charakterzeichnung, durch kecke Karikaturen, durch komische Intrigue, durch frische Lebendigkeit auszeichnen. Das Vaudevilletheater und das Theater Montansier in Paris liefern fast lauter solche Stücke. Man strömt zu ihren Vorstellungen, sie belustigen, sie erfreuen, die Liebe zur Schauspielkunst wird lebendig erhalten, und das Volk findet eine seiner Hauptvergnügungen im Theater. In Deutschland ist es anders. Unsere Schauspieldichter wollen immer das Höchste, und sie fühlen nicht, daß sie langweilig werden. Unser Volk soll Interesse für das Theater bekommen, und wir lassen ihnen historische Drama's sehen, die eine gründliche Kenntniß der Universalgeschichte, — Tragödien, die ein genaues Studium der Antike, — Schauspiele, die eine vertraute Bekanntschaft mit dem Leben der feinen Welt und der Höfe voraussetzen. Mit einer Aengstlichkeit, als ob ein ungeheures Wagstück zu vollbringen wäre, gehen unsere

Dichter an eine dramatiſche Arbeit, und gedrückt von der unerläßlichen Form, geſchreckt durch ſo manche unglückliche Verſuche, voll Furcht vor der Menge der Kritiker und der babyloniſchen Verwirrung der Kritiken, die in demſelben Verhältniſſe in Deutſchland ſich vermehren, als die Kunſt abnimmt — iſt es ein Wunder, daß ihre Produkte ohne Leben, ohne Intereſſe, ohne Wirkung ausfallen? Noch einige Jahre ſo fort — und unſer Theater, das jetzt ſchon in Jamben zum Grabe hinkt, ſtirbt mit antiken Verzuckungen an der neuen Kunſttheorie. Wär' es nicht rathſam, durch kleine leichte Stücke, von freier und kecker Erfindung, nicht in der Bücherſprache geſchrieben, die dem freien Fluß der Rede widerſteht, aber auch nicht in dem platten Jargon des Pöbels, nicht mit vornehm witzigen Pointen, aber auch nicht mit niedrigen und pöbelhaften Späßen, voll Satyre, aber ohne Perſönlichkeiten, die Luſt und Liebe des Volks zum Theater zu wecken? — Aber wer wird ſie aufführen? Unſere Schauſpieler ſind im Allgemeinen eben ſo ſtolz als ungeſchickt, ſie verbergen hinter einer affektirten Vornehmheit, die es unter ihrer Würde hält, durch echt komiſche Darſtellungen das Publikum zu beluſtigen, den Mangel an Talenten, welcher es ihnen unmöglich macht, und gleich wie aus den alten Malerſchulen zu den Zeiten, wo es nur Meiſter, Geſellen und Lehrjungen und weder Akademien noch Profeſſoren gab,

große Maler in jeder Gattung hervorgingen, so gab es in den alten Zeiten, wo die Schauspieler nicht nach der allgemeinen flachen Gesellschaftsehre strebten, echte Künstler, die ihren Namen mit wahrer Ehre auf die Nachwelt gebracht haben.

Ich habe hier einen Versuch zu solchen Stücken gemacht. Ich habe sie **Marionettenspiele** genannt, weil ich glaube, die gezogenen Puppen von Holz werden sie eher und besser aufführen, als die hölzernen lebendigen auf unsern Haupt- und Staatstheatern.

Der Stoff zu dem „König Violon", welcher, mit genauer Beobachtung der drei aristotelischen Einheiten, ganz nach der Form des französischen Drama zugeschnitten ist, und der Stoff zu der „neuen Gurli" ist zum Theil aus dem Théâtre italien entlehnt.

Ob sie vor den Tribunalen der Kritiker Beifall finden werden, weiß ich nicht und kümmert mich wenig. So viel ist gewiß, es wird leichter sein, sie herabzuwürdigen, sie für platt und gemein auszugeben, als etwas Besseres zu machen. Auch darf man nur irgend eine Stelle ausheben, sie mitten in eine ernsthafte lehr- und salbungsreiche Rezension hineinsetzen und ich bin überzeugt, jeder Leser der Beurtheilung pflichtet dem Rezensenten bei. Die Gelegenheit, so wohlfeilen Kaufs Recht zu haben, dürfen sich die Herren nicht entgehen lassen. — Gut

gespielt, das heißt mit Freiheit, Lebendigkeit und grotesker Charakterzeichnung, werden sie Beifall erhalten, manche Stirn erheitern und manchem gedrückten Herzen die wohlthätige Erschütterung des Lachens zu einer Zeit verschaffen, wo trübe und ängstliche Umgebungen eine Aufheiterung nothwendiger als je machen. Für diesen Zweck wurden sie geschrieben.

Der Verfasser.

Der bezauberte Prinz

oder

des Doktor Pandolfo Begräbniß und Auferstehung.

Eine Posse in drei Aufzügen.

Perſonen.

Prinzeſſin Serina.
Bimbeline.
Prinz Lelio.
Marbille, eine alte Frau.
Pankratio, Roſalvo, Seline, } Marbillens Verwandte.
Viele Vettern und Muhmen der Marbille.
Doktor Pandolfo.
Manila, ſeine Frau.
Zwei Tagelöhner.

(Die Szene iſt auf einer Inſel.)

Erſter Aufzug.

Morgen. Eine Gegend am Seeufer. Ein Schiff ſteht zum Abſegeln bereit. Im Vorgrunde auf der Seite ein Haus.

Erſter Auftritt.

Sorina allein. Urganda, ſchreckliche Zauberin!
Wo führteſt Du meinen Geliebten hin?
Ich darf nicht weilen,
Ich muß ihn ereilen
Endlich einmal!
Ewiges Schmachten,
Ewiges Trachten,
Welch ſchreckliche Qual!

Fort! hinaus, wo das Meer erbrauſt!
Wo der Sturmwind über die Welle ſauſt!
Daß ich an einem andern Strande
Bald wieder lande!
Denn ich achte keine Beſchwerde,
Such' ihn überall auf der weiten Erde,
Bis ich ihn finde, bis ich ihn habe,
Bis ich an ſeinen Küſſen mich labe,
Und Deinen Groll und Deine Rache,
Urganda, verlache! (Ruft in die Kouliſſen.)
Bimbelino!

Bimbelino (ſchlaftrunken). Durchlaucht'ge Prinzeſſin, was ſchreit Ihr ſo laut?
Es iſt ja noch früh, der Morgen graut!
Sorina. Ich habe keine Ruhe, ich habe keine Raſt!
Bimbelino. Ich habe aber welche, und ſchlafe noch faſt!
Sorina. Geſchwind, mein Diener, komm', wir müſſen wieder fort!
Bimbelino. O weh! was hör' ich da! fort! fort! fort!
Das iſt Euer Durchlaucht Lieblingswort!
Von einer Poſtſtation zur andern
Immer zu reiſen, immer zu wandern,
Auf verdammten Chauſſeen,
Auf ſtürmiſchen Seen,
Und endlich ins wilde Meer hinaus!
Das Leben halt' ich nicht länger aus!
Sorina. O Einfalt, weißt Du nicht, daß mein Geliebter,
Der Prinz von Morgenland, der ſchöne Lelio,
Von meiner Feindin, von der Zauberin Urganda
In einen Zeiſig iſt verwandelt worden?
In allen Ländern fliegt er nun herum.
Ich eil' ihm nach mit brünſtigem Verlangen,
Und will nicht ruhen, bis ich ihn gefangen!
Bimbelino. Ach wollte Gott, daß ich ein Zeiſig wär',
Ew. Durchlaucht fängen mich nimmermehr!
Sorina. Sechs Jahre ſind es ſchon, daß ich die Welt durchirre.
Bimbelino. Sechs ganzer Jahre ſchon? Ei, ei!
Das iſt eine ſaure Vogelſtellerei!
Und habt noch weder Schwanz noch Schnabel?
Ach, Durchlaucht, das nenn' ich miſerabel!
Sorina. Und denkſt Du, wenn ich ihn gefangen habe, iſt
Mein Leiden ſchon geendigt? Ach der arme Prinz!
Nicht eher kann ich ihn umarmen,
An ſeinem Herzen ruhn, an ſeiner Bruſt erwarmen,

Als bis ich mit dem Zeisig einst
Zu einem Grabe komme, wo ein junger Mann
Bei einer alten Frau lebendig liegt begraben:
So will's der Zauberspruch der alten Urganda haben!

Bimbelino. Durchlaucht! so lange wollt Ihr noch Prinzessin bleiben?
So lange sollen wir uns noch in der Welt rumtreiben?
Mit Schmiergeld
Und Biergeld,
Matrosenspaße,
Postillonsgeblase?
Nein, die Reise zur Hochzeitnacht
Wird Euch doch wahrlich recht sauer gemacht!

Sorina. Das Schiff steht schon parat, wir segeln gleich hinaus!

Bimbelino. Durchlauchtigste Prinzessin, da wird nichts draus,
Ich bitte mir in Gnaden meinen Abschied aus!

Sorina. Mein Diener, zage nicht! Hab' ich ihn erst gefangen,
Das Andre findet sich nach Wunsch und nach Verlangen.
Dich hab' ich auserseh'n, Du sollst die Ehre haben,
Lebendig laß ich Dich mit einer alten Frau begraben,
Ich richte Dir alsdann eine Ehrensäule auf
Von Marmor und Granit, Dein Bildniß setz' ich drauf!

Bimbelino. Eile mit Weile!
Schön Dank für die Säule!
Durchlauchtigste Prinzessin,
Bin eben nicht so auf Ehre versessen,
Bin ein hübscher Junge, noch nicht in die Dreißig,
Hol' Euch der Henker mit Euerm Zeisig!

Sorina. Wie, Bösewicht, Du wagst....

Bimbelino (fällt ihr zu Füßen). Prinzessin, Gnade, Gnade!
Reist nur mit Gott allein, 's ist um mein Leben Schade!

Ew. Durchlaucht denke nur — vor Angſt krieg' ich das Frieren —
Die Ehr' iſt gar zu groß! nein, ich muß depreziren!

Sorina. Wie? was? einfält'ger Tropf, Du willſt ein Hofamt haben,
Und trägſt Bedenken, Dich lebendig zu begraben?

Bimbelino. Ein Hofamt? Erkuſirt! ich bleib' hier auf der Inſel;
Nähm' ich das Aemtchen an, ſo wär' ich wohl ein Pinſel!

Sorina. O wie veracht' ich Dich, Du ſtockgemeine Seele!
Noch einmal ſag' ich Dir, jetzt iſt es Zeit noch, wähle,
Sei Oberkammerherr, Du haſt dazu Genie,
Sei Küchenmeiſter ſogar, ſei **Maitre de plaisir.**
Es venerire Dich der Hof, das ganze Land,
Ich ſchenke Dir ſogar das grüne Hoſenband,
Und für die Huld will ich eine Kleinigkeit nur haben!

Bimbelino. Buh! eine Kleinigkeit! lebendig zu begraben!

Sorina. Unkultivirter Menſch! das iſt ein Bagatell!
Bedenk' es doch nur recht, du avanzirſt ſo ſchnell,
Und will man bei Hofe ſich Gunſt erwerben,
So muß man in der Regel lebendig ſterben!

Bimbelino. Durchlauchtigſte Durchlaucht, das iſt **kurios**;
Haben Sie die Gnade und laſſen Sie mich los!
Sehn Sie mich als eine Ausnahme an!
Was fang' ich mit dem grünen Hoſenband an?
Ich bleib' eine Privatperſon inkognito
Und eſſ' und trink' und lebe froh!

Sorina. Wie? hier bei dieſem Volk?

Bimbelino. O mir gefällt's im Lande!
Mit baarem Gelde und gutem Proviante
Iſt man überall ein Mann vom Stande!
Was hat's denn für Noth?
Wohlfeile Ehre und wohlfeiles Brod:

Das ist ja die wahre goldne Zeit,
Nach der jeder arme Teufel schreit.
Ein Esel wär' wohl Unsereins,
Wenn Unsereins nicht bliebe!

Sorina. O Mensch! gemeiner Mensch! Mensch ohne noble Triebe!

Bimbelino. Ach gebt Euch keine Müh', daß Ihr noch lange nobelt!
Ich bin so schlecht und recht; ein Bißchen ungehobelt
Ist besser, als recht glatt polirt,
Und ein Leben wie ein Hund geführt!

Sorina. So geh', Du schlechter Wicht! Ich mag nicht weiter sprechen,
Dich trifft verdienter Lohn, das Schicksal wird mich rächen!
(Sie steigt in das Schiff, es segelt mit Musik davon.)

Zweiter Auftritt.

Bimbelino allein. Halt! halt! Prinzessin! Potz alle Welt!
Gebt mir erst meine Gage, mein verdientes Geld!
Buh! das hat keine Ohren!
Brav geprahlt,
Schlecht bezahlt,
Tüchtig geschoren,
Und hinterher noch ausgelacht —
Das ist bei Hofe so hergebracht!

Adieu, Jungfer Prinzessin!
Ich bin großmüthig, ich will's vergessen.
Reisen Sie fleißig;
Und finden Sie den Zeisig,
So halten Sie ihn fest!
Bimbelino sich gehorsamst empfehlen läßt!

O weh, nun bin ich allein, 's ist mir traurig im Gemüth!
Ich habe kein'n Heller Geld und lebe gern splendid.

Was ist das Leben ohne Randdukaten?
Ein schlechtes Traktement, behüt' uns Gott in Gnaden!
Die Gurgel muß rasten,
Der Magen muß fasten,
Und Gurgel und Magen — man hat sie doch lieb;
Sind doch auf der Erde der gründlichste Trieb,
Die Räder, worauf die ganze Welt kutschirt,
Die Feder, so die ganze Natur regiert,
Sind ordentlicher Weise Papa und Mama
Von Allem, was je auf der Welt geschah!

Wie helf' ich mir nun fort? Fällt mir denn gar nichts ein?
Hm hm! ja ja! das geht! ich muß eine Reiche frein!
Dort an der Ecke steht ein Haus,
Da guckt eine alte Frau immer 'raus,
Die hat viele Thaler und keinen einzigen Mann:
Das ist so ein Stückchen, das mir helfen kann!
Zwar ein häßlicher Engel — und ziemlich alt,
Hat aber schon den Husten und stirbt gewiß bald.
Ist sie todt, so schläft sie gut!
Krieg' ich ihr Geld, so hab' ich Muth!

Ich will ihr doch gleich ein Ständchen bringen,
Das Liebeserklären geht am besten im Singen!
(Er tritt vor das Haus, zieht ein Trompetchen aus der Tasche und bläst, hierauf singt er.)
Horch, was klingt so zärtlich hier,
Holdes Kind, vor Deiner Thür
In der Morgenröthe?
Guck' heraus, Du Zuckerschatz,
Ein Freier steht auf diesem Platz
Und bläst in die Trompete!

Marbille (zum Fenster heraus). Welche Ueberraschung! ich will doch nicht hoffen?
Meint Er's denn ernstlich, oder ist Er besoffen?

Bimbelino (bläſt und ſingt dann). Mein Trompetchen
ſchmettert hell,
Ich bin noch ein Junggeſell,
Sieh mich an in Gnaden!
Alter Engel komm' heraus,
Ach öffne mir geſchwind Dein Haus
Und backe Hochzeitfladen!

Marbille (wie oben). Ne, iſt's denn möglich? wie meint
Er's denn? he?
Nun, komm' Er nur 'rein, ſcharmanter Mosjeh!
(Bimbelino ins Haus.)

Dritter Auftritt.

Zimmer der alten Marbille, ſie räumt ſchnell auf, der Huſten quält ſie.

Bimbelino (im Hereintreten). Mein wertheſter Engel,
Sie huſten ſo ſchelmiſch:
Sagen Sie mir, was bedeutet das?

Marbille. Ich bin katarrhaliſch, das Wetter iſt naß,
Die Nachtluft....

Bimbelino. Davor müſſen Sie ſich bewahren,
Was nützt die Nachtluft in Ihren Jahren!

Marbille. Von Jahren ſprechen Sie nicht, mein Beſter,
Meine Geſundheit wird alle Tage feſter.

Bimbelino (bei Seite). Ei alle Welt!
Da wär' ich geprellt!

Marbille. Was ſagen Sie da?

Bimbelino. 's war von keiner Bedeutung!

Marbille. Ich brauche das Elixir aus der Hamburger Zeitung,
Trippel's Latwerge und Lenhardt's Trank,
Das macht das Leben recht zäh' und lang.

Bimbelino (feierlich). O theuerſte Perſon, das macht mir viel Vergnügen!
Ich aber bin ſehr krank, faſt in den letzten Zügen,
Latwerge hilft mir nicht, nicht Pillen, Elixir,
Im Herzen ſitzt's, mein Schatz, im Herzen ſitzt es mir!
(Bei Seite.)
Im Magen,
Das darf ich nicht ſagen!
Marbille. Im Herzen? hehehe! was ſitzt Ihm denn im Herzen?
Bimbelino. Der Krebs, mein ſchönes Kind, der Krebs mit tauſend Schmerzen.
Marbille. Ach geh' Er, das kann nicht möglich ſein!
Wie kam er denn ins Herz hinein?
Bimbelino. Wie ich Sie ſah, vor wenig Wochen,
Iſt er mir rückwärts hineingekrochen!
Marbille. Und thut's Ihm denn ſehr weh?
Bimbelino. Ach wie mich's kneipt und ſchnürt,
's iſt mir, als hätt' ich mich überſtudirt!
Marbille. Hehe! Er ſpaßt wohl nur?
Bimbelino. Ne, 's iſt ein alter Schaden!
Marbille. Die Apothek' iſt dort, der Doktor wird Ihm rathen!
Bimbelino. Zum Henker! wenn mein Herz voll lauter Pfeile ſtäke,
Zum Dekter geh' ich nicht, nicht in die Apotheke!
Zu Ihren Füßen hier will ich mein Leid ausſchrei'n,
Sie ſoll mein Elixir, ſoll meine Pille ſein!
Marbille. Ne, das iſt ein wahrer Glückstag heut'!
Mosjeh, Er iſt wohl nicht geſcheidt!
Bimbelino (ſpringt trotzig auf). So ſchlag' der Teufel drein! Blitz! Wetter! Element!
So ſeh' Sie nur einmal, wie meine Seele brennt!
Marbille (bei Seite). Er hat ein wildes Temperament!

Bimbelino (bei Seite). Ich ſehe ſchon, ich muß ſie rühren;
Alte Herzen und alte Thüren
Muß man fleißig balſamiren.
(Zur Marbille im zärtlichſten Tone.)
Mein Engel, ſieh' mich an, ſieh' die betrübte Miene!
Mein Herz iſt weich und zart, und ſüß wie die Roſine,
Ich klage Dir mein Leid, gleich einer Turteltaube,
Ich bin ein Vögelchen und pick' an einer Traube,
Ich bin ein Lämmchen klein und ruh' auf Deinem Schooße,
Ich bin ein Thränenbild, bin eine weiße Roſe!
Ich fall', ich ſink', ich ſterb', Erbarmen, ach Erbarmen!
Mein Tod rührt Dich gewiß! ich ſterb' in Deinen Armen!
(Sinkt in Ohnmacht.)
Marbille (weinend und außer ſich). Ach zärtlicher Mosjeh,
ach ſüßes Jammerbild,
So war's ja nicht gemeint! mein Herz iſt gar zu mild,
Huhu! du lieber Gott!
(Sie holt ein Riechfläſchchen und hält es ihm unter die Naſe.)
Wo iſt ſein Naſenloch?
Ach komm' Er zu ſich ſelbſt! ich lieb' Ihn! riech' Er doch!
Bimbelino (nieſt). Pfui Henker, wie das riecht!
Marbille. Er kommt zurück ins Leben!
Bimbelino (nieſt). Nun ſag' Sie, liebt Sie mich?
Marbille. Ich bin Dir ganz ergeben!
Bimbelino (nieſt). Wirf nur das Fläſchchen weg!
Marbille. Ich bin voll heißer Triebe.
Bimbelino (nieſt). Es riecht das gar zu ſchlecht!
Marbille. Erkenne meine Liebe.
Bimbelino. O ſchöne Marbille! Du biſt meine Welt!
Aber ſage mir, Engelchen, haſt Du denn Geld?
Marbille. Viele alte Thaler ſtecken
Hier in Käſten, dort in Säcken!
Viele ſtehn auf Pfänder aus,
Wohlbeſtellt iſt mir das Haus!

Bimbelino. Das ſind ja allerliebſte Sachen,
Nun wollen wir geſchwinde Hochzeit machen!
Marbille. Mein Engel, wie Du willſt, ich folge mit Vergnügen!
Bimbelino. Laßt mich doch erſt noch ſehn, wo die alten Thaler liegen!
Marbille. Daß Deine Neugier doch nicht ruht!
Bimbelino. Es macht nur ſo zur Hochzeit Muth!
Marbille. Hier ſind Gold und Edelſteine!
Bimbelino. Engel, ich bin ewig Deine!
Marbille. Hier iſt Silber blank und baar!
Bimbelino. Mach' und komm' zum Traualtar!
Marbille. Ach wir wollen häuslich leben!
Bimbelino. Ja, mein Schatz, das mein' ich eben!
Marbille. Du und ich, und ich und Du!
Bimbelino. Gähnen einander alle Beide zu!
Marbille. Welch ein Glück der Häuslichkeit!
Bimbelino. Meiner Treu', fidele Zeit!
Marbille (zur Thür hinausrufend). Kommt herein, Ihr Hochzeitgäſte!

Alle lad' ich ein zum Feſte,
Nehmt vorlieb mit meiner Koſt!

Bimbelino. Hui! das geht auf Extrapoſt!

Vierter Auftritt.

Pankratio, Roſalvo, Seline und noch viele Vettern und Muhmen treten mit Komplimenten herein.

Marbille. Herr Vetter, Frau Muhme, liebwerth'ſter Neveu,
Theure Verwandte nach Stand und Würden,
Ich trete jetzt in Stand der heil'gen Eh',
Und gebe mir die Ehre, Sie zu bewirthen.
Pankratio. Vortrefflicher Einfall!
Roſalvo. Ich gratulire!
Seline. Ich bin gerührt!

Marbille. Die Zeit iſt edel; wenn's Euch nicht genirt,
Wird die Hochzeit jetzt gleich zelebrirt.
Seline. Sie haben uns den Bräutigam noch nicht präſentirt!
Marbille. Hier ſteht mein geliebter Bräutigam,
Schön wie ein König, fromm wie ein Lamm.
Bimbelino. Gehorſamer Diener, keine Komplimente,
Wenn ich Ihren Werth nicht kennte,
(bei Seite)
Ihre harten Thaler — (laut) ihren großen Verſtand,
Ich gäb' ihr nimmermehr meine Hand!
Seline. Fürwahr, man kann nicht galanter ſein.
Pankratio. Friſch auf und tanzt den Hochzeitreihn!
(Alle faſſen ſich an, tanzen und ſingen, Bimbelino ſteht in der Mitte des Kreiſes und bläſt auf dem Hörnchen.)
Hochzeit! Hochzeit!
Heidideldum!
Springt luſtig herum!
Anfangs iſt der Eheſtand
Hold und ſüß wie Zuckerkant,
Hinterher — o weh! o weh!
Kommt die bittre Aloe! —
Aber tanzet und ſpringet und jubelt laut:
Vivat der Bräutigam! Vivat die Braut!

(Ballet. Zum Schluſſe wieder das Chor.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

(Straße.)

Erſter Auftritt.

Bimbelino allein. Nun meiner Treu'! das heiß' ich unvermuth'te Freude!
Mein alter Schatz iſt krank, ſie ſtirbt gewiß noch heute!
Ich will nur geſchwinde den Doktor holen,
Dann heißt's um ſo ſchneller: Gott befohlen!
Denn Doktor und Tod ſind auf Du und Du,
Schanzt immer Einer dem Andern was zu!
(Geht vor's Doktors Haus und pocht.)
Heda! Herr Doktor! um's Himmels willen!
Kommen Sie heraus mit Pulver und Pillen,
Mit Syſtemen, Methoden und Aderlaſſen,
Da iſt ein Menſch, der will erblaſſen.

Zweiter Auftritt.

Bimbelino. Der Doktor tritt aus dem Hauſe.

Doktor. Mein Freund, was ſchreit man ſo? man ſtört mich im Studiren!

Bimbelino. Herr Doktor, meine Frau will das Leben verlieren,
Helfen Sie ſie doch vollends kuriren!

Doktor. Sei man beruhigt, Freund, ich rette ſie vom Tode,
Ich bin ein abſolut Genie nach der neueſten Methode!

Bimbelino. Ne, iſt's Ihr Ernſt, oder ſpaßen ſie?

Doktor. Vor Allem ſage man, wo ſitzt die Maladie?

Bimbelino. Es nimmt ihr Kopf und Bruſt ſo ein —
Doktor. Dafür hilft nichts wie Branntewein!
Bimbelino. Sie friert und ſchwitzt dann hinterdrein —
Doktor. Kalt Waſſer wird das Beſte ſein!
Bimbelino. Vor Schmerzen muß ſie laut aufſchrei'n —
Doktor. Ganz recht. Da hilft nur Branntewein!
Bimbelino. Der Huſten macht ihr große Pein —
Doktor. Da wird kalt Waſſer am beſten ſein!
Bimbelino. Der Athem iſt ſchwach, der Puls iſt klein —
Doktor. Allerliebſt! recht ſchön! nur Branntewein!
Bimbelino. Oft quält ſie auch das Zipperlein —
Doktor. Kalt Waſſer wird wieder das Beſte ſein!
Bimbelino. Nun, wißt Ihr weiter nichts? was wird denn hinterdrein?
Doktor. Am End' erlöſt ſie Gott im Freudenhimmel ſein,
Vom kalten Waſſer und Branntewein!
Bimbelino. Ach, allerliebſter Herr Doktor mein,
Ihr ſollt mir ein großer Praktikus ſein!
Doktor. Mein Freund, da hat man Recht, ich ſteh' auf der höchſten Spitze,
Ich kenne die Natur, wie meine Pudelmütze.
Bimbelino. Geſchwind, Herr Doktor! ſo kommt doch nur
Und macht Eure Pudel mit der Natur!
Doktor. Reſpekt, mein Freund, Reſpekt! ein echter Doktor geht
Zwar langſam, doch gewiß und ſtets mit Gravität.

(Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

(Zimmer der alten Marbille.)

Marbille krank in einem Großvaterſtuhle, Pankratio, Roſalvo, Seline und mehrere Vettern und Muhmen um ſie herum.

Seline. Frau Muhme, ach! wie geht's?
Marbille. Frau Muhme, mir geht's ſchlecht!

Rosalvo. Noch keine Linderung?
Pankratio. Noch keinen Appetit?
Marbille. Ach nein, Herr Vetter, nein, Sie sind zu sehr bemüht!
Rosalvo. Ein Tröpfchen Rosoli!
Seline. Hier ist Kamillenthee!
Marbille. Ich fühl's, mein Stündlein kommt, ich sag' Euch nun Adieu!
Alle (durch einander). Frau Tante! Frau Muhme! o weh, o weh!
Seline. Sie sind ja noch in Ihren besten Jahren!
Marbille. Nur zweiundsiebzig erst und muß von hinnen fahren!
Der Hochzeitschmaus ist schuld, die köstlichen Pasteten!
Wer hätte das gedacht, daß die mich sollten tödten!
Alle. Die häßlichen Pasteten!!
Marbille. Von Austern kann's auch sein, sie waren in der That
Recht frisch und delikat!
Alle. Ja wohl! du lieber Gott!
Nur allzu delikat!
Marbille. Liebwerthe Sippschaft, ach! ich fühl's, es geht zu End'!
So tretet um mich her und hört mein Testament!
Seline. Frau Muhme, welch ein Schmerz!
Pankratio. Frau Tante, welch ein Jammer!
Seline. Ihr Thränenbäche strömt!
Rosalvo. Mein Herz schlägt wie ein Hammer!
Marbille. Auf der Welt ist Alles eitel,
Kisten, Kasten, volle Beutel,
Was ich in den langen Jahren
Sorgsam thät' zusammensparen —
Ach, von Allem muß ich scheiden,
Was ich mir und andern Leuten

Abgeknapst und abgezwackt,
Zusammengescharrt und eingepackt!
Und in den ewigen Freudensaal
Bring' ich nicht ein Kapital!
Ziehe wie ein Bettelweib ein!
Das mag eine schöne Freude sein!

Seline. Das ist betrübt!
Rosalvo. Recht sehr beweglich!
Seline. Großes Leiden!
Pankratio. Allzu kläglich!
Marbille. Weil ich nun so arm muß sterben,
Mach' ich Euch zu meinen Erben;
Theilt das Alles unter Euch,
Wuchert brav und werdet reich!
Leiht das Geld auf Dokumente,
Nehmt Profitchen, nehmt Prozente!
Nur gehandelt!
Nur gewandelt!
Nicht zu delikat gedacht,
Hat Manchen groß und reich gemacht,
Und ist man einmal reich — gemach —
Die Ehre kommt von selber nach!

Pankratio. Goldne Worte!
Seline. Weise Lehren!
Rosalvo. Wir befolgen sie Alle.
Alle. Wir halten sie in Ehren!
Marbille. Hierauf begrabet mich, wie eine Frau vom Stande,
Und nach der frommen Sitt' in unserm Vaterlande,
Gebt mir das Liebste, was ich hab',
Gebt meinen Ehemann mir mit hinab ins Grab!

Pankratio. Frau Tante, ganz gewiß!
Seline. Wie wird sein Herz sich freu'n!
Rosalvo. Daß er im Grab auch soll bei seiner Liebsten sein.

Marbille. Das gute Herz, ja ja! Nun ist mein Haus bestellt,
Adieu, du Lebenslust! adieu, du süße Welt!
Leb' wohl, mein Hab' und Gut, leb' wohl, mein schönes Geld! (Stirbt.)

Seline. Ist sie todt?
Pankratio. Mausetodt!
Rosalvo. Gott sei Dank, sie muchst nicht mehr!
Alle. Laßt uns eilen,
Laßt uns theilen,
Macht nun alle Kasten leer!

(Der Stuhl mit der Frau wird in das Kabinet geschoben, Alle fallen durch einander über Schränke und Kasten her.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Bimbelino und der Doktor treten herein. Alle nehmen traurige Gesichter an.

Bimbelino. Hehe! was gibt es hier? was soll der Lärm bedeuten?
Seline. Ach, Ihre Frau ist todt!
Rosalvo. Wie sahen sie verscheiden!
Bimbelino. Ist sie todt und ist sie fort?
Ach wie sehr ich mich betrübe!
Sie war meine erste Liebe!
Sagt, was war ihr letztes Wort?
Pankratio. Als sie schied von dieser Welt,
War ihr letztes Wort noch: Geld!
Bimbelino. So edel mußte sich ihr schönes Leben enden!
Schlaf' wohl, mein Schatz, Dein Geld ist nun in guten Händen!
Pankratio. Ja wohl! sie setzte uns zu ihren Erben ein!
Alle. Sie setzte uns zu ihren Erben ein!
Bimbelino. Was Teufel, sprecht Ihr da! Ihr wollt die Erben sein?
Rosalvo. Die selige Frau hat ein Testament gemacht.
Seline. Und Euch hat sie darin das höchste Glück bedacht.

Bimbelino. Nun ja, das glaub' ich wohl, sie war von edelm Herzen,
Schlaf' sanft, mein liebes Weib, dir folgen meine Schmerzen!
Doktor. Bewein die edle Frau nach Stand und nach Gebühren,
Ich mache mich ans Werk und werde sie seziren!
Bimbelino. Herr Doktor, thut das nur, daß Niemand sich beschwere,
Seziren ist auf der Welt die allerletzte Ehre!
Doktor. Ihr Tod war bloß Natur, das will mir gar nicht ein,
Ein rechter Tod muß jetzt ein rechtes Kunstwerk sein!
Bimbelino. Nun, werther Vetter, sagt, eh' ihr das Herz gebrochen,
Hat sie an mich gedacht? hat sie von mir gesprochen?
Seline. Von Allen schied sie gern, von Euch — kann sie nicht scheiden.
Pankratio. Sie sprach: „Mein lieber Mann soll mich ins Grab begleiten,
Ich weiß, er thut es gern, er stirbt mit tausend Freuden!"
Bimbelino. Herr Vetter, seid Ihr toll? Ich krieg' Euch bei den Ohren!
Die alte Vettel die, hat den Verstand verloren!
Alle. Nein, nein! sie war bei gutem Verstande!
Rosalvo. Auch ist's so hergebracht und Sitte hier im Lande!
Bimbelino. Herr Doktor, hört einmal, das soll hier Sitte sein,
Die invitiren mich, ich soll ins Grab hinein!
Doktor. Ih, das versteht sich ja, wer wird darüber streiten,
Man lebt ja, Gott sei Dank, in aufgeklärten Zeiten!
Bimbelino. Ich möchte wohl wissen, wer das aufgeklärt hieß!
Stirbt eine Frau, so reist man nach Paris,
Und druckt ein Paar Seufzer von ihrem Tode —
Das ist bei mir zu Hause die Mode,
Und das ist doch mein Seel nicht dumm,
Man bekommt noch ein Honorarium!

Seline. Nun, zögert länger nicht!
Roſalvo. Ihr folgt ihr aus der Welt!
Pankratio. Das Grab iſt ſchon gemacht, der Sarg iſt ſchon beſtellt!
Bimbelino. Das iſt ja dummer Spaß, hört auf, mich zu veriren!
Roſalvo. Nein, Vetter, es iſt Ernſt!
Pankratio. Ihr müßt die Welt quittiren!
Alle. Ja ja, das hilft nun nichts!
Pankratio. 's iſt Mode ſo im Lande!
Seline. Habt doch Point d'honneur! ſo feig ſein — welche Schande!
Bimbelino. Das iſt ein Teufelsland! ich hau' Euch über'n Schnabel!
Sie begraben mich, weiß Gott! das ſind die Leute kapabel!
Mit dem alten garſt'gen Thier — Ei Blitz und Sapperlot!
Da wär' ich ſchon geprellt! da ſäß' ich in der Noth!
Alle. Nun flink, Herr Vetter, flink!
Pankratio. Wer wird ſich lange zieren!
Bimbelino. Nun ſeh' einmal ein Menſch! das nennt der Kerl noch zieren!
Das Rumpelneſt iſt todt — ich denk' das Geld zu haben,
Da kommt die Sippſchaft her und will mich mitbegraben!
Das iſt ja eine Teufelsbrut!
Alle. Das Reden hilft Ihm nichts!
Roſalvo. Herr Vetter, guten Muth!
Bimbelino. Nun reißt mir die Geduld! was fang' ich an?
Schlag' ich zu, oder bleib' ich human?
Liebwertheſte Vettern! geehrte Frau Muhme!
Ihr ſteckt ja im blinden Heidenthume,
Werdet Alle mit einander vom Teufel geritten!
Was habt Ihr für verfluchte Konduiten!
Ich ſag's Euch im Guten, packt Euch hinaus,
Ich bin der Erbe, mein iſt das Haus,
Mit Kiſten und Kaſten, und wollt Ihr ja was haben,

Da — nehmt die sel'ge Frau! laßt Euch mit der begraben!
Auf welche Manier Ihr wollt, ich bin nicht schalu,
Ich gönne Euch die Ehre und sehe mit zu!
Alle. Unerhört! abscheulich!
Rosalvo. Entschließ' Er sich bald!
Pankratio. Und geht's nicht im Guten, so geht's mit Gewalt.
Bimbelino. Schont mich — theuerste Anverwandte!
Wenn ich grob werde, bin ich wie ein Elephante!
Pankratio (packt ihn an). Haltet ihn fest, er darf sich nicht rühren!
Bimbelino. Herr Vetter — will Er sich retiriren!
Geschwind laßt mich los!
(Alle fallen über ihn her, Bimbelino vertheidigt sich herzhaft.)
Alle (durch einander). Was stößt Er mich um?
Er schlägt um sich herum!
Mein Kleid! mein Bein! mein Arm!
Das Gott erbarm!
Mein Kopf, o weh!
So hört doch nur!
So laßt Euch doch rühren!
Bimbelino. Wart! ich will Euch kultiviren!
Alle (durch einander). Da ist keine Rettung! Meiner Treu'!
Er schlägt mich zu Brei!
Geschwind und holt die Polizei! (Alle nach der Thür.)
Bimbelino (wirft sie vollends hinaus). Nur immer hinaus, nur immer hinaus!
Mein ist das Geld und mein ist das Haus!

Fünfter Auftritt.

Bimbelino. Der Doktor.

Bimbelino. Ja sehn Sie, Herr Doktorius!
Was man in der Welt sich plagen muß!
Wer eine große Familie hat,
Liegt immerfort im Disputat!

Doktor. Die lieben Ihrigen will ich sogleich verbinden!
Bimbelino. Lassen Sie nur, das wird sich finden;
Jetzt haben wir Ruhe, wir wollen's genießen,
Wollen uns ein Bißchen das Leben versüßen!
Nicht wahr, Herr Doktor? Ein Gläschen Wein
Kann auf so eine Motion nicht schädlich sein?
Doktor. Der Wein? ja ja! der Wein stärkt Magen, Lung' und Nieren,
Hat eine Wunderkraft, die muß man admiriren.
(Bimbelino holt einige Flaschen aus dem Schranke. Er schenkt dem Doktor ein und trinkt ihm tapfer zu.)
Bimbelino. Das ist noch welcher von Anno Sechse!
Doktor. Ein unvergleichliches Gewächse!
Bimbelino. Ich merk's, beim Trinken sind Sie nicht der Letzte!
Doktor. Ich wüßte nichts, was mich mehr ergötzte!
Doch guck' ich selten ins Gläschen hinein!
Bimbelino. Was? trinken Sie denn zu Hause nicht Wein?
Doktor. Ach, bestes Freundchen, selten oder nie!
Meine Frau braucht allen zur Poesie!
Bimbelino. Es lebe die Frau Gemahlin! ist sie poetisch?
Doktor. Wir wollen davon schweigen! sie ist ästhetisch!
Bimbelino. Es lebe die Praxis und die neuen Methoden!
Doktor. Die sind unvergleichlich!
Bimbelino. Das wissen die Todten!
Doktor. Sie wissen's wohl, aber sie plaudern's nicht aus! —
Bimbelino. Ei! muß doch Alles aus der Welt heraus!
's ist einerlei, wenn man einmal verdirbt,
Ob man an der Krankheit oder am Dokter stirbt!
Doktor. Und am Ende muß auch der Doktor wandern!
Bimbelino. Ja, der stirbt wieder an einem Andern!
Doktor. 's ist kurios, da haben Sie Recht!

Bimbelino. Trinken Sie nur, der Wein ist echt,
Man wird ordentlich recht stark im Gemüth,
Wenn man die Welt durch ein Glas Wein besieht!
Doktor. Das ist ja eben, das weiß nicht ein Jeder!
Drum dozir' ich's täglich vom Katheder.
Bimbelino. Ein schwerer Satz — mein Seel nicht seichte!
Doktor. 's ist aber kurios, Sie begreifen ihn leichte!
Bimbelino. Zum Henker, das heiß' ich gescheidte Studenten!
Doktor. Müssen immer den philosophischen Braten wenden!
Bimbelino. 's ist doch in der Welt jetzt ein Haufen Genie!
Doktor. 's ist zum Erstaunen für Menschen und Vieh!
Bimbelino. Ja, wer trinkt, der kann von Weisheit sagen!
Doktor. Kommt's nicht in Kopf, so kommt's in den Magen!
Bimbelino. Fröhliches Leben, noch viele Jahr'!
Doktor. Ach, Sie müssen sterben, das ist wahr!
Bimbelino. Meine Gesundheit, Herr Doktor!
Doktor. Sie begraben sie ja mit der alten Hexe!
Bimbelino. Was taumeln Sie denn?
Doktor. 's ist nur der Wein von Anno Sechse!
Es war doch ein altes rares Stücke!
Bimbelino. Ja ja! das steigt Einem in die Perrücke!
Doktor (fällt hin). Man muß mit, man mag wollen oder nicht!
Bimbelino. Hilft gegen Podagra und Gicht!
Doktor. Was reden Sie denn? das seh' ich nicht ein!
Bimbelino. Ich meine den Wein!
Doktor. Ich rede ja von der sel'gen Frau!
Bimbelino. Wir nehmen's einander nicht so genau!
Doktor. Sie sind doch ein Mann von großen Gaben!
Bimbelino. Lassen Sie sich für mich begraben!

Doktor. Wie Sie wollen — mit vielem Vergnügen —
Ich will nur ein Bißchen — ſtille liegen —
's iſt — meine Art ſo — ich beobachte nur —
So — ganz für mich — meine eigne — Natur!
(Schläft ein.)

Bimbelino. Da liegt der graduirte Doktorsverſtand,
Als wären ihm alle Rezepte verbrannt!
Er hört nicht, er ſieht nicht, wie ſanft er ruht!
Nun nehm' ich die Perrücke und den Doktorhut,
Auch den Mantel her, nun bin ich kreirt,
(zieht ſich des Doktors Kleider an)
Die Jacke wird überall venerirt!

Jetzt will ich ihm meine Kleider anziehn,
Kommen die Vettern, ſo begraben ſie ihn.
(Zieht ihm ſeine Kleider an.)
Das paßt ja in Aermeln, in Kragen und Falten,
Als hätte mich der Schneider für einen Doktor gehalten!
's iſt doch ein großer Mann ſo ein Schneider,
Er zwingt die Natur durch ſeine Kleider!
Da liegt ſie nun da,
Die arme Materia medika,
In aller Stille,
Unkenntlich, wie eine verſilberte Pille!

Jetzt will ich mich nicht lange bedenken,
Will mir 'nen Theil der Erbſchaft ſelber ſchenken!
(Geht zu einem Kaſten und ſteckt alle Taſchen voll Geld.)
Herrliches Geld! mit Luſt und Floriren
Will ich mir's fröhlich verintereſſiren!
Mach' ich dem ſeligen Schatze doch Freude,
Geb' ihr einen Doktor zum Geleite!
Wenn ſie ſich noch mit dem Zipperlein ſchleppte,
Hat ſie doch Jemand, der ſchreibt ihr Rezepte!

(Man pocht heftig an die Thür.)

Da kommen die Raben, ich hör' ihr Geschrei!
Heilige Barbara, stehe mir bei!

Stimmen (vor der Thür). Aufgemacht! aufgemacht! wir müssen ihn haben!

Alles ist fertig, nun wird er begraben!

(Bimbelino macht auf.)

Sechster Auftritt.

Bimbelino als Doktor gekleidet. Pankratio, Rosalvo, Seline und alle Vettern und Muhmen dringen herein.

Bimbelino (ahmt die Sprache des Doktors nach).

Man trete nur herein, dort liegt der Böſewicht!
Doch leiſe, meine Herr'n, weckt ihn bei Leibe nicht!

Rosalvo. Er ſchläft?

Bimbelino. Ganz feſt!

Pankratio. Das ſind wohl neue Ränke?

Bimbelino. Ich ſchrieb ihm ein Rezept von ſtarkem Getränke!

Pankratio. Haha! Herr Doktor, das iſt ſchön!
Nun ſollt Ihr einmal ſehn!
Nun will ich mich rächen,
Will ihm alle Gebeine zerbrechen,
Kommt her und helft! wir ſchlagen zu!

Bimbelino. Reſpekt, mein Freund, Reſpekt, Ihr habt ein Herz von Stahle!
Begrabt den guten Mann, doch ſeid kein Kanibale!

Rosalvo. Was? der Bimbelino? der Galgenſchwengel?
Der Erzſpitzbub'? der grobe Bengel?

Pankratio. Das wär' ein guter Mann? nein, nein!
Kommt her, ſchlagt zu, wir wollen ihn bläu'n!

Bimbelino. 's ist gut, daß er das nicht hört, Ach sei Er ja modester,
Der Mensch ist löwenstark, bedenk' Er das, mein Bester,
Er hat ein Tigerherz und schreckliche Gewalt,
Er ist im Stand' und macht die ganze Familie kalt!

Alle. Der Herr Dokter hat Recht, ja, der Herr Dokter hat Recht!

Pankratio. Ja, hochstudirter Herr, wenn ich's so recht bedenke,
Mein Seel, da habt Ihr Recht, es zittern mir noch Gelenke!
So hat er mich zerschlagen!

Bimbelino. Nun sieht Er wohl, mein Freund? drum laß Er sich doch sagen,
Der Bimbelino ist mir gut bekannt,
Er schreibt eine recht leserliche Hand!

Pankratio. Da habt Ihr wieder Recht, das hab' ich wohl empfunden!

Rosalvo. Verschreibt uns doch etwas, wir haben Alle Wunden!

Bimbelino. Hernach, Ihr Herr'n, hernach, ich will Euch wohl kuriren,
Elektrisiren! galvanisiren! trepaniren und amputiren!
Recht tüchtige Pillen, was abzuführen!
Das wird Eure Natur schon korrigiren!

Rosalvo. Ei, in der Doktorei seid Ihr doch recht erfahren!

Bimbelino. Man schreibt, man liest, man sieht, das sammelt sich in Jahren,
Doch, Freund, was hilft das Plaudern,
Begrabt den armen Mann, laßt uns nicht länger zaudern!

Pankratio. Wo ist der Kasten?

Seline. Wir legten schon die selige Frau hinein!

Roſalvo. Gebt ihm ein Brod mit!
(Es wird ein Brod hineingelegt, dann eine Flaſche Wein.)
Seline. Eine Flaſche Wein!
(Sie nehmen den **Doktor** und legen ihn hinein.)
Bimbelino. Greift ihn leiſe an! ſachte, ſachte!
Es wär' ein Unglück, wenn er erwachte!
Roſalvo. Da liegt er drin!
Pankratio. Das iſt eine Freude!
Seline. Nun ſind ſie beiſammen, die Eheleute,
Sie iſt ſanft geſtorben; aber er? o Gott!
Pankratio. Er iſt beſoffen und ſchnarcht wie ein Fagott!
Roſalvo. Seht, er bewegt ſich!
Bimbelino. Laßt ihn in Ruh'!
Alle. Geſchwinde, geſchwinde den Deckel zu!
(Der Sarg wird zugemacht. Der **Doktor** ſchreit und lärmt darin.)
Bimbelino. Nun fort, Ihr Leutchen, laßt Euch nicht rühren!
Er mag ſchreien, ſpektakeln und lamentiren!
Pankratio. Sorgt nicht, daß mich ſein Klagen beſticht,
Herr, wer mich nicht prügelt, der rührt mich nicht!
Doktor. (inwendig). Hülfe! Hülfe! ich bin nicht der Rechte!
Roſalvo. Er ſagt, er wäre nicht der Rechte!
Bimbelino. Traut ihm nicht, dem ſaubern Hechte!
Nehmt ihn auf die Schultern und tragt ihn fein munter,
's hilft nichts, er muß ins Grab hinunter!
Doktor (wie zuvor). Ich bin der Doktor, laßt mich heraus!
Pankratio. Nun gibt er ſich für 'nen Doktor aus!
Bimbelino. Nun ſeht die Liſt! die Frechheit ſonder Gleichen,
Was ſo ein Bube prahlt,

Sich zu brüſten mit ſolchen Ehrenzeichen,
Und hat ſie nicht bezahlt!

Pankratio. Packt ihn auf, er wird ſchon ſchweigen!

(Nehmen den Kaſten auf die Schultern, formiren eine Prozeſſion und ſingen.)

Chor. Was ſich hier zuſammenpaart,
Macht zuſammen die letzte Fahrt,
Eins das Andre muß begleiten,
Liebe darf der Tod nicht ſcheiden,
Habt Ihr gewacht,
Geſcherzt und gelacht,
Manche frohe Nacht,
Ei, ſo werde die letzte Nacht
Auch nicht einſam zugebracht!
Gute Nacht!

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Freier Platz an der See. In der Mitte ein frisches Grab.

Erster Auftritt.

Manila allein. Arme Manila! was sehnst Du Dich?
Was blickst Du zum Himmel, was grämst Du Dich?
Ach, eines Doktors Weib zu sein,
Ist für 'ne empfindsame Seele Pein!
Ach, hab' ich's wohl verdient, daß ich mich also quäle?
Ich, eine hohe Natur! ich, eine schöne Seele!
Welch Talent' ich hab', was ich Alles verstehe!
Ich strick' und nähe,
Ich wasche und plätte,
Ich mache Sonette,
Spitzen und Franzen,
Göttliche Stanzen —
Liebe die Menschen und lasse mich lieben,
Habe Kinder bekommen und Verse geschrieben!
Jetzt sitz' ich zu Hause bei der alten Tante,
Lese den Freimüthigen und die Elegante,
Und bin im Journal für deutsche Frauen
Langweilig in Natur zu schauen,
Ich lege mich auf die Kunst in jedem Fache
Und liefere in die neusten Almanache!
Aber mich friert bei der Literatur,
Man sehnt sich doch wieder nach der Natur!

Leider aber kommt der Mann nicht nach Haus,
Iſt immer bei Pazienten aus!
Ich hab' ihn nicht geſehen den ganzen Tag,
Wo der hölzerne Peter nur bleiben mag!
Wie man den Bimbelino hat begraben,
Da wollen ihn die Leute geſehen haben.
Nun iſt er verſchwunden, ich ſuch' ihn wie toll,
Weiß gar nicht, was ich davon denken ſoll!
Noch wie ich mich muß in dem Falle betragen!
Will nur gleich in der Eliſe nachſchlagen,
Wenn man das Weib, wie's ſein ſollte, ſtudirt,
Wird man gewiß nicht hinter's Licht geführt!
(Zieht ein Buch aus der Taſche und geht ſeitwärts ab.)

Zweiter Auftritt.

Bimbelino, als Doktor gekleidet, allein. Vor einer Inſel
hüte ſich jeder Chriſt,
Zumal — wenn er ein Spitzbube iſt!
Denn die Einrichtung iſt entſetzlich dumm,
Daß das Waſſer ſo läuft ringsherum!
Man kann nicht fort, 's iſt kein freier Verkehr,
So ein Land liegt wie ein Klecks im Meer!
Da hab' ich nun meine Sachen ſo gut gemacht,
Daß ich einen Doktor lebendig ins Loch gebracht,
Aber — wo ſoll ich nun hin? Ich armer Teufel!
Sie kriegen und hängen mich ohne Zweifel.
Mein armes Leben! wohin ich mich wende,
Da ſchreit ſo ein verfluchter Paziente:
„Herr Doktor, da juckt's mich!"
„Herr Doktor, da beißt's mich!"
„Mir fehlt's vorne, mir fehlt's hinten!"
Da kommen ſie und beichten ihre Sünden!
Machen Rühmens von ihrer guten Natur
Und ſchrei'n doch: „Herr Doktor, helfen Sie nur!"

Ihr Narren! ist die Natur so gut,
Was braucht Ihr denn den Doktorhut?
Ich kurire immer aufs Absolute los,
Ein guter Esel verträgt den Stoß!
Aber, lieber Himmel! wenn ich nicht bald echappire,
So geht's mir erbärmlich, mir armer Thiere!
Still, da kommt eine Madam heran,
Ich will sie doch fragen, ob nicht ein Kahn
Oder ein Schiffchen in der Nähe ist....

Dritter Auftritt.

Bimbelino. Manila kommt und liest in einem Buche.

Bimbelino. Ach apropos, allerschönste Madam,
Können Sie mir nicht berichten....
Manila. Was seh' ich, Himmel! mein lieber Mann!
Komm' her, Geliebter, in meinen Arm!
Bimbelino. Ach, daß sich Gott im Himmel erbarm'!
Manila. Was zagt mein Liebchen? was klopft sein Herz?
Schmerzliche Wonne? seliger Schmerz?
Bimbelino (mit abgewandtem Gesicht und verstellter Sprache).
's ist so was Aehnliches, liebes Kind!
Manila. O rede, mein Leben! o sprich geschwind!
Bimbelino. Mein Engel, 's ist mir so kurios!
Manila. Geliebter, was willst Du? was reißt Du Dich los?
Horch, wie die Vöglein im Walde singen!
Die Blümchen lispeln, die Töne klingen!
Die Wellen lustig im Bächlein springen!
O laß Dich fester und fester umschlingen!
Bimbelino. Ei meinetwegen mögen alle Sperlinge schrei'n,
Geh' zum Henker und laß mich allein!
Manila. Ich will nicht weichen! ich lasse Dich nicht!
O laß mich erblicken Dein Augenlicht!
Reich' her mir den warmen Rosenmund!

Bimbelino. Ach Gott! ich bin ein armer Hund!
Manila. Komm' mit! Komm' mit! es schatten die Bäume,
Es flattern im Dunkeln wohl selige Träume,
Es wiegt jedes Aestchen
Ein fröhliches Nestchen!
Was zögerst Du länger, mein Abgott! o sprich!
Bimbelino. Nein, da verstelle der Teufel sich!
(Fällt ihr zu Füßen.)

Madam, ich halt' es nicht länger aus,
Nichts für ungut, ich platze heraus!
Manila. O heilige Liebe! Was muß ich sehn!
Wie bist Du so anders? wie bist Du so schön!
Bimbelino. Ach, beste Madam, Sie müssen sich fassen!
Ich bin ja nur ein falscher Doktor,
Den Rechten hab' ich begraben lassen!
Manila. Wie? was? mein Mann? erklär' Dich genau!
Bimbelino. Dort liegt er und schläft bei der alten Frau!
Die Hexe war todt — das Grab war offen —
Ich war nüchtern — er war besoffen —
Sie sahn ihn für mich an — er trug meine Kleider —
Nun wißt Ihr Alles — erzählt's nicht weiter!
Manila. Daher Deine Angst? daher Dein Zagen? —
Sei ruhig, mein Kind, es hat nichts zu sagen!
Ein poetisches Weib voll Phantasie
Stößt sich an solche Kleinigkeit nie!
Du lebst, Du bist weit schöner wie er —
Was will eine geistreiche Frau noch mehr?
Wenn ich mich darüber grämen wollte,
Wär' ich wohl das Weib, wie es sein sollte?
Bimbelino. Das heiß' ich doch generöse Denkungsart!
Manila. Ja, mein Kind, mein Herz ist zart!

Laß uns tändeln, laß uns ſpielen!
Laß uns ſchwelgen in Gefühlen!
Sieh' mich an und lache mir zu,
Küſſe mich und heiß' mich Du!

Bimbelino. Wenn's weiter nichts iſt? bei meiner Treu'!
Das halt' ich mit aus, da bin ich dabei!

Manila. Nur nicht roh, nicht dumm-natürlich!
Stets empfindſam und manierlich!
Stets im ſachten,
Leiſen Schmachten!
Aug' in Thränen,
Herz voll Sehnen,
Fromm wie ſtille Blümelein
Muß ein treues Liebchen ſein!

Bimbelino. Ich will's zum Spaß einmal probiren!

Manila. Mußt Dich nicht zu ſehr geniren! —
Komm', mein Abgott, komm', mein Leben,
Wo die Schatten dunkler ſchweben,
Wo die kleinen Bäche ſchwatzen!

Bimbelino. Ei, ſo laß die dummen Fratzen!

Manila. Leiſe, leiſe! ſchweige, ſchweige!
Täubchen girrt ſchon auf der Eiche,
Will mit Liebchen ſtill ſich freu'n,
Sieh', hier weht der Frühlingshain!

Bimbelino. Was Du ſprichſt! zum Henker auch!
's iſt ja nur ein Queckenſtrauch!

Manila. Stille, ſtille! Wald erglänze!
Göttin hoch im Blüthenlenze,
Reich' uns deine ſchönſten Kränze!

Bimbelino. Sprich doch nicht wie Hafenſchwänze!

(Beide ſeitwärts ab.)

Vierter Auftritt.

Ein Schiff kommt mit Muſik angeſegelt, es landet, Sorina ſteigt aus, ein Zeiſig ſitzt auf ihrer Hand.

Sorina. Ich hab' ihn gefunden,
Mein Leid iſt verſchwunden,
Mein Zeiſig iſt da!
Was hab' ich geweinet, was hab' ich gelitten!
Nun hab' ich ihm aber die Flügel verſchnitten,
Nun fliegt er nicht weiter, nun bleibt er mir nah'!
Kleiner Flüchtling, komm' und lege
Dich an meinen Buſen wieder!
Wiege dich da auf und nieder.
Sollſt von meinen Roſenlippen
Künftighin dein Futter nippen,
Sollſt in einem Bauer wohnen,
Schön geziert mit goldnen Kronen,
Bis der alten Urganda Gewalt
Dir wiedergibt die erſte Geſtalt!
O Zeiſig! unglückſeligſter der Prinzen!
Wenn ſehen wir wieder unſre Provinzen?
Wenn laſſen wir uns endlich kopuliren?
O Zeiſig, ſprich, wenn kommſt Du zum Regieren?
Du flatterſt? du ſingſt? iſt's möglich? ha!
Wär' etwa der glückliche Zeitpunkt nah'!
Kann ich wohl die Wonne faſſen,
Wenn die Bürger aller Klaſſen,
Wenn die ganze Nation,
Setzt den Zeiſig auf den Thron!
Wenn's dann heißt in allen Mandaten,
Wir, der Zeiſig von Gottes Gnaden!
Ach, ich zittre vor Ergötzen,
Ich bin ſchwach — ich muß mich ſetzen!

(Wie ſie ſich aufs Grab ſetzt, verwandelt ſich der Zeiſig in den Prinz Lelio, der zu ihren Füßen liegt.)

Lelio. Sorina!
Sorina. Götter, was ſeh' ich!
(Fällt in Ohnmacht.)
Lelio. Sorina! Prinzeſſin! mein himmliſches Leben!
Komm' zu Dir, ich bin Dir nun wiedergegeben,
Ich halte Dich wieder, will nimmer Dich laſſen!
O Götter, laßt ſie nicht erblaſſen!
(Springt auf.)
Hülfe! Hülfe! Iſt Niemand da?
Hört doch, Ihr Leute!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pankratio, Roſalvo, Seline kommen von verſchiedenen Seiten herbeigelaufen.

Pankratio. Roſalvo. Was gibt's denn da? wer ſchreit denn da?
Lelio. Iſt kein Doktor hier im Orte?
Roſalvo. Zu dienen, mein Herr!
Pankratio. Für Geld und gute Worte
Haben wir allhie
Ein gar berühmtes Doktorgenie!
Lelio. Geſchwind holt ihn her mit Medikamenten!
Roſalvo. Was gibt's denn?
Seline. Was fehlt denn dem Pazienten?
Lelio. Ihre Durchlaucht ....
Pankratio. Sie hat die Durchlaucht! Henker noch ein!
Was muß das für eine Krankheit ſein?
Lelio. O lauft und eilt! ich bin der Prinz von Morgenland,
Lelio der Zeiſig werd' ich genannt!
Bringt Ihr den Doktor, ſo geb' ich Euch Gold,
So viel Ihr nur wollt!
Roſalvo. Ha, wenn das iſt, da hat's nicht Noth!
Pankratio. Wir bringen ihn gewiß, lebendig oder todt!
(Beide ab.)

Lelio (niederkniend vor **Sorinen**).

Prinzeſſin, lebt Ihr noch? ſchlägſt Du noch, treues Herze,
Das mich ſo heiß geliebt? O meines Lebens Kerze
Verliſch mir nicht! ich bin's, Dein Lelio, der treu
Zu Deinen Füßen ſinkt; die Prüfung iſt vorbei!
Ach öffne mir den Himmel Deiner Augen!
Laß friſches Leben mich auf Deine Lippen hauchen!
Sorina! meine Luſt, mein Abgott, meine Welt!
Mein Kind, erhole Dich, der Doktor iſt beſtellt!

Sorina. Wo bin ich? Lelio!
Lelio. Sie lebt! ſie lebt! welch Glück!
Sorina. Iſt das ein ſchöner Traum?
Lelio. O froher Augenblick!
Sieh' Deinen Lelio!
Sorina. Du biſt's? Du biſt's, mein Leben?
Biſt wieder mir gegeben?
Lelio. Ich bin's, ich halte Dich, der Treuſte aller Treuen!
Sorina. Mein Bräutigam!
Lelio. Meine Braut!
Sorina. Laß unſern Bund erneuen!
Lelio. O Wonn'! o Glück!
Sorina. Euch, o ihr Götter, preiſ' ich!
Lelio. Urganda ſei gelobt! ich bin nicht mehr ein Zeiſig!
Sorina (aufſtehend). Wo bin ich denn? hier iſt ein friſches Grab!

O Lelio! ſo muß ſich Alles fügen!
Ein altes Weib muß hier in dieſem Grabe liegen,
Und lebendig muß ein Mann mit ihr begraben ſein,
So war der Zauberſpruch — und Alles trifft nun ein!

Lelio. Der Unglückſelige! könnt' ich ihn befrei'n!
Sorina. O rett' ihn, rett' ihn!
Lelio. Wer mag er ſein?
Seline. Damit, o lieber Herr, kann ich Euch dienen,

Der Mann hieß Bimbelino, den wir haben
Mit unſrer alten Tante hier begraben.
Sorina. Was ſagſt Du? rede! ſprich!
Der Mann — wie nannt' er ſich?
Seline. Herr Bimbelino ward er hier genannt,
Es war ein närr'ſcher Kauz, ich hab' ihn wohl gekannt!
Sorina. Er iſt's! er iſt's! o Himmel und Erde!
Bimbelino, mein treuer Reiſegefährte!
Lelio. O klage nicht ſo laut,
Durchlauchtigſte Braut!
Sorina. O ew'gen Schickſals verborgne Macht!
Wie habt Ihr ihn denn noch ins Grab gebracht?
Lelio. Ich ſchwör' es Dir auf Prinzenparole,
Daß ich ihn wieder aus dem Loche hole!
Seline. Nein, nein, mein Herr, da wird nichts draus!
Lelio. Ich hab's geſchworen, ich hol' ihn heraus!
Seline. Das ſollt Ihr wohl bleiben laſſen, Ew. Gnaden!
Lelio. Dort ſeh' ich Leute mit Schaufeln und Spaten!
Sorina. O edelſte aller edeln Edelthaten!

(Zwei Tagelöhner mit Schaufeln kommen.)

Lelio. Hieher geſchwinde! gegraben! gegraben!
Ihr ſollt auch Jeder einen Dukaten haben.
Erſter Tagelöhner. Das thun wir nicht!
Zweiter Tagelöhner. Das iſt verboten!
Seline. Herr Prinz, ich ſag' Euch, laßt die Todten!
Lelio. Geht auf die Seite, Durchlauchtigſte Prinzeſſin,
Ich bin hitzig und könnte mich vergeſſen —
Und wenn ich die Achtung überſchritte....
Sorina. O ſchönes Herz voll zarter Konduite!

(Ab ins Gebüſch.)

Lelio. Verdammtes Volk, Ihr ſeid verloren,
Ich ſtamme her von Rieſen und Mohren,
Von alt-afrikaniſchem Mordgeblüte
Und bin ein Löwe, wenn ich wüthe!

Als mich der liebe Gott ausgeheckt,
Da hat er sich hin aufs Sopha gestreckt,
Und hat zu seinen Engeln gesagt:
„Da hab' ich mich mit einem Kerl geplagt,
Der soll nun wieder die Menschen plagen." —
Drum grabt, sonst will ich zu Brei Euch schlagen!

Erster Tagelöhner. Ja, wenn Er's so meint!
Zweiter Tagelöhner. Das ist ein ander Ding!
Erster Tagelöhner. Hätt' Er's doch gleich gesagt —
Zweiter Tagelöhner. Nun graben wir flink.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Pankratio und Rosalvo bringen Bimbelino, als Doktor verkleidet, gebunden. Manila läuft hinte drein.

Pankratio. Da ist der Doktor, wir haben ihn gefunden.
Rosalvo. Er wollte nicht mit, drum haben wir ihn gebunden!

Lelio. Ihr groben Flegel, wer hat Euch befohlen,
Einen berühmten Gelehrten so zu holen?

Bimbelino. Ich habe ja die Praxis aufgegeben!
Manila. Ach schont meines Geliebten theures Leben!
Rosalvo. Ih, liebe Frau Doktor'n, so schweig' Sie doch still!

Pankratio. 's ist ja nur, weil er nicht kuriren will.
Bimbelino (sieht das Graben). Was seh' ich, o Himmel!
Rosalvo. Wo will das hinaus?
Celine. Je denkt nur, Vetter, sie graben ihn aus.
Erster Tagelöhner. Der Prinz hat's befohlen, wir müssen es thun.

Manila zu **Lelio.** Ach laßt doch die Todten, wie sanft sie ruhn!

Lelio. Ich weiß, er ward lebendig begraben,
Den Bimbelino muß ich haben!

Roſalvo. Pankratio. Kommt er wieder 'raus, wir ſchlagen ihn todt!
Bimbelino. Herr, erbarm' dich meiner Noth!
Erſter Tagelöhner. Wir haben ihn, wir haben ihn!
Zweiter Tagelöhner. Er iſt noch lebendig!
Erſter Tagelöhner. Er ſchlägt, er ſchimpft, er zappelt unbändig!
Manila. Ich fall' in Ohnmacht! (Fällt hin.)
Bimbelino. Ich ſteck' am Spieße!
(Kriecht in einen Winkel.)

(Die Tagelöhner ziehen den Doktor in Bimbelino's Kleidern heraus.)

Doktor. Gott's Tauſend! ſeht einmal, ich bin im Paradieſe!
Ja, ja, das riecht man gleich, es riecht ſo wunderſüße.
Nun meinetwegen ſei's; ich bin hier wohlbekannt,
Schon manchen Ehrenmann hab' ich hieher geſandt!
Aber, da liegt meine Frau! wie kam die herein?
Alle Wetter! das kann's Paradies nicht ſein!

Lelio zum Doktor. Bimbelino, Ihr habt den Verſtand verloren!

Doktor. Was? iſt der Bube hier? ihm iſt der Tod geſchworen!

Roſalvo. Er ſpricht ganz konfus, woher mag das kommen!
Doktor. Kennt Ihr den Doktor Pandolfo nicht mehr?
Pankratio. Er iſt halb todt, auf meine Ehr'!
Das hat ihm ſo den Kopf benommen.

Sorina, aus dem Gebüſch hervortretend, zum Doktor.
O Bimbelino, Du Böſewicht!
Du verdienteſt zwar meine Gnade nicht!

Doktor. Wer iſt Sie denn? ich kenne Sie nicht!

Bimbelino (ſpringt, wie er die Prinzeſſin erblickt, hervor).
Ach Durchlaucht! Gnade! welch frohes Geſchicke!
Helft mir! helft mir! erbarmet Euch mein!

Sorina. Was iſt das?
Doktor. Der Bube! nun kann er ſchrei'n!
Bimbelino. Ich bin nicht der Doktor, verwünſcht wär' der Handel!

Die verdammte Perrücke!
Der verfluchte Mantel! (Wirft beide von ſich.)
Ich bin Bimbelino, erbarmt Euch mein!

Sorina und Lelio. Welch eine Liſt!
Roſalvo. Potz Mäuschen!
Pankratio. Wir haben
Unſern vortrefflichen Dokter begraben!

Roſalvo zum Doktor. Warum hat Er's nicht geſagt?
Pankratio. Das hat er vergeſſen!
Doktor. Ich habe ja geſchrien wie beſeſſen!
Roſalvo. Potz Mäuschen! wir dachten, er hätte gelogen.
Alle Drei (auf **Bimbelino** herein). Der Böſewicht hat uns Alle betrogen!

Bimbelino. Ach ſeht mich nicht ſo grimmig an,
Ich hab's ſeiner Frau zu Gefallen gethan!

Manila (ſpringt auf). Bube, Du lügſt! mein Männchen! mein Leben!

Dem Kummer hatt' ich mich hingegeben;
Ich habe geweinet Tag und Nacht,
Ich wußte mich nicht vor Gram zu retten,
Da hab' ich meinen Schmerz zu Papiere gebracht
In zwei göttlichen Sonetten!

Doktor. Ich glaube Dir Alles! meinetwegen!
Eine geiſtreiche Frau iſt ein beſondrer Segen!

Bimbelino. Durchlaucht'ge Prinzeſſin, ach laßt Euch doch rühren!

Sorina. Mein Prinz, erlaube mir, mich rührt ſein Lamentiren,
Er iſt ein hübſcher Menſch, wir woll'n ihm pardonniren!

Lelio. Prinzessin, wie Ihr wollt, mir gefällt seine List,
Ich glaube, daß er bei Hofe zu brauchen ist!

Sorina. Nun? weigerst Du Dich noch, ein Hofamt anzunehmen?

Bimbelino. Nein, Ew. Durchlaucht, nein! ich will mich zu Allem bequemen!

Sorina. Zwar hast Du's nicht verdient, doch ich verzeih' in Gnaden!
Wir kehren nun zurück in unsre lieben Staaten,
Und wollen sogleich Dich mit uns führen,
Sei uns getreu und hilf uns brav regieren!

Bimbelino. Ach Durchlaucht, wie glücklich macht Ihr mich nun!
Ich werd' im Regieren mein Möglichstes thun!

Sorina. Ihr Andern, bittet Euch jetzt eine Gnade aus!

Manila (fällt dem Prinzen zu Füßen). Nehmt mich mit, o nehmt mich hin!
Ich bin eine Dichterin,
Zart mein Herz, doch allzu weich,
Was ich sehe, lieb' ich gleich.
Die verwünschte Ehelast
Ist mir gar zu sehr verhaßt!

Doktor. Erzeigt mir die Gnade! befreit mich einmal!
Sie ist meiner Seelen ein Original,
Studirt Philosophie und das Modejournal,
Macht viele Verse und noch mehr Qual!

Lelio. Wohlan, mein Kind, Du hast so schöne Augen,
Ich nehm' Dich mit, man kann Dich weiter brauchen.
Ich will in meinem Reich Akademien gründen,
Du lockst Studenten hin, das Andre wird sich finden.

Manila (springt freudig auf). Göttlich! göttlich! ach wie schön!
Ja, da bin ich in meinem Fache!

Herr Prinz, Ihr sollt Euer Wunder sehn,
Wie ich Dichter und Philosophen mache!

Lelio (zu den Uebrigen). Und Ihr wollt nichts? Ihr schweigt so still?

Alle. Gebe Er uns, was Er uns geben will!

Lelio. Hier habt Ihr Geld, trinkt auf mein Wohlergehn!

Alle. Große Gnade! wir danken schön!

Bimbelino. Und denkt an mein Genie und meine Pfiffe!

Sorina. Lebt Alle wohl! wir gehn nunmehr zu Schiffe!

Chor. Zu Schiffe! zu Schiffe! hinaus! hinaus!
Zur lustigen Heimath gefahren!
Wenn Wellen sich heben, wenn Sturmwind braust,
Wird fröhlicher Muth uns bewahren!
Denn wer am meisten gescherzt und gelacht,
Der hat seine Wallfahrt am besten vollbracht!

(Steigen ins Schiff und segeln mit Musik ab.)

Ende des sechsten Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

August Mahlmann's

sämmtliche Schriften.

Nebſt

Mahlmann's Biographie.

Siebenter Band.

Dramatiſche Schriften. III.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

Inhalt des ſiebenten Bandes.

Seite

König Violon und Prinzeſſin Klarinette. (Ein Trauerſpiel für Marionetten.) 1

Simon Lämchen oder Hanswurſt und ſeine Familie. (Ein Luſtſpiel in vier Aufzügen.) 22

König Violon

und

Prinzeſſin Klarinette.

Ein Trauerſpiel für Marionetten.

Personen.

König Violon.
Prinzessin Klarinette, seine Braut.
Fräulein Kunigunde, Hofdame.
Bramarbas, Feldmarschall des Königs.
Prinz Kasimir.
Siegfried, sein Kammerherr.

Erſter Auftritt.

Saal im königlichen Schloſſe.

Prinz Kaſimir. Siegfried.

Siegfried.

Was hör' ich, theurer Prinz? Bedenkt doch, welch Verbrechen!

Kaſimir.

Schweig' ſtill, mein Kammerherr, umſonſt iſt all Dein Sprechen!

Siegfried.

Wie? iſt's denn wirklich Ernſt? dahin ſoll's alſo kommen?
Iſt das der Dank, daß man Euch gaſtfrei aufgenommen?
Der König Violon, Prinzeſſin Klarinette
Trakticten Euch und mich tagtäglich um die Wette:
Und nun, durchlaucht'ger Prinz — bedenkt doch nur einmal,
Welch raſendes Vergehn, welch ſchreckliches Skandal —
Ihr wollt — beim Himmel, nein! ich will, ich kann's nicht glauben!
Ihr wollt dem Könige die ſchöne Prinzeſſin rauben?
Ach geht doch in Euch, Prinz! iſt das erlaubt und recht?

Kaſimir.

Ich weiß es, lieber Freund, es iſt entſetzlich ſchlecht —

Doch — gib Dir keine Müh', Du predigst tauben Ohren.
Nur ihr gehör' ich an, mich selbst hab' ich verloren,
Mein Herz, das lechzt nach ihr, mein tiefstes Leben brennt,
Und fragen soll ich noch, wie das die Welt benennt?

Siegfried.

Und König Violon?

Kasimir.

Sucht eine andre Braut!
Mit dieser wird er nie, im Leben nie getraut!
Nein, trauriger Tyrann! bleib' einsam auf dem Throne!
Der Liebe Myrtenreiß paßt schlecht zu Deiner Krone!
Klarinette wird nie Dein, nie, nie! das schwör' ich Dir,
Ihr Herz hat mich erwählt, und ich — bin Kasimir!

Siegfried.

Potz Tausend, theurer Prinz! Ihr seid mit ihr schon einig?

Kasimir.

Du zweifelst noch daran?

Siegfried.

Wahrhaftig, das geht schleunig!
Ihr stürzt Euch in Gefahr, Ihr zieht mich mit hinein —
's ist doch ein schwerer Dienst, ein Kammerherr zu sein!

Kasimir.

Ich bin ein tapfrer Held, bewährt durch manche That!

Siegfried.

Doch in der Liebe, Prinz, nicht eben delikat!

Kasimir.

Das ist die Regel so; man muß bei nobeln Gaben
Auch eine Portion von nobler Schwachheit haben!
Die Lorbern schützen nicht, wenn Liebesblicke locken:
Der Herkules wird zahm und spinnt an Liebchens Rocken!

Siegfried.

Ihr strebt nur viel zu hoch — ein Fremdling ohne Land!
Nein, edler Kasimir, sie gibt Euch nie die Hand!

Kaſimir.

Zu hoch? Mein Kammerherr, wo denkſt Du wieder hin?
Iſt denn Mama von mir nicht eine Königin?

Siegfried.

Ach könnten wir nur auch im Kirchenbuche leſen,
Was Alles ſich begab und wer Papa geweſen!

Kaſimir.

Das weiß ich freilich nicht, auch kümmert mich das wenig;
Drei Jahre reiſ' ich ſchon und frage jeden König:
„Haben Sie Mama gekannt? ſie läßt Sie ſchönſtens grüßen,
Und ſind Sie mein Papa, ſo leg' ich mich zu Füßen."
— Kein Teufel meldet ſich!

Siegfried.

Die Herr'n von Gottes Gnaden
Sind gern inkognito Vermehrer ihrer Staaten.
Doch überlegt, mein Prinz, wenn Violon entdeckt,
Was Ihr im Schilde führt, ſo ſcheitert das Projekt;
Des Königs Grimm erwacht, er kriegt uns bei den Ohren,
Ein Prinz, ein Kammerherr ſind glatt und gar verloren!

Kaſimir.

Ich kenne keine Furcht, die Liebe winkt und ſpricht:
„Ermanne Dich, o Held, ſei ſtark und zage nicht!"
Ich bin des Siegs gewohnt, es zitterten Provinzen
Vor meinem Heldenarm, und Könige und Prinzen!

Siegfried.

Ei ja! das glaub' ich wohl — mit einem Heer Soldaten,
Da thut man recht kommod unglaublich große Thaten! —
Hier aber, tapfrer Held — die eigne Haut thut weh —
Zu Schaden kommt man leicht und ſchwer zu Renommé!

Kaſimir.

Die Liebe ſteht uns bei!

Siegfried.

Laßt ab, eh' Ihr begonnen!
Es iſt Verrath! bedenkt!

Kaſimir.

Die Liebe hat ihn geſponnen;
Ich traue feſt auf ſie!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, König Violon, Bramarbas, Wache.

Violon.

Gefreiter! Wache! 'rein!
Ergreift ſie! feſſelt ſie und ſperrt ſie ſorgſam ein!
Geſchwind! was zaudert Ihr? was ſteht Ihr ſo von fern?
Greift zu! den Prinzen erſt, dann ſeinen Kammerherrn!

Kaſimir.

Welch ſchrecklicher Befehl! o König, darf ich fragen....?

Violon.

Marſch auf die Feſtung! fort! ich hab' Euch nichts zu ſagen!

Kaſimir (im Abgehen zu Siegfried).

Zum Teufel, Kammerherr! er weiß um unſern Plan!

Siegfried (im Abgehen).

Ich bin ein armes Lamm und habe nichts gethan!

Dritter Auftritt.

Violon, Bramarbas.

Bramarbas.

Erhabner Violon, darf Euer Bramarbas wagen,
Euch, Licht und Glanz der Welt, ſubmiſſeſt wohl befragen,
Welch eine Frevelthat der Kaſimir vollführt,
Daß Ihr ſo zornig ſeid? — ich bin ganz alteriret!

Violon.

Das freut mich recht von Dir, Bramarbas, meine Stütze!
Ja, Wir ſind fürchterlich in Unſrer wilden Hitze!
Du fragſt, was er gethan? Wir wiſſen's ſelber kaum;
Ein Traum iſt ſchuld daran, ein recht fataler Traum!
Feldmarſchall, denke Dir, wie vom Burgunderrauſche
In ſüßen Schlaf gewiegt im Kabinet ich lauſche,

Da träumt mir, meine Braut, die schöne Klarinette,
Läg' todt und leichenblaß in ihrem seidnen Bette,
Und Kasimir, der Prinz, stand wie ein Löwe da
Und riß den Kopf mir ab, da er die Leiche sah —
Bramarbas, denke Dir, wie sehr Wir da erschrocken!
Ich griff an meinen Kopf und fühlte meine Locken,
Da ward mir's leicht ums Herz, ich schöpfte wieder Athem,
Doch sterben soll der Prinz, das sichert mich vor Schaden!
Man weiß nicht — oft trifft ein, was man im Traume sah,
So lehrte mich höchstselbst, hochselig die Mama!

Bramarbas.

Ein Traum, o Majestät! besonders nach Burgunder,
Bedeutet selten was und ist kein großes Wunder.
Ich träume hundertmal, doch kümmert mich das wenig.

Violon.

Du träumst als Unterthan, Wir träumen wie ein König!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Klarinette, Kunigunde.

Klarinette (wild hereinstürzend).

Welch ein Lärmen! welch Getümmel!
Ist es möglich? gütiger Himmel!
Herr und König — wie? ist's wahr?
Kasimir ist in Gefahr?
Kasimir, an unserm Hofe
So geliebt und venerirt,
Still beseufzt von jeder Zofe,
Kasimir ist arretirt?

Violon.

Ja, sterben muß er gleich, und zwar aus wicht'gen Gründen,
Und ist er einmal todt, wird man's auch billig finden.

Klarinette.

Was sagt Ihr? wie? er sterben?

Violon.

Ja, meine theure Braut — beliebt doch Platz zu nehmen —
's ist Gottes Wille so, man muß sich schon bequemen!

Klarinette.

Nein, das wollen nicht die Götter,
Daß der schöne Jüngling stirbt!
Sorgt, daß nicht wie Sturm und Wetter
Euch sein Heldenarm verdirbt!
Er soll sterben? Ihr wollt leben?
Er wird zum Gericht geführt?
Stärke wird dem Tod gegeben,
Und die Schwachheit triumphirt? —
Gab Euch Wahnsinn solchen Rath
Zu der ungeheuern That?
Wenn sie ihn zu Grabe tragen,
Hört auch mein Herz auf zu schlagen!

Violon.

Wie kommt mir denn das vor? Ihr nehmt viel Antheil dran!
Beamarchais, höre doch!

Klarinette.

So wißt's, ich bet' ihn an!

Violon.

Anbeten — ihn? und ich....!

Klarinette.

O meine Sonn' ist aufgegangen,
Seit ich den schönen Jüngling sah!
Dich lieb' ich nicht; mein brünstiges Verlangen
Ist nur nach ihm und seinem Herzen nah'!
Mein Vater gab mich Dir,
Nicht ich, nicht freie Wahl,
Ich sah den Kasimir —
Und Du wardst meine Qual!
O laß ihn los und gib mich frei,
Daß treue Liebe glücklich sei!

Violon.

Nun seh' einmal ein Mensch! Prinzessin, meine Braut,
Jetzt schon so unverschämt und seid noch nicht getraut?

Klarinette.

Erröthen müßt' ich ja, wollt' ich es nicht bekennen,
Ihn meinen Liebsten nicht vor allen Menschen nennen!
Ich lieb' ihn ewig treu! und ich bekenn' es laut!
Und Ihr, o Herr, seid froh, daß wir noch nicht getraut!

Violon.

Pah! das hilft Alles nichts! Bramarbas, Du wirst sorgen:
Noch heute stirbt der Prinz, die Hochzeit feir' ich morgen,
Und Punktum! dabei bleibt's! es stirbt der Kasimir,
Das Urtheil ist gefällt, car tel est notre plaisir!

(Ab mit Bramarbas.)

Fünfter Auftritt.

Klarinette, Kunigunde.

Kunigunde.

O Himmel! Prinzessin, was habt Ihr gewagt!

Klarinette.

Sei ruhig, liebe Kunigunde,
Ich hab' mein volles Herz recht frei herausgesagt,
Und ich bereu' es nicht, zu treuem Liebesbunde
Bin ich für ihn allein, ist er für mich gemacht:
Stirbt er, ich folg' ihm nach in seine stille Nacht!

Kunigunde.

Prinzessin, schöner ist's mit dem Geliebten leben,
Doch muß den Liebeskuß Geheimniß still umschweben.

Klarinette.

Geliebte, zürne nicht; ich wollt' es ja verschweigen,
Da muß sich mir der Mensch in seinem Grimme zeigen!
Ich hass' ihn, o es war mir Lust, ihn recht zu kränken!
Zu quälen, was man haßt, kann man was Süßres denken?
Es komme, was da will, ich bleib' ihm ewig treu,
Im Sieg mit ihm gekrönt, im Tode mit ihm frei!

Kunigunde.

Daß Gott erbarme sich! das hätt' ich nie gedacht,
Wie ich die Briefchen sonst schlau hin- und hergebracht!
Es fing so schön sich an mit Seufzern und Präsenten,
Und nun muß Alles sich so ganz erbärmlich enden!
Der Kasimir ist schön, ich hab's Euch nie verdacht,
Daß Ihr ihm ins Geheim was Süßes zugedacht;
Ich gab Euch guten Rath, ich hab' in solchen Sachen
Unglaublich viel gethan und weiß es wohl zu machen.
Verschwiegen muß man sein, mit seiner Liebe zaudern....

Klarinette.

Er liebt mich und ist schön, und — ich soll gar nicht plaudern?

Kunigunde.

Der König kommt! o weh! es ist um uns geschehn!

Klarinette.

Fort, fort, geschwinde fort! ich mag ihn nicht mehr sehn!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Violon.

Violon.

Weiß Gott, Wir sind verliebt! Wir haben keine Ruh'!
Prinzessin, hört Ihr nicht? wo lauft Ihr wieder zu?

Klarinette.

Wo Du nicht bist, Tyrann! Dich werd' ich ewig fliehen,
Für ihn nur soll mein Herz in treuer Liebe glühen!
Im Kerker schmachtet er und Niemand hört sein Sehnen,
Doch ist mein Herz bei ihm und weint in seine Thränen!
Gib mir ihn los, Tyrann — wo nicht, so schwör' ich Dir,
Mein Entschluß ist gefaßt: Tod oder Kasimir!

(Ab mit Kunigunden.)

Siebenter Auftritt.

Violon allein.

Ei, ei, wie frevelhaft! der Kopf iſt ihr verdreht,
Sie hat nicht mehr Reſpekt vor meiner Majeſtät!
Mit einer Krone will ich ihre Stirne zieren:
Sie will die meinige mit Hörnern regaliren?
O allzu ſchweres Loos der Könige auf Erden,
Betrogen und gehaſst und nie geliebt zu werden!
Und doch begreif' ich's nicht — Es gibt kurioſe Triebe:
Je toller ſie ſich ſtellt, je mehr wächſt meine Liebe!

Achter Auftritt.

Violon, Bramarbas.

Bramarbas.

Erhabne Majeſtät! der Prinz wünſcht Euch zu ſprechen.

Violon.

Was will er? kundig iſt ſein ſchreckliches Verbrechen:
Und wie? er wagt es noch, der freche Böſewicht,
Er kommt und zittert nicht vor meinem Angeſicht?
Er trete her, doch nie werd' ich ihm Gnad' erzeigen.
Macht das Schaffot bereit, er ſoll es gleich beſteigen!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Kaſimir und Siegfried treten, von der Wache begleitet, herein.

Violon.

Was ſuchſt Du wieder hier? was haſt Du mir zu ſagen?
Kannſt Du die ſchwarze That noch zu vertheid'gen wagen?
Willſt Du auf Deinen Knien um Gnade flehn und heulen?

Kaſimir.

Ihr irrt; ich bin gewohnt, ſelbſt Gnade zu ertheilen!
Der Tod erſchreckt mich nicht, ich reich' ihm froh die Hand,
Mein kühnes Heldenherz iſt längſt mit ihm bekannt!

Violon.

Schweig' mit der Prahlerei! das iſt die alte Leier;
Du biſt ein Vagabond und gehſt auf Abenteuer.

Kaſimir.

Reſpekt vor meinem Rang!

Violon.

Biſt Du denn König?

Kaſimir.

Nein,
Ich bin noch etwas mehr, denn ich verdien's zu ſein!

Violon.

Das glaub' ein Andrer Dir, Wir ſind höchſtſelbſt nicht dumm,
Von vorne ſeh' ich nichts, ſo dreh' Dich einmal 'rum —
Wahrhaftig, ich kann auch nichts Königliches finden,
Haſt weder Majeſtät von vorne noch von hinten.

Kaſimir.

Mein Herz ſagt mir, daß ich aus Königsblut entſproſſen;
Den Vater kenn' ich nicht, das hat mich oft verdroſſen.

Violon.

Der Menſch weiß nicht einmal, wer ſein Papa geweſen,
Und treibt an meinem Hof ſolch arrogantes Weſen!

Kaſimir.

Es wälzt der ſtolze Nil die königlichen Wogen
Durch ganz Aegyptenland,
Der Quell, der ihn erzogen,
Iſt dennoch unbekannt.

Violon.

Das iſt ſo in der Art bei wäſſ'rigem Geſchlechte:
Wo viele Quellen ſind, da weiß man nie die rechte.

Kaſimir.

Die Abkunft weiß ich wohl von mütterlicher Seite:
Mama iſt Königin und geht im Purpurkleide.
Ich kam hieher, um Euch, o König, zu befragen:
„Seid Ihr wohl mein Papa? die Mutter läßt Euch fragen!
Habt Ihr ſie einſt gekannt, die ſchöne Meluſine?"

Violon.

Was hör' ich? Himmel! wie?

Kaſimir.

Er ändert ſeine Miene.

Violon.

Bringt mir zu riechen her, es wird mir wunderlich!
Ach, Meluſine! ja! der Name tödtet mich!

Kaſimir.

Ihr ſeid ſo überraſcht — darf ich es hoffen? ha!
Erhabner Violon, Ihr ſeid es! mein Papa!

Violon.

Beweiſe, was Du ſagſt, ſonſt koſtet's Dich das Leben.

Kaſimir.

Ein wildes Schwein, ſo heißt's, hat mich der Welt gegeben.

Violon.

Mein Sohn! mein liebſter Sohn!

Kaſimir.

Papa! Papa! Papa!
(Feurige Umarmung.)

Bramarbas.

Ich ſtehe ganz erſtaunt und ganz verwundert da!
O Licht und Glanz der Welt! mein König, ſagt mir doch,
Ihr war't, ſo viel ich weiß, niemals im Ehejoch,
Und nie ward Euer Herz von Liebe überwunden,
Wie habt Ihr denn anjetzt ein ſolches Kind gefunden?

Violon.

Verſchieden iſt die Zeit, verſchieden ſind die Launen,
Feldmarſchall, die Natur ſpielt manchmal zum Erſtaunen!
Auch ich war einmal jung, mir ſchien ein heitrer Himmel,
Leicht ſcherzte rund um mich des Lebens bunt Getümmel,
Auf Reiſen ging ich aus mit Frohſinn und mit Geld,
Man nannte mich galant und ich gefiel der Welt.
Einſt in Zirkaſſien, das gleich dem Paradieſe
In tauſend Reizen blüht, bin ich auf einer Wieſe;
Und als ich einſam da an einer Quelle ſaß,

Mein Klepper neben mir vom fetten Graſe fraß,
Vernehm' ich aus dem Wald ein kläglich Hülfeſchrein.
Ich ſchwinge mich aufs Roß und ſpreng' ins Holz hinein —
Da ſtürzt' in meinen Arm, Entſetzen in der Miene,
Der Götter Ebenbild, die ſchöne Meluſine;
Es folgt ihr auf dem Fuß ein ungeheurer Eber,
Ich ziehe gleich mein Schwert und ſtech' ihn durch die Leber.
Sie lallt und ſtammelt Dank, ich fühle ſüßen Schmerz:
Zu Füßen leg' ich ihr das Schwein und auch mein Herz,
Und Beides nimmt ſie an und Beides iſt willkommen.
Viel Küſſe werden nun gegeben und genommen —
Bramarbas, glaube mir, der Liebe zarter Glanz
Erliſcht nur gar zu oft vor Hymens Fackeltanz!
Ein ungeduldig Herz fragt nach dem Paſtor nie,
Und jeder ſtille Platz iſt gut zur Zer'monie!

Kaſimir.

O König und Papa! ſo dank' ich Euch das Leben?

Violon.

Ja, vielgeliebter Sohn, Wir haben Dir's gegeben,
Und es iſt gern geſchehn; ſtell' nur das Danken ein!
Du biſt mein erſtes Kind, Du ſollſt mein Kronprinz ſein!
Doch die Prinzeſſin, Sohn! die trittſt Du mir doch ab?

Kaſimir.

Was? die Prinzeſſin? Euch? nein, lieber gleich ins Grab!

Violon.

Wie, Kind! Du liebſt ſie noch?

Kaſimir.

So lang ich lebe! ja!

Violon.

Ich habe keinen Sohn!

Kaſimir.

Ich habe keinen Papa!

Bramarbas.

Ach, ein Familienzwiſt macht doch betrübte Sorgen!
Prinz, weigert Euch nicht mehr, dem Vater zu gehorchen!

Kasimir.

Der mir mein einzig Glück will aus den Armen reißen,
Gehorchen soll ich dem, den soll ich Vater heißen?

Siegfried.

O große Majestät, gebt ihm die Braut! seid froh:
In Euern Jahren ist die Liebe Risiko!

Violon.

Nein, ungerathnes Kind, Du sollst nicht triumphiren,
Zur Strafe will ich sie sogleich zum Altar führen!

Kasimir.

Glaubt Ihr, ich fürchte das? die Drohung macht mich lachen!
Eh' stürzt der Himmel ein — und alle Welten krachen!
Im Winterfrost erstarrt der Busen der Natur,
Eh' Klarinette je vergißt, was sie beschwur!
O quäle sie, Barbar, das Schicksal wird mich rächen:
Nur treue Liebe darf der Liebe Blumen brechen!
O Angst und Tod und Nacht! Ihr Götter gebt mir Licht!
Ich will — ich will — ach was? Ich weiß es selber nicht!

(Stürmend ab mit Siegfried.)

Zehnter Auftritt.

Violon, Bramarbas.

Bramarbas.

O Glanz und Pracht der Welt! erhabne Majestät!
Ich wette, daß er jetzt gleich zur Prinzessin geht,
Und trifft er sie allein, so macht er Mariage!

Violon.

Bramarbas, edler Freund! verrenn' ihm die Passage!
Geh', lauf' und säume nicht!

Bramarbas.

Herr, Ihr könnt sicher sein,
So lang' Bramarbas lebt, so darf er nicht hinein;
Und wär' er schon darin, so muß er wieder 'raus:
Er ist zwar Euer Sohn, doch mach' ich mir nichts draus!

(Ab.)

Elfter Auftritt.

Violon allein.

Jawohl, er iſt mein Sohn, daran iſt gar kein Zweifel,
Gerade wie einſt mich, ſo plagt jetzt ihn der Teufel!
Iſt man einmal Papa, nimmt man mit Schrecken wahr,
Welch ein gewalt'ger Narr man in der Jugend war!
Und doch, bedenk' ich's recht — in meinen jungen Tagen —
Nein, nein! ſo toll wie er hab' ich mich nicht betragen! —
Was iſt nunmehr zu thun? ach, eine Majeſtät
Iſt doch in dieſer Welt auch oft in Schwulität!
Heirathen oder nicht? da eben ſitzt der Knoten!
Die Ehſtandsmelodie hat gar verwünſchte Noten —
Doch ach! der Sommer flieht — der Winter kommt — man friert —
Wird man im Alter doch noch gratis kareſſirt!
Da liegt's! wer trüge ſonſt ſo lang' und unverdroſſen
Die Launen, die Vapeurs und — manchen Mitgenoſſen?
Doch wie? mein eigner Sohn wird jetzo mein Rival?
Und trägt ſein flammend Herz ganz ohne Futteral?
Nein! unerhört fürwahr! Du ungerathne Brut!
Ha, büßen ſollſt Du mir für ſolchen Uebermuth!

Zwölfter Auftritt.

Violon. Siegfried und Kunigunde ſtürzen bleich und athemlos herein und fallen händeringend dem Könige zu Füßen.

Kunigunde.

Ihr Götter!

Siegfried.

Majeſtät!

Kunigunde.

Mein König!

Siegfried.

Welches Schrecken!

Kunigunde.

Laßt Euch erzählen, Herr!

Siegfried.

Ach laßt es Euch entdecken!

Kunigunde (weinend).

Klarinette — huhuhu!

Siegfried (weinend).

Prinz Kasimir — huhu!

Violon.

Sprecht Einer auf einmal, sonst halt't die Mäuler zu!
Der Henker mag verstehn, was zwei Verrückte sagen —
Du, Siegfried, sprich zuerst, was hast Du vorzutragen?

Siegfried.

Wie bring' ich's Euch doch bei? erschreckt nicht, Majestät!
Als eben jetzt der Prinz aus Euerm Zimmer geht,
So ruft er toll und wild: „Mein bleibst Du, Klarinette!"
Und eilt wie rasend fort nach ihrem Kabinette —
Doch der Feldmarschall kommt, das garst'ge, grobe Thier,
Verrennt ihm gleich den Weg und schreit: „Marsch, fort von hier!"

Violon.

Die Ordre gab ich selbst! Verderben dem Verräther!

Siegfried.

O große Majestät! der Prinz zog gleich vom Leder —
Und des Feldmarschalls Kopf....

Violon.

O weh!

Siegfried.

Wie weggeschoren
Flog er auf einen Hieb!

Violon.

Er hat den Kopf...?

Siegfried.

Verloren,
Ganz glatt weg, Majestät!

Violon (empfindsam).
Das ist mir höchst fatal!

Siegfried.
Laßt's gut sein und beweint ihn auf ein andermal,
Denn noch viel größre Noth und viel gewalt'gre Schrecken
Hab' ich, o Licht der Welt, Euch jetzo zu entdecken!

Violon.
Du Unglücksvogel, sprich, was noch?

Siegfried.
Prinz Kasimir
Dringt nun ins Kabinet, allein — was sah er hier! —
Ich kann nicht mehr! der Schreck hemmt jedes Wort im Munde. —
Du stehst auch wie ein Klotz! erzähl' es, Kunigunde!

Kunigunde.
Klarinette hört den Lärm, vor Schrecken wird sie blau,
Sie schreit: „Der König kommt und macht mich nun zur Frau!
Und außer sich vor Wuth greift sie nach einer Gabel
Und stößt sie sich ins Herz — ja, das war sie kapabel!
(Violon macht entsetzliche Geberden.)

Siegfried.
Da lag das schöne Kind und schwamm in ihrem Blute!
„Mein Engel, was ist das? Wie sind' ich meine Gute?"
So sprach der Kasimir.

Kunigunde.
„Mein Schatz wird mir verzeihn
Ich glaubte schon, es dräng' der König hier herein!"
So sprach die Klarinett' —

Siegfried.
„Ei was! Sie hätten sollen
Vermuthen, daß ich's war, der Sie befreien wollen!"
So sprach der Kasimir.

Kunigunde.
„O Unbestand des Glücks!
Als Jungfrau fahr' ich nun hinüber übern Styx!"
So sprach die Klarinett' —

Siegfried.

Und unter Angſt und Beben
Brach ihr durchlaucht'ges Herz, ſchwand ihr durchlaucht'ges Leben!

Violon.

Mein Traum! mein Traum! mein Traum! ha, welch ein gräßlich Wunder!
Und ſprach der Eſel nicht, das käm' nur vom Burgunder?
Ha, da burgundert ſich's! Bramarbas ohne Kopf
Und Klarinette todt! was mach' ich armer Tropf?
O unglücksvoller Tag! o wär' ich nie geboren!
Mit ſeinem Kopf ging auch der meinige verloren!
Mein Glück hat ausgeblüht! Wohlauf! wohlauf, Courage!
Wer hier kein Weib ſich nahm, macht dort noch Mariage!
(Erſticht ſich.)
Komm', Hochzeitbitter, Tod! du Lebenselixir!
Mir iſt die Welt wie nichts, mein Thron wie Goldpapier!
(Stirbt.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Kaſimir ſtürzt wüthend und außer ſich mit gezogenem Schwerte herein.

Kaſimir.

O ſchreckliches Geſchick! barbariſcher Papa!

Siegfried.

Schweigt ſtill, durchlaucht'ger Prinz!

Kunigunde.

Ihr wißt nicht, was geſchah.

Siegfried.

Da liegt der ſel'ge Mann!

Kaſimir.

Ha, Eiferſucht der Hölle!
Er iſt ihr nachgeeilt, ich folg' ihm auf der Stelle!
Auch dort wird ſie nicht Dein! Barbar, erzittre! ſir,
Ein fliegender Kourier, eil' ich hinab zum Styx.
(Stürzt ſich in ſein Schwert.)
O weh! der Liebe Rauſch gab mir das ſüße Leben,
Dem ſüßen Liebesrauſch will ich's nun wiedergeben!

Dort wohnt der Liebe Glück, hier wohnt der Liebe Schmerz:
So ſtirb nun glorios, verliebtes Heldenherz! (Stirbt.)

Siegfried.

Was meinen Sie, mein Kind? Die Herrſchaft iſt zum Teufel:
Was thut die Dienerſchaft?

Kunigunde.

Sie folgt ihr ohne Zweifel!

Siegfried.

Ei, ei, mein werthes Kind, das wär' wohl nicht geſcheidt.
Ich denke, man verſüßt ſich dieſe Zeitlichkeit!

Kunigunde.

Wie ſo, Herr Kammerherr?

Siegfried.

Hofdame, mein Verlangen —
Sie ſehn's in meinem Blick, an meinen blaſſen Wangen.

Kunigunde.

Hier, wo der Tod regiert?

Siegfried.

Drum ziehe Leben ein!
Nimm, Engel, meine Hand!

Kunigunde.

Wohlan, ich ſchlage ein!

Siegfried.

Die Erſten ſind wir nun; gewiß, man krönt mich morgen!

Kunigunde.

Sei ſtill, mein Bräutigam, für Krönung will ich ſorgen.

Siegfried.

Die Thoren ſuchten dort ein günſtiges Geſchick —

Beide.

Hofdamen machen hier mit Kammerherr'n ihr Glück!

(Der Vorhang fällt.)

Simon Lämchen

oder

Hannswurst und seine Familie.

Ein Lustspiel in vier Aufzügen.

Personen.

Herr Niedlich, ein reicher Buchhändler.
Baniſe, ſeine Tochter.
Simon Lämchen.
Frau Schnurr, deſſen Tante.
Fabian Feuerbrand.
Gottfried Reimlied.
Hannswurſt und ſeine Familie.
Eine Menge Damen.

Prolog.

Erhabne Kinder des erhabnen Lichts!
Ihr Wortemacher über das wortreiche Nichts!
Die ihr, früh wenn der Morgen graut,
Bis spät wenn der Abend niederthaut,
Am Pulte sitzt und an der Feder kaut,
Bald traurig wimmert, bald lustig fiedelt,
Mit Einfällen wuchert, mit Gedanken jübelt,
Mit euern Werken, die kein Peru bezahlt,
Für einen billigen Preis auf den Märkten prahlt,
Und den Satz, wie sich's gebührt,
In der That und Wahrheit demonstrirt:
„Daß der heiligen Germania itzt
„Bloß noch die Kraft in den Fingern sitzt." —
Ihr großen Geister mit geschäftigen Händen!
Verehrungswürdige deutsche Skribenten!
Da hab' ich nun, wie ihr Alle schaut,
Ein neues Wirthshaus aufgebaut,
Und kann Jeder, der sich will verlustiren,
Muthig und getrost hineinspatziren.

Weil aber ein Deutſcher nirgend hingeht,
Wo nicht ein Titel darüber ſteht,
Und über jedes Wirthshaus groß und klein
Ein ſtattliches Schild gemalt muß ſein:
So ſagt mir, die ihr unaufhörlich ſpekulirt,
Was die Mode jetzt Alles im Schilde führt?

O neues Jeruſalem! Labſal der Seelen,
Heilige Stadt der Literatur!
Wer vermag deine Schilder zu zählen?
Wer zu enträthſeln der Wappen Spur?
Wie die Blumen auf den Beeten
Ohne Maaß und ohne Zahl
Ueberall, all überall
Wunderſchöne Raritäten! —

Seht, hier ſchweifen
Geflügelte Greifen,
Die ein Genius ſpielend hält,
Ueber der eleganten Welt.
Welche Schnäbel! welche Klauen!
Furchtbar ſind ſie anzuſchauen!
Ihr trotziger Kamm und ihr kräftiger Schwanz
Schützt das Hotel der Eleganz.

Seht dort den Gaſthof zur fallenden Muſe,
Ein Grazienbild in Geſtalt der Meduſe!
Das ſüße Geſchöpf iſt in großer Noth,
Aus der linken Hand fallen ihr die Blumen in Koth,

Und wie ſie mit der Rechten nach Hülfe faßt,
Da greift ſie an einen dürren Aſt,
Und — er bleibt ihr in den Händen!
Kein Gott kann den jämmerlichen Sturz abwenden!
Kinder kommen, kleine Kinder,
— Denn ſie liebt die kleinen Kinder,
Hat ſich viel daran ergötzt,
Manches in die Welt geſetzt, —
Abzuhalten dieſen Chor
Greifen ſie ihr freimüthig unter'n Rock,
Wollen wehren, wollen halten
An des Rockes weiten Falten;
Einer kommt ſogar gerannt,
Hat ein Fackelchen angebrannt,
Leuchten will er ſeiner Herrin —
Doch ſie fällt, die arme Närrin!
Fällt mit all den zarten Kindern,
Und ihr Sturz iſt nicht zu hindern!! —
Edle Seelen! gefühlvolle Buſen!
Werft einen naſſen Blick
Auf dieſes zarte Familienſtück, —
Iſt's nicht ein Jammer mit den fallenden Muſen?

Wunderſeltſam, allerhand
Hat der edle Kaufmannsſtand
Ausgehangen dort am Rheine!
Seht, an einer alten Säule
Steht die liebe Langeweile,
Hat in Eile,

Was ſie ſo zuerſt ergreift,
Alterthümer groß' und kleine
Luſtig um ſich angehäuft.
Wollt ihr wiſſen Sinn und Deutung? —
Ich beſchwör' euch, leſ't die Zeitung!

Doch ſeht da drüben, was ſchimmert ſo?
Es iſt die Tabagie zum leeren Stroh!
Dieſe ſchlechte Kneipe übertrifft doch weit
Alle die andern an Ehrlichkeit;
Denn das leere Stroh, das der Wirth da driſcht,
Iſt zierlich im Bilde aufgetiſcht,
Und in eine Schütte zuſammengebunden,
Auch farbloſe Blumen darum gewunden.
Das Stroh, das ſoll den Ernſt bedeuten,
Die Blumen zum Spaße vorbereiten,
Und die zwei Ofengabeln, die darunter ſind,
Verkünden die Galle jedem Menſchenkind.
Zweimal die Woch' iſt hier
Bitter und ſauer Bier,
Auch zur Ergötzung Vademekumsragout:
Wer Luſt und Belieben hat, lange nur zu!

Dort weiter unten im literariſchen Brühl,
Welch Gaſthofstreiben! welch Schenkengewühl!
Da hängt jeder Wirth vor ſein baufällig Haus
Das Schild einer Muſe, eines Gottes heraus!
Denn wie in dem alten entheiligten Lande
Die Tempel der Götter zum Eſelsſtande,

Und der Muſen und Grazien heilige Schwellen
Geworden ſind zu Schweineſtällen:
So auch in der literariſchen Stadt allhier,
Sucht Alles bei den Göttern und Muſen Quartier!
Sie nennen ſich der Grazien Lieblingsſöhne,
Und grunzen und brüllen barbariſche Töne!
O hohe Geſtalten einer ehrwürdigen Zeit,
Wie hat euch die Einfalt ſo ſchimpflich entweiht!
Wie iſt Alles aus Weisheit ſo dumm geworden,
Und braucht euch zum Siegel der Narrenorden!

„Was machen Sie da für ein Donnerwetter!
„Das ſind ja Alles nur gemalte Götter
„Aus der heidniſchen Mythologie,
„Daran glaubt jetzt weder Menſch noch Vieh.
„Die Mode will's, man braucht ein Schild —
„Da nimmt man ſo ein altes Götzenbild,
„Und nagelt's über der Hausthür an,
„Was hat man da weiter Uebels gethan?
„Auch iſt es nun einmal ſo hergebracht,
„Daß man den Dingern viel Komplimente macht,
„Sie zierlich mit Titeln überſchüttet
„Und zum Spaß um Hülfe bittet;
„Doch weiß wohl jedes kleine Kind,
„Daß das nur poſſierliche Reden ſind."

Hochwohlgeborner, Sie haben Recht,
's iſt ein poſſirliches Weſen mit dem jetzigen Geſchlecht;
Und weil denn nun einmal ein Schild muß ſein,

So ſoll mein Schild eine Maske ſein.
Und an dich
Wend' ich mich,
Der du liebeſt Wieſenkränze,
Schnitterlieder, Landmannstänze;
Froher Scherz, geſundes Lachen!
Hilf mir dieſe kranke Welt,
Der nur Bücherwuſt gefällt,
Wieder friſch geſund zu machen!

Alle will ich zu dir bringen,
Wem die Gall' im Blute ſchleicht,
Wem der Neid die Wange bleicht,
Wen die blinde Ehrſucht fraß,
Wer bei Büchern krank ſich ſaß.
Laß, o laß es mir gelingen,
Daß von all dem böſen Weſen
Sie durch Lachen bald geneſen!
Einfach, ohne Pracht und Säulen,
Will ich dir dann Tempel weihn;
Denn nur du vermagſt allein,
Dieſes kranke Volk zu heilen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Zimmer mit ärmlichen Möbeln. Simon Lämchen ſitzt an einem Tiſche hinter Büchern und Papieren. Eine Lampe, dem Verlöſchen nahe, ſteht vor ihm. Der Morgen blickt durchs Fenſter.

Simon Lämchen allein.

Lieber Himmel! da hab' ich die ganze Nacht geſeſſen,
Habe beinahe die Feder zerfreſſen!
Muß man ſich nicht bis aufs Blut zerplagen,
Wenn man will was Originelles ſagen! —
Und iſt's am Ende fertig — du lieber Gott!
Da kommen die Rezenſenten und treiben ihren Spott!
Da wartet ein ganzer hungriger Haufen,
Durch den muß man jämmerlich Spießruthen laufen!
Die treten die zarten Gedanken in Koth
Und reißen vom Munde das Stückchen Brod,
Wie ſauer erworben mit ſauerm Schweiß!
Wie ſchwer verdient bei nächtlichem Fleiß!
Ach hätt' ich nur Nahrung mit der Alten mein,
Ich ſtellte das Schreiben auf ewig ein;
Doch weil ich nicht anders helfen kann,
So arbeit' ich armer geplagter Mann,
Und ſetze Ehre, Geſundheit und Ruh'
Bei der literariſchen Glorie zu!

O Liebe! du haſt mir noch nie gelacht,
Trotz allen Gedichten, die ich dir gemacht,
Und jetzt lieg' ich vollends mit den Sonetten im Streite —
Das iſt ein verdammtes Reimgebäude!
In dieſe vierfache Teufelspein
Paſſen zärtliche Gedanken ſo ſchwer hinein.
Heute könnteſt du nun Alles vergelten,
Ich will mich als Freier bei Baniſen melden;
Wie arm ich bin, ſo reich iſt ſie —
Und das iſt doch immer viel Sympathie!
Ich danke dir dann in einem herrlichen Liede,
Denn des elenden Lebens bin ich herzlich müde.

(Er nimmt eine Rezenſion und lieſt.)

Schönheit verlangen die Rezenſenten?
Ach, wenn ſie mein häßliches Schickſal kennten!
Leichtigkeit wollen die Herren ſehen?
Wie ſchwer muß ich Armer durchs Leben gehen!
Einheit und Rundung? Ach, Gott mag wiſſen,
Mein ganzes Leben iſt eckig und zerriſſen!

Zweiter Auftritt.

Simon Lämchen. Hannswurſt kommt eilig hereingelaufen.

Hannswurſt.

Schönen guten Morgen! ſchönen guten Morgen, Herr Prinzipal!
Man hat doch von Sonnenaufgang ſeine Qual!
Da muß ich nun eilen, da muß ich nun laufen,
Muß geſchwinde Zucker und Kaffee kaufen!
Die Butter iſt alle! das Bier iſt aus!
's iſt kein Biſſen Brod im Haus!
Schöner Geiſt, vergeßt die idealiſche Welt
Und gebt mir eine gute Hand voll Geld!

Simon Lämchen.

Alle Tage
Die nämliche Plage!
Hat mir ſchon oft meine Verſe verdorben!
Ich habe nichts mehr,
Der Beutel iſt leer
Und der Kredit iſt geſtorben!

Hannswurſt.

Wie? was? — Iſt der liebe Herre todt?
O wei, o wei! das ſind böſe Sachen!
Er lag ſchon oft in der letzten Noth,
Ich dachte wohl, er würd' es nicht lange mehr machen:
Aber wie iſt's denn noch zuletzt gekommen?
Er hat gewiß ein klägliches Ende genommen!

Lämchen.

Laß mich mit deinen albernen Reden und Geberden,
Ich möchte vor Angſt des Teufels werden!

Hannswurſt.

Des Teufels? hm! ſeid doch ein zarter Geiſt!
Mitglied, Profeſſor und Rath, wie Ihr heißt!
Der Henker mag alle die Titel merken,
Die vorgedruckt ſind Euern ſtattlichen Werken!

Lämchen.

Du lieber Himmel! meine vielen Titel
Sind ja nur der Mantel über den zerriſſnen Kittel!

Hannswurſt.

Iſt er zerriſſen? Nu, ſo flickt ihn wieder!
Schreibt Sonette, Romane und Lieder!
Schreibt raſch, daß der Bogen voll wird!
Und wenn auch das Publikum toll wird!
Lacht die Narren ins Fäuſtchen hinein
Und ſtreicht die vollen Thaler ein!

Lämchen.

All' recht gut! wenn nur die Ehre
Nicht mit dabei im Spiele wäre!

Hanswurſt.

Die Ehre? hrr! 's iſt ein luſtig Ding!
Mein Herr Vetter, den man an Galgen hing,
Fragte zeitlebens mehr danach,
Als der Richter, der ihm ſein Urtheil ſprach!
Aber der Reichthum, mein Schatz!
Ahi, ahi, das iſt ein warmer Latz!
Macht Euch überall unter dem Pöbel Platz!
Soll's Euch im Leben wohl ergehn,
Müßt Ihr immer auf die blanken Thaler ſehn!

Lämchen.

Ach, lieber Hanns! ich ſah mich viel darnach um,
Und ſchrieb mir darüber die Finger krumm!
Aber wie lange währt nicht das liebe Jahr
Und kurz und ſpärlich iſt's Honorar!
Krieg' ich das Geld von den Leipziger Meſſen,
So iſt's ſchon im trocknen Brode verfreſſen!

Hanswurſt.

Ei Gotts Tauſend Sapperlot!
Schöner Geiſt, warum freßt Ihr trocken Brod?
Drum ſteckt in Euern Büchern nur Angſt und Noth.
Braten müßt Ihr eſſen und Burgunder ſaufen,
Da kommen Euch ſchöne Gedanken zu Haufen,
Daß allen Weibern die Nerven ſchaudern
Und alle welſchen Hähne kaudern.

Lämchen.

Ach ſchweig'; dazu hab' ich keinen Heller!
Kein Tropfen Wein iſt in meinem Keller.

Hanswurſt.

Je nun, allenfalls bei Doppelbier,
Geht's auch von der Feder, glaubt es mir,
Und mancher Lorber zu dieſer Friſt
Nur aus einem Bierfaſſe gewachſen iſt!

Lämchen.

O treuer Knecht, gib mir die Hand!
Du haſt da viel edle Namen genannt,

Aber das vermehrt nur meine Sorgen,
Ich habe kein Geld und Niemand will borgen.

Hannswurſt.

Schöner Geiſt — bei meiner Ehr'!
Wenn ich an Eurer Stelle wär' —
Könnt' ich nicht ſchreiben, ſo behälf' ich mich mit Schmieren;
Könnt' ich auch das nicht, ſo thät' ich rezenſiren!

Lämchen.

O Einfalt! was nennſt Du rezenſiren?

Hannswurſt.

Rezenſiren! Rezenſiren?
Wie könnt' Ihr mich mit ſolchen Fragen geniren!
Da würde wohl ein Andrer drüber ſtutzen!
Ich denke — 's iſt ſo was — wie — Schuhe putzen!
Und dabei ſchreien aus voller Bruſt,
Und dabei ſchimpfen nach Herzensluſt.

Lämchen.

Sachte! ſachte! liebſter Hanns!
Wenn man Dich hört, ruinirſt Du mich ganz!
Und oftmals haben die Wände Ohren.

Hannswurſt.

Nun? was wär' denn Großes dabei verloren?

Lämchen.

Du läſterſt die Fürſten der Literatur!

Hannswurſt.

Ei ſeht einmal! die Fürſten der Literatur?
Ich bitt' Euch, was ich Euch bitten kann,
So zeigt mir doch den ordinären Mann!
Denn ſind die Herren Fürſten ſo gemein,
Potz Tauſend, wie muß der Pöbel ſein?

Lämchen.

Schweig' das kann ich nicht vertragen,
Denn im Vertrauen muß ich Dir ſagen:
Ich bin auch ſo ein Stückchen von einem Fürſten!

Hannswurſt.

Und doch müßt Ihr hungern, und doch müßt Ihr dürſten?

O hochgekröntes hungriges Haupt!
Wer hat Euch denn die Revenüen geraubt?

Lämchen.

Ach, ich ſitze noch in der Reviſion,
Und kriege nur einen ſpärlichen Lohn!

Hanswurſt.

Ei! ei! nur geſchrieben! nicht revidirt!
Dann hat ſich bald was zuſammenſummirt!
Darauf könnt Ihr Euch verlaſſen,
Die nächſte Krönung will ich nicht verpaſſen;
Und bin ich einmal zum Fürſten erhoben —
Herr Prinzipal, dann ſollt Ihr mich loben!

Lämchen.

Laß mich mit Deinem Geſchwätze zufrieden!

Hanswurſt.

Gebt mir Geld, ſo ſind wir geſchieden.

Dritter Auftritt.

Simon Lämchen. Hanswurſt. Frau Schnurr.

Frau Schnurr (hinter der Szene, ſingt).

„Wach auf, mein Herz, und ſinge" —

Lämchen.

Ach Gott, nun ſitz' ich in der Schlinge!

Hanswurſt.

Herr Prinzipal, um Alles in der Welt!
Geſchwinde, geſchwinde ſchafft mir Geld;
Denn wenn das alte Herz erwacht,
Rührt ſich gleich die Zunge mit ganzer Macht!

Lämchen.

Du lieber Himmel! wüßt' ich nur.....

Hanswurſt.

Geſchwind gebt her, ich verſetz' Euch die Uhr.

Lämchen.

Ach hätt' ich die, ſo wär' ich froh,
Die gab ich geſtern dem Salomo!

Frau Schnurr (hinter der Szene, singend).
„Dem Schöpfer aller Dinge" —

Hannswurst.
Das wär' der Teufel! bei meiner Seel'!
Hole der Henker die Kinder Israel.
Thäten mich schon in der Schule plagen,
Wenn ich mußte die Lektion aufsagen!
's ist ein Jammer, wenn man konsiderirt,
Wie Einen das verteufelte Volk verirt!

Frau Schnurr (tritt singend herein).
„Dem Geber aller...." (polternd zu Hannswurst).
Gott vergib meine Sünden!
Muß ich den Bengel hier noch finden?
Nein, ich will weiter kein Wort verlieren —
Aber der Schlag möchte Einen vor Aerger rühren!
Wenn ich sehe den Morgen blinken,
Will ich christlicher Weise meinen Kaffee trinken,
Wie jedes ehrbare Menschenkind
Mit Kaffeetrinken den Tag beginnt.
Dieser edle Balsam und Wundersaft
Gibt immer neuen Muth und frische Kraft,
Stärkt Herz und Lunge und jedes Glied,
Man singt dabei fröhlich sein Morgenlied.
(Hannswurst verkriecht sich.)

Lämchen.
Sie sind ja so munter; man thut's nicht merken,
Daß Sie eben nöthig haben, sich zu stärken.

Frau Schnurr.
Was spricht der Mensch? das thät' nicht Noth?
Der Aerger ist freilich mein Morgenbrod!
's ist Sünd' und Schande und Gott zu klagen!
Da ist an nichts gedacht! kein Zucker geschlagen!
Keine Semmel geholt! kein Kaffee gekocht!
Ach wie mir's Herz im Leibe pocht!
Daß mir's im Alter noch so muß ergehen —
Und Du kannst da so ruhig wie ein Pinsel stehen!

Hab' ich Dich nicht geliebt und gehegt?
Wie eine Mutter so treu gepflegt?
Und nun — wie soll's ihm der Himmel vergeben!
Läßt mich der Mensch ohne Zucker und Kaffee leben!

Lämchen.

Hab' ich doch manche rührende Szene geschrieben,
Und bin dabei kalt wie Eis geblieben;
Aber bei solchem Spektakel, — der Himmel weiß!
Wird mir am Leibe und Seele heiß!

Frau Schnurr.

Geschrieben? geschrieben? das kommt vom Schreiben!
Hättest Du doch das Zeug lassen bleiben!
Simon, ich sag' es Dir immer wieder,
Dein Vater war ein Seifensieder,
Hat immer fleißig und unverdrossen
Seine Seife gesotten, seine Lichter gegossen,
Bei Vornehm' und Geringen viel Ehre genossen!
Aber Du? — treibst nichts wie Narrenspossen!
Dem seligen Manne ging's gut in der Welt,
Unter seinem Schurzfell von Leder
Trug er immer einen Beutel voll baares Geld;
Aber Du? — lebst von der Feder!
Und das ist — Gott mag mir's vergeben!
Ein ganz erbärmlich mühseliges Leben!

Hannswurst

(der sich bei diesem Sermon herangeschlichen hat).

Da haben Sie Recht, Frau Tante, das fühl' ich sehr,
Das Federleben ist zentnerschwer!

Frau Schnurr.

Was gibt's wohl im Alter für andre Freuden,
Als wenn Einem die Nachbarn alle beneiden
Ueber die Fülle in Kammern und Schränken,
Ueber den Vorrath an Speis' und Getränken?
Wer das Alles besitzt, der trägt fürwahr
Mit vielen Ehren sein graues Haar!

Hannswurſt.

Ja wohl! ja wohl! herzliebe Frau Tante!
Hannswürſtel hält's auch mit dem Schlaraffenlande,
's iſt ein ſcharmantes Ländchen, eine wahre Pracht,
Unſer Herr Gott hat's in der beſten Laune gemacht!

Frau Schnurr.

Ich aber — Gott erbarme ſich darüber!
Kümmre mich von einem Tage zum andern hinüber!
Bei Dir? da möcht' ich nur Alles vergeſſen!
Waſchen und Platten und Trinken und Eſſen!
Nichts, was eine ehrliche Frau glücklich macht —
Geräucherter Schinken ſchwarze Pracht,
Feiner Wäſche ſchneeweißes Licht,
Das ſucht man umſonſt und findet's nicht.
Komm' ich in meine Speiſekammer —
Hilf, lieber Himmel! welche Noth und Jammer!
Kein Obſt! kein Gewürze! weder Butter noch Schmalz!
Die ganze Herrlichkeit iſt ein Häufchen Salz!

Hannswurſt.

Ich thue mich nur darüber freu'n,
Daß wir vor Mäuſen ſo ſicher ſein!

Frau Schnurr.

Und doch trägſt Du immer die Naſe in die Höh',
Als hätteſt Du Wunder was für ein Metier!
Sprichſt und ſchnatterſt von der hohen Kunſt —
Und 's iſt doch nichts als blauer Dunſt!
An die Kunſt, die volle Schüſſeln macht,
Haſt Du in Deinem Leben nicht gedacht!

Hannswurſt.

Potz Tauſend! von der Kunſt wäre viel zu ſagen,
Die fühlt man doch ordentlich in dem Magen.
Und was mich betrifft, ich gläube, ich gläube,
Das wahre Gefühl ſitzt im Unterleibe!

Frau Schnurr.

Das iſt's ja, was mir an Dir nicht gefällt,
Immer willſt Du mit dem Kopfe durch die Welt,

Und darüber — 's iſt Gott zu klagen,
Vergißt Du ganz den hochedeln Magen!
Möchte man nicht vor Galle ſchäumen!
Was thuſt Du den ganzen Tag? reimen und reimen!
Und daß ſich Hunger und Leben nicht reimt,
Das hat Dir noch nicht im Schlafe geträumt!

Hanswurſt.

Hol's der Guckguck und ſein Küſter,
Die Frau Tante ſchreibt noch einmal ein Reimregiſter!

Lämchen (hitzig).

Tadele Sie mich, ſo viel Sie will!
Aber von meinem Pegaſus ſchweige Sie ſtill!
Um das edle Thier hab' ich ſchon Vieles gelitten.

Hanswurſt.

Ja, ja, mein Herr hat ſich drauf wund geritten!
's iſt eine Kanaille! verteufelt munter!
Und eh' man ſich umſieht, purzelt man herunter.

Frau Schnurr.

Nun, ich will nicht länger ſtreiten —
Aber Du biſt ein Narr mit ſammt Deinem Reiten!
Hält ſich der Menſch da für einen Ritter,
Und geht zu Fuße, wie ein Leichenbitter!

Hanswurſt.

Ein Leichenbitter! Du liebe Zeit!

Lämchen.

Nein, beim Himmel, das geht zu weit!
Meine himmliſche Leier, meine heiligen Flammen,
So zu verläſtern! ſo zu verdammen!

Frau Schnurr.

Möchte man nicht raſend werden!
Der Menſch iſt toll! bald ſchwatzt er von Pferden,
Bald ſpricht er von der Leier,
Bald red't er vom Feuer,
Und bleibt doch der alte Simon Lämchen!
Weder eine Flamme, noch ein Flämmchen!

Lämchen.

Ach, halte Sie's Maul, ich beſchwöre Sie!
Sie weiß doch, ich brauche jetzt Genie,
Ich will ja heute um Baniſen werben:
Sie wird mir wohl den ganzen Kram verderben!

Frau Schnurr.

Ja ſo! Simon, das iſt ein edles Geſchäfte,
Da gebe der Himmel Dir Segen und Kräfte!
Ich will auch in mein Kämmerlein treten,
Und für Dich ſingen und für Dich beten;
Denn bringſt Du die reiche Baniſe ins Haus,
So iſt die Noth mit einem Mal aus,
Und ich habe immer gehört, das Poetiſiren
Soll zu einer glücklichen Mariage führen.

Hannswurſt.

Bei meiner Six! das hört' ich noch nie:
Hannswürſtel, leg' Dich auf die Poeſie!

Frau Schnurr.

Brauchſt Du Geld? ſo helf' ich gern,
Ich habe noch einen Ring von meinem ſeligen Herrn.
Das edle Kleinod that mich oft ergötzen,
Aber Dir zu Liebe will ich's gern verſetzen!
Auch kann ich guten Rath Dir geben,
Ich habe viel erfahren in meinem Leben!
Simon, wenn man auf die Freite geht,
Muß man immer ſehen, wie die Fahne ſteht.
Muß hören und horchen, und rathen und ſpähn,
Der Klügſte kann ſich oft verſehn.
Ich will Dir ſagen, zu meinen Zeiten
Da horchte man erſt ſo ganz vom Weiten,
Ließ von guten Freunden und Gevattern
Sein Anliegen ſo ein Bißchen beſchnattern,
Küßte Vater und Mutter die Hand,
Machte ſich mit dem Jüngferchen gar nicht bekannt,
Stellte ſich ſittſam und recht unſchuldig,
Wartete lang' und war immer geduldig,

Machte eine Miene, fromm wie ein Lamm,
Am Ende? — war man Bräutigam!

Hannswurst.

Ei! Ei! Händeküssen und ein Schafsgesicht,
Ehrlicher Deutscher, vergiß das nicht!

Frau Schnurr.

Ferner, will ich Dir sagen, zu meiner Zeit....

Lämchen.

Ach, liebe Frau Tante! Ihre Zeit,
Das ist nun einmal nicht meine Zeit!
Jetzt braucht man Genie und Eleganz,
Und zarter Empfindsamkeit Thränenglanz!

Frau Schnurr (mit unterdrückter Hitze).

Die Zeit kommt mir vor wie ein Hasenschwanz!

(Läuft erbittert ab.)

Vierter Auftritt.

Simon Lämchen. Hannswurst.

Hannswurst.

Herr Prinzipal, darf ich ein Wörtchen sagen?

Lämchen.

Will mich der Narr nun auch noch plagen?

Hannswurst.

Herr Prinzipal! unter meinem Hute
Ist's mir auch nicht allemal dumm zu Muthe!
Unser Einer ist auch nicht wie's liebe Vieh,
Man hat auch seine Gedanken, man hat auch sein Genie!
's ist mit den Gelehrten ein närrisches Wesen:
Sie denken, weil sie ein Paar Buchstaben gelesen,
So stehn sie so hoch wie eine Kirchthurmspitze
Und brüsten sich in ihrer Magistermütze!
Gehorsamer Diener! Wohl bekomm' ihnen die Freude!
Aber hinter'm Berge wohnen auch noch Leute,
Und manches Hannswürstel hat zu Stande gebracht,
Was hundert Gelehrte nicht im Traume gedacht!

Lämchen.

Ih, Hanns, Du biſt ja ganz beſeſſen!
Wie kannſt Du wohl allen Reſpekt vergeſſen?
Schwatze meinetwegen, ich ſitze hier:
Aber mach' es kurz, das rath' ich Dir!

Hannswurſt.

Kurz? kurz? Behüte der Himmel, das wär' nicht fein,
Eine rechte Weisheit muß ellenlang ſein!
Ja, ja, Hannswürſtel iſt kein dummer Tropf!
Und meiner Treu', das gehört zum guten Kopf,
Daß man ſo pumähle lang und breit,
Ein Wörtle hübſch an das andre reiht!
Und wer am Ende kein Ende finden kann,
Gotts Blitz! den nenn' ich einen großen Mann!

Lämchen.

Iſt Deine Vorrede noch nicht bald aus,
So pack' Dich nur gleich zur Thüre hinaus!

Hannswurſt.

Kommt Zeit, kommt Rath, Herr Prinzipal,
Im Kopfe hab' ich's nun ſchon einmal,
Aber vom Kopf in die Kehle, oder aufs Papier,
Das iſt eine weite Reiſe, glauben Sie's mir!
's hat Mancher drauf Hals und Beine gebrochen;
Aber ſehn Sie, was da die Alte geſprochen,
Vom Hören und Horchen und Spioniren,
Wenn man will die Braut nach Hauſe führen,
Vom Seh'n nach der Fahne und ſofort,
Das war, meiner Treu', ein geſcheidtes Wort,
Und mein Vater ſeliger hat ſchon geſagt:
„Hanns, gehſt Du einmal auf die Heirathsjagd,
Mußt Du nicht auf Deine Weisheit pochen.
Sei behutſam," ſagt' er, „und folge genau
Immer dem Rathe einer alten Frau;
Denn kann ſie nicht eſſen, ſo kann ſie doch kochen!"

Lämchen.

Welch albernes Plaudern! das brauch' ich nicht!
Hier iſt mein Triumph, mein göttlich Gedicht,
Solch ein zartes Liebesgirren,
Könnte Tigerherzen kirren;
Marmorblöcke, Demantfelſen,
Stein und Eiſen allzumal
Müſſen hier wie Wachs zerſchmelzen,
Tiefgerühret von ſüßer Qual.
(Mit glänzender Selbſtgefälligkeit.)
Holde Bilder! erhabene Reden!
Wie in euch ſo wunderſchön
Menſchen, Götter und Planeten
Luſtig durch einander gehn!
Solch ein Lied voll hoher Stärke,
Dummer Hanns! (ſchlägt ihn mit dem Papier auf den Kopf)
thut Wunderwerke!
(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hannswurſt allein.

Dummer Hanns? dummer Hanns? Ei Sapperlot! Wie? —
Hannswürſtel, du biſt ein verkanntes Genie!
Mußt dich einmal rühren und mußt dich einmal regen,
Deine Weisheit der Welt zu Tage legen!
So recht ausſtaffirt,
So recht illuminirt!
Denn gibſt Du's den Leuten nicht derb in die Hände,
So glaubt kein Teufel an deine Talente!
Aber — was ſoll ich nur beginnen?
Halt' einmal. — Will mich ein Bißchen beſinnen —
Erzählungen, Mährchen, Romane ſchreiben? —
Hannswürſtel, laß das Zeug nur bleiben.
's iſt doch nur ſo ein albern Getändel,
Schreibt jeder Narre ſeine Liebeshändel

Beim Pfeifchen Taback, beim Gläschen Bier,
Läßt sie frischweg drucken auf Löschpapier;
Rutscht auf die gelehrte deutsche Bank,
Bleibt aber ein Narre sein Lebenlang —
Aber halt' einmal! — Verse machen?
Au weh, Hannswürstel! sind böse Sachen!
Ach und O! in tausend Reimen,
Zusammenkleistern, zusammenleimen,
Worte wechseln,
Gedanken dreh'seln,
Alle seine Marter und alle sein Quälen
Hübsch geduldig an Fingern abzählen,
Das nennen die Leute poetisiren! —
Soll zwar zu einer guten Mariage führen,
Aber, o weh! 's ist eine arge Noth
Und ein wahres Holzhackerbrod!
Nee! — gibt mir Gott in Prosa Verstand,
So weis' ich die Verse noch von der Hand!
Aber! Aber! hm — jetzt hab' ich's gefunden!!
Meiner Seelen, dabei dien' ich nicht von unten!
Ein Kritikus! ein Kritikus! das muß ich werden!
Da wächst man auf einmal wie ein Pilz aus der Erden,
Braucht nichts zu verstehn, zieht auf Alles los,
Schreit man nur recht, der Glaub' ist groß.
's honorirt Einen doch alle Welt am Ende,
Hannswürstel, wer grob ist, kriegt immer Komplimente!
Bravo, mein Söhnchen! hast ein Köpfchen wie ein Daus!
Springt ein schöner Gedanke nach dem andern heraus!
Kannst dir bei dem Metier Vieles versprechen —
Und Sie, Herr Prinzipal? — Ich weiß mich zu rächen!
Ihr armes Gedicht auf die Mamsell Banise,
Das stech' ich mit meinem kritischen Spieße.
Soll zittern und zappeln, o Jemine!
Sapperment! so schwingt sich ein Genie in die Höh',
Wie ein Schwärmer, bsch! und wie eine Rackete! —

Was kümmert mich da so ein magrer Poete,
So eine winselnde Zauberflöte?
Wer den Andern tapfer vom Platze schnellt,
Zum Blitz! das ist mir der rechte Held,
Der kommandirt in der gelehrten Welt!
Blick' nieder, scharmante Viktoria,
Hannswurst, Dein lieber Sohn ist da!

(Geht gravitätisch ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wohnung des Herrn Niedlich. Ein großes Vorzimmer. Im Hintergrunde ein hohes und breites Bücherregal mit grünen Vorhängen.

Herr Niedlich. Baniſe.

Baniſe.

Ja, Papachen! das überhebt mich der Qual
Einer langen, bedächtigen Wahl,
Und führt mich gerade zum Ideal!
Alle meine Freier ſind hieher beſtellt,
Wer ſich unter ihnen am beſten hält,
Papachen, der wird Ihr Schwiegerſohn!

Herr Niedlich.

Ach, liebes Baniſchen! ich zittre ſchon;
Denn das zu unterſuchen, iſt ein großer Plack.
Liebes Töchterchen, wähle nur nach gutem Geſchmack.

Baniſe.

Papachen! was iſt denn der gute Geſchmack?

Herr Niedlich.

Warte, liebes Kind, das will ich Dir entdecken.
Du weißt doch, was das ſagen will: ſchmecken?
Nun ſiehſt Du, was ſchmeckt, das iſt der Geſchmack,
Und was gut ſchmeckt, das iſt der gute Geſchmack!

Baniſe.

Aber, Papachen! was ſchmeckt denn gut?

Herr Niedlich.

Daß das Wetterding nicht mit Fragen ruht!
Da sieh' Du selber zu,
Der Teufel mag das demonstriren,
Das muß man so wie ein Nageut
Kosten und probiren.

Banise.

Nun, ich will ja meine Freier probiren!
Erst will ich sie im Lyrischen prüfen,
Ob sie verstehen die heiligen Tiefen,
Wo die mystische Sonne glänzt,
Wo Sinn und Unsinn zusammengrenzt.
Und ist diese Prüfung vorbei, lieber Vater,
Dann müssen sie sich zeigen auf dem Theater:
Ein Jeder stellt dar einen letzten Akt,
Und wer mich dabei am besten packt,
Der ist mein Bräutigam, das sollen Sie wissen,
Mit dem geh' ich fröhlich hinter die Koulissen!

Herr Niedlich.

Ach ich wollte, Du wärst schon hinten!
's ist schwer, so ein Subjekt zu finden,
Denn seit ich den Buchhandel selbst muß führen,
Kann ich am besten drüber judiziren.

Banise.

Nein, lieber Vater, eine hohe Natur
Findet immer wieder eine hohe Natur,
Und kommen die beiden Naturen zusammen,
So schlagen der Schönheit grimmige Flammen
Ueber die beiden Naturen zusammen,
Und sie wandeln im ewigen Licht!

Herr Niedlich.

Banise, meine Tochter, das versteh' ich nicht.

Banise.

Je nun, das nimmt mich eben nicht Wunder,
Ein solcher Funke fällt nicht auf jeden Zunder!

(Ein **Bedienter** tritt herein.)

Der Bediente.

Da iſt ein Männchen unten im Garten,
Wünſcht die Ehre zu haben, aufzuwarten,
Sagt, er heiße Johannes Wurſtius
Und wär' ein berühmter Kritikus.

Baniſe.

Führt ihn nur immer hier herein,
Er ſoll mir von Herzen willkommen ſein.

(Bedienter ab.)

Herr Niedlich.

Johannes Wurſtius? Haſt Du den Meuſel bei der Hand?
Der Name iſt mir doch ganz unbekannt.

Baniſe.

Sie wiſſen ja, Papachen, wie das geht,
Vielleicht eine ganz neue Zelebrität.

Herr Niedlich.

's iſt doch recht ſonderbar und kurios,
Es zelebrirt jetzt Alles friſch drauf los,
Und kaum zu bezahlen mehr, glaub' es mir,
Iſt das verdammte Velinpapier!

Baniſe.

Aber bedenken Sie, Papachen, ein Kritikus!
Das iſt ein Mann, den man achten muß.

Herr Niedlich.

Ei, was achten! einfältiges Gepapel!
Die Kerls ſind wie die Lazzaroni's zu Neapel,
Sind nackt und bloß, und zum Zeitvertreibe
Reißen ſie andern Leuten die Kleider vom Leibe.

Baniſe.

Nicht doch, Papachen, ich bin recht froh,
Geſtehen Sie, der Menſch kommt apropos!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Hannswurſt.

Hannswurſt.

Schamſter Diener, ſchamſter Diener allerſeits!

Herr Niedlich.

Herr Johannes Wurſtius, in der That mich freut's,
Daß ich die Ehre habe, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Hannswurſt.

Schamſter Diener! es macht mir auch viel Freude,
Aber laſſen Sie nur den Wurſtius bei Seite,
Wurſtius heiß' ich in der gemeinen Welt nur,
Aber Johannes in der Literatur!

Herr Niedlich.

Zu dienen, Herr Johannes, nach Ihrem Belieben.

Baniſe.

Darf ich fragen: was haben Sie geſchrieben?

Hannswurſt.

Wie, beſte Mamſell? Sollten Sie das nicht wiſſen,
Wie grauſam ich mich ſchon herumgebiſſen?
Vom erſten Genie bis zum letzten Peter,
Ueber Alle, ſo zu ſagen, ſchrei' ich Zeter!
Zwar in der Literatur der Deutſchen
Gab es von jeher derbe Peitſchen, —
Ich aber, beſter Engel, bin ein ſublimer,
Kräftiger, kritiſcher Ochſenziemer!

Baniſe.

Wo ſind denn Ihre Kritiken zu leſen?

Hannswurſt.

Hinter der Zeitung brauch' ich meinen kritiſchen Beſen,
Da — zwiſchen Steckbriefen und Todesfällen
Pfleg' ich ſo meine Urtheile hinzuſtellen,
Und flechte mitunter ein Späßchen hinein;
's geht aller Welt durch Mark und Bein.

Baniſe.

Zu welcher Schule bekennen Sie ſich?

Hannswurſt.

Schule? Die Frage beleidigt mich!
Wollen Sie mich etwa damit fangen?
Glauben Sie, ich bin noch nicht in die Schule gegangen?

Gehorſamer Diener, ich thue ſo viel verſtehen,
Daß die ganze Welt kann bei mir in die Schule gehen

Herr Niedlich.

Lieber Herr Johannes, darf ich wohl fragen,
Wie ſind Sie denn in ſo jungen Tagen
Schon zu ſolcher Weisheit gekommen?

Hanswurſt.

Sapperlot! ich hab' ſie aus mir ſelbſt genommen:
Mein Ich hat ſich ſeine eigne Weisheit gebaut!
Und mein Ich, ſehn Sie, das iſt ein Wunderkraut,
Hab's ſo dann und wann mit Weine begoſſen,
Da iſt der Weisheitsbaum emporgeſchoſſen.
Glauben Sie mir auf Ehre, mein Lieber,
Ich wundre mich manchmal ſelber darüber!

Baniſe.

O, lieber Vater, ſchweigen Sie nur,
Dieſer Zug verräth mir die hohe Natur!

Hanswurſt.

Gelt, Mamſellchen! 's iſt was Hohes drin?
In der Nähe ſieht man erſt, wie groß ich bin,
Muß ſich Alles neben mir verkriechen!

Baniſe.

Sagen Sie, Beſter! lieben Sie die Griechen?

Hanswurſt.

O Typto, Typtis, Typteton,
Da weiß ich viel zu erzählen von!

Baniſe.

Himmel! welch eine glückliche Stunde!
Vater! das Griechiſche fließt ihm aus dem Munde!

Herr Niedlich.

Es freut mich, daß Sie Ihre Talente zeigen.

Hanswurſt.

Ja, lieber Herr Niedlich, das iſt mir ſo eigen;
Ich denke, wer ſein Licht ſetzt unter den Scheffel,
Der iſt und bleibt ewig ein dummer Töffel!

Baniſe.

Ziehen Sie nicht den griechiſchen Chor
Allen modernen Tragödien vor?

Hannswurſt.

Ja wohl, ja wohl, herzliebe Mamſell!
Der Chorus klingt ja noch zehnmal ſo hell,
Als wenn ein Menſch alleine ſpricht.

Baniſe.

Sie lieben wohl die Trauerſpiele nicht?

Hannswurſt.

Ha, ha! habe manchmal in einer Nacht
Drei, vier ſolche Dinger hinter einander gemacht;
Das hat mir ſo benommen meinen Sinn,
Daß ich beinahe ein Trauerſpiel geworden bin!

Baniſe.

Wie? alſo treiben Sie auch Poeſie?

Hannswurſt.

Und daran, meine Beſte, zweifeln Sie?
Blitz! ich treibe ſie der Kreuz und die Quer,
Wie ein geduldiges Schaf, vor mir her,
Denn — offenherzig muß ich ſagen:
Das gute Thier kann viel vertragen.

Baniſe.

Aber zur Philoſophie? was ſagen Sie da?

Hannswurſt.

Philoſophie? Philoſophie? je nun ja!
Ich will das närr'ſche Ding eben nicht verſchmähn,
Aber mein Ich muß nur immer obenan ſtehn.
Denn, ſieht man ſo mit einem großen Blicke
Die Welt von vorn und von hinten an:
Das Ich iſt doch immer das Beſte dran,
Wie beim Kälberbraten das Nierenſtücke!

Baniſe.

Daß wir ſo ſympathiſiren müſſen!

Hannswurſt.

Erlauben Sie mir, Ihre Hand zu küſſen!

Vaniſe.

Großer Mann, Sie ſind mir ſehr willkommen,
Denn ich habe mir ſo eben vorgenommen,
Aus drei verſchiednen erhabenen Seelen
Mir einen Bräutigam auszuwählen:
Aber den Würdigſten will ich nur beglücken.

Hannswurſt.

Trauen Sie meinen ſcharfen Blicken,
Meinem kritiſchen Wundergenie!
Wahrlich, Mamſellchen, ich fehlte noch nie;
Ja, ich verſichre mit Hand und Mund,
Alle Tritte und alle Spuren
Solcher großen, erhabnen Naturen,
Kenn' ich ſo gut, wie ein Hühnerhund.

Herr Niedlich.

Alſo, wir können uns Ihres Beiſtandes freu'n?

Hannswurſt.

Herr Niedlich, Sie können ohne Sorgen ſein.

Vaniſe.

Bald kommen meine Freier hergegangen,
Haben Sie die Güte, ſie zu empfangen;
Verzeihen Sie, Herr Johannes, wir laſſen Sie allein.
Meine Freundinnen werden ſchon verſammelt ſein;
Denn von Sympathie getrieben,
Kommen Alle hier ins Haus,
Und im Kreiſe meiner Lieben
Such' ich meinen Schatz mir aus!

(Geht am Arme ihres Vaters ins Seitenzimmer.)

Dritter Auftritt.

Hannswurſt allein.

Juchhei, Hannswürſtel! da ſieh' nur einmal!
Potz Tauſend! eine herzhafte Lunge
Und eine gute geläufige Zunge
Iſt doch in der Welt das beſte Kapital!

Nur frisch vom Maule, da wächst der Muth!
Aber jetzt, Hannswürstel, jetzt sei auf der Hut.

(Geht ans Fenster.)

Halt! zum Henker, da kommt schon so ein Kliente!
Wenn ich mich nur flugs verstecken könnte!
Denn Horchen und Lauschen und Spioniren
Erleichtert unglaublich das Kritisiren!

(Im Zimmer herumsuchend.)

Wär' denn nicht so ein Winkelchen zu entdecken,
Wo ich könnte meine werthe Person verstecken?

(Bleibt vor dem Bücherschrank stehen. Mit komischen Kratzfüßen.)

Aha! gehorsamer Diener, Herr Bücherschrank,
Sie stehn mir da just recht breit und lang!
Sein Sie doch so gütig und thun Sie mir sagen,
Können Sie wohl noch ein Hannswürstel tragen?
Oder haben etwa Euer Gnaden
Schon zu viel Narrheit aufgeladen?
Der Kerl ist stumm wie eine Mandeltorte
Und hat doch im Bauche so viele Worte! —
Ei was! Hannswürstel, immer frisch hinan,
Triffst manchen Herrn Bruder dort oben an.

(Klettert ganz oben hinauf.)

So, immer nur zu! nun, das ist brav!
So lege dich hübsch unters kleine Oktav!

(Legt sich. Pause.)

Aber zum Henker, wo bleibt er nur?
's ist ein verfluchtes Lager auf der Literatur!
Man sollt' es kaum glauben: die schönen Geister
Sind alle so harte von Buchbinderkleister,
Daß ... (Verkriecht sich schnell hinter den Vorhang.)

Vierter Auftritt.

Fabian Feuerbrand

(den Hut auf dem Kopfe, mit steifen Stiefeln, offner Brust, einen dicken Stock in der Hand. Schnell hereinstürzend, pathetisch).

So wie des Adlers Klauen
Grimmig zu schauen,
Ueber die Felsen, die spitzigen,
Schweben im Fluge, im hitzigen,
Also — (erwachend) Wie? was? der große Fabian
Deklamirt die leeren Wände an?
Bin ich nicht der berühmte Feuerbrand,
Bekannt im ganzen Leierland?
Und man vergißt meiner Glorie Schimmer,
Und führt mich hier in ein leeres Zimmer!
Wie? und die alten Götter dort oben sitzen,
Und schlagen nicht drein mit ihren Blitzen?
Schläft der Olymp? ist die Erde faul?
Wo hat der Donner sein großes Maul?
Ich, der Adlerfittich schwingende,
Dithyramben singende,
Riesengedanken bringende,
Mark und Bein durchdringende
Große Fabian, bin hier allein!
Wie, oder sollt' es nur Täuschung sein?
Nein, beim Acheron, Styx und Kocyt!
Es ist Wahrheit, was mein Auge sieht.
Aber — da fällt mir so eben ein,
Das wird gewiß so ein Spuk vom Schicksal sein;
Denn mit dem Schicksale sprang ich viel herum,
Nun führt mich die Bestie selber an der Nase herum.
Da hat man mir von einem Kritikus gesagt,
Ha! Wenn's die gemeine Natur nur wagt,
Ein ungünstig Wörtchen von mir zu sprechen,
So will ich ihm alle Gebeine zerbrechen!

Da iſt keine Gnade, da geſchieht ihm Recht,
Denn ich bin der Herr und er iſt der Knecht!
Halt! da hör' ich ihn draußen gehen,
Will mich der Menſch erſt von Weitem beſehen?
Wahrlich, ſo ſchnell ſoll er mich nicht entdecken,
Hinter die Alten will ich mich verſtecken;
Und wie die kühnen, freien Gedanken
Sich ſchmiegen müſſen in enge Schranken:
Alſo will ich mich auch bequemen
In dieſem Bücherſchrank Platz zu nehmen.

(Macht den Vorhang auf, doch nicht ganz. **Hanswurſt** hält das oberſte Fach zu.)

Ha, meine Werke im goldnen Schnitte,
Macht mir ein wenig Platz, ich bitte!

(Steigt hinauf und legt ſich in eines der obern Fächer.)

Habt lang' auf mir gelegen, nun lieg' ich auf euch.
Aber, bei allen Teufeln, man liegt nicht weich!

Hanswurſt (guckt oben durch den Vorhang).

Der kriecht auch hinein! Potz alle Welt!
Wenn der Schrank uns nur alle Beide hält!

Feuerbrand (ebenfalls herausguckend).

Hör' ich nicht ſprechen? hör' ich nicht flüſtern?
Hat ſich nicht Etwas im Saale geregt?
Nein! es war des Schrankes Kniſtern,
Von des Dichters Laſt bewegt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. **Simon Lämchen** (altmodiſch elegant, mit weißſeidnen Strümpfen, in einem hellfarbnen halbſeidnen Frack, großem Buſenſtreif und Manſchetten, zierlich friſirt und ſtark gepudert, den Hut unterm Arme, einen Blumenſtrauß an der Weſte, und ein weißes Schnupftuch in der Hand. Tritt ängſtlich herein, ſieht ſich ſchüchtern überall um).

Wer doch ſchon dort unten ruhte,
Dem wär' wahrlich wohl zu Muthe,

Denn der Leiden ſind zu viel!
Armes Herz, dein banges Klopfen,
Deiner Thränen heiße Tropfen
Finden erſt im Grab ihr Ziel!

O du tiefbetrübt Gemüthe!
Hin iſt deine ſchöne Blüthe!
Singe laut dein Ach und Weh!
Denn die düſtre Kummerhöhle
Iſt für deine matte Seele
Doch die beſte Panacee!

Ach, wie bin ich ſo verlaſſen!
Niemand will ſich ſehen laſſen,
Zartes Herz, du biſt allein!
O Baniſe, wird dein Freier
In der Wehmuth Thränenſchleier
Dir wohl auch willkommen ſein?

Sanfte Seele! wird das Lallen
Meiner Schwermuth Dir gefallen,
Wirſt Du liebend mir erglühn.
O dann ſoll im Thränenbade,
Auf der Seufzerpromenade
Unſre Lebenszeit entfliehn!

Doch, wo find' ich ihre Spur?
Eil' ich, mich ihr zu Füßen zu werfen?
Ach, wie zittern alle Nerven
Meiner ganzen edeln Natur!
Alle Liebespulſe ſchlagen;
Und wird ſich erſt die Holde nahn,
Heilige Liebe! was fang' ich da an?
Die Zunge wird mir den Dienſt verſagen!

Gäb' es doch nur grüne Büſche,
Wo ich mich verbergen könnte,
Wo ich in der dunkeln Friſche
Ihren Namen ſtammelnd nennte,

Wo ich ſinnend ſtill verweilte,
Bis ſie mir vorübereilte,
Daß ich unbemerkt erblickte
Ihrer Augen Sonnenſchein,
Ihre Lippen zart und fein!

Ha, da hab' ich was erdacht!
(Auf das Bücherregal zugehend.)
Hier in dieſer grünen Nacht
Nehm' ich ſtill beſcheiden Platz!
(Den Vorhang aufziehend, doch nicht ganz. **Hanswurſt** und **Feuerbrand** halten ihn oberwärts zu.)
Ha, ein reicher Bücherſchatz!
Himmel! da ſtehn, wer hätte das gedacht!
Meine Phantaſien in ſchlafloſer Nacht,
Auch meine Lieder, zierlich erfunden,
Und jetzt zierlich eingebunden,
Inwendig und auswendig nett und glatt!
Und die Vergoldung ſo herrlich matt!
Es iſt doch gewiß eine rührende Freude,
Unſterblich zu ſein in ſo einem Kleide!
Ja, bei euch, ihr zarten Lieder,
Legt ſich jetzt der Dichter nieder,
Laßt in eurem Blumengarten
Mich auf meine Holde warten.
(Steigt hinauf.)
Grüner Vorhang, decke du
Mich und meine Werke zu.

Hanswurſt (wie oben).
Der ſteigt auch hinein, fürwahr!
Gott behüt' uns vor Gefahr!

Feuerbrand.
Noth, Jammer und Elend iſt überall,
Wo der Menſch hinkommt mit ſeiner Qual!

Lämchen.

Horch! was unterbricht das Schweigen?
Welche liebliche Akkorde!
Engelharfen? Seraphsgeigen?
Oder ſind es Geiſterworte?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. **Reimlied**

(modiſch gekleidet, mit dicker Halsbinde, die Haare ins Geſicht hängend, zieht ein kleines Kämmchen aus der Taſche und ordnet ſich im Hereintreten die Haare).

Was die Leute doch dort unten
Für einen gewaltigen Lärm begunten!
Hab' mich kaum heraufgefunden
Mit den Beinen, den geſunden!
Liebe hetzt mich, wie mit Hunden,
Will mir jetzt kein Biſſen munden,
Und das Herz iſt ganz entzunden,
Daß ich zähle Tag und Stunden,
Bis ich wieder ſie gefunden,
Die mit ihren ſchönen runden
Armen mich ſo feſt umwunden,
Und an Leib und Seel' gebunden,
Daß mir alle Kraft geſchwunden!

Aber halt! ich rieche Lunten!
Haben etwa andre Kunden,
Die mir nie viel Gutes gunten,
Sich bei ihr ſchon eingefunden?

Himmel! ſollt' ich das erkunden,
Ha! dann blutet, meine Wunden —
Wie ein Faß, das aufgeſpunden,
Sich ergießt aus allen Schlunden!

Sind vorbei die Lebensſtunden,
Sind die Augen mir erblunden *),
Die in ihrem Glanz ſich ſunnten,
Will ihr Kuß mir nicht mehr munden,
Lieg' ich tief im Grabe unten, —
Tröſtet mich für alle Wunden,
Daß ich doch die Kunſt gefunden,
Der zu Lieb' ich mich geſchunden,
Die die Menſchen nicht verſtunden!

Ha! du edler Dichterfunken
Biſt ſo tief herabgeſunken!
Jeder Narr, von Einfalt trunken,
Will in deiner Schöne prunken!
(Auf das Bücherregal zeigend.)
Seht, da ſtehn nun die Halunken!
Lang und breit iſt aufgeſtapelt,
Was ſie lang und breit gepapelt!
(Näher hinzutretend.)
Mich gelüſtet faſt, zu ſchütteln
Und zu rütteln
Dieſe ſchwere Eſelsbürde,
Daß der Geiſt lebendig würde,
Der in todtes Wort verſunken!

(Die Seitenthür geht auf, und Baniſe nähert ſich. Wild begeiſtert ſpringt Reimlied herum.)

Ha, ſie naht, mich zu vergöttern!
In der Freude Donnerwettern
Möcht' ich Alles gleich zerſchmettern,

---

*) erblinden, erblunden, wie erfinden, erfunden. Ich ſehe nicht ein, was man gegen ſolche Neuerung hat? Dafür iſt unſre Sprache eine lebendige, das heißt, eine ſolche, mit der ſich was anfangen läßt.

Daß man wie am Weltenende
Weiter nichts fänd', als Frag' —

(Rennt in der Wuth ſeiner Begeiſterung an den Bücherſchrank. Mit entſetzlichem Gepolter ſtürzt Alles durch einander. Lämchen, Feuerbrand und Reimlied liegen unter der Büchermaſſe begraben. Hannswurſt macht einen deſperaten Salto herab und rettet ſich glücklich.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Baniſe (hereintretend).

Baniſe.

(Zugleich im Herabfallen.)

Ach, ihr Götter!

Feuerbrand.

Schickſalswetter!

Lämchen.

Süßer Tod!

Hannswurſt.

Sapperlot! Sapperlot!
Au weih! meine Hand!
Der Kerl hat die Literatur über'n Haufen gerannt.

Baniſe.

Vor Entſetzen ſteh' ich wie eingewurzelt!

Hannswurſt.

Mamſellchen, 's iſt Alles zuſammengepurzelt!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Niedlich (ſtürzt herein).

Herr Niedlich.

Was gibt's?

Baniſe.

O Himmel!

Herr Niedlich.

Was ſeh' ich! Wie?

Hannswurſt.

Ja, ſehn Sie nur da den Haufen Genie!

Herr Niedlich, 's iſt eine närr'ſche Saat!
In Lebensgröße und im Taſchenformat!

Lämchen.

Wehe! Wehe! Wunden! Wunden!
Habe mich an meinen Gedichten beſchunden.

Feuerbrand.

Ach, wir wimmern
Unter Trümmern!
Balken krachten,
Eh' wir's dachten!

Reimlied.

Ach, es will mich faſt bedünken,
Tiefer kann der Menſch nicht ſinken!

Lämchen.

Meine Phantaſien in ſchlafloſer Nacht
Haben mir ein Loch in Kopf gemacht!

Feuerbrand.

Weh'! die ganze Bücherſäule,
Der Kalender lange Zeile:
Wie ergrimmte Meereswogen,
Sind mir über'n Kopf geflogen!

Baniſe.

Wie Meereswogen!

Herr Niedlich.

Ein Loch im Kopfe!

Hanswurſt.

Laſſen Sie ſich das nicht gereu'n,
Scheint doch endlich einmal die Sonne hinein!

Reimlied.

Die ſchwere Laſt will mir das Leben enden,
Denn krachend ſtürzte nieder das Gebäude,
Mit Fabians Wuth und Lämchens Thränenweide;
Doch brauch' ich keine kläglichen Lamenten,
Das Schickſal thät' es ſo am beſten wenden,
Und muß ich ſterben, macht der Spaß mir Freude,
Des alten Bücherbretes morſche Seite
Traf ich doch gut mit meinen ſtarken Händen!

Herr Niedlich.

Ein Sonett!

Baniſe.

In Todesſtunden!

Herr Niedlich.

Hat man je ſo was gefunden!

Hannswurſt.

Haha! auf Erden iſt Alles eitel,
Macht man nicht einen Reim daraus,
Und ein echter Klingelbeutel
Klingelt ſich ſelber zur Kirche hinaus.

Lämchen (ſich aufrichtend).

Wehe! Wehe!
Wilder Schmerz!
In die Höhe,
Zartes Herz!

Baniſe.

Empfindſame Seele!

Herr Niedlich.

's iſt einmal nicht zu ändern!

Hannswurſt.

Gott ſei Dank! ſie liegen ja nur unter Kalendern.

Lämchen (weinerlich).

Ja, aber meine Gedichte — da vorn auf den Knien,
Und — hinter'm Ohre — meine Phantaſien —
Und die Jungfrau von Orleans, da in der Mitten!
Hanns, ich habe viel gelitten!

Hannswurſt (leiſe).

Was Hanns! Was Hanns! Herr Prinzipal!
Von dem Hanns da ſprechen wir ein andermal.

Herr Niedlich.

Aber, der arme Herr Fabian —

Hannswurſt.

Hat ſich die zarte Seele Schaden gethan?

Baniſe.

Wie iſt der Edle ſo zerſchlagen!

Herr Niedlich.

Die Griechen liegen ihm auf dem Magen!

Feuerbrand (aufſtehend).

Das Schickſal hat mich aufgefreſſen!
Der Teufel mag ſich mit den Griechen meſſen,
Sie ſind ſo groß, einfältig und grob.

Hannswurſt.

Ber! eine große Nation iſt immer grob!

Reimlied (ſich mühſam emporhebend).

O das minniglich ſüße Kind,
Wenn ich es ſehe, geneſ' ich geſchwind.
Iſt gleich das Herz entzünd't,
Bin ich doch froh, wo ich es find'!

Herr Niedlich.

Kommen Sie herein und erholen Sie ſich.

Baniſe.

Lieber Herr Lämchen, Sie dauern mich.

Lämchen (zitternd).

Sind die Beine gleich beſchunden,
Hat mein Herz doch Troſt gefunden,
Da Ihr Mitleid mich beglückt.
Zwar die Naſe ſchmerzt ein wenig,
Dennoch neid' ich keinen König,
Welchen Kron' und Szepter ſchmückt!

(Geht hinein.)

Herr Niedlich.

Kommen Sie herein, meine Herren, friſch herein!
Baniſchen!

Baniſe.

Papachen!

Herr Niedlich.

Ein Gläschen Wein!

(Baniſe ab.)

Feuerbrand.

Mögen die Griechen
Im Staube liegen:
Bei hochgefüllten Rheinweinpokalen
Wirft der Genius frische Strahlen,
Vergißt die alten verdammten Orakel
Und macht nach Herzenslust neuen Spektakel.

(Ab.)

Reimlied.

Ein Gläschen Wasser bitt' ich mir zu schenken,
Das hell und klar der Nymphe Quell entronnen.
Man bleibt dabei so wunderschön besonnen,
Und kann mit Lust auf neue Reime denken!

(Ab.)

Hanswurst (singend).

Dideldum, dideldum, lalla!
Kühle Gedanken, mit Wasser getauft,
Wohlfeil Genie, wer kauft, wer kauft!
Dideldum, dideldum, lalla!

(Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Garten des Herrn Niedlich. Hinten quer vor ein schönes Haus, mit einem Altan und Fenstern nach dem Garten heraus.

Frau Schnurr
(kommt von der Seite hereingetrippelt).

Aber in aller Welt, wo bleibt er so lange?
's ist mir so wunderlich, 's ist mir so bange!
Es pocht mir im Herzen, es juckt mir der Verstand,
Wie eine Wiesel bin ich herumgerannt,
Trepp' auf, Treppe nieder, zu Schränken und Kasten,
Die Ungeduld läßt mich nirgends rasten!
Es ist doch wider alle Schicklichkeit,
Daß er so lange um das Mädchen freit! —
Er bekommt sie gewiß! — 's ist ein zarter Musjeh,
Blickt so scharmant verliebt in die Höh',
Wie sein seliger Vater, der Seifensieder,
Wenn er mich zog aufs Sopha nieder!
Ist zwar ein Bißchen mager, aber doch nett —
Lieber Himmel! jetzt sind ja nur die Bauern fett!
Und heut' zu Tage, in der aufgeklärten Zeit
Liebt man vor Allem die Magerkeit!
Freilich, wie ich jung war, war das unerhört,
Aber was hat sich seitdem nicht umgekehrt!

(Man hört oben im Hause reden.)

Halt! da hör' ich oben sprechen —
Das Herz wird mir noch vor Neugier brechen!

Horch, wie ſie ſchreien! wie ſie ſich zieren!
Das heißt heut' zu Tage deklamiren!
So laut, ſo laut, ums Himmels willen!
Zu meiner Zeit zierte man ſich nur im Stillen.

(Es wird immer lauter, man hört Gelächter und Geſchrei unverſtändlich durch einander.)

Iſt mir's doch, als hört' ich den Hanns auch darunter —
Ei, ei, das wird mir ja immer bunter.
Iſt das nicht ein Lärmen, iſt das nicht ein Schrei'n,
Ich halt' es nicht länger aus, ich muß hinein!

(Sie iſt im Begriff hineinzugehen.)

Zweiter Auftritt.

Frau Schnurr. Simon Lämchen.

(ſtürzt händeringend voll Verzweiflung heraus und rennt Frau Schnurr beinahe über'n Haufen).

Lämchen.

Bei allen Göttern! bei allen Muſen!

Frau Schnurr.

Ich will Dich bemuſen! ich will Dich bemuſen!
Sieht denn das Trampelthier
Nicht ſeine Tante hier?

Lämchen (in Schmerz verſunken).

Himmel, o Himmel! wär' ich nimmer geboren!

Frau Schnurr.

Simon! haſt Du denn den Verſtand verloren?

Lämchen.

Löſch' aus, mein Licht, auf ewig aus!
Nacht und Graus! Nacht und Graus!

Frau Schnurr.

Was gakelſt Du denn von Nacht und Licht!
Siehſt Du denn die liebe Sonne nicht?

Lämchen.

Keine Sonne mir Armen lacht —
Rabenſchwarze Kummernacht!

Frau Schnurr.

Vor lauter Liebe iſt er toll geworden!

Lämchen.

Flücht' ich nach Süden, flücht' ich nach Norden,
In alle Lande
Folgt mir die Schande!
Folgt mir die Qual!

Frau Schnurr.

Nun, da ſeh' nur ein Menſch einmal!
Da kommt er heraus von ſeinem Liebchen,
Und iſt nicht mehr richtig im Oberſtübchen!

Lämchen.

Gute Nacht, liebes Leben! gute Nacht, ſchöne Welt!

Frau Schnurr (ſchüttelt ihn).

Nun, biſt Du denn Bräutigam, kriegſt Du das Geld?

Lämchen.

Gute Nacht, liebes Leben! gute Nacht, ſchöne Welt!

Frau Schnurr (ihm nachäffend).

Gute Nacht! gute Nacht! und immer gute Nacht!
Der Menſch iſt betrunken! Ich hab's wohl gedacht!
Wenn ich ihm nur von der Seite weiche,
Macht er auch gleich lauter dumme Streiche!

Lämchen.

Im Elend, ſo zu ſagen, bin ich beſoffen!
Hin iſt mein Träumen, hin iſt mein Hoffen!

Frau Schnurr.

Ach, ſage mir, Simon, mein liebſtes Leben,
Sie haben Dir wohl gar einen Korb gegeben?

Lämchen (weinerlich).

Ach, aus dem Korbe hätte ich mir nichts gemacht,
Aber ſie haben mich noch obendrein ausgelacht!

Frau Schnurr.

Ich fall' in Ohnmacht! 's iſt aus mit mir!
Aber hab' ich's nicht geſagt? 's iſt nichts an Dir!
Du biſt und bleibſt ein Einfaltspinſel!
Was hilft Dir nun Dein Verſegewinſel?

Lämchen.

O wehe mir, wehe! mein göttlich Gedicht!

Frau Schnurr.

's iſt Gott zu erbarmen, er kriegt ſie nicht!

Lämchen.

Es war doch ſo zärtlich, und dabei ſo korrekt!
Hinten und vorne wie geleckt!

Frau Schnurr.

Das ſchöne Geld, das uns durch die Lappen geht!

Lämchen.

Und der Schluß! der Schluß! kein Poet
Hat je ſo einen ſüperben Schluß gedreht!

Frau Schnurr.

Ei ſo ſchweige mit Deinem geleckten Gedichte!
Da ſteht er nun da mit dem Jammergeſichte,
Wie eine lebendige Paſſion voll Angſt und Verdruß,
Und ſpricht noch obendrein von einem guten Schluß!

Lämchen.

Sie macht mich raſend, ſchweige Sie ſtill!
Sperre Sie die Ohren auf, wenn Sie's nicht glauben will!

(Zieht ein Papier aus der Taſche und deklamirt.)

„Lippen, als ihr Liebe ſchwurt,
„Hört' ich alle Himmel ſchallen,
„Rührend, wie des Aetna Knallen
„In der Stunde der Feuergeburt!
„Lippen, als ihr Liebe ſchwurt!"

Frau Schnurr (zitternd).

Simon! Simon!

Lämchen.

Nun, was will Sie weiter haben,
Iſt das nicht groß? nicht zart? nicht erhaben??

Frau Schnurr.

Ei ja wohl! Gott ſoll mich bewahren!
Das Knallen iſt mir ordentlich in die Beine gefahren!

Lämchen.

Nicht wahr, da zittern alle Glieder?

Frau Schnurr.

Warte nur, Simon, ich ſetze mich nieder.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen.

Im Hauſe hört man wieder großen Lärm. Feuerbrand und Reimlied kommen auf den Altan heraus und haben den Hannswurſt bei den Ohren.

Hannswurſt.

Gnade! Gnade! ich will Sie ja loben!

Feuerbrand.

Packen Sie ihn unten, ich pack' ihn ſchon oben!

Herr Niedlich
(guckt neben dem Altan zum Fenſter heraus).

Ei ei, meine Herren, was wird denn daraus?

Reimlied.

Wir ſchmeißen die Kritik zum Fenſter hinaus.

Baniſe (zum andern Fenſter heraus).

Aeſthetiſches Feuer! poetiſche Gluth!

Herr Niedlich.

Was der verdorbne Geſchmack nicht thut!

Hannswurſt (wehrt ſich mit ſeiner Pritſche).
Ja wohl, Herr Niedlich, das ſchmeckt nicht gut,
Hülfe! Hülfe! meine Noth iſt groß,
Wär' ich doch die verdammten Muſen los!
(Windet ſich los und läuft ins Haus hinein.)

Feuerbrand.
Der Kerl iſt ſchnell wie eine Fledermaus.
(Ihm nach.)

Reimlied.
Hilft nichts, hilft nichts! er muß hinaus.
(Alle wieder ins Haus.)

Frau Schnurr.
Wer ſchreit denn um Hülfe? wer iſt denn in Noth?

Lämchen (gleichgiltig).
Der Hanns.

Frau Schnurr.
Was gibt's denn?

Lämchen (freundlich).
Sie ſchlagen ihn todt.

Frau Schnurr.
Ach! daß Gott im Himmel erbarme!
Was hat er denn gethan, der Arme?

Lämchen (zutraulich).
's iſt ein Kritikus, er verdient die Wichſe,
Denke Sie nur, er ſagte —

Frau Schnurr.
Was denn?

Lämchen (mit unterdrückter Wehmuth).
Ich wär' eine Jammerbüchſe!

Frau Schnurr.
Eine Jammerbüchſe! Der Böſewicht!

Lämchen.

Das ſchlechte Herz!

Frau Schnurr.

Das litt' ich nicht!

Lämchen.

Was hilft das Wüthen, was hilft das Toben,
Heute hat er mich geſchimpft, morgen kann er mich loben,
Wer wird's mit ſolchen Leuten verderben!

Frau Schnurr.

Eine Jammerbüchſe, das iſt doch zum Sterben!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hannswurſt kommt oben durch den Schornſtein des Hauſes herausgekrochen.

Hannswurſt.

Heiſa, Hannswürſtel! nun biſt du durchgedrungen!
Haſt dich über Alle emporgeſchwungen!
Jetziger Zeit ſind die Muſen grimmige Engel,
Schlagen drauf los, wie die Bauerbengel!

Lämchen.

Was Tauſend! ei ſeht doch!

Frau Schnurr.

Der Hanns auf dem Dache!

Hannswurſt.

Brr! das Emporkommen iſt eine ſchwere Sache!
Sapperlot, was muß man ſich ſchmiegen,
Was muß man nicht kriechen!
Aber zuletzt wird's delikat,
Wer wird ſich da noch weigern!
Da ſitzt man oben in der That
(ſetzt ſich auf den Schornſtein)
Und läßt ſich brav beräuchern!

Lämchen.

Was machſt Du da oben?

Frau Schnurr.

Na, ſeh' Eins den Schuft!

Hannswurſt.

Schamſter Diener! ich genieße die friſche Luft!
Sehe mir die Natur von oben an,
Und lache mich vor Freuden ſelber an!

Lämchen.

Was der Menſch ſchwadroniren kann!

Hannswurſt.

Ei! wen der Himmel ſo hoch geſtellt,
Der ſchiert ſich den Teufel um die ganze Welt!

Frau Schnurr.

Lieber Gott, was er grob iſt!

Lämchen.

Und noch b[illegible]relt!

Frau Schnurr.

Komm'! laß uns gehen, er iſt nicht geſcheidt!

Lämchen.

Gehen? Gehen? ja, ich gehe!

(Gegen Baniſens Fenſter.)

Wenn mich doch Baniſe ſähe!
Scheiden und leiden, wie thuſt Du ſo wehe!

(Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Hannswurſt. Herr Niedlich. Feuerbrand. Reimlied.

Herr Niedlich (kommt aus dem Hauſe heraus).

Herr Johannes! Herr Johannes!

Hannswurſt.

Was gibt's denn dort unten!

Herr Niedlich.

Haben Sie denn eine Retirade gefunden?

Hannswurst.

Ei! schaun Sie her! hab's hoch gebracht!
Habe, so zu sagen, meine Karriere gemacht!

Herr Niedlich.

's ist doch wider alle Humanität,
Daß man mit einem würdigen Manne so umgeht!

Feuerbrand (kommt aus dem Hause gesprungen.)

Ei was human! ei was human!
Da sitzt er oben, ich muß hinan.

Reimlied (ihm nach aus dem Hause).

Patron, Dir wollen wir die Wege weisen,
Ich verstehe mich aufs Herunterreißen!

Hannswurst.

Hihi! schöne Musen, habt gewaltige Flügel!
Könnt's Hannswürstel aber doch nicht erreichen!
Da sitz' ich auf meinem Ehrenhügel,
Und bin das dreizehnte himmlische Zeichen!
Mein Genie hat mir's Aemtel selber gegeben,
Wo Zwölfe fressen, kann ja der Dreizehnte leben!

Feuerbrand.

Er hat uns zum Besten! hören Sie nur!

Reimlied.

Die stockgemeine Stockfischnatur!

Hannswurst.

Sapperlot, schöne Musen! sollt einmal sehn,
Was Ihr werdet für tolles Zeug begehn,
Wenn die Sonne erst wird im Hannswürstel stehn!

Feuerbrand.

Verdammte Geschichten!
Ich muß ihn vernichten!

Reimlied.

Was iſt es nun weiter?
Geſchwind eine Leiter!

Herr Niedlich.

Herr Johannes, meiner Seelen! Sie thun mir leid,
Aber retiriren Sie ſich, 's iſt hohe Zeit!

(Ab.)

Hannswurſt (umarmt den **Schornſtein**).

Leb' wohl, ſcharmanter Aufenthalt!
Hinauf ging's langſam, hinunter geht's bald!

(Rutſcht auf dem Dache herunter und ſteigt durchs Dachfenſter ins Haus.)

Sechster Auftritt.

Feuerbrand, Reimlied bringen eine große Leiter geſchleppt, hernach Hannswurſt.

Feuerbrand.

Ich ſeh' ihn nicht mehr.

Reimlied.

Er hat ſich verſteckt.

Beide.

Ja, ja, hinter'm Schornſtein, da iſt er verſteckt.

Reimlied.

Geſchwind legen Sie nur die Leiter vor!

Feuerbrand.

Wir großen Geiſter ſteigen empor!

Reimlied.

Nein, ich bin der Erſte!

Feuerbrand.

Ich kenne meine Würde!

Reimlied.

Sie ſind ja ſo ſchwindlich!

Feuerbrand.

Sie machen mich empfindlich!

Reimlied.

Nun meinetwegen, es mag ſo ſein,
Der Vornehmſte geht hinterdrein!

(Steigen hinauf.)

Feuerbrand.

Herr Reimlied bilden ſich Vieles ein!

Reimlied.

Wie? was? der Menſch iſt echappirt?

Feuerbrand (troſtlos).

Der Teufel hat ihn durch die Lüfte geführt!

Hanswurſt
(hat ſich während des Heraufſteigens unten zur Hausthür herausgeſchlichen.)

Gelt, eine ſchöne Ausſicht? Bleibt ein Bißchen hier!
Habt Ihr'n beim Kragen, ſo grüßt ihn von mir!

(Springt mit der Leiter fort.)

Feuerbrand (auf dem Dache hängend).

Entſetzliches Schickſal! Verloren! verloren!

Reimlied.

Warte nur, warte nur,
O Du pfiffige Teufelsnatur,
Dir iſt der Tod geſchworen!

(Der hintere Vorhang fällt. Die Szene verwandelt ſich.)

Siebenter Auftritt.

(Simon Lämchens Wohnung.)

Lämchen allein, hernach Hannswurſt.

Lämchen
(kommt aus dem Seitenzimmer heraus; aus ſeiner Rocktaſche guckt eine Weinflaſche hervor).

Noch iſt nicht alle Hoffnung verſchwunden,
Auf dem Theater erobr' ich die Braut!
Hat doch da Mancher ſein Glück gefunden,
Dem man im Leben nichts zugetraut! —
Aber, wie mach' ich's? wie fang' ich's nur an?
Hätt' ich nur erſt einen geſcheidten Plan!
So recht weit, breit, voll Herzeleid,
Voll himmelzarter Empfindſamkeit,
Daß, gleich wenn der Vorhang in die Höhe ginge,
Schon jedes Auge voll Thränen hinge!
Ja, ja, das hat der Himmel nicht recht bedacht,
Daß er dem Menſchen nur zwei Augen gemacht,
Denn, überlegt man, was die Theaterwelt
Für Kreuz, Jammer und Trübſal in ſich hält,
So könnte man wahrlich ein Dutzend Augen
Ganz bequem zu Thränen brauchen!
Ja, daß es mit zweien noch ſo von Statten geht,
Iſt doch ordentlicher Weiſe eine Kurioſität!

(Setzt ſich an ſeinen Schreibtiſch. Hannswurſt guckt anfänglich durch die Thür, tritt weiterhin ganz herein und begleitet die Szene mit ſeinen Lazzi's.)

Es geht nicht! es geht nicht! ich armes Thier!
Aber halt! — da hab' ich ja mein Fläſchchen hier.

(Zieht die Weinflaſche aus der Taſche.)

Wenn man die Muſen nicht mit Weine lockt,
Da iſt doch Alles wie vernagelt und verſtockt!

(Zieht den Pfropf heraus.)

So ein Stöpsel ist doch eine kuriose Möbel!
Kommt mir vor wie ein Gedankenhebel!
Zieht man ihn 'raus, ist der Himmel offen,
Geht's nicht nüchtern, so geht's doch besoffen!

(Trinkt ein Glas nach dem andern.)

Ha! das ist was Anders! das fühlt man gleich!
Da kommen Gedanken, zart und weich,
Da ist man begeistert! du meine Güte!
Das tritt einem ordentlich ins Geblüte!

(Springt auf und geht mit starken Schritten umher. Hannswurst begleitet ihn, doch ohne von ihm bemerkt zu werden.)

Ja! sterben muß sie! aber wie?
Erwürg' ich? erstech' ich? vergift' ich sie?
Nein, nein, nein, nein, nein, nein!
Es muß etwas ganz Herzzerschneidendes sein!
Der Liebhaber — ja! — muß sie mit den Zähnen zerreißen,
Und wenn sie todt ist — noch in die Nase beißen!
Dann — ja — aber 's ist doch nicht recht miserabel —
's gibt verstockte Gemüther, die sind kapabel,
Fressen alle die Unglücksbrocken,
Haben immer dabei die Augen trocken,
Stehn bei dem Jammer so klotzig wie ein Bauer
Und machen einem ehrlichen Dichter das Leben sauer!
Aber halt! — da hab' ich's wieder!
Ehe sie stirbt, fällt sie auf die Knie nieder,

(Kniet nieder, Hannswurst hinter ihm.)

Schließt noch einmal — prächtig! — ach, daß Gott erbarme!
Ihre beiden Kindelein in die Arme,
Herzt und küßt sie mit Ach und Weh,
Vergießt — erzellent! — einen ganzen Thränensee —
Nimmt dann — scharmant! — im tiefsten Herzeleide

Eine Haarnadel — und erflicht ſie Beide!
Drauf kehrt ſie ſich um und faßt den Barba ...

(Kehrt ſich um und erblickt den Hannswurſt.)

Hannswurſt.

Bitte tauſendmal um Vergebung, Herr Prinzipal!

Lämchen (beinahe vor Schrecken umgeſunken).

O Höllenangſt! Entſetzen und Qual!
Du Teufelskanaille, biſt Du denn überall?

Hannswurſt.

Nichts für ungut! Belieben Sie fortzufahren,
Sie blieben da ſtehen bei den Barbaren.

Lämchen.

Ach, das iſt nun Alles zum Teufel gefahren!
Aber — ſprich ehrlich, Hanns! hat's Dich nicht gerührt?

Hannswurſt.

Kann nicht ſagen, daß ich ſo was geſpürt.

Lämchen.

Nicht? Nicht? Nicht ein einziges Mal?

Hannswurſt.

Kann eben nicht ſagen, Herr Prinzipal!

Lämchen.

Lief Dir's nicht eiskalt durch alle Glieder?

Hannswurſt.

Es fror mich wohl ſo hin und wieder;
Aber, Herr Prinzipal, das iſt ja kein Wunder,
Ich komme ja eben vom Dache herunter!

Lämchen.

Nun, ſo helfe mir der liebe Gott,
Ich bin ruinirt, ich bin bankerott!

Hannswurst.

Ja, solche Ruinen sind sehr bekannt!

Lämchen.

Ich tödte mich noch mit eigner Hand!
Verdient wohl die Erde so ein Genie?
Ich falle als Opfer der Poesie!

Hannswurst.

Nun kommt's, Herr Prinzipal! — nun werd' ich gerührt.

Lämchen.

Was ist's, wenn man auch das Leben verliert?
Im Leben wirft man uns mit Kothe
Und applaudirt uns nach dem Tode.

Hannswurst.

Poz Element! wer hört's denn da?
Aber, glauben Sie mir, 's ist noch Hülfe da.
Sehn Sie, das Kritisiren bin ich satt,
Seit mir die Fatalität begegnet,
Daß es dabei hat Prügel geregnet;
Auch schimpft sich die Natur am Ende matt.
Da haben Sie meine Hand, ich bin ein gutes Thier,
Ich schaffe Ihnen Vanisen, glauben Sie's mir!

Lämchen.

Wie, edler Hanns?

Hannswurst.

Ja, ja, ja, ja!

Lämchen.

Vortrefflicher, komm' meinem Herzen nah'!
(umarmt ihn.)

Hannswurst.

Den Weg zum Ruhme hab' ich mir ausgedacht,
Es hat ihn manch Hannswürstel vor mir gemacht,
Drum hab' ich auch den Ruhm so lieb,
Es ist ein wahrer Familientrieb!

Lämchen.

Aber wie? o ſag' es geſchwinde!

Hannswurſt.

Na, ich ſprach heute mit dem ſchönen Kinde,
Da ſagte ſie gerade 'raus, nur durch die Griechen
Könnte man ihr jüngferlich Herz beſiegen.
Wenn ich nun wüßte, was Griechiſch wär',
So wollt' ich wohl was Griechiſches machen;
Aber's Mamſellchen weiß auch nicht mehr,
Und wir wollen ihr ſchon ſo 'n Hokuspokus machen!

Lämchen.

Gott behüte, wer wollte das wagen!

Hannswurſt.

Ei, ei, wer wird da noch lange fragen!
Wenn man ein wahres Genie will ſein,
Fällt man immer mit der Thür ins Haus hinein.
Da ſagen die Leute, ſo ungefähr:
„'s iſt doch meiner Seelen extraordinär!

Lämchen.

Hanns, ich kann Dich nicht verſtehen!

Hannswurſt.

Na, glauben Sie mir, es wird ſchon gehen,
Sie ſollen ſich ſelber darüber freu'n,
Denn es muß was ganz Unerhörtes ſein!
Sehn Sie, Sie müſſen reden, Sie ſind der Dichter,
Aber ich ſtehe vorne und ſchneide die Geſichter,
Das nennen wir Griechiſch vor aller Welt,
Und der iſt ein Eſel, dem's nicht gefällt!

Lämchen.

O geiſtvoller Freund, wo denkſt Du hin!
Das geht nicht, ſo wahr ich ehrlich bin!
Ich guckte auch einmal ins Griechiſche hinein,
Daher weiß ich, dabei muß auch ein Chorus ſein!

Hannswurſt.

Ein Chorus? ein Chorus? ja, das iſt wahr!
Damit's unter einander geht, grob und klar!
Nun ſein Sie nur darüber in Ruh',
Da nehm' ich meine Familie dazu;
Die trefflichen Seelen, ich verſichr' es Ihnen,
Sind ohnedies lange nicht auf dem Theater erſchienen.

Lämchen.

Du kannſt noch ſpaßen? Dein Herz iſt wie Eis!

Hannswurſt.

Was erobern Sie denn mit dem Thränenſpieß?

Lämchen.

Aber ſage, wie finden wir wohl eine Aktriſe,
Die mit Manier zu ſterben weiß?

Hannswurſt.

Ei was! ſolche Dingerchen ſind nicht theuer!
Wer wird ſich darüber den Kopf zerbrechen!
Es gibt Viele, die laſſen ſich für ein Paar Dreier
Nach Luſt und Belieben zehnmal erſtechen! —
(Man hört an die Thür pochen.)
Aber Herr Prinzipal!

Lämchen.

Was gibt's?

Hannswurſt.

Man pocht!

Lämchen.

Himmel, o Himmel! wer ſtört mich nur!

Hannswurſt (hat durchs Schlüſſelloch geguckt).

Es iſt Herr Niedlich, die fette Natur.

Lämchen.

Wie, in dieſem entſcheidenden Momente?
Ach, liebſter Hanns!

Hannswurſt.

Ei, ſo machen Sie ein Ende!

Ich will jetzt geſchwind eine Aktriſe borgen,
Herr Prinzipal, Sie brauchen für nichts zu ſorgen!
(Schnell ab durch die Seitenthür.)

Achter Auftritt.

Herr Niedlich. Lämchen.

Herr Niedlich
(tritt herein und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne.)
Ach, Herr Lämchen, das verſetzt Einem den Athen!
Sie ſind in ein gewaltig hohes Logis gerathen!

Lämchen.
Die Ehre — das Vergnügen — hätt' ich nie gedacht...

Herr Niedlich.
Der Teufel hat Ihre Treppen gemacht! —
(Setzt ſich.)
Aber in aller Welt, was laufen Sie denn davon?
Sie hätte ich am liebſten zum Schwiegerſohn.

Lämchen.
Zu viel Ehre, zu viele Güte!

Herr Niedlich.
Nein, nein! Sie haben ein gutes Gemüthe!
Sind ein veritabler Herzensmann,
Der friſchweg von Allem ſchreiben kann,
Und das für ein billiges kleines Honorar,
Beſter Herr Lämchen, iſt das nicht wahr?

Lämchen.
Ihr hoher Beifall iſt meine einzige Freude!

Herr Niedlich.
Ja, ja, ich kenne ja meine Leute!
Würden Sie nun mein lieber Herr Schwiegerſohn,
So ſorgt' ich immer für eine gute Rezenſion!

Und Sie ſchrieben mir ſo von Allerhand,
Von der Poeſie und vom Waizenbrand,
Zu jeder Meſſe einen Moderoman,
Eine Biographie von Lips Tullian,
Beſorgten mir meine Almanache,
Wären hübſch fleißig im Banditenfache,
Denn was nur handelt von Raub und Mord,
Das geht wie warme Semmeln fort!

Lämchen.

Ich würde immer zu Ihren Dienſten leben.

Herr Niedlich.

Nun ſehen Sie, Sie müſſen ſich Mühe geben,
Die Theaterprobe iſt ſchon angegangen,
Sind wohl ſchon Zwanzig erſtochen und gehangen,
Denn die Herren haben eine grauſame poetiſche Ader,
Gehen ordentlich mit der Senſe übers Theater!

Lämchen.

Ja, das macht großen tragiſchen Effekt.

Herr Niedlich.

Ich weiß ja, daß nichts dahinter ſteckt!
Ein bürgerlich Spielchen, ſehen Sie,
Wo man lacht und weint mit Oekonomie,
So ein Menſchenhaſſer und ſo ein Peter,
Das iſt das Wahre, das lobt ein Jeder.
Da wird man nicht mit großen Gedanken bemüht,
's iſt immer, als ob man ſich ſelber ſieht.

Lämchen.

Aber Mamſell Baniſe, was ſagt denn die?

Herr Niedlich.

Ach, werther Herr Lämchen, ſchweigen Sie!
's iſt eine Sünde, 's iſt eine Schande.
Ich darf nichts ſagen, das iſt meine Qual,
Denn das Teſtament von ihrer Tante
Läßt ihr in Allem freie Wahl.

Aber ich wollte lieber, sie wäre gestorben,
Als sie hätte sich so den Geschmack verdorben!
Glauben Sie, so ein schlechter Geschmack ist ein großer Schmerz
Für ein zärtlich fühlendes Vaterherz!

Lämchen.

Verehrter Gönner!

Herr Niedlich.

Womit kann ich dienen?

Lämchen.

Lesen Sie die Angst in meinen Mienen,
Sagen Sie mir, um Alles in der Welt!
Wie man der Mamsell ihren Beifall erhält?

Herr Niedlich.

O Himmel! fragen Sie mich nicht darum,
Sie liebt — sie liebt — jedes neue Evangelium,
Und bestes Männchen! wenn Sie nur wüßten,
Was es Alles jetzt gibt für Evangelisten!

Lämchen.

Ach lieber Gott! ja!
Sind jetzt große Lichter auf Erden da.
Aber, bester Herr Niedlich, was es auch sei,
Ich verstehe mich auf die Nachmacherei.

Herr Niedlich.

Da liegt ja eben der Hund begraben,
Sie will einen Originalschatz haben!
Und, werther Herr Lämchen, hören Sie 'mal,
's ist ein sonderbar Ding, so ein Original!

Lämchen.

Das weiß der liebe Gott! verehrter Gönner.

Herr Niedlich.

Da ist der Herr Johannes, das ist gewiß ein Kenner,
Denn seine Zunge steht nicht einen Augenblick still.

Lämchen.

Der gute Hanns weiß nicht, was er will!

Herr Niedlich.

Freilich ſein Kopf iſt wie eine Trommel leer,
Aber er trommelt doch und hat mit den Damen Verkehr;
Denken Sie, da hat er meiner Tochter jetzt
Den griechiſchen Geſchmack hinter's Ohr geſetzt!
Nun, ſtellen Sie ſich vor! das närriſche Thier!
Nun will ſie einen Liebhaber auf griechiſche Manier!
Verſtehen Sie ſich denn auf das griechiſche Weſen?

Lämchen.

Ich habe wohl ſo Dies und Jenes geleſen.....

Herr Niedlich.

Ei was geleſen! — das ſind ja keine Sachen!
Herr Lämchen, Sie müſſen ſich ſelber dran machen!
Ich habe auch Verſe gemacht in voriger Zeit,
Und ſo nach meiner Art mit Bequemlichkeit,
Man hat hie und da davon geſprochen!
Ich ließ mir einen guten Kaffee kochen,
Sagte zu meiner ſeligen Frau:
„Hannchen, ſei ſtill!
„Du ſiehſt, daß ich Verſe machen will."
Da hab' ich ſo die Sylben an Fingern abgezählt,
Kann aber nicht ſagen, daß mich das Ding gequält.
Und da machte ich ſo nach meiner Methode
Bald eine Romanze, bald eine Ode,
Und manchmal ſchwoll mir ſogar der Kamm,
Da machte ich flugs ein Epigramm!
Und was denken Sie? Ich habe viel hinter einander gemacht,
Beſter Herr Lämchen! wohl gegen Hundert!
Das hat die ſelige Frau oft zu Thränen gebracht,
Und ich habe mich ſelber darüber gewundert!

Lämchen.

Das heiß' ich Talente! das heiß ich Genie!

Herr Niedlich (mit fetter Selbſtgefälligkeit).

Ja, Herzensfreundchen, ſehen Sie,

Man merkt's dem Vogel nicht an den Federn an,
Was er ſchon Alles für Wunder gethan!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hannswurſt, tritt, einen gewaltig hohen Kaſten auf dem Buckel tragend, faſt unter der Laſt verſinkend, herein.

Hannswurſt.

Gehorſamer Diener! Viktoria!
Hannswürſtel mit der Aktriſe iſt da!

Herr Niedlich.

Ei Herr Johannes!

Lämchen.

Himmel! was bringſt Du da?

Hannswurſt.

Potz Sapperlot! das muß ich ſagen,
An der Kunſt hat man doch ſchwer zu tragen!
's iſt eine veritable Teufelsqual!
Allerwertheſter Herr Prinzipal!

Lämchen.

Aber in dem Kaſten?

Herr Niedlich.

Was haben Sie denn da?

Hannswurſt.

Nun die Aktriſe ſteckt drinn, ich ſage es ja!
's iſt wunderſchön, Herr Prinzipal!
Ganz nach dem griechiſchen Modejournal!
Aber das Wetterding erdrückt mich faſt,
's iſt meiner Seelen eine Teufelslaſt!
Sie hat ſo viel Rollen gelernt, das macht ſie ſo ſchwer!
Nein, ich ertrag' es nicht länger mehr!
(Setzt den Kaſten in der Mitte des Theaters nieder, doch ſo, daß er auf die ſchmale Seite zu ſtehen kommt).

Ich will's keinem Menſchen auf Erden rathen,
Sich ſo mit einer Aktriſe zu beladen!

Herr Niedlich.

Herr Johannes ſind ſpaßhaft!

Lämchen.

Alberne Poſſen!

Hannswurſt.

Beim Einpacken bin ich bald in Thränen zerfloſſen,
Sie hat ein gewaltig rührendes Weſen,
Und iſt gravitätiſch wie ein hölzerner Beſen!

Lämchen.

So mache doch auf!

Herr Niedlich.

So zeigen Sie doch!

Hannswurſt.

Geduld, ſchöne Herren! warten Sie noch!
Gotts Tauſend! Alles hübſch mit Bedacht!
Das Ding iſt nicht ſo geſchwinde gemacht!
Fallen Sie mir nicht mit der Thür ins Haus!
Denken Sie ſo eine Aktriſe kommt gleich heraus?
Daß mir Niemand dem Mamſellchen zu Leibe geht!
(Läuft nach der Thüre, ſieht ſich um, als erwartete er Jemand, geht dann hinaus).

Herr Niedlich.

Ich bin ganz verſteinert!

Lämchen.

Der Menſch iſt verdreht!

Herr Niedlich

Was denken Herr Lämchen?

Lämchen.

Was meinen Herr Niedlich?

Herr Niedlich.

Sind mir doch alle Gedanken abhanden!
Der Verstand steht mir ordentlicher Weise still!

Lämchen.

Ach der hat mir schon lange stille gestanden!

Hannswurst

(in der Thüre. Führt zwei Träger herein, von denen jeder einen eben so großen Kasten auf dem Rücken trägt.)

So Herzenskinder! nur immer herein!
Sollt bald Eurer Last entledigt sein!
Hier setze Du nieder!

(Führt ihn auf die eine Seite des Theaters, und den zweiten auf die andere.)

Du kommst hieher!

Gelt? das Ding ist höllisch schwer?
Ja Brüderchen, ich weiß auch davon zu sagen,
Habe mich auch mit einem Kunstwerke herum getragen!
Nun seht Kinder, ich bin ein generöser Patron,
Da habt Ihr Euern Trägerlohn!

(Er pritscht die beiden Träger zur Thüre hinaus.)

Bedauere von Herzen, wenn's nicht gefällt,
Aber so geht's bei uns in der gelehrten Welt!

Lämchen.

Aber Hanns, so sprich doch!

Herr Niedlich.

Was soll das bedeuten?

Hannswurst.

Geduld, Sie werden's schon erfahren bei Zeiten!

Lämchen.

Ich weiß wahrhaftig nicht, wie mir geschieht!

Herr Niedlich.

Schlaf ich? oder wach ich?

Hannswurst.

Herr Niedlich, das ist kein Unterschied!

(Klettert auf den mittelsten Kasten.)

Aber nun schöne Herren, nun schweige Jeder!
Hier bin ich, der Kasten das ist mein Katheder,
Und wenn man auf dem Katheder steht,
Kann man sprechen, was Einem vom Maule geht,
Und Alles muß schweigen, es sei klug oder dumm,
Das ist nun einmal das Privilegium.
Horchen Sie auf's Hannswürstel, meine Herrn!
Was Sie da sehen, von nah und fern,
Hol' mich der Guckguck und sein Kater!
Das ist ein complettes griechisches Theater,
Das schaffen wir hernach zur Mamsell Banise.
Sehn Sie, hier sitz' ich auf einer berühmten Aktrise,
Und was die andern Kasten dort aufbewahren,
Das — nun das sollen Sie nachher erfahren!
Hier in der Jacke hab' ich auch das Stück,
Alles Schöne ist da hineingeflickt.
Wie Hannswürstel sein Jäckchen zusammengestickt,
Das ist ein Stück! das ist ein Stück!
Ein wunderrares Meisterstück!
Es wirkt wie eine Laranz im Augenblick!
Herr Prinzipal treffen Sie nur den rechten Takt,
Daß jedes Bret auf dem Theater knackt!
Brüllen Sie wie ein Löwe, nehmen Sie den Kopf zusamm',
Poh Tausend, das macht sie zum Bräutigam!
Und Sie, verehrtester Herr Brautvater,
Unterstützen Sie mit Beifall unser Theater!

Herr Niedlich.

Herr Johannes! Sie sind glücklich, ich prophezei' es!
Ich bin außer mir! das ist was Nagelneues!

Lämchen.

Beſter Hanns, ich kann Dich noch nicht verſtehn.

Hannswurſt.

Ei was! am Ende wird's ſchon gehn,
Wer wird denn Alles gleich verſtehn!

Herr Niedlich.

Aber ziehen Sie doch die Aktriſe ans Licht:
Das arme Kind in dem engen Neſte!

Hannswurſt.

Ach ſie befindet ſich darin auf's Beſte!
Aber haben Sie ein Lüſtchen ſie zu ſehn?

Herr Niedlich.

Ei nun, Herr Johannes, wenn's könnte geſchehn?
Ich bin zwar bei Jahren und fett dazu,
Aber mein Herz läßt mir noch immer nicht Ruh';
Schaffen Sie mir das liebe Kind heraus!

Hannswurſt.

Nun meinetwegen, ſo pack' ich ſie aus.

(Dieſe Szene muß extemporirt werden. Hannswurſt macht den Kaſten an der Seite auf. Nachdem er mit tauſend tollen Lazzi's eine unendliche Menge Stroh, Tücher, Leinwand, Papier u. ſ. w. ausgepackt hat, zieht er endlich eine große, modiſch aber grotesk gekleidete Gliederpuppe, der man eine furiöſe Attitüde gegeben hat, heraus. Die Puppe muß aber wenigſtens die gewöhnliche Frauenzimmergröße haben. Lämchen und Niedlich machen erſt Complimente, fahren dann voll Entſetzen zurück. Hannswurſt ſetzt die Puppe auf einen Stuhl im Vorgrund des Theaters.)

Herr Niedlich, Lämchen
(zugleich).

Mein Gott! was iſt das! was ſeh' ich!
O Himmel eine Gliederpuppe!

Hannswurſt.

's iſt die beſte Aktriſe in der ganzen Truppe,
Zum griechiſchen Theater wie gemacht,
Hat die Maske mit auf die Welt gebracht!
Meiner Six, in ihrer Kunſt faſt überreif,
So groß, gediegen, ſo prächtig ſteif!
Ja ja! es mag donnern oder blitzen,
Wo man ſie hinſetzt, bleibt ſie ſitzen!
Fährt mit den Händen in die Wolken hinein,
Und ſchlafen ihr doch die Arme nicht ein!
Iſt fromm wie ein Lamm, weiß von keiner Schikane,
Braucht's ganze Jahr nur eine einzige Fahne,
Fällt Platſch! über'n Haufen, wenn man ſie erſticht,
Und wenn ſie todt iſt — nießt ſie nicht!

Herr Niedlich.

Herr Johannes! Sie ſind ein großer Erfinder.

Hannswurſt.

Nun Herr Prinzipal, was ſagen Sie?

Lämchen.

O Hanns, Du biſt ein ſeltnes Genie!
Aber in den andern Kaſten?

Hannswurſt.

Nun ſehen Sie nur hin,
Da ſteckt ja meine Familie drin!

Herr Niedlich.

Wie? Ihre Familie?

Hannswurſt.

Ja ja, meine Kinder!

Herr Niedlich.

Ha ha! das kommt mir drollig vor!

Hannswurst.

Die brauchen wir ja zum griechiſchen Chor!

Lämchen.

Ach laß doch ſehen! —

Hannswurst.

Heraus liebe Kindlein, ſeid Ihr Alle da?

(Inwendig in den beiden Kaſten).

Ja lieber Papa! Ja lieber Papa!

(Hannswurſt ſchlägt mit der Pritſche an die Kaſten, ſie öffnen ſich, und aus dem einen kommt eine große Anzahl Knaben in Hannswurſtjäckchen, aus dem andern eine eben ſo große Anzahl Mädchen wie Colombinen gekleidet. Durch die gewöhnlichen Verſenkungen, über welche die Kaſten geſtellt ſein müſſen, läßt ſich das leicht bewerkſtelligen. Die Kinder faſſen ſich paarweis, tanzen um den Hannswurſt, und ſingen: Da ſind wir Papa, da ſind wir Papa! Die Muſik muß hier einfallen.)

Hannswurſt (hüpfend und ſpringend).

Juchheiſa Tralla!
Seid Ihr endlich wieder da?
Juchheiſa Tralla!
Hannswürſtel mit ſeiner Familie iſt da!

(Alles tanzt und ſingt.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Wohnung des Herrn Niedlich. Ein großes Vorzimmer. In der Mitte iſt ein Theater aufgeſchlagen. Zu beiden Seiten ſtehen Stühle bis zum Vorgrunde der Bühne.)

Simon Lämchen. Hannswurſt.

Hannswurſt

(ſteht auf einer Leiter vor dem kleinen Theater und nagelt den Vorhang an. Er iſt fertig und ſteigt herab).

Nun meiner Treu! das nenn' ich ſcharmant!
Mein Großpapa, der's Theater erfand,
Der hatte doch gewiß eine Mütze voll Genie,
Und war dazu gekommen, er wußte nicht wie.
Ja ja, wenn man nur Breter zuſammennagelt,
Da kommt das Genie aus den Wolken gehagelt,
Und die Jungfer Kunſt tritt lachend herein!
Aber von den großen maſſiven Gebäuden? —
Ja da bleibt ſie weg, die kann ſie nicht leiden,
Ich ſpreche, 's muß ein wackres Landmädel ſein!
Sagen zwar Viele, ſie hätten mit ihr ſcharmirt,
Aber — Späßchen! — ſie hat ſie nur angeführt.
Nun wär' ich ja fertig? was fehlt denn noch?

(Auf des Souffleurs Loch zeigend.)

Gotts Sapperlot! auf das Gnadenloch,
Da fehlt meiner Six der Deckel noch!

(Setzt ihn darauf.)

's ist auf dem Theater ein verkehrter Lauf!
Der Himmel hilft von unten herauf.
Was der Kopf nicht weiß, bläst man den Beinen ein,
Das Genie muß im Unterparlamente sein!
Herr Prinzipal!

Lämchen (hinter dem Vorhange).

Laß mich zufrieden, ich muß studiren!

Hannswurst.

Sind Sie denn fertig? nun geht's bald los!

Lämchen
(guckt auf der Seite durch den Vorhang).

Ach bester Hanns! meine Angst ist groß!

Hannswurst.

Immer lustig! immer lustig! die Kunst ist frei!

Lämchen.

Hanns, 's ist auch viel Angst und Noth dabei!
Gieb Achtung, sie pochen und pfeifen uns aus!

Hannswurst.

Gehorsamer Diener! ich mach' mir den Teufel d'raus!
Pfeifen sie aus, so pfeif' ich ein,
Zum Pfeifen gehört nicht pfiffig sein!

Lämchen.

Welche freche Reden! Gott behüte!
Du hast doch gar kein ästhetisch Gemüthe!

Hannswurst.

Ei was! das ist nur ein Schlendrian,
Da glaubt's Hannswürstel nimmer dran.
Nun bin ich fertig, nun brenn' ich die Lichter an.

Lämchen.

Ach Hanns! mein Herz geht wie eine Mühle!

Hanswurst

(indem er die Lichter vor dem Theater anbrennt).

Ei das ist ein Zufall, den haben gar Viele!
Da seh nur einer meine Lichtelein!
Brennt eins nach dem andern mit hellem Schein!
Ich denke — wie unser Herr Gott die Welt gemacht,
Da hat er's gerade wie ich gemacht,
Ist mit einem Lämpchen herum gerannt,
Ein Köpfel nach dem andern hat er angebrannt!
Und als sie nun alle brannten lichterloh,
Ahi! da war das alte Papachen froh!
Und 's ist doch ein Wunder bei meiner Seele!
Sie brennen noch jetzt, bei dem theuern Oele!
Es thät freilich Noth, man putzte sie einmal,
Was meinen Sie wohl, Herr Prinzipal?

Lämchen

(auf der andern Seite durch den Vorhang guckend).

Zum Henker! mit Deinen Plauderei'n!
Studire doch lieber Deine Rolle ein!

Hanswurst.

Wär' ich der Teufel, seine Großmutter oder sonst so ein Ding,
So müßte mir Jeder seine Rolle studiren!
Heidi! wenn's in der Welt recht erbärmlich ging,
Das wär' doch ein Späßchen zum Divertiren!
Gotts Blitz! wer's machte recht extradumm,
Dem gäb' ich sogar ein Stipendium!
Nun brennen sie alle! frisch auf, nun geht's los!

Lämchen

(den Kopf durch ein Loch in der Mitte des Vorhangs steckend).

Warte noch! warte noch! goldener Hanns!
Ich finde mich noch nicht in Charakter ganz!

Hannswurſt.

Heute roth! morgen todt!
Was machen Sie ſich mit dem Charakter für Noth!

Lämchen.

Ach Hännschen, das überleb' ich nicht!

Hannswurſt.

Marſch weg da mit dem Jammergeſicht!

(Laut rufend.)

Immer herein!
Groß und Klein!
Wunderherrliche Raritäten!
Ein ganzer Sack!
Nach dem neueſten Geſchmack!
Wie Straßburger Paſteten!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Niedlich.

Herr Niedlich.

Rufen Sie, Herr Johannes?

Hannswurſt.

Laſſen Sie alle Naturen erſcheinen!
Die klugen, die dummen, die ſuperfeinen;
Die hohen Gemüther, die Krummen, die Lahmen,
Und vor allen Dingen die äſthetiſchen Damen,
Hannswürſtel wettet ſein Jäckchen d'rauf,
Sie ſperren halt Maul und Naſen auf!

Herr Niedlich.

Wir brennen ſchon Alle vor Ungeduld!

Hannswurſt.

Brennen Sie ſchon? na, das iſt gut!

Hab' ich's doch immer gesagt: der Poesie
Fehlt es an brennenden Strohwischen nie!

Herr Niedlich.

Wie versteh' ich das? Ihre Worte sind spitzig —

Hannswurst.

Bester Herr Niedlich, die Kunst macht mich hitzig!
Zum Teufel! mein Genie steht in voller Blüthe!

Herr Niedlich.

Bezähmen Sie gütigst Ihr schätzbar Gemüthe!

Hannswurst.

Verzeihen Sie, Werther, ich muß Sie umarmen!

Herr Niedlich.

Ach haben Sie mit meiner Perrücke Erbarmen!
Sie ist heute neu gepudert und frisch frisirt.

Hannswurst.

Was so eine Teufelsperrücke in der Liebe genirt!

Lämchen (durch den Vorhang).

Bester Herr Niedlich! theurer Mäzen!

Herr Niedlich.

Man habe nur Kourage, da wird's schon gehn!

Lämchen.

Ich bin ein armer Erdenkloß,
Die Kraft ist klein, die Kunst ist groß!
Es hält recht schwer, ich versichre es Ihnen,
So mit dem Genie eine Braut zu verdienen!

Herr Niedlich.

Ach lieber Gott ja! ich müßte verderben,
Wollte ich damit mein Brot erwerben;

Beim bloßen Gedanken an's liebe Genie,
Wird mir ſchon hungrig, ich weiß nicht, wie?

Hannswurſt.

Heidi! Hannswürſtel beklagt ſich nicht,
Iſt der Fidelſte bei der ganzen Truppe!
Potz Tauſend, ich lobe mein Vaterland!
Wahres Genie und ächter Verſtand,
Finden doch immer eine Portion Rumforder Suppe,
Ehe der Hunger die Seele bricht!

Herr Niedlich.

Geſegnete Mahlzeit!

Hannswurſt.

Das lockt Sie nicht?

Lämchen.

Ich verlaſſe mich auf Ihre Protektion!

Herr Niedlich.

Hoffen Sie das Beſte, Herr Schwiegerſohn!

Hannswurſt.

Wo bleiben die Damen?

Herr Niedlich.

Da kommen ſie ſchon!

(Lämchen verkriecht ſich ſchnell hinter den Vorhang. Hannswurſt geht ihnen entgegen).

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Baniſe tritt in Begleitung vieler jungen Damen herein. Feuerbrand und Reimlied beſchließen den Zug.

Hannswurſt.

Gehorſamer Diener! gehorſamer Knecht!
Sein Sie willkommen, ſchönes Geſchlecht!

Nur herein! Belieben Sie ſich zu ſetzen!
Sie ſollen ſich ganz admirabel ergötzen!
Auf griechiſche Manier! ich kann's nicht verhehlen!
Es giebt ein Traktement für empfindſame Seelen!

Alle.

Ah! Ah! Ei! Ei! Herrlich! göttlich! prächtig!

Baniſe.

Iſt's wahr, Herr Johannes?

Die erſte Dame.

Ein griechiſches Stück?

Die zweite.

Das wäre erzellent!

Die dritte.

Welch ſeltnes Glück!

Die vierte.

Kommt etwa der griechiſche Chor — ?

Die fünfte.

Kommen ein Paar alte Götter vor?

Die ſechſte.

Ich ſpringe vor Freuden in die Höhe!

Die ſiebente.

Wird brav geſchrie'n: „Wehe! Wehe!"

Hanswurſt.

Ja ja, ſchöne Damen, wir machen ein Experimentchen!
Applaudiren Sie nur recht mit den zarten Händchen!
Vor allen Dingen ſetzen Sie ſich!

(arrangirt die Plätze.)

Baniſe.

Beſter Herr Johannes, Sie bezaubern mich!

Feuerbrand (zu Reimlied).

Hol' ihn der Henker, mit den Experimenten!

Reimlied

(ſeinen dicken Stock zeigend).

Ich habe die Kritik ſchon in den Händen!

Feuerbrand.

Ich rezenſir' ihn, warten Sie nur,
Er kommt nicht auf in der Literatur!

Reimlied.

Was? rezenſiren? das braucht es nicht!
Der Stock iſt meine Zuverſicht!

Feuerbrand.

Nun meinetwegen! ich poche mit!

Reimlied.

Wir ſiegen; ich gebe Ihnen Brief und Siegel!
Es geht nichts in der Welt über einen derben Prügel!

Hanswurſt

(kommt von den Damen und ſieht den Stock).

Das iſt doch ein Stöckchen! Sehn Sie einmal!
Sie ſind gewiß in der Kunſt ein Korporal?

Reimlied.

Verſchonen Sie mich mit dem gemeinen Witz!

Hanswurſt.

Oder bedienen Sie etwa das grobe Geſchütz?
Vom guten Geſchmacke die Artillerie?

Reimlied.

Laſſen Sie mich, ich ſpreche mit Narren nie!

Hanswurſt.

Auch nicht, wenn Sie mit ſich ſelber ſprechen?

Reimlied.

Ich bin freimüthig, und weiß mich zu rächen!

Hanswurſt.

Ein Freimüthiger braucht ſich nicht zu genieren,
Der muß trommeln, wenn die großen Leute marſchiren!

Herr Niedlich.

Wo bleiben denn die Herren Muſizi?

Hanswurſt.

Sie warten ſchon, ich hole ſie!

(läuft hinaus.)

Baniſe.

Ich bin ganz entzückt, geliebter Vater!

Herr Niedlich.

Ich wünſchte, Herr Lämchen bekäm' Deine Hand.

Baniſe.

Faſt fühlt ſich meine Seele mit ihm verwandt!

Herr Niedlich.

Sieh die Freudenthränen in meinen Augen!
Ich kann ihn ſo gut in der Handlung brauchen!

Baniſe.

Nun vielleicht mache ich Ihnen die Freude
Noch heute!
Sie wiſſen, das Griechiſche iſt meine ſchwache Seite!

Eine Dame.

Es geht doch nichts über ein Liebhabertheater!

Die zweite.

Vom Liebhaben ſind alle Künſte entſtanden!

Die dritte.

Man praktizirt es in allen Landen!

Die vierte.

Ja! was ſich nur auf's Liebhaben bezieht,
Das erfreut mein Gemüth!

Die fünfte.

Mein Naturell geht auch drauf los!

Die ſechſte.

Herr Je! auch meines! das iſt doch kurios!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hannswurſt bringt die Muſikanten und läßt ſie vor dem Theater niederſitzen.

Hannswurſt.

Nun friſch, Ihr Herren, geblaſen und gegeigt!
Hübſch die Kunſt mit Pauken gezeigt!
Sapperlot! ein rechtſchaffnes Eſelsfell
Wirkt auf die Verwandtſchaft und begeiſtert ſchnell!
Und in den kleinen krummen Trompeten
Steckt tauſend Courage in tauſend Nöthen!
Immer luſtig! immer luſtig! klingt's auch ſchlecht,
So lärmt's doch recht!

(Die Muſik geht an. Hannswurſt ſpringt auf die Bühne und kriecht hinter den Vorhang. Es bleibt der guten Laune der Schauſpieler überlaſſen, während der Muſik durch Pantomime und halblautes Spiel dieſer Szene noch mehr Leben zu geben. An Stoff zur Darſtellung kann es nicht fehlen. Wenn die Muſik einen Satz geſpielt hat, tritt Hannswurſt hervor und annoncirt.)

Hannswurſt.

Schöne Herren und ſchöne Damen,
Ich grüße Sie in der Muſen Namen!
Wir ſtellen heute vor
Mit dem griechiſchen Chor:

Das in den Hoftrompeter verliebte Kaiserherz,

oder:

Bleibt denn niemand lebendig? Ein orakulöses, mirakulöses, spektakulöses Schicksalsspiel.

In einem Aufzuge.

Voll sonderbarer Fata und Angstgestöhne;
Personen sind: Peter Pips und die Kaiserin Ismene.

(Applaudissement und Trompeten und Pauken. Die Musik fährt fort. Die Zuschauer wiederholen unter sich den Titel des Stücks und die spielenden Personen, und drücken Bewunderung und Neugierde aus. Reimlied und Feuerbrand spotten und lachen verächtlich.)

Der Vorhang geht auf.

Die Szene stellt einen freien, von Bäumen umgebenen Platz vor. In der Mitte hängt Hanswurst in einem grotesken Anzuge am Galgen, oder (um die Zarten zu schonen) an einem großen Baume. Unter dem Galgen oder Baume stehn eine Menge Knaben in Hanswurstjäckchens, als erster Chorus. Der größte unter ihnen macht den Sprecher des Chors, und steht in der Mitte. Das Stück selbst muß im Marionettentone gespielt werden.

Hanswurst (am Galgen hängend).

Ich bin Peter Pips von Constantinopel,
Des griechischen Kaisers Leib-Hof-Musikant,
Als Poet und als Trompeter bekannt,
Viel gereist zu Lande, doch mehr noch zu Wasser,
Erhabner Gedichte erhabner Verfasser!
Im Jahre unsers Herrn Ein Tausend Acht Hundert
Hat man mich als größtes Genie bewundert,
Und hat mich gelobt und gepriesen täglich,
Aber jetzt geht mir's erbärmlich kläglich!

Denn, als ich gestern gar wundersüß
Auf meiner Trompete bei Hofe blies,
Da sah ich die Durchlauchtigste Kaiserin Ismene,
Und, hol's der Henker! sie war gar zu schöne!
Der Athem verging mir, ich fiel aus dem Takte,
Und kam nicht wieder rein, so sehr ich mich plackte;
Das macht, mein Herz war in Brand gerathen,
Und ward am Bratspieß der Liebe gebraten.

Baniſe (entzückt).

Bratspieß der Liebe!

Eine Dame.

Hören Sie nur!

Eine zweite.

Antike Gedanken!

Eine dritte.

Große Natur!

Hannswurſt (fortfahrend).

Und als ich darauf nach Hause lief,
Da setzt' ich mich an mein Dintenfaß,
Und schrieb ihr einen Liebesbrief,
Der war von Thränen madennaß!

Sprecher des Chors.

O Du verbrecherischer Hoftrompeter!
Was hast Du gethan, verruchter Peter!
Dein Dintenfaß und Dein Liebesbrief,
Stürzt Dich in Jammer und Elend tief!

Ganzer Chor (ſpricht).

Dein Dintenfaß und Dein Liebesbrief,
Stürzt Dich in Jammer und Elend tief!

(Allgemeines Applaudiſſement, Alle drücken ihre Bewunderung aus.)

Baniſe.

Ihr Götter, wie wird mir!

Eine Dame.

Wie expreſſiv!

Eine zweite.

Was ganz Unerhörtes!

Reimlied.

Erbärmlich ſchief!

Hannswurſt (fortfahrend).

Ach haltet nur's Maul! was hilft das Parliren!
Ich war ſo glücklich ihr Herz zu rühren,
Ich erhielt eine Antwort durch den Leib-Barbier,
Da ſchrieb die ſchöne Iſmene mir:
„Peter Pips, ich liebe Dich bis zum Raſen,
„Deine Trompete hat mir ins Herz geblaſen."

Herr Niedlich.

Ins Herz geblaſen!

Hannswurſt (fortfahrend).

„Und Dein Liebesbrief hat mich ſehr gerührt,
„Denn er war vortrefflich ſtyliſirt!
„Um zehn Uhr folge dem Nachtwächter-Horne,
„Meine Kammerjungfer erwartet Dich vorne,
„Da feiern wir Beide, ich und Du,
„Man nennt's auf Griechiſch ein Rendezvous.

Sprecher des Chors.

Was hör ich? unſelige Schreckensworte!
Der Frevler geht zur Pallaſtespforte!

O ſage mir Pips, Du Böſewicht,
Ertappte Dich denn der Nachtwächter nicht?

Der ganze Chor.

O ſage mir Pips, ꝛc.

Applaudiſſement. Auch ohne ausdrückliche Vorſchrift werden die Schauſpieler, welche die Zuſchauer vorſtellen, durch ſtummes und halblautes Spiel, ihre ununterbrochene Theilnahme an dem Stücke auszudrücken wiſſen. Die Damen bewundern, Herr Riedlich erſtaunt, Reimlied und Feuerbrand verwerfen und verachten Alles. Wenn Geſchicklichkeit und gute Laune bei den Schauſpielern iſt, ſo muß dieſes extemporirte Spiel weit größere Wirkung machen, als jedes vorgeſchriebene.

Hanswurſt.

Ja wie ich heraus kam, da erblickte mich leider
Der lahme Jakob der Bärenhäuter!
Ich entwiſchte ihm zwar, und ging ruhig zu Biere,
Aber da kamen die verdammten Grenadiere
Von der Leibcompagnie und thäten mich fangen,
Und haben mich geſchwinde hier aufgehangen!

Sprecher des Chors.

Wehe! Wehe! es geſchieht Dir Recht!
Peter Pips, Du biſt ein ſaubrer Hecht!
Die Leibcompagnie und das Rendezvous,
Schnüren dem Trompeter die Kehle zu!

Ganzer Chor.

Die Leibcompagnie und das ꝛc.

Hanswurſt.

Ach laßt's man gut ſeyn! ich ſterbe noch nicht!
Ich weiß zwar, ein altes Orakel ſpricht:
Ich würde einmal am Galgen ſterben;

Aber vor einigen Tagen da kam zu mir
Die alte Liſe, das Zigeunerthier,
Von der ließ ich mir die Karte ſchlagen,
Und aus dem Kaffeeſatze die Zukunft ſagen.
Da hieß es: Dein Glück iſt in guten Händen,
Du wirſt am Herzen der Kaiſerin enden! —
Da lacht' ich für mich, und war ganz ſtill,
Und dachte: Nun wie der Himmel will!

Sprecher des Chors.

Wahr iſt Alles, o ſpotte nicht!
Was das Orakel und die Kaffeetaſſe ſpricht!
Denn Karten, Würfel und ſchwarzer Kaffee
Verkünden den Menſchen ihr Wohl und Weh!

Ganzer Chor.

Denn Karten, Würfel und ꝛc.

Vaniſe.

O heilige Myſtik!

Eine Dame.

O herrliches Wort!

Eine zweite.

O welche Tiefe!

Vaniſe.

Das reißt mich fort!

(Die Gliederpuppe kommt als Kaiſerin Iſmene in einem Triumphwagen auf die Bühne gefahren. Sie wird vom zweiten Chore, welcher aus Mädchen, die wie Colombinen gekleidet ſind, beſteht, gezogen. Ihre Rolle wird von Simon Lämchen, der entweder in der Kleidung einer Hofdame neben ihr ſitzen, oder hinter den Couliſſen verborgen ſein kann, geſprochen. Die Puppe ſteht im Wagen.)

Kaiſerin Iſmene.

Ihr treuen Bürger meiner treuen Stadt,
Hört die Begebenheit, die ſich begeben hat!
Ihr wißt, mein kaiſerlicher Ehegemahl
War ein batziger Menſch und höchſt brutal,
Ich mußte mich oft über den Mann erboßen,
Jetzt hab ich ihn aber vom Throne geſtoßen!
Das ſage ich Euch Allen, auch wiſſe ein Jeder,
Ich vermähle mich nun mit dem Hoftromp

Erſter Chor.

Wehe! Wehe! entſetzliches Leiden!
Iſmene! Dich muß der Teufel reiten!

Zweiter Chor.

Du biſt die Herrin, ich bin der Knecht,
Mir iſt der Hoftrompeter recht!

Baniſe.

Welche Kontraſte!

Eine Dame.

Welch eine Wendung!

Reimlied.

Jammer und Unſinn!

Baniſe.

Wahre Vollendung!

Kaiſerin Iſmene.

Ein altes Wort bewährt ſich mir da
Von meiner ſeligen Großmama! —
Auf dem Richtplatz würd' ich meinen Lohn erhalten,
So prophezeite der Mund der Alten.

Das Wort hat mich oft in Angſt gejagt,
Nun ſeh ich, ſie hat was Gutes geſagt!
Hier iſt es erfüllt, hier iſt der Platz,
Hier vermähl' ich mich mit meinem liebſten Schatz!

Erſter Chor.

O beim Jupiter! bei der furchtbaren Sibylle!

Zweiter Chor.

O bei der heiligen Marzibille!

Erſter Chor.

Ich beſchwöre Dich bei der Mutter Barbara!

Zweiter Chor.

Fürchte die ſelige Großmama!

Beide Chore zuſammen.

Fürchte die ſelige Großmama!

Baniſe.

Wie fürchterlich prächtig!

Eine Dame.

Wo will das hinaus!

Eine zweite.

Ich ſchaudre!

Eine dritte.

Ich zittre!

Eine vierte.

Ich halt es nicht aus!

Kaiſerin Iſmene.

Was ſoll ich fürchten? Die zärtlichſten Banden
Vereinigen mich nun mit dem Hof-Muſikanten!
Steig herab Peter Pips, Du Geliebter mein,
Du ſollſt mein Gemahl und mein Kaiſer ſeyn!

Hannswurſt.

Das nenn' ich doch Glück ohn' alle Vergleichung,
Eine wahre Beförderung und Ehrenbezeugung!
Auch wär' ich ſchon längſt herabſpazirt,
Hätte mich nicht der verfluchte Strick geniert!
Ich ſeufze mich aber hier oben ganz matt,
Weil das Stück ſo einen verdammten Knoten hat!
Ich kann ihn nicht löſen, er iſt mir zu groß,
Gieb mir Dein Meſſer, da ſchneid' ich mich los!

(Iſmene wird in ihrem Wagen gerade unter den Hannswurſt gefahren. Sie reicht ihm das Meſſer in die Höhe, während deſſen ſpricht)

Erſter Chor.

Wehe! Kaiſerin, nahe Dich nicht!

Zweiter Chor.

Bedenke, was Deine Großmama ſpricht!

Kaiſerin Iſmene.

Wer wagt's zu befehlen? Keiner rühre ſich!
Peter Pips, Du Geliebter, ich erlöſe Dich!

(Hannswurſt ſchneidet den Strick los. Er fällt gerade auf die Kaiſerin herab, der Triumphwagen ſtürzt um.)

Beide Chöre.

Wehe! Wehe!

Hanswurſt.

Ich bin todt, ich habe den Hals gebrochen!
Iſmene, was haſt Du für harte Knochen!

(ſtirbt.)

Kaiſerin Iſmene.

Ich ſterbe und kann das Wort nur lallen!
Der Trompeter iſt mir aufs Herz gefallen!

(ſtirbt.)

(Allgemeiner Ausdruck des Schreckens.)

Sprecher des erſten Chors.

Wehe! wehe! welcher Spektakel!
Ach beſtätigt ſind alle Orakel!
Peter Pips, es floh Dein Leben hin,
Am Galgen und am Herzen der Kaiſerin!

Ganzer erſter Chor.

Peter Pips, es floh Dein ꝛc.

Sprecher des zweiten Chors.

Wehe! wehe! unſelige Stunden!
Auf dem Richtplatze hat ſie ihren Lohn gefunden!
Seht die Erfüllung, nun iſt ſie da!
Es lebe die ſelige Großmama!

Ganzer zweiter Chor.

Seht die Erfüllung, nun iſt ſie ꝛc.

Beide Sprecher der Chöre.

Unter vergeblichem Hoffen und Harren
Hat doch das Schickſal den Menſchen zum Narren!
Kaum geboren
Wird er geſchoren,
Immer zum Spaße

Geführt bei der Naſe,
Und endlich geſtürzt in das enge Haus,
Partautz! dann iſt der Spektakel aus!

Beide Chöre zuſammen.

Kaum geboren
Wird er ꝛc.

Der Vorhang fällt.

(Alles applaudirt, Feuerbrand und Reimlied pochen.)

Alle durch einander.

Herrlich! prächtig! exzellent! dumm! abſcheulich! göttlich!

Baniſe.

Ich fühle mich ſelig!

Eine Dame.

Mein Herz iſt gebrochen!

Reimlied.

Zum Henker, er ſiegt!

Feuerbrand.

Sie müſſen brav pochen!

Alle.

Ruhig! ruhig! Ein Meiſterſtück!

Herr Niedlich.

Die Freude zeigt ſich an allen Enden!
Dort mit den Stöcken, da mit den Händen!

Baniſe.

Wo iſt denn Herr Lämchen?

Reimlied.

Nun ſchwillt mir der Kamm!

Baniſe.

Ich erklär' ihn zu meinem Bräutigam.

Alle.

Wir gratuliren, wir gratuliren!

(Simon Lämchen tritt zur Seitenthüre herein. Baniſe ſtürzt ihm entgegen.)

Baniſe.

Hoher Genius!
Nimm den Verlobungskuß!

(umarmt ihn.)

Alle.

Wir gratuliren, wir gratuliren!

Feuerbrand.

Laſſen Sie uns hier keine Zeit verlieren!

Reimlied.

Den Burſchen wollen wir ſchon rezenſiren!

Feuerbrand.

An ſechs Inſtituten bin ich Mitarbeiter!

Reimlied.

Da rächen wir uns, was wollen wir weiter!

(Beide ab.)

Lämchen.

Ach die Freude! mein armes Herz!
Empfindſame Wonne! ſeliger Schmerz!

Eine Dame.

Nein, dieſen Abend vergeß ich nie!

Eine zweite (ihm einen Lorbeerkranz aufſetzend).

Dem Sieger gebührt der Lorbeerkranz!

Lämchen.

Das verdank' ich meinem Hanns!

Baniſe.

Wo iſt Herr Johannes?

Herr Niedlich.

Wo ſteckt das Genie?

Alle.

Heraus Herr Johannes!

Herr Johannes heraus!

Hannswurſt

(kommt hinter dem Vorhange herausgeſchlichen).

Gelt? Hannswürſtel hat's gut gemacht?
Hab's wohl gedacht!
Gratulire und wünſche eine gute Nacht!
Eine ſchöne gute Nacht!

(Die Geſellſchaft applaudirt).

(Der Vorhang fällt.)

Ende des Luſtſpiels.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

August Mahlmanns

sämmtliche Schriften.

Nebſt

Mahlmanns Biographie.

Achter Band.

Vermiſchte Schriften.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

Inhalt des achten Bandes.

		Seite
1.	Feſtſpiel zur Säcularfeier von Weißens Geburtstag	1
2.	Ueber das allgemeine Vorurtheil gegen die Schauſpieler	19
3.	Ein paar Worte über die Wiedereinführung des Hanswurſts auf der Bühne	30
4.	Vorſchläge zur Emporbringung des deutſchen Theaters	37
5.	Das deutſche Theater. Rückblicke, Ausſichten und Ermunterungen	48
6.	Ueber theatraliſche Darſtellungen. — Die Weimarſche Hof-Schauſpieler-Geſellſchaft in Leipzig	57
7.	Bemerkungen über das Theatraliſche	66
8.	Ueber Vereinigung des Ernſten und Komiſchen	82
9.	Gedanken über das Komiſche	87
10.	Bemerkungen über die Oper	96
11.	Ueber das goldne Zeitalter der deutſchen Literatur	112
12.	Die Liebe bei den deutſchen und franzöſiſchen Dichtern	118
13.	Wie unterſcheidet ſich der ſchöne Geiſt vom Schöngeiſte?	122
14.	Das Stadtleben nach ſeiner Licht- und Schattenſeite	129

Festspiel

zur

Säcularfeier

von

Weißens Geburtstag.

(Die Scene iſt ein Saal in einem Wintergarten, mit Grün und Blumen decorirt. Der Hintergrund iſt ſtufenförmig mit Orangerie und Blumengefäßen beſetzt. Eine Anzahl junger Mädchen ſind zwiſchen dieſe gruppirt und beſchäftigt, Kränze und Blumenguirlanden zu winden. Im Mittelgrunde zur Seite eine Tafel, mit bekränzten Pokalen. Im Vordergrunde ſteht eine Anzahl junger Manner.

Erſter.

Heut' iſt ein Freudentag! Laßt Glas und Lied erklingen!
Laßt Blum' an Blum', laßt Kranz an Kranz ſich ſchlingen!
Und ob es draußen tobt und ſtürmt,
Wie freundlich ſind wir hier vom Blumenhaus beſchirmt,
Und laſſen Winterfroſt und Sturm vorüberzieh'n,
Hier ſoll uns Lenz umweh'n, hier ſoll uns Jugend blüh'n!

Zweiter.

(Indem ſie ſich an die Tafel ſetzen.)

Fröhlich in die frohe Runde! heute ſind es hundert Jahr',
Daß der Tag den edlen Dichter, Vater Weißen, uns gebar;
Vieles Gute, vieles Schöne, hat er ſorgſam ausgeſtreut!
Sein Gedächtniß feiern heute fromme Lieb' und Dankbarkeit.

Dritter.

Und wer ein Herz im Buſen trägt,
Das warm für's Edl' und Gute ſchlägt,
Der tret' in unſern Kreis herein,
Und ſtimm' in unſern Jubel ein!

Vierter.

Das hat die alte Welt ſo groß gemacht,
Daß jedes Land die edlen Männer ehrte,
Die ihren Lebenstag mit Ehr' und Ruhm vollbracht,
Daß jeder Blick voll Dank nach ihrem Grab ſich kehrte,
Und alle Herzen ſich beſtrebten,
Zu leben, wie die Edeln lebten!

Erſter.

Hört mich! und laßt hier im trauten Verein
Mich den Sprecher Eurer Gefühle ſein!
Die Gläſer gefüllt! die Herzen erhoben!
Das Schöne zu preiſen! das Edle zu loben!

Alle.

Wir ſtimmen ein! wir ſtimmen ein!

Erſter.

Hoch lebe Sachſen! das herrliche Land!
Unſer ewig geliebtes Vaterland!

Das der großen Männer so viel erzog,
Wo die Freiheit der Geister wieder erstand,
Und ein neues Morgenroth über den Erdkreis flog!

Alle.

Sachsen leb', unser Vaterland!

Erster.

Und was Großes und Schönes empor geblüht
In des Vaterlands heiligen Auen,
Das verehre dankbar ein edles Gemüth,
Und folg' ihm mit stolzem Vertrauen!
Das Grab, um welches sich Lorbeern reih'n,
Soll heilig der spätesten Nachwelt sein!

Alle.

Das Grab, um welches sich Lorbeern rei'hn,
Soll heilig der spätesten Nachwelt sein!

Erster.

Die Kunst soll leben! die Wissenschaft!
Und in jeder der tüchtige Meister!
Sie erheben das Leben mit Muth und Kraft,
Sie begründen den Adel der Geister!
Es lebe hoch jedes stille Gemüth,
In welchem der Funke der Göttlichen glüht!

Alle.

Die Kunſt ſoll leben, die Wiſſenſchaft!
Sie adeln die Geiſter mit Würd' und Kraft!

Erſter.

Es leb' und blühe die freundliche Stadt,
Wo Europa ſeine Feſſeln zerriſſen hat
Und ſeine Freiheit errungen!
Die ſo viele große Männer gebildet hat,
Wo Gellert und Leſſing und Weiße geſungen!
Sie glänzt in des Vaterlands Heiligthum
Durch vier Jahrhunderte in Ehr' und Ruhm!
Leipzig lebe! und der ſchöne Verein
Der Jünglinge, die ſich der Weisheit weih'n!

Alle.

Leipzig leb' und der ſchöne Verein
Der Jünglinge, die ſich der Weisheit weih'n!

Erſter.

Und Er, deſſen Feſt uns heute vereint,
Der Sänger gefühlvoller Lieder,
Der edle Weiße, der Dichter und Menſchenfreund,
Blicke freundlich auf unſ're Verehrung nieder!
Viel Schönes und Würdiges hat er vollbracht,
Es werde ſeines Namens mit Ruhme gedacht!

Alle.

Viel Schönes und Würdiges hat er vollbracht,
Es werde ſeines Namens mit Ruhme gedacht!

Erſter.

Durch ihn ward die Bühne der Deutſchen geehrt,
Er bildete ſie zu edler Geſtalt,
Er gab ihr Würde, Natur und Gehalt
Und erhob ſie zu kräftigem Leben.
Des Singſpiels Zauber hat er uns gelehrt,
Der Sprache Wohllaut hat er uns gegeben.
Wie flog ſein Lied mit frohem Geſang
Des deutſchen Vaterlands Fluren entlang!
Er ernte der ſpäteſten Nachwelt Dank!
Er leb' in Verehrung und Liebe!

Alle.

Er ernte der ſpäteſten Nachwelt Dank!
Er leb' in Verehrung und Liebe!

Zweiter.

Ihr Mädchen, die Ihr Blumen windet,
Um ſeine Lieblinge, die Kinder, zu bekränzen,
Die ſich geſchmückt dem ſchönen Feſte nah'n,
Stimmt mit uns jetzt ein frohes Lied
Des heitern Sängers an!

Alle, nebst dem Frauenchor.

„Ohne Lieb' und ohne Wein,
Was wär' unser Leben?
Alles, was uns kann erfreu'n,
Müssen diese geben.
Wann die Großen sich erfreu'n,
Was ist ihre Freude?
Hübsche Mädchen, guter Wein,
Einzig diese Beide.

Helden, die des Sieg's sich freu'n,
Fragen nichts nach Kränzen,
Sie erhe'en sich beim Wein
Und bei frohen Tänzen.
Uns drückt oft des Lebens Pein,
Doch nur, wenn wir dürsten:
Aber gebt uns Lieb' und Wein,
O! so sind wir Fürsten."

(Gleich nach Anfang des Liedes tritt ein Zug von Kindern ein, die während des Gesanges von den Mädchen in schön gebildeten Gruppen mit Kränzen geschmückt werden. Nach Endigung des Gesanges treten die Kinder, einen Kreis bildend, in den Mittelgrund vor.)

Vierter.

Welch' schöner Kreis! es drängt sich Blüth' an Blüthe!
Wie glänzt der Jugendreiz in holder Blumen Pracht!
O süße Unschuld! heitre Herzensgüte!
Die fromm und klar aus Kinderaugen lacht;
Wo ist das Herz, das nicht — von Euch umgeben —
Zurück mit Sehnsucht blickt nach seinem Knospenleben?

Ein Bergmannsjunge.
(Tritt ein.)

Glück auf! Ei, seht mir doch! da sind' ich schöne Leute,
Bekränzte Kinder, Blumen und Gesang!
Ich seh', es giebt ein Fest, ist es in Leipzig heute
Auch wie bei uns in Annaberg?

Erster Sprecher.

Bist Du daher? Was willst Du, lieber Kleiner?

Der Knabe.

Ja wohl, aus Bergstadt Annaberg komm' ich
Mit meinem Vater und den Brüdern her,

Auch Vetter Conrad iſt dießmal dabei;
Wir bringen ſchöne, neue Lieder mit,
Und haben Geigen, Hörner, Flöten,
Hobo'n, Clarinetten und Trompeten,
Und muſiciren friſch von Haus zu Haus,
Und treiben die Handelsgrillen aus.
Die Leute ſagen, daß die reiche Stadt
Uns arme Bergleute recht nöthig hat.

Erſter.

Biſt Du ſchon Bergmann?

Knabe.

Noch in der Pochbank! ein ſchwacher Bube.
Aber der Vater und Bruder Chriſtian,
Die fahren im Markus Rehtung an.
Glück auf! das nenn ich eine Grube!
Da flimmert's und flunkert's ſo blank darin,
Als würf' der liebe Gott die Speciesthaler hin.

Erſter.

Und doch nennt Ihr Euch arm?

Knabe.

Ach! arm und dürftig iſt des Bergmanns Haus!
Er fördert das Silber aus der Erde heraus,

Und hämmert und pocht und macht es rein,
Aber in seine Tasche kommt's nicht hinein!

Erster.

Du armes Kind!

Knabe.

O Herr! das ficht uns wenig an,
Was Gott verhängt, ist wohlgethan!
Die Mutter und die Schwestern sitzen
Fleißig zu Hause und klöppeln Spitzen,
Und kommen die Männer aus dem Schacht,
So arbeiten sie noch bei Tag und Nacht.
Da giebt's immer Kartoffeln und kräftig Brot,
Auch manchmal Bier, was hat's für Noth!

Erster.

So wird Dein froher Muth uns nicht beneiden.

Knabe.

Ach, Eins nur thut mir schmerzlich weh;
Wenn ich so in der Stadt hier geh'
Und sehe die vielen Schulen an,
Und was man für arme Kinder gethan;
Da beneid' ich wohl die Kinder sehr,
Und denke: wenn's auch bei uns so wär'!

Erſter.

Wir feiern hier ein Feſt; in Annaberg
Wird's auch gefeiert, weißt Du wohl?

Knabe.

Werd' ich's nicht wiſſen, liebe Herrn!
Zu Hauſe wär ich wohl heute gern;
Vor hundert Jahren — ſagen die Leute —
Ward dem Rector der edeln Bergſtadt heute
Ein Sohn, ein trefflicher Sohn gebracht,
Der hat ſich gar ſehr empor gehoben,
Daß ihn noch jetzt alle Menſchen loben,
Er hat ſchöne Gedichte und Lieder gemacht —
Ich habe manche geſungen und geleſen —
Und hat auch an die Kinder mit Liebe gedacht,
Und iſt ihr treuer Freund geweſen!

Erſter.

D'rum ſoll das heut'ge Feſt auch eine Stiftung gründen,
Die ſeinen Namen führt in Annaberg,
Erziehungs-Anſtalt armer Kinder ſoll
Des Kinderfreundes ſchönes Denkmal werden.

Knabe.

Ach, lieber Gott! wie wird das herrlich ſein!
Glück auf! wie werden Tauſende ſich freu'n!

Die Mütter, die Väter, der Kinder Schaar,
Sie bringen Euch Dank und Segen dar.
Ach, träf' ich nur heute
Im lieben Leipzig recht viel gute Leute,
Ich wollte ſie bitten, ich wollte fleh'n,
Sie würden das arme Kind verſteh'n,
Und würden mit ſegensreichen Händen
Wohlthätig ihre Gaben ſpenden. —
Wer zur Erziehung ſein Scherflein trägt,
Der hat ja ſein Geld auf Zinſen gelegt;
Denn an der Kinder dankbarem Lallen
Hat der liebe Gott gnädiges Wohlgefallen!
Und der himmliſche Vater aller Welten
Wird reichlich vergelten!

Erſter.

Bleib unter uns, Du lieber Knabe, bleib,
Dein kindlich Fleh'n trifft nicht auf harte Herzen.

Knabe.

Glück auf! Die Hoffnung gebt Ihr mir!
So bleib ich gern und freudig hier!
Doch laßt auch die Bergleute mit herein,
Sie ſollen Euch durch ein Lied erfreu'n,
Sie ſingen und ſpielen — es muß nur ſo ſein!

(Er geht hinaus und kommt sogleich wieder zurück mit vier Bergleuten.)

Musik.

Einer.

Ich kenn' ein wunderschönes Land,
Es liegt am heitern Elbestrand,
Es schmücken Gott und die Natur
Mit Paradiesreiz seine Flur,
Und streuen über Berg und Thal
Die Fülle Segens überall!
Glück auf! Glück auf!

Chor.

Glück auf! Glück auf! Das schöne Land,
Es ist der Sachsen Vaterland!

Einer.

Der Fruchtbaum und die Saaten steh'n
Auf seiner Berge Sonnenhöh'n,
In ihres Schooßes tiefer Nacht
Wächst reiches Erz im Grubenschacht,
Und Alles sammelt spät und früh,
Und Fleiß und Arbeit rasten nie!
Glück auf! Glück auf!

Chor.

Glück auf! Glück auf! Das ſchöne Land,
Es iſt der Sachſen Vaterland!

Einer.

Das Land regiert ein edler Greis,
Sein Vaterhaupt iſt ſilberweiß.
Doch ewig jung und ewig neu
Iſt all' der Seinen Lieb' und Treu';
Wie Kinder zu dem Vater auf,
So blickt ſein Volk zu ihm hinauf!
Glück auf! Glück auf!

Chor.

Glück auf! Glück auf! Das ſchöne Land,
Es iſt der Sachſen Vaterland!

Einer.

Beſchirm', o Gott! mit milder Hand
Das liebe, ſchöne Sachſenland!
Laß Jünglingskraft, von edler Art,
Laß Mädchen blühen, ſchön und zart!
Gieb Männer, Stolz und Ruhm der Zeit,
Und edler Frauen Lieblichkeit!
Glück auf! Glück auf!

Chor.

Glück auf! Glück auf! Mit milder Hand
Beschirm', o Gott, das Vaterland!

Erster Sprecher.

Viel Dank, Ihr lieben Leute! Euer Lied
Hat unser Fest erfreulich eingeweiht;
Schließt Euch an uns, Ihr seht uns hier versammelt,
Des frohen Dankes Opfer darzubringen,
Und Eures Landsmann's, der der Unsre ward,
Des edeln Weiße, liebend zu gedenken!

Zweiter.

Enthüllt sein Bild, laßt uns die theuren Züge
Des edeln Menschenfreundes seh'n.
Und Ihr, die er im Leben treu geliebt,
Beginnt nun, Kinder, Euern Reihentanz,
Und windet um das vielgeliebte Haupt
Den Kranz von Lorbeer und von Immergrün.

(Mehrere Mädchen enthüllen die Büste. Im Augenblicke, als sie enthüllt wird, fällt die Musik ein. Alles steht zu beiden Seiten, daß die Mitte frei ist.)

Allgemeiner Chor.

Bringt dem Verdienſte Preisgeſang!
Der wahren Ehre Lorbeerkronen!
Der Mitwelt Liebe, der Nachwelt Dank
Kann edles Wirken einzig lohnen.

(Hierauf beginnt der Tanz der Kinder, der ſich mit einer Gruppe gegen die Büſte zu ſchließt.)

Erſter Sprecher.
(Mit Begleitung ſanfter Muſik.)

Was er an Gellerts Aſchenkrug einſt ſang,
Das rufen wir auch ihm jetzt dankbar nach:
„Uns ward von Gott der edle Mann gegeben,
Sein Herz, wie ſein Geſchmack, ſo rein,
Er ſollte durch ſein Lied, er ſollte durch ſein Leben
Uns Beiſpiel und Belehrung ſein!
Der Mutter erſt' Geſchenk an ihre zarten Kleinen
War ſein belehrend' Kinderbuch,
Sie lallten, was er ſang, und lernten ohne Weinen,
Und merkten ſeinen Sittenſpruch.
Es wohnte Gott in ſeinem frommen Herzen,
Und Menſchenlieb' in ſeiner Bruſt.

Gefällig, wie im Ernſt, ſo unter heitern Scherzen,
War Wohlthun ſeine größte Luſt!
Laßt uns bei ſeiner Aſche ſchwören,
Der wahren Weisheit uns zu weih'n,
Und nicht allein in ihm den Dichter zu verehren,
Nein, auch ſo gut wie Er zu ſein!".

Chor der Kinder.

Vater, Dich feiern wir!
Vater, wir danken Dir!
Lorbeer und Immergrün
Soll um Dein Denkmal blüh'n!

Allgemeiner Chor.

Vater, Dich feiern wir!
Vater, wir danken Dir!

(Am Schluſſe dieſes Chores wird die Büſte bekränzt.)

Schlußchor.

Bringt dem Verdienſte Preisgeſang,
Der wahren Ehre Lorbeerkronen!
Der Mitwelt Liebe, der Nachwelt Dank
Kann edles Wirken einzig lohnen!
Es verſchwinden die Zeiten, die Namen vergeh'n,
Doch das Schöne wird bleiben, das Gute beſteh'n!

Ueber

das allgemeine Vorurtheil gegen die Schauspieler.

Daß in den früheren Zeiten der Stand der Schauspieler nicht geachtet war, ist leicht zu erklären: man darf sich nur an die damals herrschende mönchische oder pietistische Sittenlehre und an das nomadenartige Leben und wüste Herumtreiben der sogenannten Truppen oder Banden erinnern; welche höchst verächtliche Ausdrücke nichts mehr und nichts weniger bezeichneten, als was man wirklich vor Augen hatte.

Schwieriger aber ist es zu erklären, daß selbst in unsern Tagen, wo es der stehenden Bühnen so viele giebt, wo man die mimische Kunst als eine der ersten und mehr als jede andere schätzt und aller entehrenden Beziehungen, selbst des Wortes Komödiant, als an jene rohen Zeiten erinnernd, sich enthält, der Schauspielerstand in der öffentlichen Meinung noch immer das Vorurtheil wider sich

hat, wenn gleich in geringerem Grade. Dieſes beharrliche und, wie es ſcheint, nicht völlig auszurottende Vorurtheil muß ſeinen guten Grund haben, und es verlohnt wohl die Mühe eines Verſuches, dieſen aufzufinden.

Die Sache iſt leicht abgethan, wenn man, wie gewöhnlich und erſt neuerdings wieder geſchehen iſt, bloß im Allgemeinen das Ideal eines mimiſchen Künſtlers in's Auge faſſend und von aller Beſonderheit abſehend, dieſe ungünſtige Meinung an ſich als ſchlechthin grundlos verwirft, und da ſie doch in der Wirklichkeit ſich nicht verleugnen läßt, aus der Erfahrung erklärt, daß die ganze Bildung der meiſten Schauſpieler hinter ihrem Berufe zur Zeit noch gar zu weit zurückſteht. Es iſt aber damit wenig geſagt. Denn dieſe Erfahrung, deren Richtigkeit man freilich nicht bezweifeln kann, gilt auch von andern Künſtlern, beſonders von Malern und Muſikern, und gleichwohl iſt dieſen das öffentliche Urtheil nicht ſo ungünſtig.

In der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Schauſpielkunſt muß alſo wohl der Grund zu finden ſein, weßhalb denen, welche ſie ausüben, ein allgemeines Vorurtheil entgegenſteht.

Der Mime unterſcheidet ſich von andern Künſtlern dadurch, daß das Mittel ſeiner Darſtellung nicht außer ihm liegt, nicht, wie beim Dichter, bloß in den Worten,

oder beim Muſiker und Maler, in den Tönen und Farben: ſeine eigene Perſon iſt es, durch und an welcher er ſeine Kunſt zur Anſchauung bringt — er ſelbſt iſt es, der ſich zur Schau hinſtellt als ein lebendiges Kunſtwerk. Dieß kann aber nicht anders geſchehen, als indem er ſeiner individuellen Eigenthümlichkeit ſich ſo viel als möglich entäußert, und eine ganz andere Geſtalt, ein ganz anderes Weſen annimmt, als ihm von Natur gegeben iſt; ſein höchſtes Streben muß darauf gerichtet ſein, etwas zu ſcheinen, was er nicht iſt, die entgegengeſetzteſten, widerſprechendſten Charaktere mit gleicher Wahrheit darzuſtellen — und ſein Ruhm iſt um ſo größer, je mehr er die Kunſt verſteht, ſich ſelbſt auf die mannichfaltigſte Weiſe ſo zu verwandeln, daß der Zuſchauer an ſeine Individualität wenig oder gar nicht erinnert wird.

Indem nun aber der Mime, um ein Kunſtwerk hervorzubringen, auf ſich ſelber verwieſen und beſchränkt iſt, indem er, um ſich als Künſtler zu zeigen, ſeiner ſelbſt ſich bedienen muß, erſcheint er nothwendiger Weiſe, ſeiner ganzen Perſönlichkeit nach, bloß als Mittel, nicht als Zweck, als ein dienendes, nicht als ein ſelbſtſtändiges Weſen. Seine eigene, wahre Exiſtenz iſt aufgehoben, an ihm iſt kein freier Wille zu erkennen. In ihn iſt gleichſam ein fremder Geiſt hinein gebannt, deſſen Geſetzen er gehorchen muß. Alles iſt er genöthigt, ſich gefallen zu

lassen, Allem muß er sich hingeben, was dieser von ihm fordert, und selbst das Empörendste, Herabwürdigendste, Schmählichste, was ihm zugemuthet wird, muß er, wie ein willenloser Diener, nicht nur geduldig ertragen und hinnehmen, sondern sogar, als wenn er einem Tyrannen, der unbedingt über sein Leben zu gebieten hätte, zum muthwilligen Spiele diente, allen Mißhandlungen mit einer Art von Freudigkeit und Lust sich unterwerfen — und dieß Alles öffentlich vor den Augen einer großen Versammlung.

Ein solches Aufopfern der persönlichen Freiheit und Würde, und geschieht es auch zu dem edelsten Kunstzwecke (was nur bei vorzüglichen Dramen der Fall ist, also nicht in der Regel), hat immer für das unmittelbare, natürliche Gefühl etwas Beleidigendes. Am lebhaftesten empfinden wir dieß, wenn wir von Schauspielern, die wir in edlen Rollen zu sehen gewohnt sind, gemeine und verächtliche Charaktere dargestellt sehen, und zumal dann, wenn sie sich zu niedrigen Behandlungen, zu körperlichen Züchtigungen, Schmähreden und dergleichen hergeben müssen; ja, man merkt es auch dem edlern Schauspieler an, wie er sich zu solchen Gemeinheiten ungern herleiht, und wie er sie, selbst auf Kosten des Spiels, so viel möglich zu mildern und von sich entfernt zu halten unwillkührlich bemüht ist, — so wie dagegen der

gemeine Acteur ſolche, ſeiner Natur entſprechende, Rollen nicht nur nicht mildert, ſondern vielmehr ſie mit wahrer Luſt und Vorliebe durchführt, und oft das Gemeine, durch Uebertreibung, in's Platte und Widrige herabzieht; es iſt ihm nicht genug, niedergeworfen zu werden, er wälzt ſich noch eine Weile auf dem Boden umher. —

Wenn ein ſolches Verzichtleiſten auf ſelbſtſtändige Perſönlichkeit, welches immer eine Art von Preisgeben ſeiner ſelbſt iſt, unſer Gefühl beleidigt, ſo wird unſer Verſtand durch die verſchiedenartigſten Geſtalten, in welchen dieſes geſchieht, gleichſam irre gemacht. Wir wiſſen nicht recht, welche Vorſtellung wir uns von dem, welchen wir bald als einen Helden, bald als eine Memme oder Prahler, heute als einen Biedermann und morgen als einen Böſewicht, jetzt als einen feinen Weltmann und dann wieder als einen ungeſchlachten Tölpel oder albernen Narren auftreten ſehen, eigentlich machen ſollen, und ſo werden wir unvermerkt zu dem Begriffe eines Gauklers geführt, eines Menſchen, welchem es mit keinem Dinge wahrhafter Ernſt iſt, wenn nicht etwa bloß mit dem Beſtreben, uns ſeine Geſchicklichkeit in Nachahmung der heterogenſten Charaktere vor Augen zu ſtellen und unſern Beifall dafür einzuernten. — Ja, wir ſind geneigt, noch weiter zu gehen, und zu glauben, daß die tägliche Erfahrung, wie das, was wir unabläſſig treiben, uns zuletzt

zur andern Natur wird, auch hier Anwendung findet; wir werden geneigt, anzunehmen, daß der, deſſen ganze Thätigkeit darauf gerichtet iſt, ſich mit ganzer Seele in alle möglichen Charaktere zu verſetzen, und in allen ihren Beſtandtheilen ſie an ſich ſelbſt ſichtbar zu machen, über dieſe Verwandlungsfähigkeit am Ende ſeine urſprüngliche Eigenthümlichkeit einbüßt, und ſo völlig charakterlos wird. — Gewiß iſt es wenigſtens, daß die Schwierigkeit, zu dem Innern eines Menſchen durch den äußerlichen Schein durchzudringen, um ein Beträchtliches durch den künſtlichen Schein vermehrt wird, den wir von dem Schauſpieler, da wir ihn in demſelben, wie in ſeinem Elemente, leben ſehen, in unſerer Vorſtellung ganz abzutrennen nicht wohl im Stande ſind. Es bleibt uns von ihm immer nur ein ſchwankendes Bild, auf welches wir, weil es ſich nicht feſthalten läßt, mit Mißtrauen hinblicken.

Der mimiſche Künſtler giebt ſich aber nicht nur ſelbſt Preiß zum Behufe ſeiner Kunſt, er kann dieſe auch nicht durch ſich allein vollkommen geltend machen; er iſt immer nur der Theil eines Ganzen, welches hervorzubringen er bloß mitwirkt. Dieß macht eine Verbindung Mehrerer nothwendig, und aus dieſem nothwendigen Vereine entſpringen Verhältniſſe, in welchen er noch abhängiger und unfreier erſcheint. Es treten nämlich damit ſtreng bindende Verpflichtungen ein, denen ähnlich, die mit einem

öffentlichen Amte verbunden sind, wie z. B. Beobachtung der Anordnungen des Oberhauptes der Gesellschaft, die Verbindlichkeit zu gewissen Leistungen gegen einen bestimmten Sold, wobei so wenig die Wahl der Rollen und der Stücke, als der Zeit des Spielens frei bleibt ꝛc. Diese genannten Puncte sind es vornämlich, welche den Begriffen von Freiheit, welche sich an die Idee des Künstlers knüpfen, widersprechen, und den Mimen in Zwangsverhältnissen zeigen, die man nur bei Verbindungen, welche lediglich auf das Nützliche abzwecken, anzutreffen gewohnt ist. Die freie Kunst wird dadurch dem Gewerbe, dem Handwerke verähnlicht; der Gehalt bekommt das Ansehen des Lohns, und das Spiel das Ansehen einer pflichtmäßigen Arbeit, die schlechterdings, contractmäßig, geleistet werden muß, mögen nun die Grundsätze und Vorschriften des Obern kunstgemäß sein oder nicht, mag der Schauspieler zu der Rolle, die ihm übertragen wird, Geschick und Neigung besitzen, und an dem Tage, wo er auftritt, mit Lust und Liebe an sein Geschäft gehn oder nicht. — Von solchen Zwangs-Verbindlichkeiten ist denn auch die unausbleibliche Folge, daß die meisten Schauspieler früher oder später dahin kommen, ihre Kunst geradehin nur als ein Gewerbe, als ein Tagewerk zu betrachten, zumal dann, wenn sie ihre bürgerliche Existenz gesichert sehn. Daher die vielen Klagen über die Nachlässigkeit und laue Gleich-

giltigkeit in den Darstellungen stehender Bühnen. — Außer diesen zwangsvollen Gesellschafts-Verhältnissen muß der mimische Künstler noch in seinem Publicum einen Herrn und Gebieter, ja nicht selten mehrere, widersprechende Forderungen machende, Gebieter anerkennen, er mag nun wollen oder nicht. Er ist einmal für die Zuschauer da, dieß bringt schon sein Begriff mit sich, denn ihnen, und nicht sich selbst oder etwa einer ausgewählten Gesellschaft von Kennern oder Liebhabern stellt er seine Kunst zur Schau. Er muß also das Urtheil der Menge über sich ergehen lassen, und dieses Urtheil darf er nicht geringschätzig aufnehmen, will er anders seine Stelle nicht verscherzen; er muß darauf achten, und sei es auch noch so wenig auf richtige Kunstansichten und wahren Geschmack gegründet; ja, er ist zuweilen genöthigt, den Launen und dem Eigensinne des Parterre's sich zu fügen, und oftmals, selbst wider seine bessere Ueberzeugung, sich um seinen Beifall zu bemühen. Denn der allgemeine Beifall ist es am Ende doch immer, wornach er ringt, und worin er den nächsten Lohn für seine Anstrengungen findet; es bleibt jederzeit nur ein leidiger Trost in der Wirklichkeit, so erhaben er sich auch in der Theorie ausnimmt, sich mit der Zustimmung weniger befugter Urtheiler zu begnügen; die Stimme dieser Wenigen verhallt vor dem Urtheile der Mehrheit, die am Ende doch über kurz oder lang den

Ausschlag giebt. — Kann aber auch der Einzelne, trotz der Ungunst der Menge, sich erhalten, etwa durch besondere Protection des Directors, so ist doch dieser in vielfältiger Rücksicht genöthigt, auf die Meinung des großen Publicums zu achten, und dieses Berücksichtigen der allgemeinen Stimme und des Zeitgeschmacks wirkt nothwendiger Weise auf den einzelnen Schauspieler zurück. So sieht er sich z. B. gezwungen, in Stücken, die er selbst für schlecht und verwerflich erkennt, unzählige Mal eine alberne oder triviale Rolle zu übernehmen, wenn an diesen Stücken das Publicum sich nicht satt sehen kann. Solche Wiederholungen, die selbst in vorzüglichen Dramen, wenn sie schnell auf einander folgen, Ueberdruß erregen, müssen bei schlechten einen kaum überwindlichen Ekel erzeugen, und diesen Ueberdruß und Ekel darf er doch nicht blicken lassen, will er sich nicht dem Tadel der Zuschauer aussetzen. Im Gegentheil muß der Schauspieler nur zu oft an trefflichen Rollen in ausgezeichneten Dramen den größten Aufwand von Kunst und Fleiß unnütz verschwendet sehen, denn wie häufig werden die besten Stücke, die in der Regel der Menge nicht zusagen, nur wenige Male, zuweilen wohl gar nicht wiederholt. — Kurz, das Verhältniß des mimischen Künstlers zu den Zuschauern ist kein freies, sicher begründetes, und der edlen Kunstfreiheit wenig angemessen, so daß auch in diesem so

wichtigen Verhältniſſe der Schauſpieler in keinem vortheilhaften Lichte erſcheint.

Dieſe drei, in der Kürze dargelegten, Beſchränkungen der Freiheit im mimiſchen Künſtler: das unbedingte Aufopfern und Herleihen ſeiner Perſönlichkeit — das dienende Mitwirken als Theil zu einem Ganzen — und die bindende Rückſicht auf den Beifall der Zuſchauer, ſind unſtreitig die Hauptpuncte, aus welchen ſeine, im Vergleich mit anderen Künſtlern, ſehr ungünſtige Stellung ſich ergiebt. Denn was die übrigen, theils wirklich gegründeten, theils ſcheinbaren Fehler und Schwächen, welchen er vermöge ſeines künſtleriſchen Berufs vornämlich ausgeſetzt iſt, anbelangt, ſo hat er dieſe mit anderen Künſtlern gemein, wiewohl ſich nicht leugnen läßt, daß an ihm, da er theils mit der bürgerlichen Welt in näherer Verbindung ſteht, theils einem geſellſchaftlichen Vereine zugeſellt iſt, dieſe Fehler und Schwächen ſowohl mehr ſichtbar werden, als auch ſich zu entwickeln mehr Gelegenheit finden — und daher haben ſie auf die öffentliche Meinung auch einen nicht geringen Einfluß. Von der einen Seite ſind es beſonders die kleinlichen Leidenſchaften der Ränkeſucht, des Neides, der Eiferſucht, des eitlen Stolzes und Eigendünkels, der Lobſucht und die daraus entſtehende krankhafte Empfindlichkeit für allen Tadel, ſelbſt den ſchonendſten und gerech-

testen — von der andern Seite der Hang zum Leichtsinn, zu sinnlichen Genüssen und Ausschweifungen, welche eine natürliche, fast nothwendige Folge von dem unaufhörlichen Wechsel von An- und Abspannungen, von den beständigen Aufregungen des Gefühls und der Phantasie ꝛc. sind.

Erwägt man nun alle diese vielfältigen Umstände, welche am Schauspieler die Idee eines Künstlers so sehr verdunkeln und trüben, so darf man sich nicht verwundern, daß noch immer gegen seinen Stand ein Vorurtheil besteht; ja, es wäre zu verwundern, wenn keins bestünde, und es läßt sich aus dem Gesagten behaupten, daß es immer bestehen wird — was diesem Stande keineswegs zum Vorwurfe gereicht, sondern nur zu den großen Beschwerden und Aufopferungen mit gehört, welche mit demselben, als nothwendige Uebel, verbunden sind, und den Ruhm eines wahrhaft verdienstvollen Schauspielers nur noch erhöhen. Das wahre Verdienst, der wohlbegründete Ruhm macht alles Vorurtheil verstummen, und seine Aechtheit wird dadurch auf das Glänzendste bewährt. — Und gilt dieß nicht von allen Ständen ohne Ausnahme?

Ein paar Worte
über die
Wiedereinführung des Hanswurſts
auf der Bühne.

Das Journal: „die Maske“*), welches in einigen Wochen erſcheint, wird in ſeinem erſten Hefte den Verſuch machen, eine Perſon wieder auf das Theater zu bringen, die ehemals einheimiſch darauf war, alle Stirnen erheiterte, jede Runzel verſcheuchte und dem Luſtſpiele das lebendigſte Colorit gab, deſſen es ſeiner Natur nach fähig iſt, mit einem Worte — erſchrecken Sie nicht, zarte, äſthetiſche Seelen! — den ehrlichen, muntern Hanswurſt. Glauben Sie mir auf's Wort, der drollige Patron iſt eben von ſo gutem Herkommen, als der hochberühmte, ſtolze Chorus, der das Maul etwas voll nimmt. Sie

*) Der Inhalt iſt aufgenommen in Mahlmanns Werken, 7. Band: „Simon Lämmchen.“

ſind Brüder von einer Mutter, und der luſtige hatte ehemals das Amt, die Leute feſtzuhalten, daß ſie nicht davon liefen, und den ernſthaften, hochtrabenden auf ſeinen hohen Abſätzen allein ſtehen ließen. Ein Beweis, daß er beliebter war.

Es iſt Schade, daß ich hier die Gelegenheit vorbeilaſſe, Ihnen durch Noten mit gravitätiſchen Citaten meine gründliche Beleſenheit in den Alten darzulegen. Solche Dinger geben freilich ein eclatantes Anſehen, und in den Briefen heller Männer, welche „die Maske" in Zukunft liefern wird, ſoll der gelehrte Apparatus nicht geſpart werden; aber hier laſſe ich ſie weg. Denn, glauben Sie mir, gelehrt ſcheinen iſt recht leicht, und gelehrt ſein hält dieſen Popanz nicht des Niederſchreibens werth.

Sie müſſen mir alſo ſchon auf's bloße Wort glauben, wenn ich Ihnen verſichere, daß der fröhliche Geſell weit größere Reiſen gemacht hat, und überall willkommener geweſen iſt, als der Chorus, der gravitätiſch zu Hauſe ſitzen blieb, ſich bewundern ließ, und nur erſt vor Kurzem einen kleinen Abſtecher nach Weimar und Berlin machte, wo er nicht ſonderlich bewun[illegible]t wurde, während ſein buntſcheckiger Bruder ſchon längſt alle Reiche der gebildeten Welt durchreiſt war.

Auf dieſen Reiſen nun gewöhnte ſich der heitre Flücht-

ling an alle Sitten und alle Gebräuche der verschiedenen Völker, zu denen er kam, nahm überall Nationalnamen an, ward überall einheimisch, blieb aber dabei seinem ursprünglichen Charakter immer getreu. Seine drolligen Einfälle belustigten den gemeinen Mann, seine tiefgedachten Wahrheiten und sein feiner Witz ergötzten den Vernünftigen, die Lächerlichkeiten des Tages fielen unter seiner Geißel, und er zwang den Narren, über seine eigene Narrheit zu lachen.

So erhielt er sich auch in unserm lieben Vaterlande bis in's vierte Decennium des vorigen Jahrhunderts. Man kann nicht leugnen, daß er zuletzt in schlechte Gesellschaft gekommen war. Sein Witz war zu plump und zu derb; das Lachen, das er hervorbrachte, war oft bloß ein thierisches; seine komischen Einfälle oft bloß witzloser Unsinn und niedrige Zoten. Um diese Zeit stand ein Mann in Deutschland in Ansehen, der nicht halb so viel Talente besaß, als sein Ruf erforderte. Dieser Ritter des guten Geschmacks und der correcten Langweiligkeit — sein Name war Gottsched — goß die Schaale seines ästhetischen Zornes über den armen Hanswurst aus. Die Neuberinn, eine berühmte Schauspielerin der damaligen Zeit, hielt zu Leipzig, in der Bude bei Bosens Garten, ein feierliches Auto da Fé über ihn, und sein Name verschwand auf dem damals Ton angebenden Leipziger

Theater, und auf allen übrigen, die für regelmäßig gehalten sein wollten. Diese Haupt- und Staats-Action, welche Lessing eine große Hanswurstiade nennt, geschah im Jahre 1737. Aber im Grunde verschwand er nur dem Namen nach, denn in den Stücken, wo er Rollen gespielt hatte, ward er nunmehr in Hänschen, Peter, Anton ꝛc. umgetauft, sein buntes Jäckchen ward in ein weißes verwandelt, die alten, platten Späßchen und Zoten florirten wie vorher, und die Schauspieler schämten sich nur, Hanswürste zu heißen. Man wird zugeben, daß Gottsched seine Verdienste um das deutsche Theater nicht wohlfeiler erkaufen konnte. Hätte er es den Italienern und Franzosen nachthun, den Hanswurst wieder in gute Gesellschaft bringen, ihm witzige Einfälle in den Mund geben wollen, so hätten freilich mehr Talente dazu gehört, als ihm zu Gebote standen.

In den nachfolgenden Zeiten nahmen sich viele ehrenwerthe Gelehrte des Exilirten an. Ich nenne deren nur zwei, aber diese zwei sind mehr werth, als die ganze Legion Geschmacksmänner, die gegen ihn auftrat — Justus Möser und Lessing. — Der Erstere schrieb ein eignes Werk zu seiner Vertheidigung, und der Letztere forderte ihn mit Eifer wieder zurück, und war sogar Willens, seine Wiedereinführung auf dem Theater selbst zu übernehmen. Man fand in seinem theatralischen Nach-

lasse einen Heft, der die Einleitung in diese Gattung von Lustspielen enthielt. Bei solchen Gewährsmännern ist, dünkt mich, das Unternehmen, den kurzweiligen Gesellen wieder in seine alten Würden einzusetzen, hinlänglich gerechtfertigt, und die jetzige Zeit, die so viele Langweiligkeiten hervorgebracht hat, scheint ihn, dringender als jede andere, zu bedürfen.

Aber bei dem Allen hat die Ausführung bedeutende Schwierigkeiten. Ich rede hier nicht davon, daß es, trotz der anscheinenden Leichtigkeit, schwer ist, eine Hanswurstrolle zu schreiben. Gott sei Dank! jetzt braucht kein deutscher Autor seine Mühe in der Vorrede auseinander zu setzen, die edle Zunft der Nachahmer beweist sie a posteriori unwidersprechlich. Aber wenn man bedenkt, wie ekel und wählig wir in unsern Vergnügungen geworden sind, wie jetzt kahle Vernünfteleien im gesellschaftlichen Leben so viel gelten, wie die sogenannte Decenz gravitätisch, wie ein reichsstädtischer Bürgermeister, über die leichten Einfälle des Witzes zu Gerichte sitzt, und mit vornehmer Dummheit ihr Verdammungs-Urtheil: Es ist gemein! ausspricht; wie die Eitelkeit jedes Einzelnen so gewaltig gestiegen ist, daß sie keinen Spaß versteht und sich überall beleidigt fühlt; wie fast Niemand mehr sich selbst repräsentirt, sondern Andere sklavisch nachahmt, und erst in Lord Chesterfields Briefen nachschlägt, ob man

wohl über Etwas lachen dürfe, oder nicht? — wenn man, ſage ich, das bedenkt, ſo ſcheint das Unternehmen kein leichtes Wagſtück zu ſein.

Hiezu kommt noch die Frage: welcher Schauſpieler wird eine Hanswurſtrolle übernehmen? Ein unbedeutender kann ſie nicht ſpielen. Sie erfordert weit mehr Talente, weit mehr Freiheit, Leichtigkeit und eigenes Sein, als irgend eine andere. Hier iſt's mit dem Auswendiglernen, mit mühſamem Einſtudiren nicht gethan. Hier hilft nur originelles, komiſches Genie, Gewandheit, Gegenwärtigkeit. Und — wer wollte leugnen, daß dieſe Talente, ſeit man nicht mehr extemporirte Stücke giebt, auf dem Theater fremd geworden ſind? Der Dichter vermeide noch ſo ſehr die Bücherſprache, ſeine Worte, ſeine Scenen ſind doch todt, wenn ihnen nicht die Darſtellung Leben und Bewegung giebt. Und das ſtumme Spiel, das dieſe Rolle erfordert! Die Lazzi der Italiener! Wie viel iſt nicht dem Genie und der Erfindung des Schauſpielers überlaſſen? —

Und wird ſich ein Mann von Talenten dazu finden? Faſt zweifle ich. Zu der Zeit, da man Vorurtheile gegen die Schauſpieler hatte, war das Theater beſſer beſtellt, wie jetzt. Der Künſtler lebte in ſeiner Kunſt, und die Gedanken und Meinungen des großen Haufens waren ihm gleichgiltig oder verächtlich. Aber heut zu Tage? Sitzen

wollen ſie an den Tiſchen der Reichen, angeſehen und wohlgelitten ſein in den trivialen Geſellſchaften der vornehmen Welt, und dieſe ſogenannte allgemeine Ehre verträgt ſich ſelten mit der Ehre der Kunſt. Faſt glaube ich, daß dieſelben, die in den albernen Pagenſtreichen Kotzebue's mit witzloſer Erbärmlichkeit figurirten, Bedenken tragen werden, die bunte Jacke anzuziehen, in der einſt ein Cecchini, Dominique, Gherardi, Thomaſſin, Franz Schuch und Mehrere, Bewunderung, Ruhm und Reichthümer einernteten.

Das erſte Stück, worin der Hanswurſt debütirt, iſt gegen die literariſchen und theatraliſchen Thorheiten, ohnſtreitig die hervorſtechendſten unſerer Zeit, gerichtet. Kann man es ihm verdenken, wenn er bei ſeinem erſten Wiedererſcheinen ſeinen Witz gegen die braucht, die ihn ſo lange verbannt hielten?

Vorschläge
zur
Emporbringung des deutschen Theaters.

Das deutsche Theater hat nie eine bedeutende Höhe erreicht gehabt, und ist jetzt unverkennbar in einem kläglichen Zustande. Die Ursachen dieses Verfalls liegen in den Verhältnissen des Staats zum Theater, in den fehlerhaften Einrichtungen der Gesellschaften, in der mangelhaften Bildung der Schauspieler, und der schlechten Belohnung der Dichter. Die genaue Kenntniß der Ursache eines Uebels ist der erste Schritt zur Besserung, und wer wird nicht wünschen, daß die deutsche Nation auch hierin mit andern Nationen um den Lorbeer ringen könnte: die deutsche Nation, die an Genie, an Talent, an Kenntnissen so reich ist, und der von jeher weiter nichts fehlte, als die zweckmäßige Anwendung ihrer Reichthümer.

Es iſt die Pflicht der Staaten, für das Vergnügen ihrer Unterthanen eben ſo zu ſorgen, wie für ihre Bedürfniſſe, denn der Menſch bedarf nicht bloß Brot und Wein, er will auch ein heiteres Geſpräch bei ſeinem Tiſche, ein fröhliches Lied bei ſeinem Becher haben. Freude iſt der Sonnenſchein in der geiſtigen Welt, ein heitres Volk iſt ein geiſtreiches Volk, und eine Nation, die mit dumpfem Schweigen unaufhörlich bei ihren Werkſtühlen ſitzt, und weiter nichts thut, als ihre Gewerbe betreibt, iſt nicht viel beſſer, als eine Heerde Biber, die ihr ganzes Leben durch baut und in den Bau einträgt. Zum Glück iſt es nicht möglich, ein ganzes Volk ſo zu verbibern, denn das Streben nach Freude, nach Vergeſſenheit des alltäglichen Lebens und der gegenwärtigen Sorgen iſt allgemein; aber daß dieſes Streben auf eine edle Art befriedigt, daß dadurch der Muth geſtärkt, die Kraft belebt, die moraliſche und körperliche Geſundheit nicht untergraben werde, muß eine vorzügliche Sorge der Regierung ſein. Alle Völker haben von jeher Schauſpiele geliebt, und die Regierungen haben mit Recht das Theater als ein vorzügliches Mittel zur Volksbildung angeſehen und unterſtützt. Ja, ein Volk, das das Theater nicht liebt, das lieber in Bier- und Branntweinhäuſern die Vergeſſenheit ſeiner Sorgen ſucht, oder am Spieltiſche ſeine Freude findet, iſt ein rohes Volk, und muß an edlere Vergnügungen gewöhnt werden.

Auch in Deutschland haben die Regierungen die Theater unterstützt, aber fehlerhaft, durch Privilegien. Privilegien zur Ausübung einer Kunst sind der zweckmäßigste Weg, die Kunst herabzubringen, weil der Wetteifer dadurch aufgehoben, und der Privilegirte, der sein Einkommen durch ein Zwangsrecht gesichert sieht, in der Ausübung seiner Kunst schläfrig und sorglos wird. Die Privilegien sind die vorzüglichste Ursache der Schläfrigkeit der deutschen Theater und der wenigen Theilnahme des Volks an den edlern Belustigungen der Bühne.

Es kann allerdings der Regierung nicht gleichgiltig sein, wie viele Theater es giebt, und wer ein Theater unterhält, aber warum will man in der Erlaubniß dazu so schwierig sein? Man erlaubt täglich, daß die zahllose Menge von Kaffeehäusern, von Wein-, Bier-, Branntwein-, Tanzstuben ꝛc. noch mit neuen vermehrt wird, ungeachtet es kein Geheimniß ist, daß diese Häuser der Bildung, den ökonomischen Umständen und der Gesundheit eines Volks mehr nachtheilig als vortheilhaft sind. — Warum ist man denn gegen die Theater, wo selbst in der niedrigsten Posse dem Volke eine gute Lehre beigebracht werden kann, so unerbittlich strenge? — Die Moralität, die man für gefährdet halten, die Zeitversäumniß, die man befürchten könnte, kann unmöglich der Grund dazu sein, denn dann würde man mit weit mehrerem

Rechte jene oben genannten Häuser einschränken müssen. Die einzige Ursache kann also bloß die sein, daß man befürchtet, es möchten, wegen der Kostspieligkeit des Unternehmens, nicht mehrere Theater neben einander bestehen können. Diese Befürchtung ist aber ungegründet. Ist die Unternehmung eines Hoftheaters kostspielig, weil man prächtige Decorationen, Aufzüge, Ballets, große Opern ꝛc. zu sehen wünscht, so unterstütze der Hof die Entreprise, aber er raube dem Publicum, das eben so gern kleine Operetten, Liederspiele, Possen ꝛc. sehen will, nicht durch ein Privilegium die Gelegenheit, sich zu vergnügen. — Ueberdieß ist jetzt, wo das Theater nicht oft von den höheren Ständen, am meisten vom Mittelstande, und vom Volke in der Regel gar nicht besucht wird, ein Privilegium kaum hinreichend, die Kosten zu decken. Wenn man der Kunst mehr Freiheit bewilligte, und es den Unternehmern überließe, für das Vergnügen des Publicums zu sorgen, so würde der Geschmack an den Darstellungen der Bühne sich verbreiten, und unsere Hof- und Staats-Theater würden auch in ihren Cassen den Nutzen davon empfinden. Es darf ferner der Regierung nicht gleichgiltig sein, was auf den verschiedenen Theatern gegeben wird; ja, da sie die Bühne als ein Mittel zur Volksbildung ansehen muß, so ist das Etablissement einer Theater-Censur nothwendig. Aber der Censor sei nicht einseitig. Weil er vielleicht

nur den tragiſchen Kothurn, das moraliſche Schauſpiel, die ernſthafte Oper ꝛc. liebt, ſo ſehe er nicht mit vornehmer Miene auf die Larven der komiſchen Muſe herab. Erſt muß das Volk überhaupt am Theater Vergnügen finden, ehe man die Bühne zu ſeiner Veredlung benutzen kann. Daß aber die Nation durch den Geſchmack am Theater lebhafter, aufgeweckter und geiſtreicher wird, als durch die Vergnügungen, bei welchen es ſich jetzt von ſeinen Arbeiten zu erholen ſucht, iſt außer allem Zweifel. — Die Freiheit würde ſonach immer unter Aufſicht der Regierung bleiben, der Wetteifer in der Kunſt würde geweckt, die Bühne mehr national werden, und die Unterſtützung der Regierung träte hinzu, um die Fortſchritte in der Kunſt aufzumuntern.

Aber auch ſelbſt unſere privilegirten Theater könnten bei einer zweckmäßigeren Einrichtung unendlich mehr leiſten. Nur wenige deutſche Theater ſtehen unter der Direction einſichtsvoller Männer. Die meiſten Hoftheater ſind der Oberaufſicht eines Hofmanns übergeben, der ſelten eine richtige Anſicht der Kunſt hat, oder dieſe, wenn er ſie ja beſitzt, dem einſeitigen Geſchmacke des Hofes unterwerfen muß. Nicht Verdienſt und Talente, ſondern Gunſt und Connexionen geben hier gewöhnlich den Schauſpielern ihren Werth, und ein ſchlechtes Subject, an das ſich der Hof gewöhnt hat, erhebt ſich, im Bewußtſein ſeiner Unentbehr-

lichkeit, über manches größere Talent und unterdrückt es. Die übrigen Theater haben gewöhnlich bloß gute Oeconomen zu Directoren, und, so nützlich diese sind, so fehlt es ihnen doch völlig an Geist, die Talente der Schauspieler und die dramatischen Producte der Dichter zu beurtheilen. Ehemals gab es weit bessere Theater-Directoren, wie jetzt, sie waren mit der Kunst vertraut, sie wußten, was Wirkung auf dem Theater machte, sie verstanden, ein Stück für ihre Bühne darstellbar zu machen.

Der Schaden, den das deutsche Theater durch geistlose Directoren erlitten hat, äußert sich vorzüglich in den monströsen Producten, die wir in neueren Zeiten auf der deutschen Bühne gesehen haben, in dem Mangel an Bildung und der handwerksmäßigen Routine der Schauspieler, und in den wenigen guten Eleven, die unsere Bühnen jetzt ziehen. Der Director eines Theaters muß ein vielseitig gebildeter Mann sein, er muß die Kunst der Darstellung vollkommen verstehen und die Theater-Proben lehrreich zu machen wissen. Jede Rivalität zwischen ihm und dem Schauspieler schwächt seinen Einfluß, er darf daher nicht selbst Schauspieler sein. Da Theaterschulen noch lange zu den frommen Wünschen in Deutschland gehören werden, so muß jedes Theater sich beeifern, gute Eleven zu erziehen, und ihre Bildung ist hauptsächlich die Angelegenheit und das Verdienst des Directors. —

Zweckmäßig wäre es daher, einen Intendanten zur Besorgung der Oeconomie und einen Director bei den vorzüglichen deutschen Bühnen anzustellen, und so mühselig auch das Amt des Letztern bei der jetzigen, im Allgemeinen so elenden, Bildung der Schauspieler sein mag, so verdienstlich würde es sein.

Wenn wir von der schlechten Bildung der deutschen Schauspieler gesprochen haben, so versteht es sich von selbst, daß nur im Allgemeinen davon die Rede sein konnte, und daß die wenigen Mitglieder dieses Standes, die einer höheren Bildung sich erfreuen, zu den Ausnahmen gehören, welche die Regel bestätigen. Die meisten unserer deutschen Schauspieler kamen als junge Leute von Anlagen und Talent, die sich mit ihren Verhältnissen überworfen hatten, zum Theater. Niemand ist aber mehr auf dem Wege, Nichts zu werden, als die sogenannten guten Köpfe, die sich durch das Talent, womit sie die Natur ausstattete, alles Fleißes überhoben glauben, und durch ein mißverstandenes Streben nach Freiheit, das bei ihnen gewöhnlich statt findet, alle Anstrengung und Mühe scheuen. Jedes Talent, das die Natur gab, ist nur eine größere Verpflichtung zum Fleiß und zur mühsamen Ausbildung.

Ein vorübergehender Beifall, den diese Jünglinge ihrer Jugend und der Nachsicht des Publicums verdan-

ken, giebt ihnen gewöhnlich eine Meinung von sich selbst, die sie in ihrer Trägheit bestärkt. Sie glauben, man könne die Kunst mit der Luft einathmen, das Genie — und sie halten sich alle für große Genies — mache es allein aus, und erst dann, wenn es zu spät ist, durch Fleiß und Studium das Verlorene zu ersetzen, werden sie ihres Irrthums gewahr, aber weit entfernt, ihn einzugestehen, trösten sie sich mit armseligen Lamentationen über Cabalen ihrer Collegen und über Undankbarkeit des Publicums. — Die erste dieser Klagen ist sehr oft gegründet, beweist aber weiter nichts, als ihre eigene Stümperhaftigkeit. Nie ist die Cabale vermögend, einen bedeutenden Künstler zu unterdrücken, und eben so wenig bedarf ein solcher dieser armseligen Ränke, um sich zu heben oder zu halten, aber unter den schlechten und mittelmäßigen Subjecten ist sie zu Hause, und wer ihr Opfer wird, verdient kein besseres Schicksal.

Sollte man wohl glauben, daß auf dem deutschen Theater viele Subjecte sind, die nicht reden können? Sehr Viele, die von Declamation kaum allgemeine Begriffe haben, und die unendlichen Abstufungen dieser schwierigen Kunst kaum ahnen? — Unzählige, die von Mimik und Action schlechthin gar nichts wissen, und sich auf der Bühne kaum mit dem Anstande bewegen, der in dem Zimmer eines angesehenen Bürgers nothwen-

dig ist? So schlecht war das deutsche Theater sonst nicht bestellt! Die Ursachen dieses Verfalls sind nicht schwer zu entdecken, aber ihre Aufzählung würde zu weitläufig sein. Hier haben wir es nur mit Vorschlägen zur Verbesserung zu thun.

Die Sänger bei den Opern-Gesellschaften, die Instrumentisten im Orchester dürfen sich nicht allein auf ihr Talent verlassen, sie müssen ihre Partien sorgfältig einstudiren, auf dem Zimmer und auf dem Theater häufig probiren, und der Musik-Director sorgt dafür, daß die Bestrebungen jedes Einzelnen zu einem schönen Ganzen verschmolzen werden. Warum ahmen dieß die Schauspieler nicht nach? Bedürfen nur die Sänger eines Directors, der ihnen ihre Rollen einstudirt? Hält nicht jedes Orchester, selbst wenn es aus den vorzüglichsten Virtuosen besteht, die oberste Leitung eines Capellmeisters oder Directors zur guten Execution für nothwendig? — Das erste Requisit, um unsere theatralischen Darstellungen auf eine höhere Stufe zu bringen, ist die Anstellung eines kunstverständigen Mannes bei jedem Theater, der den Einzelnen ihre Rollen einstudirt, die Proben dirigirt, und die verschiedenen Talente zu dem Effecte, den das Ganze hervorbringen soll, vereinigt. Man hat Maschinenmeister bei jedem Theater, und während sich die hölzernen Maschinen genau und zweckmäßig bewegen, so gebehrden

ſich die lebendigen Maſchinen ſo hölzern, daß man nich ohne Mitleiden ihren Gang, ihre Haltung des Körpers, ihre Bewegungen anſehen kann. — Tanzen und Fechten muß Jeder lernen, der ſeine Geſtalt als Kunſt-Darſtellung öffentlich ausſtellen will, und wenn ein Theater nicht Fonds genug hat, ſich einen eigenen Tanzmeiſter zu halten, ſo ſollten die Directoren keinen Schauſpieler aufnehmen, der nicht eine hinlängliche Fertigkeit in dieſer Kunſt beſäße, oder ſie ſich zu eigen zu machen ſuchte. Die ſogenannten Fächer ſind ein Verderben, beſonders für angehende Schauſpieler. Man gebe jedem Talente Raum, ſich vielſeitig zu üben, und ſeine Grenzen zu verſuchen. Es wird ſeine Grenzen bald finden, und ſich dann innerhalb derſelben deſto freier und ſchöner bewegen. Dieſe Fächer-Vertheilung, dieſe Einſtallung des Genies iſt hauptſächlich die Urſache, warum unſere großen Theater keine guten Künſtler ziehen, und warum das wenige Gute, was auf der deutſchen Bühne noch vorhanden iſt, ſich bei kleinen, herumziehenden Geſellſchaften, wo die Beſchränktheit des Perſonals eine ſolche Vertheilung nicht zuläßt, gebildet hat. — Eine Bildung, die aber nur zu oft durch Mangel an Anſtand, durch Gemeinheit in Ton, in Sprache und Sitten, die Spuren der Umgebungen durchblicken läßt, unter denen ſie erworben wurde. Bei unſern großen Theatern müſſen die Re-

formen anfangen, wenn ſie durchgreifend wirken ſollen, und Iffland und das Berliner Theater haben ſchon darin Schritte gethan, die uns Hoffnung geben, noch mehrere zu erwarten, und die ſchon gethanen allgemein eingeführt zu ſehen.

Das deutsche Theater.

Rückblicke, Aussichten und Ermunterungen.

Handlung ist die Seele des Drama's, und der Dialog ist der Körper, in dem die Seele lebt. Beide, in der vollkommensten Vereinigung, bilden das gelungenste Drama. Die französischen Dramatiker vernachlässigen oft die Handlung und überladen den Dialog mit oratorischem Schmuck; die Engländer überladen die Handlung und vernachlässigen oft den Dialog. Das deutsche Theater bildete sich zuerst nach dem französischen, seit aber Shakespeare auf die deutsche Bühne gebracht wurde, ging man zur Nachahmung des englischen über, und da dieß in einer Zeit geschah, wo das deutsche Theater zuerst eine feste Consistenz erhielt, so hat diese Nachahmung den größten Einfluß auf die deutsche Kunst gehabt. — Die Riesengestalten Shakespeare's, das Gewaltsame seiner Handlungen, die genialische Verwechslung von Ort und Zeit rissen die Zuschauer hin, und machten den Schauspielern

leichte Arbeit, welche nur die Situationen herbeizuführen brauchten, die ohne ihre Kunſt, bloß durch ſich ſelbſt ihre gewaltige Wirkung äußerten. Man glaubte nun, das Räthſel entdeckt zu haben. Handlung wollte die Menge, zuſammengehäufte, ſeltſame Situationen, gewaltſam herbeigeführt, tumultuariſch dargeſtellt, überraſchend gelöſt. Auch der ſchlechteſte Schauſpieler fand, wie der beſte, dabei ſeine Rechnung. Die Neugierde ward befriedigt, die Schauluſt ergötzte ſich an ſeltſamen Scenen, der Tumult auf der Bühne war leichter darzuſtellen, als ein gehaltvoller Dialog, der mit gewichtigen, herzergreifenden Worten, von dem zauberiſchen Wohlklange ſchöner Verſe getragen, das ſtille Gemüth des Zuſchauers anſpricht. Welcher Spectakel und Lärm hat ſeitdem auf der tragiſchen Bühne der Deutſchen getobt! — Die Nachahmer Shakeſpeare's, die bisher verzweifelte Könige aus der Oberwelt und irre Geiſter aus dem Schattenreiche mit Gift und Dolch und Meuterei und Verſchwörung zur Revue auf die Bühne geſtellt hatten, fielen bald auf die Sujets aus dem Mittelalter, und in der That, keine Zeit konnte ihnen zu den plumpen Wirkungen, die ſie beabſichtigten, einen reichhaltigern Stoff darbieten. Nun ſahen wir Burgverließe, zerſtörte Veſten, Turniere, heimliche Gerichte, hörten Lanzen brechen und Schwertergeklirr, ergötzten uns an rohen Geſprächen bei gefüllten Humpen

und bewunderten die herkuliſche Renommiſtenkraft der Eiſenfreſſer und die caricaturmäßige Teufelei verſchmitzter Mönche. — Der Lärm hielt ſich lange, weil er uns für vaterländiſch verkauft wurde und der Deutſche gern ein Vaterland haben möchte; aber wo das Seltſame und Ueberraſchende der Handlung den einzigen Werth des Drama's ausmacht, da iſt an bleibenden Beifall nicht zu denken. Ueberdieß gehört nur eine mittelmäßige Phantaſie dazu, ſeltſame und auffallende Scenen zuſammenzureihen, ſo wie mittelmäßige Talente, ſie darzuſtellen; höchſtens der Theatermeiſter und Decorateur können ſich dabei noch auszeichnen. Der treffliche Dialog macht dagegen ungleich höhere Forderungen an den Dichter und den Schauſpieler. Da die Arbeit ſo leicht war, fiel das ganze Heer der Nachahmer über das Ritterweſen her. Durch ſeine Neuheit, ſeine koloſſale Kühnheit hatte es imponirt, jetzt kam es an die Tagesordnung, der Reiz der Neuheit verſchwand, man wurde es ſatt. — Als vaterländiſch hatte es beſonders gefallen, die Dramatiker glaubten daher, den ſicherſten Weg zum Beifall zu gewinnen, wenn ſie nun das liebe Vaterland, gerade wie es iſt, auf die Bühne brächten. Plötzlich zog die Familienqual und das ganze häusliche Elend, das wir täglich in der vierten Bitte wegbeten, triumphirend auf die Bretter. Alles Große wurde verbannt, alles Poetiſche als

unnatürlich verwieſen; Handlung aus dem gemeinen Leben durch mancherlei Kreuz und Noth intereſſant gemacht, mußte mit treuer Wahrheit dargeſtellt werden, und das deutſche Theater verſank in triviele Proſa, die Schauſpieler in eine erbärmliche Gemeinheit. Kotzebue trug durch ſeine unerſchöpfliche Phantaſie, durch ſeine genaue Kenntniß des Effects und durch die Fülle ſeiner glücklichen Laune in dieſem Felde den Sieg über alle ſeine Nebenbuhler davon. Immer wird ihm der Ruhm bleiben, ſich ſelbſt und ſeine Zeitgenoſſen mit allen Schwächen und Lächerlichkeiten, Rührungen und edlen Prätenſionen in leichten, aber treffenden Umriſſen auf die Bühne gebracht zu haben. War ſchon vorher durch die überhäufte tumultuariſche Handlung kein Platz für einen ſchönen, poetiſchen Dialog übrig geblieben, ſo war nun vollends wegen der Niedrigkeit des Stoffs nicht daran zu denken. Alles, was man von einem Schauſpieler verlangte, war, ſich auf dem Theater eben ſo zu betragen, wie ein gebildeter Menſch in der ſogenannten guten Geſellſchaft; denn dieſe ſogenannte gute Geſellſchaft ſah ſich ja ſelbſt mit ihrer ganzen Miſerere auf dem Theater repräſentiren, und der geläufigſte Schwätzer, der graziöſeſte Complimentenſchneider und der leichtfüßigſte Rué wurde für einen trefflichen Schauſpieler gehalten. Natürlichkeit, oder mit andern Worten: Darſtellung der gemeinen, durch conventionelle Biegung

verbildeten Natur, ward im Tragiſchen und im Luſtſpiele das unſelige Princip, das unſer Theater vollends herunterbrachte. — Iffland, deſſen großes Talent zu einer beſſern Zeit zu glänzen verdient hätte, (ich ſpreche hier nur von ihm als Schauſpieler, denn als dramatiſcher Schriftſteller hat er ſich ſelten über die Portraitmalerei emporgehoben) hat zwar auch in dieſer Gattung treffliche Darſtellungen gegeben, aber was entzückt daran? Es ſind Gemälde aus der niederländiſchen Schule, genau, fleißig, ſprechend wahr bis in die unbedeutendſten Kleinigkeiten; aber weder die komiſche, noch tragiſche Muſe wird durch bloße Wahrheit befriedigt, und welches Herz, das nach Poeſie verlangt, ſieht nicht dieſen großen Künſtler lieber in Rollen auftreten, zu welchen das Modell nicht aus dem gemeinen Leben aufgegriffen werden konnte? — Schiller war der Einzige, der in dieſer dürftigen Zeit der Poeſie noch einen Platz auf der Bühne erhielt, aber immer im Widerſtreit mit der Form, will er große, verwickelte Handlungen mit allem poetiſchen Schmuck der Diction und allen oratoriſchen Schönheiten des Dialogs auf das Theater bringen, daher die unverhältnißmäßige Größe, zu der ſein Don Carlos und ſein Wallenſtein ausläuft, wovon der größte Theil, um dieſe Stücke darſtellbar zu machen, aufgeopfert werden mußte, und mit ihm der innere Zuſammenhang und das Verhältniß der

Theile zu dem Ganzen. Einfachheit in der Handlung war Schillers Sache nicht, und nur bei dieſer iſt eine ruhige Herbeiführung der Kataſtrophe, ſo wie ein durchaus vollendeter Dialog möglich. Das einzige hiſtoriſche Süjet, welches Schiller einfach behandelte, iſt Maria Stuart, das daher auch, nach dem Urtheile Vieler, für ſein beſtes Werk gehalten wird. Die lyriſche Poeſie in der Jungfrau von Orleans war, ſo wie die Braut von Meſſina, Verſuch in einer neuen Form. — Die Einfachheit der Handlung bei den franzöſiſchen Tragikern, das richtige Verhältniß, in welchem dieſe ruhig bis zum Schluſſe fortſchreitet, der mit allem Zauber der Sprache ausgeſchmückte Dialog leuchtete auch Schiller als der Grund ein, warum ſie bleibenden Beifall auf der Bühne eines Volks erhalten hätten, das in Allem, und beſonders in ſeinen Vergnügungen, das veränderlichſte in der Welt iſt. Er ſtudirte die franzöſiſchen Tragiker, er überſetzte Racines Phädra, aber ſein freier Geiſt und ſein begeiſtertes Gemüth ſträubten ſich gegen den Zwang dieſer Feſſeln, und ſeine früheren Aeußerungen gegen das franzöſiſche Theater wurden von Allen nachgebetet, welche der Reihe nach jede Meinung nachgebetet haben, die ein großer Mann geäußert hat. Dem ſei aber, wie ihm wolle, nur durch Einfachheit der Handlung und durch den Zauber der Diction iſt bleibender Beifall auf der Bühne zu gewin-

nen, und hat man ein Vorurtheil gegen das franzöſiſche Theater, ſo nehme man das griechiſche zum Vorbild, ohne doch von Beiden das mit überzutragen, was conventionelle Form iſt, worunter ich bei den Franzoſen ihre geſchraubte Hofſprache und ihre ſteifen Vertrauten, und bei den Griechen alles das verſtehe, was auf Nationalſitten Bezug hat.

Wie unendlich der Zauber der Diction ergötzt, davon habe ich vor Kurzem einen glänzenden Beweis geſehen. Es wurde in Leipzig Torquato Taſſo, von Goethe, von den weimarſchen Hof-Schauſpielern gegeben. Das Stück hat wenig Handlung, und dieſe Handlung rundet ſich nicht einmal zu einem impoſanten Schluſſe, es hat Nichts, was theatraliſche Wirkung begünſtigte, alle Kraft des Dichters iſt aber auf den Dialog verwendet, jede Rede enthält goldene Worte, aus den innerſten Tiefen eines großen, ruhig-begeiſterten Gemüthes entſtiegen und in die Form wohlklingender Verſe gegoſſen. Es entzückte, es bezauberte Alle, und dieſes Entzücken ſtand genau mit der Bekanntſchaft im Verhältniß, die Jeder mit dem Stücke hatte. Tauſend Mal geleſen, in vertrauteſter Bekanntſchaft mit jeder einzelnen Rolle, war mir die Aufführung dieſes Stücks ein Feſt, das zu den ſchönſten meines Lebens gehört. — Lebhaft drang ſich mir das Gefühl auf, daß nur auf dieſem Wege ein unverwelklicher

Lorbeer zu erringen ſei. — Welch ein Genuß für den Zuſchauer, wenn er das, was ihn in einſamen Stunden entzückte, was er ſchon in ſeinen früheſten Jahren als koſtbare Schätze ſeinem Gedächtniß anvertraute, nun mit allem Zauber der äußern Anſchauung aufführen und darſtellen ſieht! Welch eine Probe für den Schauſpieler, wenn er vor einem Publicum ſpielt, das ſeine Rolle eben ſo genau kennt, wie er ſelbſt, und alle ſeine Worte und Bewegungen bis in das kleinſte Detail verfolgt! — Uns Deutſchen iſt dieſes neu, die Franzoſen kennen es ſchon längſt, und ſie beweiſen eben, daß dieſes Entzücken nicht dem Reize der Neuheit erliegt; denn wo iſt ein Volk, das dieſem Reize ſo wenig widerſtehen kann, wie das franzöſiſche?

Aber bei dem jetzigen Verfall des deutſchen Theaters, bei den armſeligen Subjecten, die nicht einmal die Familienqual, unter der ſie doch ſelbſt leiden, gehörig darſtellen können, und in unſern lärmvollen Trauerſpielen Alles gethan zu haben glauben, wenn ſie ſchreien, heulen und Verzuckungen machen, wie wird es da möglich ſein, eine ruhige Handlung mit Würde, einen ſchönen Dialog gefällig darzuſtellen? Das kümmere uns nicht! Der Dichter bildet die Schauſpieler und das Publicum! Junge Leute wachſen heran, pflanzt nur gute Bäume, an welche ſich die junge Ranke emporſchlingen kann, und ſorgt nicht,

das wahrhaft Schöne findet immer beim Publicum Eingang. Bald werden alle die Familienkrüppel, die Heulmaſchinen, die heiſer geſchrienen Stentorſtimmen in ihre Schranken zurücktreten und jungen, talentvollen Männern den Platz und den ſchönen Beruf überlaſſen, ein wahrhaft gebildetes Publicum zu erfreuen, dann wird das deutſche Theater eben ſo wenig Platz für ſchlechte Schauſpieler, als für ſchlechte Dichter haben.

Ueber theatraliſche Darſtellungen.

Die Weimarſche Hof-Schauſpieler-Geſellſchaft in Leipzig.

Daß dieſe Geſellſchaft in Leipzig außerordentlich gefallen hat, daß durch ſie neue Luſt und ein beſſerer Geſchmack für dramatiſche Darſtellungen geweckt worden iſt, haben alle öffentlichen Blätter geſagt; aber wodurch ſie ſich dieſes allgemeinen Beifalls werth machte, und was vorzüglich an ihr gefiel, hat man weniger erörtert, und doch iſt dieſe Unterſuchung wichtiger, als alle Lobeserhebungen, denn ſie allein kann den deutſchen Theatern zur Lehre und zur Nachahmung dienen. Es ſei hiermit in wenigen Zügen der Verſuch dazu gemacht. — Dieſe Geſellſchaft beſteht, mit wenigen Ausnahmen, aus lauter jungen Leuten. Schon der Anblick ſchöner, jugendlicher Geſtalten wirkt erfreulich, aber die zweite Folge iſt ungleich wichtiger; man ſieht keine zum Handwerk gewordene Theaterroutine, man wird durch keine Prätenſion geſtört, welche die ſo-

genannten berühmten Komödianten in die unbedeutendsten Rollen zu legen pflegen, um ihr Ich immer als das große Ich durchschimmern zu lassen. Dafür sieht man in Allen ein ernstes Wollen, ein reges Streben, eine edle Freude an der Kunst, welcher sie ihre Individualität willig und gern unterordnen, und unwillkührlich theilt sich die Lust und Freude, mit der sie spielen, den Zuschauern mit. Die Entfernung aller routinirten Handwerksmäßigkeit und aller spreizenden Prätensionen macht allein ein Zusammenspielen möglich, wodurch einzig ein vollständiger Effect des Ganzen bewirkt werden kann. Dieses Zusammenspielen ist ein Vorzug, der diese Gesellschaft vor den berühmtesten Theatern auszeichnet. In der Musik hat man schon längst die Erfahrung gemacht, daß die große Virtuosität der einzelnen Spieler den richtigen Vortrag des Ganzen mehr hindert, als fördert, weil die Eitelkeit, sich zeigen zu wollen, die Einzelnen aus den Grenzen hinauslockt, die ihnen das Ganze vorschreibt, oder die Ansprüche auf Berühmtheit, Nebensachen, die keine Gelegenheit zum Glänzen darbieten, vernachlässigen. Bei theatralischen Darstellungen ist es eben so. Nur dann, wenn jede Rolle nicht mehr sein will, als sie zum Effect des Ganzen sein darf, wenn ein Schauspieler die obligaten Partien des andern treu unterstützt, wenn keine Partie, als unbedeutend, vernachlässigt, und selbst die

kleinſte Rolle, als ein nothwendiger Theil des Ganzen, als ein Blatt in dem ſchönen Kranze angeſehen und behandelt wird, läßt ſich ein reiner Effect von dem Ganzen erwarten, zumal wenn die Angabe des Tones und des Tactes, in welchem es gehalten werden ſoll, unter einer ſo trefflichen Leitung ſteht, wie bei dieſer Geſellſchaft. Iſt bei einem Theater einmal dieſes Zuſammenſpielen zum Ton geworden, ſo geht er leicht in die neu hinzutretenden Mitglieder über, denn wo Einer nur durch den Andern gefällt, bequemt ſich Jeder willig. Auch erklärt ſich daraus, warum manche Schauſpieler, die anderwärts nicht gefielen, hier ganz andre Perſonen zu ſein ſchienen, und warum Mitglieder dieſes Theaters, zu andern Theatern verſetzt, wo ſie nicht dieſes Enſemble fanden, die Erwartungen nicht befriedigten, die man von ihnen gehabt hatte.

Man überzeuge ſich nur, daß ein einmal feſt eingeführter guter Ton ein Theater lange Zeit gut erhält, denn er erbt ſich fort, ſo wie ein einmal eingeriſſener ſchlechter Ton die beſten und talentvollſten Leute verdirbt, wie die Beiſpiele am Tage liegen. Der gute Ton iſt aber der, wo die Kunſt das Höchſte iſt, und der ſchlechte, wo die Perſönlichkeit Alles gilt. Jedes Theater unterſuche ſich nach dieſem Maßſtabe ſelbſt! Doch, ich komme zurück.

Ein entſchiedener Vorzug dieſer Geſellſchaft iſt ferner

das Streben nach dem Idealen. Die Leitung des großen Dichters, unter dem sie steht, die Jugend ihrer Mitglieder, die gern nach dem Höchsten greift, und ein, durch die Gegenwart eines gebildeten Hofs und einiger großen Männer, erleuchtetes Publicum, das ihre Darstellungen nicht in die Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens herabzieht, — drei Umstände, die sich selten vereinigen — haben ihr diese Richtung gegeben. Nur die durch Uebung erlangte Sicherheit in Darstellung des Idealen macht es ihnen möglich, die Stücke von Goethe in dem Grade von Vollendung zu geben, womit sie uns entzückt haben. Selbst in dem Lustspiele ist der ideale Charakter ihrer Darstellungen nicht zu verkennen; daher gehen Stücke in Versen, die diesem Charakter besonders zusagen, hier besser, wie bei andern Gesellschaften, daher können die Versuche mit Masken und die Proben mit der Antike, hier auf vorzügliche Gelungenheit Anspruch machen. —

Unter den Darstellungen, die sie uns gegeben haben, haben die von Goethe vorzüglich gefallen, und man kann dreist behaupten, kein anderes Theater kann diese Stücke im Ganzen in dieser Vollendung geben, wenn auch bei einigen einzelne Rollen eben so gut, oder vielleicht besser, besetzt werden könnten. Denn was entzückt an Goethe's dramatischen Arbeiten? Das Herz, die reine, edle Natur, die aus jeder Sylbe spricht! Goethe's

Dichtungen ſind frei von aller Manier, ſie mit Manier und Affectation vortragen, heißt ihren Charakter vernichten. Frei, groß, anſpruchslos, wie der Genius ſie empfangen hat, wollen ſie wiedergegeben ſein; nur das Herz kann ausſprechen, was das Herz gedichtet hat; kleine Künſteleien ſtören den großen, freien Gang der Kunſt, die Einfachheit ihrer Wirkung, und welches Theater iſt von herrſchender Manier und künſtliſcher Affectation ſo frei, wie dieſer Dichter es in ſeinen Arbeiten iſt? ſchwerlich ein anderes, als die Geſellſchaft, die er pflegt und leitet; und man darf in dieſer Rückſicht wohl ſagen, daß Goethe's Geiſt auf ihr ruht.

Unter allen hat Iphigenie, Taſſo, und Stella am meiſten gefallen. Madame Wolf als Iphigenie und Stella, und Hr. Wolf als Taſſo ſind der höchſten Bewunderung werth. Auch Hr. Oels als Oreſt und Fernando, und Dlle. Silie als Leonore von Eſte, gaben dieſe Rollen vortrefflich. Egmont konnte nicht gegeben werden, weil Heidens Rolle noch nicht beſetzt iſt. Götz von Berlichingen hat einige neue, treffliche Scenen erhalten, und bildet unſtreitig das vollendetſte Gemälde, das die dramatiſche Kunſt vom Mittelalter entworfen hat; aber doch wäre zu wünſchen, Goethe ordnete dieſes Schauſpiel beſſer für dramatiſche Darſtellung. Bequem könnte es in zwei Stücke zerfallen. So,

wie es jetzt ist, ist es mehr eine dramatische Biographie, als ein Drama, es ermüdet durch seine unverhältnißmäßige Länge und die Menge bunter Scenen, die unruhig und abgerissen vorübergehen, Manches nur andeuten und immer andere Zeiten, andere Orte, andere Gestalten herbeiführen, stören den Eindruck des Ganzen, so trefflich sie auch gearbeitet sind. Auch gestehen wir frei, daß uns die Art, wie der Dichter den Entschluß des Götz, sich an die Spitze der rebellischen Bauern zu stellen, motivirt, nicht im Geiste der Ritterzeit gedacht zu sein scheint. Ebenfalls macht es keine gute Wirkung, daß Weißlingen und Götz im letzten Acte kurz hinter einander, wenigstens der äußern Anschauung nach, auf einerlei Art sterben. Beide sitzen krank, schwach, lebensatt da, und wenn gleich der Erstere durch seine Schwachheit heimlich vergiftet wurde, und der Letztere den Giftbecher, den ihm die Welt reicht, mit heroischem Muthe und unverwandtem Blicke bis auf den letzten Tropfen geleert hat, so sollte doch dieser innere Gegensatz auch durch einen äußern, und nicht bloß durch Worte, bezeichnet sein, denn daß das Drama einen Reichthum in Mannichfaltigkeit der Stellungen und Anordnungen verlangt, hat uns Goethe durch manches glänzende Beispiel selbst gelehrt. Mit vieler Energie führte Hr. Graff die Rolle des Götz aus. — Von Schillerschen Stücken sahen wir: Don Carlos, Maria

Stuart und Wallensteins Lager. — Dlle. Jagemann verschmähte in der Maria alle kleinlichen Mittel, die Thränen in Fluß zu bringen, sie gab die Rolle mit Würde, mit Hoheit, selbst in der tiefsten Erniedrigung mit Größe. Wallensteins Lager, das genialste Gemälde des Soldatenlebens, wird bekanntlich von dieser Gesellschaft mit einer Vollendung gegeben, wovon manches andre Theater keine Ahnung hat. Becker, dieser talentvolle Schauspieler, der, wie ein Proteus, in allen Gestalten sich zu bewegen weiß, giebt den alten Wachtmeister mit hoher Vollkommenheit, und Genest den Capuziner mit echt-komischer Kraft. — Die Brüder, nach Terenz, mit Masken, interessirten nur als Antiquität. — Auch Stücke von leichterer Gattung, z. B. die beiden Klingsberge, die drei Gefangenen ꝛc., gaben sie besser, als wir sie hier zu sehen gewohnt sind; nur unsern trefflichen Bösenberg und Ochsenheimer, die Einzigen, die bei der privilegirten Gesellschaft eine Idee von Charakterzeichnung im Lustspiele haben, vermißten wir in einzelnen Rollen. — Dlle. Elsermann verspricht Viel, und Hr. Unzelmann spielt mit einer Freiheit und Gewandheit, die überall des Beifalls gewiß sein darf. —

Ueber die Darstellung der Lustspiele im Allgemeinen sei mir vergönnt, zum Schlusse noch Folgendes hinzuzufügen. Das Lustspiel wird entweder bloß historisch, oder

es wird charakteriſtiſch und maleriſch dargeſtellt. Die bloß hiſtoriſche Darſtellung legt alles Intereſſe einzig in die Geſchichte der Handlung, ſie hat es daher, wie die Erzählung einer Anekdote, bloß mit Schnelligkeit, raſchem Hinwirken auf den entſcheidenden Moment, und glücklichem Hervorheben aller Einzelnheiten, die dieſen Moment herbeiführen, zu thun; daher raſches, nur auf die Handlung Bezug habendes Spiel, und ſchnelles, ununterbrochenes Fortſchreiten der Handlung bis zu Ende. Die charakteriſtiſche Darſtellung fügt zu dieſem Intereſſe noch ein neues, das aus dem Charakter der handelnden Perſonen hervorgeht, hinzu. Der Schauſpieler bemüht ſich, den Charakter ſeiner Rolle im Einzelnen auszumalen, ihn bis zur Individualität zu bezeichnen, und dadurch die komiſche Wirkung zu erhöhen. Das Spiel wird nun beſonnener und ruhiger, die Darſtellung der Handlung iſt nun nicht mehr der einzige Zweck deſſelben, die Darſtellung der Charaktere iſt mit dieſem verbunden. Aber Beides, ſowohl Handlung, als Charakter, werden maleriſch dargeſtellt, wenn in jedem einzelnen Momente auf das Gefällige der Anſchauung Rückſicht genommen wird. Die Handlung gewinnt nur in ihren einzelnen Scenen Maß und Verhältniß, die Darſtellung wird eine Folge beweglicher Gemälde, die nach den Geſetzen einer ſchönen Gruppirung geordnet und auf den komiſchen Effect berechnet

ſind. Aus dieſen Geſichtspuncten wird man deutlich gewahr, wie viel dem Genie des Schauſpielers bei der Darſtellung vorbehalten iſt, und daß der Dichter nur den Plan und die Umriſſe zu den Gemälden entwerfen kann, die der Ausführung des Schauſpielers überlaſſen bleiben. Es iſt eine allgemeine und ſehr gegründete Klage, daß ſehr wenige Schauſpieler ihre Kunſt verſtehen, und kaum oberflächliche Begriffe von den Forderungen derſelben haben, aber ſo ſchlimm es auch iſt, nichts zu verſtehen, ſo iſt es doch noch ſchlimmer, weder Belehrung annehmen, noch beſſern Beiſpielen folgen zu wollen.

Bemerkungen über das Theatraliſche.

Das Wort theatraliſch pflegt nicht in gutem Sinne genommen zu werden, und man bezeichnet damit gewöhnlich etwas Uebertriebenes und Unnatürliches im Betragen, wodurch der, welchem dieſes anhaftet, Aufſehen zu erregen ſucht. Alles, was er thut, ſelbſt das Gleichgiltigſte, ſoll ungemein ſcheinen, er will immer bemerkt ſein, und gebehrdet ſich demnach ſtets ſo, als ſtände er auf einer Bühne, und als wären Aller Blicke auf ihn gerichtet. — Man nennt auch wohl einen ſolchen, ſich ſelber zur Schau tragenden, geradezu einen Komödianten.

Auch in der Skulptur, wie in der Malerei, iſt es kein Lob, wenn man von theatraliſchen Gruppen oder Attitüden ſpricht; man tadelt damit immer das zu ſehr auf den Effect hinſtrebende, das Uebermaß in der Bewegung, das Fixiren eines ſchnell vorübergehenden Moments.

Von dieſer tadelnden Anwendung des Worts im Leben und in den bildenden Künſten verleitet, trägt man es

auch häufig in übler Bedeutung auf das Theater selbst über, wohin doch, wie sich von selbst versteht, das Theatralische gehört, und woher es ursprünglich seinen Namen hat. Was auf dem Theater ganz an seiner rechten Stelle steht, kann in der Wirklichkeit oder auf einem Gemälde die schlechteste Wirkung thun; so wie im Gegentheil das Leben, wie es wirklich erscheint, auf der Bühne sich meistentheils schlecht ausnehmen wird.

Vormals herrschte auf dem Theater ein affectirtes Wesen, ein auf Stelzen gehendes Pathos, ein hohles Declamiren, eine übertriebene Action, und vielleicht war dieß die erste Veranlassung, mit dem Theatralischen den Begriff von Unnatur und Uebertreibung zu verbinden. So wenig aber jenes affectirte Wesen auf die Bühne gehört, so entfernt ist auch das Theatralische von diesem Unwesen, und jetzt, wo die Schaubühnen sich jenes falschen Pathos größtentheils entledigt haben, das wahrscheinlich in der blinden Nachahmung des französischen Drama's seinen Ursprung hatte, jetzt sollte man das unschuldige Wort in seine alten Rechte wieder einsetzen.

Man bedient sich statt dessen, seitdem es in übeln Ruf gekommen ist, gewöhnlich des Wortes dramatisch; das Dramatische ist aber vom Theatralischen gar sehr verschieden. Ein Gedicht kann völlig im Geiste des Drama's gedacht und ausgeführt sein, es kann mit vollem

Rechte dramatiſch heißen, und gleichwohl ganz untheatraliſch ſein — und wir haben ja ſolcher untheatraliſchen Dramen genug, die auf wirkliche Darſtellung auf der Bühne auch gar keine Anſprüche machen, und ſich daher, um von den eigentlichen Theaterſtücken ſich zu unterſcheiden, dramatiſche Gedichte zu nennen pflegen, wie z. B. Goethe's Fauſt, Tieks Octavian, Oehlenſchlägers Aladin ꝛc.

Das Theatraliſche bezieht ſich auf die wirkliche Darſtellung, und zwar nicht bloß im Allgemeinen, ſondern ganz beſonders auf ein beſtimmtes Theater, und wiederum nicht nur auf ein ſolches im Allgemeinen, ſondern zunächſt auf die beſondere Beſchaffenheit, die dieſes beſtimmte Theater gegenwärtig hat. Denn die Eigenthümlichkeit jeder Nation geht mehr oder weniger auf ihre Schaubühne über, welche ſich überhaupt als ein Spiegel, wo nicht nationeller Sitten und Gebräuche, doch nationeller Denk- und Handlungsweiſen, betrachten läßt. Manches, das, um nur ein gewöhnliches Beiſpiel anzuführen, auf der engliſchen Bühne darſtellbar iſt, darf auf der franzöſiſchen nicht erſcheinen — und das altengliſche Theater war in Hinſicht der Decorationen ganz anders eingerichtet, als das jetzige, woraus ſich manche, ſonſt unbegreifliche, Freiheiten, die ſich Shakeſpeare in der Anordnung und Folge der Scenen nimmt, recht gut erklären, wie z. B., daß er im erſten

Acte des Coriolan den Schauplatz wohl ein halb Dutzend Mal sich verändern läßt, welches nur da, ohne Anstoß zu geben, thunlich ist, wo die Veränderung der Scene ganz einfach und bloß andeutend, durch Herablassung eines Vorhangs, bewirkt, und dem Zuschauer mehr Phantasie und poetische Empfänglichkeit zugetraut wird, als man gegenwärtig, bei der Wichtigkeit, die man den Decorationen eingeräumt hat, voraussetzen darf. —

Den Begriff des Theatralischen etwas näher zu erörtern, möchte gerade jetzt von Nutzen sein, da die leidige Vermischung und Verwechselung des Prosaischen und Poetischen, die in der dramatischen Literatur herrscht, auch auf die Bühne übergegangen ist, und eine solche Anarchie angerichtet hat, daß die mimische Kunst fast ganz auf gewöhnliche Nachahmung und ein negativ gutes Spiel zurückgeführt ist.

Alle Künste streben dahin, das Innere möglichst zu veräußern, ganz besonders aber hat dieses Streben die Schauspielkunst, und keine ist auch im Ganzen so reich an Mitteln der Veräußerung, als sie. Wie aber jede einzelne Kunst, vermöge ihrer besondern Natur, ihre eigenen Vorzüge hat, so ist sie auch wiederum besondern Mängeln und Beschränkungen unterworfen, eben weil sie nicht die Kunst selbst, sondern nur eine einzelne Erscheinungsart derselben ist. Und so entbehrt die Schauspielkunst

bei allem Reichthume an Darſtellungsmitteln, eins der allerwichtigſten; das Mittel nämlich, gleich der Skulptur und Malerei, unabhängig von der Zeit, im Raume zu wirken. Alle ſceniſche Darſtellung iſt vorübergehend und verweilt nur kurz — und hinterläßt, iſt ſie vollendet, weiter keine Spur; ihre Wirkung iſt auf die unmittelbare Gegenwart beſchränkt. Wie nun jede Kunſt ihre beſondern Mängel ſo viel möglich zu verbergen und unmerklich zu machen ſucht, ohne jedoch ihre natürlichen Grenzen zu überſchreiten, ſo ſucht auch die mimiſche die Flüchtigkeit ihrer Erſcheinungen, ſo viel ihr geſtattet iſt, zu hemmen und gleichſam zum Stehen zu bringen. Und dieſe ihre eigenthümlichen Hilfsmittel, ſo wie Alles, deſſen ſie zur vollkommenen Entwickelung ihrer Vorzüge ſich bedient, iſt unter dem begriffen, was man das Theatraliſche nennt, oder nennen ſollte.

Das nächſte und ſinnlichſte Mittel, ihren immer wechſelnden Erſcheinungen einen Hintergrund oder eine Einfaſſung, und ſo Stetigkeit, zu geben, iſt die Bühne ſelbſt mit ihren mannichfaltigen Decorationen; jede derſelben verhält ſich zu dem Dargeſtellten wie die Beiwerke eines hiſtoriſchen Gemäldes zu den Perſonen. Sie müſſen, wie jene dieſen, dem, was dargeſtellt wird, untergeordnet ſein, und nicht etwa für ſich allein etwas gelten wollen, wie nur zu häufig der Fall iſt. Denn ſo weit

man es auch in der Decorations-Malerei mag gebracht haben, und in Allem, was zum äußern Apparate gehört; in der Anwendung wird, selbst auf den ersten Bühnen, auf's Gröblichste gefehlt. Bald ist die Bühnen-Verzierung nur halb passend, bald ganz unschicklich, bald so wichtig behandelt, als wäre sie die Hauptsache. Dieses hat besonders seinen Grund in dem falschen Grundsatze, es müsse Alles so täuschend sein, als möglich; dieß glaubt man am besten zu erreichen durch recht körperliche Nachahmung, und man bedenkt nicht, daß durch solches materielle Nachahmen erst vollends alle Täuschung aufgehoben wird, denn der Zuschauer wird dadurch zum Vergleichen mit den wirklichen Dingen aufgefordert, und da muß ihm nothwendig der große Abstand in die Augen fallen. Die Bühne an sich, das Bretergerüst, erinnert ja den Zuschauer schon deutlich genug, daß er hier nur eine leichte Täuschung, nur traumähnliche Bilder zu erwarten habe, und so, wie er die Breter, die Coulissen und das Häuschen des Soufleurs sich gern gefallen läßt, so wird er auch gern mit seiner Phantasie die Verzierungen bildlich auffassen, sobald man ihm nur nicht wirkliche Täuschungen zumuthen will *).

---

*) Es ist in der That zu verwundern, daß man, um der lieben Täuschung willen, noch nicht versucht hat, auch den

Alle Aeußerlichkeiten der Bühne müssen gleichsam an der Flüchtigkeit, womit die Personen darauf erscheinen, Theil nehmen, sie müssen nichts Besonderes und Schweres, das an die Wirklichkeit erinnert, an sich tragen, und nur ein Wiederschein von dem sein, was auf ihr vorgeht. Dann beflügeln sie die Phantasie, statt sie niederzuziehen, und dann erst sind sie wahrhaft theatralisch.

Besonders gilt dieß von der Art des Anordnens, wenn Schlachten,- Aufzüge und dergleichen vorgestellt werden sollen. Hier zumal muß Alles nach den Gesetzen der Phantasie eingerichtet sein, und behutsam Alles vermieden werden, was an die Wirklichkeit erinnert; der Anordner muß die Einbildungskraft so zu treffen wissen, daß sie unwillkührlich das ergänzt, was den Augen nicht gezeigt wird, daß sie das Wenige in's Unzählige vervielfacht, und das Kleine und Einzelne in's Große und Unendliche ausdehnt. Dann läßt sich getrost, wie Shakespeare im

---

Boden der Bühne mit Rasen oder Steinen zu decoriren, wenn eine Straße oder eine Aue zum Schauplatze dient. — Die Coulissen, als unnatürlich, wegzuschaffen, ist man schon in Königsberg bemüht gewesen, aber, zum Glücke, ohne Erfolg; denn gerade mit den Zwischenräumen der Coulissen würde man eins der besten Mittel einbüßen, mit wenigen Statisten ein Heer oder großes Gefolge, oder überhaupt eine Menschenmenge anzudeuten. —

Prologe zum König Heinrich dem Fünften, den Zuschauern zurufen:

> Ergänzt mit den Gedanken unsere Mängel,
> Zerlegt in tausend Theile Einen Mann,
> Und schaffet eingebild'te Heereskraft.
> Denkt, wenn wir Pferde nennen, daß ihr sie
> Den stolzen Huf seht in die Erde prägen ꝛc.

Die Schauspielkunst arbeitet nämlich, wie jede schöne Kunst, für die Phantasie, und da sie mehr als jede andere sinnlich, und überdieß durch wirkliche Personen wirkt, so muß sie vorzüglich dahin sehen, daß sie den Zuschauer über das Nächste, was sie ihm zu schauen giebt, hinweg und in eine poetische Anschauung erhebt, damit er nicht an dem, was sie ihm vor die Sinne bringt, hängen bleibe. Dieses bewirkt sie nun am sichersten, wenn sie ihm ihre Darstellungen als Bilder, als Symbole giebt, und ihn so immer stillschweigend erinnert, daß der Maßstab des Wirklichen bei ihr nicht anzuwenden sei.

Was nun das eigentliche Spiel selbst betrifft, so muß auch dieses immer theatralisch sein, d. h. so berechnet, daß es von der Bühne herab den Eindruck hervorbringt, den jedes dramatische Kunstwerk beabsichtigt. Dieses wird heut' zu Tage nur gar zu sehr aus der Acht gelassen; unsere Schauspieler, durch die prosaischen Portraits aus dem

wirklichen Leben, auf die sie fast ausschließlich beschränkt sind, zur Nachahmung des Alltäglichen gewöhnt, nehmen sich auf dem Theater in der Regel nicht anders, als im gewöhnlichen Conversationszimmer; feiner Anstand, Gewandheit und Behendigkeit in den Bewegungen, geschwätzige Zungenfertigkeit, die die Worte schnell und zierlich über die Lippen jagt — das sind die Hauptforderungen, die sie an sich machen, und die auch für die gemeinen Nachbildungen des bürgerlichen Lebens völlig hinreichen; sie würden gänzlich verflachen und unfähig werden, irgend etwas Charakteristisches darzustellen, wenn diese Portraitstücke nicht zum Glücke zuweilen auch komische Charaktere enthielten, die denn doch immer, selbst wenn sie nur gewöhnlicher Art sind, eine individuellere Bezeichnung verlangen, als die prosaisch-ernsthaften, die nichts weiter sind, als einseitige Lebensansichten, die sich in ihrer Beschränktheit, wie in einem trüben Traume, ängstigen und quälen. — So ist es denn ganz natürlich, daß, wenn endlich einmal, etwa zur Abwechslung, die Darstellung eines tragischen oder komischen Kunstwerks beliebt wird, sie, im Gefühle ihrer Untüchtigkeit, mit Unlust daran gehen, und sich so leicht damit abzufinden suchen, als hätten sie es mit bloßen Nebensachen zu thun. Die Verse und Reime, mit denen sie nicht umzugehen wissen, verwandeln sie, so gut es gehen will, in Prosa, und das

Komiſche verflachen ſie oder ziehen es in's Burleske herab, und dem Tragiſchen glauben ſie durch etwas mehr, als gewöhnliche Lebhaftigkeit genug zu thun; Alles wird verbürgert und verconverſirt, ſo daß es iſt, als wollten ſie den Dichter traveſtiren. Und ſelbſt die beſten Schauſpieler ſind von dieſer proſaiſchen Manier nicht ganz frei. Jenes falſche Pathos, jene Unnatur iſt dadurch freilich wohl von unſern Theatern verbannt worden, aber dafür iſt nur ein kaltes, lebloſes, gleichgiltiges Recitiren an die Stelle getreten, das von der wahren, poetiſchen Kraft noch entfernter iſt.

Dieſe aber kann nur dann zur Wirkſamkeit kommen, wenn die Schauſpieler ganz davon durchdrungen ſind, ſo daß in Sprache und Action die Begeiſterung übergeht, die das Dichterwerk beſeelt. Dann werden Rede und Geberdenſpiel ſich höher heben, und zu jenem Tone ſich hinaufſtimmen, der den Zuſchauer aus der Gewöhnlichkeit herauszieht und ihn, ohne zu wiſſen wie, in die Region des Idealiſchen verſetzt. Wenn dem zum Gemeinen hinneigenden Schauſpieler die Verſe ein läſtiger Zwang ſind, dem er ſich zu entziehen ſucht, ſo wird dem begeiſterten die rhythmiſche Rede höchſt willkommen ſein, und er wird ſich darin wie in ſeinem Elemente fühlen. Durch ihren Schwung gehoben und durch die innere Regel ihrer

Bewegung getragen, schwebt er freieren und doch sicheren Fluges in höheren Räumen, indeß Jener, gewöhnt, nur am niedern Boden hinzustreifen, von der Gewalt, die ihm zu mächtig ist, bald in die Höhe geschnellt, bald in die Tiefe geschleudert wird.

Durch das Gleichmaß der Verse wird die flüchtige Eile der Rede gehemmt oder vielmehr so aufgehalten, daß die Bewegung, durch die Gleichförmigkeit ihres Fortschritts, so viel Ruhe gewinnt, als nöthig ist, um Einheit und Haltung hervorzubringen; durch diese erhält sie wenigstens den Schein der Dauer, welcher demnächst auch durch Hervorhebung der Hauptmomente bewirkt wird, indem diese gleichsam als Puncte zu betrachten sind, an welche sich die Haupttheile des Ganzen knüpfen lassen, so daß ein Ueberblick über dasselbe leicht wird. Wenn der Schauspieler vom Ganzen ausgeht und dieses in allen Einzelnen vor Augen hat, dann wird er es auch in seiner Gewalt haben, den Zuschauer immer darauf hinzuweisen — und nur dann kann er sich volle Wirkung von seinem Spiele versprechen. Biegsamkeit und Modulation der Stimme ist freilich ein Haupterforderniß, aber noch wichtiger und unerläßlicher ist Volltönigkeit bei einem durchherrschenden Grundtone. Und gerade dieses volle Aushaltenlassen der Stimme bei fester Haltung des charakteristi-

ſchen Haupttons iſt es, was auch unſern beſten Schauſpielern noch abgeht, und vorzüglich liegt hierin der Grund, daß es ihnen ſelten gelingt, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer immer rege und in Spannung zu erhalten. Sie reden immer zu wenig zu dieſen hin, wie die Franzoſen im Gegentheil zu viel, obgleich bei dem Allen dieſe die Deutſchen in jener Hinſicht weit übertreffen, denn ſo einſeitig und manierirt auch ihr tragiſches Spiel und der Vortrag der Verſe iſt, ſo geht doch durch ihre ganze Darſtellung eine ſolche Sicherheit, Einheit und Conſequenz, daß die Wirkung weit gleichförmiger und eben darum ſtärker ausfällt. —

Es haben gewiß Mehrere die Erfahrung gemacht, daß auf kleinern Theatern, ſelbſt auf nicht ſtehenden Bühnen, zuweilen Dramen höheren Styls weit vollkommener gegeben werden, als auf großen Theatern in der Hauptſtadt. Der Grund dieſer ſonderbaren Erſcheinung liegt unſtreitig darin, daß die Mitglieder kleinerer Bühnen das Studium der ſogenannten feinen Sitten nicht ſo eifrig betreiben und auch nicht betreiben können, wie die großſtädtiſchen Schauſpieler, welchen dieſes über Alles geht; ſie bleiben demnach freier und zwangloſer in ihrem ganzen Weſen, denn die conventionellen Sitten haben immer etwas Gezwungenes und Gekünſteltes, das nur durch frühe

und lange Uebung den Schein des Natürlichen annimmt; weniger auf das bloß Zierliche, Kleinliche und Ueberfeine gerichtet, bewahren sie mehr die Reinheit des natürlichen Sinnes, und, Alles kräftiger und stärker auffassend, geben sie es auch nachdrücklicher und eindringender wieder *).

Man erzählt von der berühmten Hypolite Clairon, sie habe, damit ihr der tragische Ton gleichsam zur andern Natur werde, selbst mit ihrem Bedienten so gesprochen, als wenn sie Alexandriner recitire. Dieß ist freilich eine lächerliche Bizarrerie, die aber doch von ungemeinem Kunsteifer zeugt, und die man unsern untragischen Tragöden zur Nachahmung empfehlen möchte als Hilfsmittel, um von dem Conversationstone, der ihnen zur andern Natur geworden ist, nach und nach sich zu befreien.

Auch bei dem dramatischen Recitiren herrscht die falsche Vorstellung von einer gewissen Natürlichkeit, und zum

---

*) Als die magdeburger Schauspieler-Gesellschaft vor etwa acht bis zehn Jahren noch in ihrem besten Zustande war, gab sie, um nur ein Beispiel anzuführen, Schillers Braut von Messina weit besser, als sie jetzt auf dem berliner National-Theater gegeben wird; besonders war die Darstellung des Chors ausgezeichnet gut, und so vollkommen, wie sie selbst auf dem weimarschen Theater nicht zu finden ist. Damals war Herr Schmidt, gegenwärtig Mitglied der hamburger Bühne, der Director jener Gesellschaft.

Theil kommt auch daher die Abneigung gegen Verſe. Aber ſchon um dieſer unkünſtleriſchen Natürlichkeit gar keinen Vorſchub zu thun, wäre zu wünſchen, daß man auch das Luſtſpiel verſificirte, damit man ſich nach und nach auch in dieſer Gattung für den höheren Styl bildete. Dieſer, indem er ſich vornämlich an die Phantaſie wendet, verlangt eine gründliche, tiefe Darſtellung, die dem Zuſchauer nicht, wie in den gewöhnlichen Hausſtücken, Alles ſo breit und zubereitet gleichſam vorlege, daß ſie es, ſo zu ſagen, mit Händen greifen und mit halbem Ohre vernehmen können. Sie fordert die ganze Thätigkeit des Hörers auf, indem ſie die mächtigſte Kraft des Menſchen, die Phantaſie, in Wirkſamkeit ſetzt. Freilich iſt das Theater immer ein Bild des Lebens, aber des höheren, gleichſam ein Auszug des Geiſtigſten und Lebendigſten — und daher muß auch die theatraliſche Darſtellung in bedeutender Charakteriſtik, in großen, mehr andeutenden, als kleinlich ausführenden Zügen, das Leben den Sinnen vorführen. Sie mag nun mit der Wirklichkeit im Einzelnen verglichen, oder durch Stein oder Farben fixirt, unnatürlich oder ſogar widrig erſcheinen — wenn ſie nur von der Bühne herab die Einbildungskraft ſo trifft, wie ſie ſie ergreifen ſoll, dann iſt ſie theatraliſch ſchön. Denn wie die Rede ſich hervorheben muß durch hohen und ſtreng gehaltenen Ton, ſo ſoll auch die

Geberdenſprache, im weiteſten Sinne, ſtärker und ausdrücklicher ſein. Sie erträgt ſelbſt ein Uebermaß von Ausdruck, weil nämlich in ihr nichts Beharrendes iſt, weil ſelbſt die heftigſte Bewegung der Leidenſchaft ſich bald wieder mildert, indem ſie in eine minder heftige übergeht. In den bildenden Künſten iſt bloß darum eine ſolche Heftigkeit im Ausdrucke unerträglich, weil dieſe hier nicht wie ein bloßer Zuſtand, der vorübergeht, ſondern, vermöge des ſtarren Beharrens, wie ein Charakterbild erſcheint, dem alle Harmonie mangelt. Vor einem ſolchen theatraliſchen Bildwerke kann man unmöglich mit Wohlgefallen verweilen, weil uns immer eine Disharmonie entgegen gehalten wird, ohne alle Möglichkeit, ſie je aufgelöſt zu ſehen.

Bei der Art von Zaghaftigkeit, die aus Furcht, den feinen Anſtand zu verletzen, der doch mit der wahren, auf wirklicher Sittlichkeit begründeten Wohlanſtändigkeit kaum den Schein gemein hat, auf unſern Bühnen jetzt herrſchend iſt, darf man nicht fürchten, durch ſolches Dringen auf leidenſchaftlicheres, kräftigeres und eindrücklicheres Spiel zu Uebertreibungen zu verleiten. Dieſer wird ſich nur der ſchuldig machen, der den Mangel innerer Regſamkeit durch äußerliche Lebhaftigkeit zu verbergen ſucht; und ein ſolcher Unberufener ſollte die Bühne gar

nicht betreten; bei wem das äußere Spiel der treue Abdruck eines reichen Innern iſt, der wird auch leicht das rechte Maß für ſeine Kraft finden; damit aber dieſe nicht durch flache Darſtellungen ganz zerſplittert oder gelähmt werde, iſt es gut, ihn an das inwohnende Vermögen zu erinnern, und zum vollen Gebrauch deſſelben aufzufordern.

Ueber

Vereinigung des Ernſten und Komiſchen.

Wenn ein guter Schauſpieler, der zu komiſchen Rollen ein beſonderes Talent hat, zuweilen durchaus ernſthafte oder gar tragiſche Charaktere darſtellt, und zwar keineswegs auf eine gewöhnliche Weiſe, ſondern ſo, daß ſich auch hier ſein Beruf zur mimiſchen Kunſt nicht verkennen läßt, ſo macht ſein Spiel, bei allem Verdienſte, doch keinen reinen, völlig genügenden Eindruck. Wir glauben immer, nur eine tragiſche Maske und durch dieſelbe das ihm eigene Komiſche durchſchimmern zu ſehen; es iſt, als ob ſich dem Ernſte der heimlich parodirende Scherz unwillkührlich beimiſche, und dieſer jenen am Ende ganz zu zerſtören drohe. Kurz, wir glauben nur halb an das Spiel, weil es uns bloß als ein ſolches erſcheint, und jene Täuſchung alſo nicht eintreten kann, vermöge welcher ſich die Rolle mit dem Darſteller identificirt. Es iſt dieß auch nicht bloß eine Wirkung der Gewohnheit, ſon-

dern in der Sache ſelbſt gegründet; denn der entſchiedene Komiker hat in ſeinem ganzen Weſen, in Haltung, Geberden, Mienen, beſonders aber im Tone der Rede und in der Art zu ſprechen ein ganz eigenthümliches Gepräge, das ihn unter allen Verwandlungen begleitet, und ſein beſonderes Naturell, aller Kunſt zum Trotze, immer wieder verräth. Einem mehr zum Ernſte, zur pſychologiſchen Wahrheit und Vollſtändigkeit hinneigenden Schauſpieler wird dagegen ſein komiſches Talent bei Darſtellung ernſthafter Charaktere nicht hinderlich ſein, er wird aber auch jene leichte, fröhliche, natürlich-joviale Laune, welche den eigentlichen, geborenen Komiker vornämlich charakteriſirt, nicht beſitzen, ſeinem Scherze wird immer die gefällige Grazie mehr oder weniger mangeln, ſeine Laune wird immer einen Anſtrich von Ernſt behalten, und auf eine gewiſſe Bedeutſamkeit Anſpruch machen, die bemerkt ſein will und ſich ſelbſt wohlgefällt.

Mit dramatiſchen Dichtern verhält es ſich auf ähnliche Weiſe. Von einem Tragiker philoſophiſche Abhandlungen oder ein geſchichtliches Werk zu leſen, hat nichts Befremdliches, man ſieht hier ſeinen tragiſch geſtimmten Geiſt auf Gegenſtände gerichtet, die demſelben ganz angemeſſen oder doch ſehr analog ſind. Der Dichter wird ſich zwar nicht ganz verbergen können, und ſich bald durch zu kühnen Schwung der Rede, bald durch zu umſtänd-

liches Entwickeln der gegebenen Charaktere, bald durch zu bestimmtes Deuten und Erklären der Begebenheiten und dergleichen verrathen; dieß wird aber doch nicht hindern, daß uns auch seine nicht dichterischen Werke viel Genuß, viel Unterhaltung und Belehrung gewähren. Mit einem Theater- und Romandichter hingegen, der nur zum Komischen wahren Beruf hat, und uns von der komischen Seite am vortheilhaftesten bekannt ist, wird es sich nicht so verhalten. So wie an seinen Trauerspielen, werden wir, wenn er sich etwa auch an ein historisches Werk gewagt hat, die wahre Würde, den philosophischen Tiefblick, das treue Auffassen des Geschehenen, kurz, die wesentlichen Eigenschaften eines Historikers zu vermissen glauben, und wir werden höchstens zugeben, daß sein Vortrag geistreich, gefällig und unterhaltend ist, selbst wenn er noch so sehr sich bestrebt hat, den Styl und die Darstellungsart irgend eines berühmten Geschichtschreibers nachzuahmen; ja, an dieser Nachahmung wird uns vorzüglich sein Mangel an Beruf zu einem seiner Natur nicht entsprechenden Unternehmen klar werden, indem wir bemerken, wie er nur das Aeußerliche seines Vorbildes nachzuahmen im Stande ist, wie die strenge, ernste Form desselben mit dem flüchtigen, oberflächlichen und einseitigen Geiste desselben im Widerspruche steht, wie bloß geistreiche, oft sophistische Betrachtungen sich durch Kürze und Gedrängtheit

im Ausdrucke das Ansehen von tiefgeschöpften Reflexionen zu geben suchen, wie Schilderungen von wunderbaren Begebenheiten oder außerordentlichen Menschen zu romanhaften, unwahrscheinlichen, bloß der Seltsamkeit wegen zur Unterhaltung dienenden Erzählungen sich umgestalten, dergestalt, daß wir fast allen Glauben an die Wahrhaftigkeit dessen, was wir hier lesen, verlieren müssen. Kurz, so wie der komische Schauspieler in einer tragischen Rolle uns immer nur halb täuscht und nie völlig gewinnt, so fassen wir auch zu einem komischen Theater- und Romandichter, wenn er als Philosoph oder Historiker auftritt, kein vollkommenes Zutrauen. Und dieß hat, wie in jenem Falle, auch in diesem seinen guten Grund. Der komische Dichter hat zunächst sein Augenmerk immer nur auf die Schwächen und Blößen der Menschen gerichtet, auf seine unaufhörlichen Widersprüche, Thor- und Narrheiten, und es kann nicht fehlen, daß eine solche Betrachtungsweise, die stets auf das Lächerliche gerichtet ist, der allgemeinen Ansicht von Welt und Menschen eine gewisse Einseitigkeit giebt. — Das Bewunderung Erregende, das wahrhaft Große, das Außerordentliche ist für den Komiker so gut, wie nicht vorhanden, es giebt ihm keinen Stoff, sein Talent geltend zu machen; er kann es nur dann erst für seinen Zweck benutzen, wenn er es in seine Sphäre hinabzieht, und dieß geschieht, indem er es in die Welt der

Erſcheinungen verſetzt und als eine wichtige Täuſchung behandelt. Giebt er gleich die Heiligkeit der Idee als ſolcher zu, ſo iſt er doch ein ewiger Proteſtant gegen jede behauptete Verwirklichung derſelben, oder wenigſtens muß er ſie immer bezweifeln. Dieſer Skepticismus wird ihm endlich zur andern Natur, und äußert ſich auch da, wo er nicht anwendbar iſt, bei über alle Bezweiflung erhabenen Gegenſtänden, die er dann nur als Seltſamkeiten, über die man nach Gefallen denken möge, was man wolle, hinſtellt. Ein ſolches Dahingeſtelltſeinlaſſen, eine ſolche Ungewißheit iſt aber mit dem wahren Ernſte, mit einer in ſich gegründeten Würde nicht wohl verträglich, und ſo kann auch eine Darſtellung in dieſem halb ſkeptiſchen Geiſte keinen rechten Glauben erzeugen. Es verſteht ſich, daß dieß Alles nur vom komiſchen Dichter im engern Sinne gilt, und nicht vom humoriſtiſchen, in welchem ſich mit Scherz und Spott tiefer Ernſt verbindet.

Gedanken über das Komiſche.

Alle Poeſie, in welcher Form ſie ſich offenbaren mag, hat ein Streben nach dem Idylliſchen; denn ihr höchſtes Ziel iſt die Erringung vollſtändiger Harmonie. Als erreicht, in ihrer Vollendung, wird dieſe unmittelbar dargeſtellt in der Idylle, und dieſer Dichtart gebührt demnach vor allen übrigen der Vorrang, oder ſie iſt vielmehr die urſprüngliche Dichtart, aus welcher die andern alle herſtammen, und nach welcher ſie, als ihrem Urquell, wieder zurückſtreben. In der Kunſt iſt ſie dem Dichter, was im Leben uns die goldene Zeit oder das Paradies: rück- oder vorwärts wenden wir unſere Blicke darauf hin, wenn wir in der Mitte der Gegenwart des beglückten Daſeins entbehren.

Nur verſtehe man nicht unter Idylle, was gewöhnlich damit bezeichnet wird — nicht jene enabgrenzte Dichtungen, welche nur die Unſchuld und Genügſamkeit des einfachen Hirtenlebens, meiſt mit ermüdender Einförmigkeit,

ſchildern. Das idylliſche Gedicht, in ſeinem ganzen Umfange gedacht, umfaßt das ganze Leben des Menſchen: die üppigſte Fülle der Kräfte, die reichſte Ausbildung aller möglichen Verhältniſſe, die regſte, vielſeitigſte Thätigkeit — aber dieſes lebendige Spiel des Innern, wie des Aeußern ruht in ſicherem Gleichgewicht; da iſt kein Uebermaß, kein Druck, kein Zwieſpalt.

Auch iſt das Idylliſche auf keine beſondere Form beſchränkt: in allen drei Hauptformen der Poeſie, im Lyriſchen, Epiſchen und Dramatiſchen mag es erſcheinen, und es iſt eine willkührliche Beſchränkung, wenn es gewöhnlich nur in epiſcher Form aufgeſtellt wird, oder wenn man bei dramatiſchen Idyllen ſich bloße Schäferſpiele zu denken pflegt. Es giebt auch ſolche Dramen, die, wenn gleich nicht rein idylliſch, doch im Geiſte der Idylle gedichtet ſind. Zu dieſen gehört unter andern Shakeſpeare's Kaufmann von Venedig, wo der Dichter die halbtragiſchen oder rührenden und die komiſchen Beſtandtheile dem idylliſchen Grundtone des Ganzen untergeordnet hat.

Wenn die Harmonie des Innern und Aeußern aufgehoben iſt, erſt dann tritt das Tragiſche und das Komiſche hervor. — Das Tragiſche iſt das Kämpfen des Innern gegen das Aeußere, von welchem es überwältigt oder vernichtet zu werden ſich bedroht ſieht — das Komiſche dagegen das Hingeben des Innern an das Aeußere,

deſſen Uebergewicht es nicht widerſtehen kann oder will. Wenn im Tragiſchen der Geiſt ſeine Freiheit gegen die Natur zu behaupten ringt, und ihre Gewalt durch die Allmacht der Idee beſiegt, ſo iſt er im Komiſchen in einem gebundenen Zuſtande: er liegt in den ſtärkeren oder ſchwächeren Banden der Sinnlichkeit, welcher er nicht völlig unterliegt, doch auch nicht ganz zu entgehen vermag oder ſich nicht ganz entziehen will.

Im Tragiſchen iſt ſonach das Geiſtige, im Komiſchen das Sinnliche vorherrſchend, jenes hat ein überwiegendes Streben nach dem Allgemeinen, dieſes nach dem Beſondern. So wie aber das Tragiſche das Sinnliche nicht entbehren kann, indem es eben in Kämpfen gegen daſſelbe beſteht, ſo kann auch das Komiſche des Geiſtigen nicht entrathen, und es wird vernichtet, ſobald das Geiſtige im Sinnlichen völlig untergeht.

Das Komiſche beruht alſo auf der partiellen Gebundenheit des Geiſtes, indem ſich nämlich der urſprünglich freie Geiſt von der Natur abhängig findet, erzeugt ſich ein unaufhörlicher Widerſtreit der innern mit der äußern Welt, des Gedankens mit der Wirklichkeit, des Lebens mit der Erſcheinung — und dieſer unendliche Widerſtreit, an ſich ſelbſt betrachtet, giebt die Empfindung des Lächerlichen.

An ſich ſelbſt betrachtet: denn, um das Lächerliche

hervorzubringen, bedarf es einer freien, beziehungsloſen Anſchauung: die Abhängigkeit des Geiſtigen vom Sinnlichen muß zunächſt von der Phantaſie nur mittelſt des Verſtandes aufgefaßt werden — alle ſittliche oder pathetiſche Würdigung muß ſchweigen, ſonſt verwandelt ſich das Komiſche in das Satyriſche, in das Rührende oder gar in's Tragiſche.

Die Welt der Erſcheinungen, als ſolche, iſt überhaupt das wahre Element des Lächerlichen. Alles Geiſtige, alle Ideen, an und für ſich betrachtet, ſind durchaus nicht komiſch; ſie werden es erſt, ſobald ſie in die Erſcheinung übergehen, und hier die Unangemeſſenheit ihres Weſens zu der äußern Form ſich anſchaulich macht. Gott als Idee z. B. iſt und bleibt immer und ewig über der Sphäre des Komiſchen, wie die Sonne ewig im reinen Aether, unendlich entfernt vom trüben Dunſtkreiſe der Erde ſchwebt — aber die Götter, als einzelne, unvollkommene, der Idee der Gottheit nie ganz entſprechende, mehr oder weniger ſinnliche Weſen, ſind dem Lächerlichen immer ausgeſetzt — und Parny's Guerre des Dieux iſt ein, ſeinem Stoffe nach, wahrhaft komiſches Gedicht.

Der Zuſtand, wo der Geiſt nicht ſtark genug iſt, dem Sinnlichen ſich nur ſo viel hinzugeben, als es ſeine gemiſchte Natur einmal verlangt, wo er ihm mehr einräumt, als nöthig iſt, und wo er ſelbſt in dem Beſchränk-

ten die Befriedigung ſeines Triebes nach dem Unbeſchränkten zu finden glaubt — dieſer lächerliche Zuſtand giebt das unbewußt Komiſche. Wenn der Menſch, indem er ſich dem Sinnlichen ganz hingegeben hat und ihm dient, ſich frei wähnt, und in dieſem Wahne mit völliger Conſequenz handelt, ſtellt er ſich, wider ſeinen Willen, als ein Gegenſtand der Beluſtigung hin — und unſere Luſt an ihm iſt nur um ſo größer, je mehr er ſich in dem Scheine von Freiheit wohlgefällt, und je glücklicher er ſich in dem Kreiſe ſeiner Befangenheit fühlt. Je mehr Verſtand und ſelbſt Geiſt wir ihn aufwenden ſehen, um ſich ſeine enge Welt gleichſam zu einem Univerſum zu erbauen, in dem er, wie ein eigenmächtiger Gott, nach eignem Willen ſchaltet, je lächerlicher müſſen wir ſein Product und ihn ſelbſt finden, denn um ſo mehr hat es den Schein der wahren, ſelbſtſtändigen, auf das Unendliche gehenden Schöpferkraft.

Giebt ſich der Geiſt dem Sinnlichen mit Bewußtſein hin, und läßt er dieſes mit ihm ſcheinbar ſein Spiel treiben, ſo entſteht das bewußt Komiſche — das Scherzhafte im weiteſten Sinne. Dann giebt ſich der Menſch aus freier Willkühr gleichſam zum Beſten, ſich ſelbſt oder Andern zur freien Luſt — er parodirt dann, ſo zu ſagen, in ſeiner Perſon die Welt und den Menſchen. Dieß iſt,

oder ſollte vielmehr der Luſtigmacher in der Komödie ſein — gleichſam die Komödie in der Komödie. —

Die höchſte Höhe des Komiſchen aber iſt das Humoriſtiſche, es iſt das letzte Extrem, wo Komiſches und Tragiſches ſich berühren, und Eines in das Andere übergeht.

Stellt uns der Komiker nämlich irgend eine beſondere, beſtimmte Sphäre von komiſchen Handlungen und Begebenheiten dar, ſo herrſcht er zwar immer über das Ganze, aber er verbirgt ſeine Herrſchaft, und giebt, dem Scheine nach, ſeine Freiheit gefangen, dergeſtalt, daß wir in dieſer Beſchränkung gar nicht an ihn, und eben ſo wenig an unſere Freiheit erinnert werden, und ſo den reinen, unmittelbaren Genuß des Komiſchen haben. Geht aber der Dichter über alle Schranken hinaus, zieht er die ganze Welt der Erſcheinungen zu ſich hinauf, und läßt er uns nun mit ſeinem freien, allumfaſſenden Blicke dieſe Welt wie im Fluge überſchauen, dann tritt an die Stelle der bloßen Luſt das freudig-erhabene Gefühl der Freiheit unſers Geiſtes. Wir haben nun eine volle Anſchauung von der Relativität, von der Unweſentlichkeit des Komiſchen, das nunmehr nicht länger beſtehen kann, und vor dem heiteren Ernſte verſchwinden muß. So kann man ſagen, daß der Komiker, indem er ſich als Humoriſt auf den Gipfel ſeiner Kunſt emporſchwingt, ſich ſelbſt vernichtet.

So wie aber nach dieſer univerſellen Anſicht das

Komiſche, ob es gleich eben auf der theilweiſen Abhängigkeit des Geiſtigen vom Sinnlichen beruht, den Geiſt zur Freiheit und zur freudigen Erhebung über das Beſchränkende führt, ſo hat es, ſubjectiv angeſehen, in jedem einzelnen Falle eine ſolche befreiende Wirkung, und es läßt ſich füglich als ein Mittel betrachten, den Menſchen aus den Banden der Sinnlichkeit auf die leichteſte Weiſe, gleichſam ſpielend, zu erlöſen. Und gerade in dieſem Gefühle der Befreiung, welches alles Komiſche begleitet, ſcheint uns die wahre Quelle des unendlichen Vergnügens und der hohen Luſt zu liegen, die wir bei allem wahrhaft Lächerlichen empfinden.

Das Lachen (ſelbſt das bloß phyſiſche) iſt jederzeit mehr oder minder eine Erleichterung, auf eine ähnliche Weiſe, wie das Weinen. Wir können dieß am beſten an einem der unterſten Grade des Komiſchen — an dem Lachen der kindiſchen Einfalt gewahr werden. Wenn dieſer ein ganz ungewohnter, fremder, jedoch nicht überwältigender Anblick aufſtößt, ſo fühlt ſie ſich im erſten Moment befangen, ſie ſtarrt den Gegenſtand, wie betroffen, einen Augenblick an, aber nicht lange, ſo bricht ſie in ein unwillkührliches Lachen aus, ſich gleichſam von ihrer Betäubung erholend und Luft machend, und nun iſt es, als habe ſie ſich mit dem wunderbarlichen Gegenſtande befreundet. Das Neue, das die beſchränkte Einfalt anfangs

nirgends wohin zu bringen wußte, erklärt sie sich nun, ohne zu wissen wie, für lächerlich, und wie es erst sie ängstigte, hat sie nun ihre Lust daran, als an einem Dinge, womit sie in Gedanken nach Belieben schalten mag. Die Einfalt fühlt sich also, indem sie lacht, frei von dem anfänglichen Drucke der Erscheinung, die sich ihr in eine belustigende Vorstellung aufgelöst hat.

So wie in diesem Falle, verhält es sich, wenn gleich minder merklich, in allen anderen Fällen, man nehme den Gegenstand und den Beschauer so hoch, als man immer wolle. Das Lachen eines Aristophanes ist, so parador es klingen mag, nur die höchste Potenz von jenem Lachen der beschränkten Einsicht, und unterscheidet sich der Form nach nur darin, daß es seinen Gegenstand ganz durchschauet, und ihn mit vollem Bewußtsein als einen Stoff seines scherzhaften Spiels behandelt, und so zu wahrer Geistesfreiheit sich emporschwingt.

Selbst das tragische Lachen der Verzweiflung, was ist es anders, als ein Ringen des beklommenen Geistes nach einer, wenn auch nur momentanen Befreiung von niederdrückender Seelenangst? —

Auf gleiche Weise aber, wie das Komische sich im Humoristischen vernichtet, indem es sich zum heitern Ernste verklärt, löst sich auch die angespannte Erhabenheit des Tragischen in milde Ruhe auf — und so erhellt deutlich

die innige Verwandtschaft des Komischen und Tragischen, die auf den ersten Blick kaum etwas mit einander gemein zu haben scheinen. Und auch nur in dieser Rücksicht nannten wir das Komische etwas Relatives, Unwesentliches, was sich aus diesem Gesichtspuncte mit gleichem Rechte vom Tragischen sagen läßt. Geistesfreiheit ist das Ziel Beider, das sie nur auf verschiedenen Wegen erreichen. Die Unheiligkeit des Komikers ist bloß leerer Schein; er geht ja eben auf Vernichtung alles falschen Scheins aus, und die Wahrheit in ihr volles Licht wieder einzusetzen, ist sein eigentlicher Zweck, wenn er diesen auch nicht immer ausdrücklich nennt, und mehr auf die wahre Idee hinweiset, als sie bestimmt ausspricht. Dieses thut der Tragiker, welchem es unmittelbar um die Idee zu thun ist.

Beides, das Tragische und das Komische, findet seinen letzten Ruhepunct im Idyllischen, und so sehen wir auch jede wahre Tragödie und jede wahre Komödie mit einem idyllischen Ausgange enden.

Bemerkungen über die Oper.

Diese dramatische Gattung hat, vermöge ihrer gemischten Natur, mit eigenen, nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie macht zwei Forderungen, welche sich nicht leicht erfüllen lassen. Zwei Künste — die Dicht- und die Tonkunst — sollen sich zur Hervorbringung eines theatralischen Werkes vereinigen. Zu dem Ende ist es nothwendig, daß Beide auf ihre Selbstständigkeit Verzicht leisten, und wechselseitig von ihrem eigenthümlichen Vermögen so viel aufopfern, daß ein Product hervorgehe, welches weder der Einen, noch der Andern besonders angehört.

Eine rein-dramatische Musik an sich giebt es nicht, und kann es nicht geben, da die Tonkunst bei ihrer Unbestimmtheit nicht, wie die Poesie, im Stande ist, Charaktere und Begebenheiten darzustellen. Sie ist durchaus lyrisch, und wird erst dramatisch, oder vielmehr, sie nimmt den Schein des Dramatischen an, wenn sie sich an die

Poesie anschließt, und von dieser getragen wird. Dieß kann sie aber nur dann, wenn ihr die Poesie auf halbem Wege entgegen kommt, indem sie ihr lyrisches Element von dem epischen — aus welchen beiden Elementen sie gemischt ist — so abscheidet, daß dieses zurücktritt, und jenes allein vorwaltet. Dieses geschieht nun, indem das Geschichtliche, das Reflectirende ꝛc. nur kurz berührt und angedeutet, und dagegen Alles, was die Phantasie und das Gefühl zunächst in Anspruch nimmt, hervorgehoben und zu einer starken Wirkung zusammengefaßt wird (selbst das Geschichtliche, da es nicht gänzlich zu verdrängen ist, muß einen lyrischen Anstrich bekommen). Nun erst wird der dramatische Stoff dem Tonkünstler gleichsam erfaßlich, er kann sich denselben nunmehr, als etwas Aehnliches, zueignen, und, indem er sich auf ein Gegebenes beschränkt, doch frei und nach seinen eigenen Gesetzen damit schalten.

Der Componist verhält sich also zum dramatischen Dichter auf eine ähnliche Weise, wie der freie Nachbildner zu seinem Originale; nur findet hier der wichtige Unterschied statt, daß das Original so wenig, als die Nachbildung, völlig selbstständig ist, da er sich, um diese möglich zu machen, ihr hat verähnlichen müssen.

Demnach ist es eine bloße Täuschung, wenn das Werk des Dichters als das Erste und Wesentliche erscheint; nur deßhalb ist es unentbehrlich und der Zeit nach das Erste,

weil die Musik, wenn sie dramatisch wirken soll, der Beihilfe der Poesie nicht entbehren kann; die Poesie dient aber der Musik nicht weniger, als diese ihr, und Beide sind, in dieser dramatischen Gattung, ohne innige Verbindung und Zusammenwirkung, ohne alles Leben.

Wie eine dramatische Dichtung, wenn sie mit der Tonkunst sich gleichsam vermählen will, ihre ganze Gestalt umwandeln muß, läßt sich deutlich sehen, wenn man den Text der Gluck'schen Iphigenia in Tauris mit Goethe's Iphigenia vergleicht. Diese dichterischen Compositionen sind, jede in ihrer Art, gleich meisterhaft, aber welche große Verschiedenheit zeigt sich zwischen Beiden! Den verschiedenen Charakter der Behandlung eines und desselben Gegenstandes hat Herr Levezow in seiner Denkschrift *) auf die berühmte Operistin Schick sehr treffend angedeutet, indem er ihre Darstellung der Gluck'schen Iphigenia in Vergleich mit der Darstellung der Goetheschen durch Madame Bethmann in folgenden Worten schildert:

„Wenn die Erste mitten im Aufruhr und Tumult der Elemente, mit dem unvergeßlichen Schrei des Entsetzens und der Angst einer Hilfeflehenden:

---

*) Leben und Kunst der Frau Margarethe Louise Schick. Berlin, bei Humblot. 1809.

Allmächtige, des Frevels Rächer!
Entflammt der Blitz sich uns allein?

die Vorhalle des Tempels betrat; so schritt die Andere gemessen, aber von dem Gefühle des heimlichen Grauens erfüllt, mit den Worten:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Hains —

hinaus in das Dunkel der den Tempel umgebenden Bäume.

Wenn Jene, ergriffen von der gewaltigen Kraft der Begleitung, dem Chore ihrer helleniſchen Mitprieſterinnen den ahnungsvollen Traum:

Ich ſah in dieſer Nacht
Die Burg der Ahnen wieder —

mit dem lebendigſten Tone der Stimme, mit dem ſprechendſten, oft malenden Ausdruck der Bewegung erzählte, und dadurch den Zuſchauer in die höchſte Spannung und Bangigkeit verſetzte, ſo flößte Dieſe, mit dem höchſten Aufwande kunſtloſer Beredſamkeit, die innigſte, wehmuthvollſte Theilnahme ein durch die ihr von Thoas abgenöthigte Entdeckung ihres Urſprungs und der früheren Schickſale ihres Hauſes, mit den Worten anhebend:

Vom alten Bande löſet ungern ſich
Die Zunge los, ein lang' verſchwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken. —

Wenn die Erſte da, wo ſie vom noch unerkannten Bruder Oreſtes das furchtbare Schickſal ihres Hauſes und die völlige Zerſtörung aller ihrer Hoffnungen erfährt, von der Gewalt des muſikaliſchen Ausdrucks, der dieſe Scene zu einer der herzergreifendſten macht, fortgeriſſen, uns faſt die ganze Wirkung einer vom Schrecken Ueberwundenen zeigte, und, indem ſie in ihrer Mutter endlich gar die Mörderin des großen Vaters erkennen muß, nach allem vergeblichen Kampfe darnieder geworfen, in die Arme ihrer Begleiterin ſank; — ſo offenbart uns die Andere in der ähnlichen Scene mit Pylades, dem Genius des Dichterwerks getreu, die ganze Stärke des großen, helleniſchen Charakters in männlicher Aufrechthaltung bei ungeheuren Leiden, bis ſie, den Ausbruch ihres Schmerzes auf dem Antlitze mit dem Schleier verhüllend, bei den Worten:

Es iſt genug — Du wirſt mich wiederſeh'n —

betäubt und wankenden Schrittes ſich entfernt." —

Ganz unrichtig iſt daher die öfters vorgebrachte Behauptung, daß die Muſik bloß zur Bekleidung und Ausſchmückung diene. Nach dieſer unkünſtleriſchen Anſicht, die den Componiſten zum bloßen Decorateur herabſetzt, könnten recht wohl Mehrere an einer und derſelben Oper arbeiten, und man hat es ſich auch ohne Bedenken erlaubt, und erlaubt es ſich noch immer, Muſik-

ſtücke aus einer Oper in die andere zu verſetzen, und man ſpricht ſogar von einer muſiviſchen Zuſammenſetzung als von etwas ganz Löblichem, da doch eine ſolche, ſelbſt wenn die Scherben von einem und demſelben Componiſten wären, ſich mit nichts entſchuldigen läßt. Freilich, bei den gewöhnlichen, charakterloſen Opern, ohne alle wahre Einheit, ohne echte Begeiſterung componirt, da mag man ſich ein ſolches willkührliches Verfahren immerhin erlauben; an dergleichen Machwerken iſt einmal nichts zu verderben. Man verſuche aber z. B. in Glucks Iphigenia ein Fragment aus einer Mozart'ſchen Oper hinein zu flicken — was wird der Erfolg ſein? — Muſik-Kenner haben auch immer gegen ſolche Willkührlichkeit, als gegen einen nicht zu duldenden Unfug, geeifert.

Wollten diejenigen, welche ſich derſelben ſchuldig machen, ſich mit der Unbeſtimmtheit der Muſik entſchuldigen oder gar rechtfertigen, ſo würden ſie, indem ſie dieſe Unbeſtimmtheit im vollſten Sinne des Wortes nähmen, der Tonkunſt allen künſtleriſchen Werth abſprechen. — Die Muſik iſt aber nur dadurch unbeſtimmter in ihren Wirkungen, daß ſie ſich mehr, als jede andere Kunſt, an's Innere wendet — und jede von den übrigen Künſten theilt dieſe ihre Unbeſtimmtheit mehr oder weniger. — Dieß iſt leicht zu erkennen an der unendlichen Mannichfaltigkeit, womit z. B. die Dichter einen und denſelben

Gegenstand darstellen. Jeder Einzelne strebt, ihn so vollkommen als möglich zur Anschauung zu bringen, aber Keiner erreicht einen solchen Grad von Vollkommenheit, daß seine Darstellung für die einzig mögliche, für die schlechthin vollendete gelten müßte. —

Wie das Werk des Operndichters ohne die Composition nur ein halbes Leben hat, ja, wie es so gut wie todt ist, kann man sich durch die Lectüre des bloßen Textes leicht überzeugen, und ganz unwidersprechlich, wenn man eine Oper mit dem Drama, nach welchem sie gebildet ist, vergleicht, wie z. B. Collins Oper Macbeth mit dem Shakespeare'schen Trauerspiele dieses Namens; man wird jene, gegen dieses gehalten, kaum lesbar finden, und es ist fast, als hätte man einen Auszug vor sich — der beste Beweis, daß die Poesie in dieser dramatischen Gattung so wenig etwas für sich ist, als die Musik.

Wie hinwiederum diese, wenn sie von keiner Poesie gebunden ist, in ihrer vollen Freiheit und Selbstständigkeit mit aller ihrer Macht wirkt, davon giebt der außerordentliche, wunderbare Eindruck, welchen die musikalische Einleitung eines Meisters zum Shakespeare'schen Macbeth macht, ein merkwürdiges Beispiel. Die Wirkung dieser trefflichen Musik ist so mächtig, so tief ergreifend,

daß nach derselben die Darstellung des Trauerspieles selbst fast matt und prosaisch sich ausnimmt.

Zur Verkennung des gleich großen Werthes der musikalischen Composition hat man sich wahrscheinlich zunächst durch die alltägliche Bemerkung verleiten lassen, daß manche herrliche Musik an einen schlechten Text verschwendet wird, und man sagt nun, daß, wenn der Text wahrhaft poetisch wäre, so würde die Musik erst ihre volle Wirkung thun. Hiernach erscheint freilich die Musik abhängig von der Poesie, aber nur darum, weil es hier an der harmonischen Wechselwirkung zwischen beiden Künsten gebricht. Im umgekehrten Falle, bei einem poetischen Texte und einer schlechten Musik, würde die Poesie wiederum als abhängig von dieser sich zeigen; man sieht also klar, wie in der Oper beide Künste gleichen Rang haben, und keine ohne die andere bestehen kann.

Wollten etwa die Freunde der Musik, welche Gegentheils diese über die poetische Composition zu setzen geneigt sind, aus der häufigen Erfahrung, daß gute Musik bei schlechtem Texte doch immer Beifall findet, daß im entgegengesetzten Falle aber die Oper gänzlich mißfällt, den Schluß ziehen, daß die Musik vor der Phantasie den Vorrang behaupte, so würden sie sich gleichfalls einer einseitigen Ansicht schuldig machen. Denn bei durchaus schlechtem Texte genießen sie die Oper nicht als ein thea-

tralisches Kunstwerk, nicht als ein Ganzes; sie ergötzen sich nur an einzelnen Partien und so verwandelt sich ihnen die Oper in ein bloßes Concert mit Gesang. Sie würden dasselbe, oder vielmehr ein reineres Vergnügen haben, wenn sie diese Einzelnheiten concertmäßig hörten, und nicht auf der Bühne, weil die Ansprüche, welche die theatralische Darstellung macht, hier müssen unbefriedigt bleiben.

Indeß nur bei durchaus schlechter Poesie hört die Oper auf, Oper zu sein, aber noch nicht, wenn der Text im engern Sinne, bloß formell genommen, geringen oder keinen dichterischen Werth hat. Ist nur die Idee des Ganzen, der Stoff und die Behandlung desselben im Allgemeinen opernhaft poetisch, so kann die Musik, wenn sie große Verdienste hat, doch als ein theatralisches Kunstwerk wirken. Das sprechendste Beispiel hiervon giebt die Zauberflöte, welche nicht allein der Musik, sondern zugleich dem echten Operngeiste der Dichtung ihren außerordentlichen Beifall verdankt. Hier wird das zum Theil Matte und Bänkelsängerische des Textes durch den Schwung der wunderbar gestimmten Phantasie und durch den Zauber der Musik gleichsam vernichtet. — Sind dagegen die Verse geschmackvoll und wohlklingend, die Dichtung selbst aber undichterisch, so wird sie sich in aller Ewigkeit nicht aus ihrer Ohnmacht erheben, selbst wenn die Musik eines Meisters ihr zu Hilfe kommt. Bürde's Oper:

der Taucher, von Reichard componirt, ist davon ein redender Beweis.

Dieß führt auf die wichtige Frage: Welche Stoffe sind für die Oper am angemessensten? — worauf sich nach dem, was über die Art, wie der Dichter dem Musiker entgegen kommen muß, gesagt worden, im Allgemeinen die Antwort ergiebt: diejenigen, welche vorzüglich poetisch, d. h., in welchen Phantasie und Gefühl vorherrschend sind. Hiernach werden vor allen Andern die phantastischen, mährchenhaften, oder, wenn man lieber will, die romantischen den Vorzug verdienen, und man wird auch, selbst an den vielen verunglückten Opern bemerken, daß die meisten, wenn nicht eine entschiedene Richtung, doch eine Hinneigung zum Phantastischen zeigen, welches freilich leider nur zu häufig in Dingen gesucht wird, die bloß seltsam und wunderlich sind, also lediglich den Schein davon haben.

Daß Viele die Oper höchst unnatürlich finden, hat nicht immer einen bloß subjectiven Grund. Bei allen Opern wird man sie nicht so urtheilen hören, bei solchen nämlich nicht, welche ihnen, ohne daß sie wissen wie, den Glauben an das nach gemeiner Ansicht Nichtnatürliche gleichsam anzaubern. Es geht ihnen dann auf eine ähnliche Weise, wie jenem Postillon, der, alles Sträubens ungeachtet, in einen magnetischen Zustand versetzt wurde.

Ihr faſt immer poetiſirender Verſtand wird hier gleich vom Anfange an, wie mit einem Schlage, durch die mächtig getroffene Phantaſie niedergehalten, ſo daß ſie in der neuen Welt, in welche ſie ſich plötzlich verſetzt ſehen, das Wunderbarſte glaubhaft finden. So ſollte es immer ſein. Der wahre Operndichter muß die Kunſt verſtehen, uns den Glauben beizubringen, als könnten ſich die Weſen ſeiner Phantaſie, die er uns vorführt, vermöge ihrer höhern Natur, nicht anders als durch Geſang äußern. — Dieß vermag er aber nur, wenn er einen Stoff wählt, der uns mit eins in eine Wunderwelt, in eine übernatürliche Sphäre erhebt, in welcher die Geſetze gemeiner Wirklichkeit aufgehoben ſind, und nur die gelten, welche der Grundkraft des Menſchen, der Phantaſie, das freieſte, unbeſchränkteſte Spiel gewähren. Hier müſſen wir die Kräfte der Natur, den gewöhnlichen, beharrlichen Schranken der Zeit und des Raumes ſcheinbar entrückt, in ihrer Wirkſamkeit gleichſam urmittelbar, in ſchnell wechſelnden Bildern und Geſtalten anſchauen. In ſolcher Erhöhung wird das ſonſt Unnatürliche wiederum natürlich, und wir ſehen hier ſcheinbar das als wirklich vor uns, was wir in ſeltenen, hohen Lebensmomenten nur als Wünſche, als ſchöne Träume uns denken oder ahnen. Je höher ſich die Poeſie ſchwingt, je mehr nähert ſie ſich der Muſik an, je freier kann dieſe alle ihre Wunderkräfte entfalten, die

ſich im ſcheinbaren Chaos am gewaltigſten offenbaren, indem ſie gleichſam ein ewiger Wechſel von Schaffen und Vernichten, ein unaufhörliches Verwandeln, und ſo ein flüchtiges Abbild der Natur iſt. — Es kurz zu ſagen: die Zauber-Oper verdient vorzugsweiſe den Namen der Oper.

Die ſogenannte heroiſche Oper, welche unſtreitig die herrſchende iſt, ſteht ihr an Werth um ſo viel nach, als ſie ſich dem Trauerſpiele nähert, und ſich alſo einer gewiſſen geſchichtlichen Materialität des Stoffes und der moraliſchen Reflexion nicht gänzlich entäußern kann. — Aus dem moraliſch-hiſtoriſchen Intereſſe folgt für die muſikaliſche Bearbeitung unvermeidlich eine umſtändliche, gedehnte Entwickelung, ein zu langſames Fortſchreiten, eine geſpannte Leidenſchaftlichkeit, ein angeſtrengtes Pathos — Uebelſtände, die mehr oder weniger Ermüdung und Ueberdruß zur Folge haben. Die Muſik wird in ſolchen rein tragiſchen Opern in ihrem Streben zum Allumfaſſen zu ſehr gehemmt; ſie, die immer eine Welt ſchaffen möchte, bewegt ſich, zwiſchen wenigen Empfindungen eingeſchloſſen, wie einem Zwange widerſprechend, alſo nicht mit freudigem, vollem Leben fort. Wer ſich dem ganzen Eindrucke der Gluck'ſchen Iphigenia unbefangen hingiebt, wird ſelbſt in dieſem unvergleichlichen Meiſterwerke einen etwas zu ſtrengen Ernſt in der muſikaliſchen Compoſition

empfinden. Noch fühlbarer ist die Anstrengung in Spontini's berühmter Vestalin, und zwar aus dem Grunde, weil die poetische Composition dieser Oper nicht nur für die Musik zu einseitig tragisch, sondern überdieß viel zu lang ausgesponnen und zu eintönig ist.

Ueberhaupt scheinen die tragischen Stoffe aus der alten, und besonders aus der römischen Geschichte für die Oper nicht die günstigsten zu sein, vornämlich wegen des unangenehmen Contrastes, welchen die einmal hergebrachten Liebes-Verhältnisse in der niederen Manier mit dem ursprünglichen Charakter der alten Helden machen.

Dieser Mißton wird wenigstens vermieden, wenn man aus der Ritterzeit die Gegenstände wählt, welche überdieß, vermöge der Natur der romantischen Poesie, weit mehr dem Phantastischen sich nähern. Wie sehr dieß Letztere der Fall ist, zeigt sehr deutlich der Don Juan, an welcher herrlichen Oper man, eben wegen des romantischen, viel umfassenden, freiern Geistes, von jener tragischen Strengigkeit der antik-heroischen Opern nichts verspürt, so echt tragisch auch die Idee derselben ist. — Solcher romantischen Steffe bieten sich in Calderons schönsten Dichtungen mehrere dar, welche benutzt zu werden verdienten, wie denn überhaupt Calderon für den Operndichter ein sehr belohnendes Studium wäre, da wohl kein Dramatiker jene Gegenstände für die Phantasie so the-

tralisch geltend zu machen weiß, wie dieser. Mehrere seiner Dramen haben selbst schon in der Behandlung etwas Opernmäßiges, und eins, von welchem dieß vornämlich gilt, ist auch bereits, vielleicht aber nicht zum Besten, benutzt worden, nämlich das von A. W. Schlegel übersetzte Schauspiel: Ueber allen Zauber Liebe. Ein sehr gutes Süjet findet sich auch im zweiten Bande der Schlegelschen Uebersetzung seiner Werke, welches den Namen: die Brücke von Mantible führt. Noch verdienen den Operndichtern besonders empfohlen zu werden: El conde Lucanor (der Graf Lucanor) — Eco y Narciso — La vida es sueño (das Leben ein Traum) und Amado y aborrecido (geliebt und gehaßt).

Wie alle Calderon'schen Dramen sind auch diese reich an Verwickelungen, und vielleicht für die Oper zu reich, welche in den Verhältnissen eine gewisse Einfachheit liebt und die Intriguen gern meidet, wiewohl sie diese nicht ganz und gar ausschließt, sobald sie nur im poetischen Sinne ausgeführt sind. Zumal die Deutschen scheinen in den dramatischen Verwickelungen eine fast nüchterne Mäßigung zu verlangen, und sich dagegen lieber einige Breite und Umständlichkeit im Entwickeln gefallen zu lassen, worauf ein deutscher Operndichter allerdings einige Rücksicht zu nehmen hat. Leichtes Fassungs-Vermögen und schnelles, augenblickliches Verknüpfen ist mehr, wie

es ſcheint, ein Erbtheil der ſüdlichen Nationen, und inſonderheit der Spanier. Die treffliche, nach ihrem Werthe keineswegs genug geſchätzte, Oper: Camilla, von Paer, (nach dem Urtheile der Kenner die beſte dieſes Componiſten) mag als ein Beiſpiel dienen. Daß ſie nicht den Beifall findet, den ſie verdient, liegt unſtreitig in nichts Anderem, als in der ſpaniſchen Behandlungsart des Stoffes. Die eigentliche Veranlaſſung der Eiferſucht von Camilla's Gemahl bleibt bis am Schluſſe in ein ſchauerliches Dunkel gehüllt. Dieß ſagt dem deutſchen Zuſchauer nicht zu, der gern die ſogenannte Geſchichte gleich vom Anfange an recht faßlich haben mag. Dazu kommen nun noch die kühnen Contraſte des Fröhlichen und Scherzhaften mit dem Düſtern und Schauerlichen, und zuletzt der ſchnell hereinbrechende Ausgang des Stücks. Ein beſonderer, großer Vorzug dieſer wahrhaft poetiſchen Oper ſind die in die Handlung ſo natürlich eingeflochtenen Chöre und Tänze, die in das Ganze wirklich eingreifen, da ſie in der Regel immer nur, um des Pompes und eitler Schauluſt willen, als ein überflüſſiges Außenwerk angeſehen werden.

Wenn man die Menge unpoetiſcher Opern erwägt, an welche die herrlichſte Muſik verſchwendet iſt, ſo kann man es nicht genug bedauern, daß die beſſern Dichter ſich dieſer dramatiſchen Gattung nicht mehr annehmen, als bisher

zumal unter uns Deutſchen, geſchehen iſt. Ob gerade ein beſonderes Talent zur Operndichtung erforderlich ſei, iſt eine Frage, die ſich wohl nicht geradezu bejahen läßt; es möchte hierbei vornämlich auf beſondere Uebung ankommen, und dadurch erlangte Fertigkeit in Handhabung der verſchiedenen muſikaliſchen Formen. Daß ſich aber in dieſer beſchränkten, unfreien Gattung Ruhm erwerben läßt, lehrt Quinaults und Metaſtaſio's Beiſpiel.

In den komiſchen und rührenden Singſpielen giebt es der verfehlten, unpoetiſchen gleichfalls nur zu viele. Dahin gehören, um nur einige zu nennen: Figaro's Hochzeit, Fanchon, das Waiſenhaus. In den beiden Letztern zeigt ſich der falſche Zeitgeſchmack, die Erſtere iſt ein ewiger Mißgriff, denn was iſt wohl unſingbarer, als der franzöſiſche esprit? — Das fein Komiſche, das Intriguante, iſt überhaupt kein Gegenſtand für die Muſik, da es bloß mit dem Verſtande zu thun hat; wohl aber das volksmäßig Komiſche, und ſo iſt der Dorfbarbier eine gute Operette, da hingegen Figaro's Hochzeit ein wahres Unding. —

Ueber das goldne Zeitalter der deutschen Literatur.

Jede Meinung, die angenommen, verbreitet und fortgepflanzt wurde, hat gewöhnlich drei Perioden erlebt; die eine, wo man sie als Wahrheit predigte und aufnahm; die zweite, wo man sie geradezu verwarf und verspottete; die dritte, wo man untersuchte, in wie weit sie wahr sei, oder nicht. Der Untersuchung dieser letzten Periode hat der menschliche Geist einen großen Theil dessen zu verdanken, was er als wahr erkennt, und es wäre zu wünschen, daß sich die große Menge Fabeln, durch die wir uns, wie durch labyrinthische Gänge, zu dem kleinen Tempel der Wahrheit hindurch arbeiten müssen, bald dieser letzten Periode nähern möchten. Aber es scheint, als ob dazu eine gewisse Reife nothwendig sei, als ob man wenigstens so lange warten müsse, bis die Persönlichkeit des Erfinders und des Spötters vergessen sind. In dieser Rücksicht dürfte es wenigstens gewagt sein, wenn man

die Unterſuchung einer Meinung, die erſt vor Kurzem aufgebracht, und heut' zu Tage von Allen verſpottet wird, ſchon jetzt vornehmen wollte. Aber das Wagſtück betrifft einen literariſchen Gegenſtand, mithin iſt es keines. Alſo zur Sache.

Man hat die Zeit, wo Klopſtock ſeinen Meſſias ſang, wo Uz, Gellert, Kleiſt, Hagedorn, Gleim, Ramler, Wieland und einige Andere ihrer Zeitgenoſſen am literariſchen Himmel Deutſchlands glänzten, als das goldne Zeitalter unſerer Dichtkunſt geprieſen. Dafür mag ſich jene Zeit allerdings bedanken, aber die noch lebenden Dichter, wären ſie auch weniger eitel, als ſie zu allen Zeiten waren, und weniger aufgeblaſen, als ſie jetzt ſind, würden doch ohne Zweifel großes Recht haben, dagegen zu proteſtiren, und wenn das nicht helfen wollte, darüber zu ſpotten. An Beiden, vorzüglich an dem Letzteren, haben ſie es denn auch nicht fehlen laſſen, und ſo viele, herrliche Talente, die Deutſchland mit Stolz unter ſeinen jetzt lebenden Dichtern aufzuweiſen hat, haben jenes goldene Zeitalter zu einer noch fabelhaftern Fabel gemacht, als das Saturniniſche. Deſſenungeachtet iſt die Unterſuchung intereſſant, ob jene Zeit, abgeſehen von dem eigentlichen Werthe ihrer poetiſchen Producte, nicht wirklich mehrere wichtige Vorzüge vor der unſrigen gehabt habe. Und wir können uns nicht verhehlen, daß ſie,

theils durch die Achtung, die ein Talent dem andern zollte, theils durch ein vielseitiges und redliches Bestreben, theils — und dieser Punct ist der wichtigste — durch die große Empfänglichkeit, mit der die Nation die Arbeiten ihrer Dichter aufnahm, sich vor der unsrigen auszeichnete *).

---

*) Wahr. Was aber die Achtung für das Talent betrifft, so sei mir vergönnt, zu bemerken, daß diese damals nur zu häufig in Ueberschätzung und eine gewisse süßliche Gelehrten-Courtoisie ausartete, bei welcher Jeder heimlich seine Rechnung fur das Reciprocum machte. Was haben z. B. die Halberstädter hierin gethan! Wenn man die älteren Annalen der deutschen schönen Literatur, den deutschen Merkur, das Museum, die Bibliothek der schönen Wissenschaften, selbst mehrere sogenannte classische Werke aus jenem goldnen Zeitalter nachschlägt, so kann man sich oft des Ekels über die Beräucherungen, die Lobgedichte und faden Adressen nicht erwehren, mit welchen sich die mittelmäßigsten Menschen einander über ihre armseligen Producte hin und her complimentiren. Die Dichter und Schriftsteller — welchen damals die Zeit Relief gab — zogen nach allen Richtungen die Fäden hin, und überspannen gleichsam mit einem gemeinsamen Gewebe die Meinung des Publicums. — Woher sonst die übergroße Gefälligkeit dieses Publicums? Der unglaubliche Glaube an seine goldene Zeit! Woher die Gewohnung an den tiefen Respect vor Namen, der Eigensinn, noch jetzt, mit welchem man aus jener Zeit nicht heraus will, da doch so vieles damals Hochgepriesene jetzt gar nicht mehr in Betracht kommt, höchstens als Einleitung zu dem Besseren angesehen werden muß? Gerade dieses einseitige Beharren auf jenem Zeit-Charakter, jenes engherzige Abschließen eines

Wir ſind größer, aber ſind einſeitiger, wir ſind freier, aber wir ſind egoiſtiſcher geworden. Sätze, deren ſcheinbare Widerſprüche ſich leicht auflöſen laſſen. Die Zeiten, wo man Klopſtocks Adler in die Wolken verfolgte, und dabei das kleine, tändelnde Lied eines Uz nicht überhörte, wo Gellerts fromme Lieder und herzige Fabeln von allen Lippen wiederhallten, Wielands frohe Laune Alles erheiterte, und Gleims Kriegsgeſänge patriotiſches Feuer in allen Herzen entflammten — jene Zeiten ſind längſt vorüber und haben keine Spur hinter ſich gelaſſen. Wir haben größere Dichter, aber die Nation hat faſt gar keine. Während ſich die Dichter unſerer Zeit ihren Werth untereinander ſtreitig zu machen ſuchen, und mit theils edelm, theils unedelm Eifer dem Lorbeer nachſtreben, ſieht die Nation entweder untheilnehmend und kalt, oder mit entſchiedener Einſeitigkeit ihren Beeiferungen zu, und iſt ja einmal eines ihrer Producte ſo glücklich, Theilnahme für ſich zu erregen, ſo wirft ſich die ganze Laſt jenes einſeitigen Geſchmacks darüber her; die Form, die Manier

---

Kunſt-Cyclus, deſſen erſte Linien man vielleicht kaum gezogen hatte, dieſes Widerſtreben noch in unſern Tagen gegen neue (eigentlich alte) Kunſt, hat eben die genialen Menſchen jetziger Zeit aufgebracht, und ſie dabei leider! oft genug vermocht, die Linie zugleich mit zu überſpringen, welche man ſtets, aus Gefuhl für das justum et honestum, für heilig erkennen ſollte.

dieſes Werks kommen an die Tagesordnung, werden gleichſam zu ſtehenden Typen, womit unſere rüſtigen Tagelöhner theils aus Noth, theils aus Eingeſchränktheit, zahlloſe Bücher zur Welt fördern, und damit ſo lange fortfahren, bis die urſprünglich reine und edle Form abgenutzt, trivial und ekelhaft geworden iſt. Dieſe Einſeitigkeit bedarf alsdann wieder eines neuen Stoßes, um wieder etwas Neues aufzufaſſen, und in ſofern ſie ſeit zwanzig Jahren dieſe Richtung von Goethe erhielt, ſo iſt nicht zu läugnen, daß Goethe eben ſo der nationalſte Dichter unſerer Zeit iſt, wie er den Namen des größten behauptet.

Wenn ehemals das aufſtrebende Genie Theilnahme bei ſeinen Zeitgenoſſen, Aufmunterung durch die Meiſter der Kunſt, und in einer allgemeinen Achtung ſeine Belohnung fand — ſo ſteht es in unſerer jetzigen ohne Ermunterung, von der Menge nicht geachtet, von den engherzigen Meiſtern ſtolz überſehen, von Talentvollen oft angefeindet und verfolgt, einſam da. Zu ſtolz, durch kleinliche Mittel einen Beifall zu erſchleichen, den es in jeder andern Zeit mit Recht fordern dürfte, ſieht es neben ſich erſchlichene Lorbeern und erkaufte Lobpreiſungen vertheilen, und obgleich die erſten ſchnell verwelken, und die letztern, oft von den Unwürdigſten ertheilt, bald verhallen, ſo iſt doch ſeiner Flamme die Nahrung entzogen worden,

durch welche ſie ſchön und herrlich geglänzt und ganze Generationen erwärmt hätte.

Iſt dieſe Anſicht gegründet, ſo müſſen wir einräumen, daß jenes Zeitalter wichtige Vorzüge vor dem unſrigen gehabt hat, und die Beantwortung der Frage: wodurch ſind dieſe Vorzüge verloren gegangen? würde zu intereſſanten Unterſuchungen führen, manche ſorgfältig verheimlichte Schwäche aufdecken.

Die Liebe bei den deutschen und französischen Dichtern.

Der Deutsche ist in seinem Aeußern zurückhaltend, ruhig, ernsthaft, in seinem Innern nachdenkend, ideell, empfänglich für die innere geistige Freude des Gefühls. Sein Nachbar ist offen, unruhig, lebhaft, die Arbeit des abstracten Denkens ist ihm zuwider, seine Aufmerksamkeit strebt nach dem Reellen, und er freut sich der Welt und der Objecte, die sie ihm darbietet. So zeichnen schon Cäsar und Tacitus die beiden Nationen. Tacitus sagt, nachdem er die Tugend, den Muth und die Treue der deutschen Weiber geschildert hat: „Diese Völker glauben, es sei etwas Heiliges, etwas Göttliches in Weibern — sie verehren viele sehr hoch, ohne ihnen niedrig zu schmeicheln.“ Von den religiösen Begriffen der Deutschen sagt er: „Sie finden es der Majestät der Himmlischen zuwider, die Götter in Mauern einzuschließen, oder sie mit

irgend einer menſchlichen Form zu bekleiden. Haine und Wälder ſind zu ihrer Verehrung geheiligt, und in dieſem geheimnißvollen Grauen finden ſie die Götter, die ſie nur durch innere Verehrung anſchauen.“ Wie auffallend bezeichnet eine ſolche Verehrung der Götter und eine ſolche Hochachtung des weiblichen Geſchlechts das Streben nach dem Ideellen, welches ein Haupt-Charakterzug der deutſchen Nation iſt.

Cäſar entwirft eine ganz andere Schilderung von den Galliern. „Die Gallier,“ ſagt er, „ſind leichtſinnig, abergläubiſch, dem Luxus ergeben; ſie haben Tempel, fanatiſche und despotiſche Prieſter, und Götzenbilder, denen ſie Menſchenopfer bringen; die Männer haben das Recht über Leben und Tod ihrer Weiber, und, indem er von den Galliern auf die Charakterſchilderung der Deutſchen übergeht, ſagt er: „Die Deutſchen weichen ſehr von dieſen Sitten ab (Germani multum ab hac consuetudine differunt).“ — So auffallend war alſo ſchon vor neunzehn Jahrhunderten die Ungleichheit beider Nationen, und obgleich die Deutſchen damals in der Civiliſation noch ſehr zurück waren und die Gallier darin ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht hatten, ſo waren doch die Erſtern auf dem beſten Wege, während die Letztern immer mehr zu einer falſchen Cultur ſich hinneigten.

Die ideale Anſicht des weiblichen Geſchlechts, welche

schon Tacitus, wie wir sahen bei den Deutschen bemerkte, ist noch jetzt in der Art sichtbar, wie die deutschen Dichter die Liebe als poetischen Stoff behandeln, und worin sie sich wesentlich von den französischen Dichtern unterscheiden. Wenn diese Letztern größtentheils das Sinnliche und Materielle der Liebe hervorheben, das leidenschaftliche Streben nach Freude und Lust ausmalen, und in ihrer erotischen Poesie die Begierde unter tausend verschiedenen Formen, hier mehr, dort weniger decent darstellen, ja selbst in ihren reinsten Gedichten, wo die Liebe, in Vereinigung der Unschuld, der Ergebenheit, der Zärtlichkeit erscheint, sich nie zum Ideal emporheben, so behandeln die deutschen Dichter fast durchgängig diesen Stoff als etwas Heiliges, Ideales, Mystisches. Die Liebe hat bei dem größten Theile der deutschen Dichter nichts Sinnliches, sie ist eine Bewohnerin des himmlischen Aethers, ihr einziger Zweck ist, das Herz zu entflammen und zu vergöttern, die Schwächen der Menschheit sind unter ihr, die Seelen zu vereinigen, die sie beherrscht, das ist allein die Wollust, nach der sie strebt. Wenn die Engel Geschlechter haben und sich lieben, so muß ihre Liebe der Empfindung gleichen, die die deutschen Dichter uns malen.' — Die erotische Poesie der Franzosen scheint dem Deutschen unwürdig, die ideale des Deutschen scheint dem Franzosen unsinnig, er versteht sie nicht, während der

Deutſche jene recht wohl verſteht und überſieht, weil ſein Standpunct höher iſt.

Was ihre Literatur in dieſer Gattung Niedriges hat, iſt Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen. Kein Deutſcher, der den Namen eines Dichters verdiente, hat ſeinen Genius je ſo entweiht, wie ein Buſſi, ein Grecourt, ein Lafontaine, ein Crebillon ꝛc. Selbſt jene Ueberſetzungen ſind ſchlecht, denn — und das iſt ein Hauptbeweis für die Sittlichkeit der deutſchen Schriftſteller — die Sprache hat dadurch, daß die niedrigen Gegenſtände der Sinnlichkeit nie in die Bücherſprache und den feinen Geſellſchaftston aufgenommen wurden, gar nicht die Politur und Gewandheit erhalten, vermöge welcher man die unedelſten Dinge auf eine Art ſagen kann, daß ſie das Ohr nicht beleidigen.

Wie unterſcheidet ſich der ſchöne Geiſt vom Schöngeiſte?

Es gab eine Zeit in Deutſchland, wo die Ehre, ein ſchöner Geiſt zu heißen, ſo zweideutig war, daß man gerade nicht ſehr verſucht werden konnte, darnach zu ſtreben. Man ſah auf die ſchönen Geiſter ordentlich mit einer Art von ſpöttiſchem Mitleiden herab, gleichſam als auf Halbgeſchöpfe, welche ſo gern Etwas geweſen wären, wenn es nur hätte gehen wollen. Ein Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften wurde faſt angeſehen, wie ein Zuckerbäcker, der Naſchwerk verfertigt, welches immer mehr ſchädlich, als nützlich iſt, indem man ſich nur zu leicht den Magen damit verderben kann. Indeſſen mußte er, wie dieſer, geduldet werden, weil es doch immer viel Leute gab, welche nicht nur bisweilen gern etwas Süßes genoſſen, ſondern denen auch die nahrhaften, derben Speiſen über-

zuckert werden mußten. Man rechnet dahin unter Andern auch die Vornehmen, welche einen so bedeutenden Einfluß auf das Glück derer hatten, welche etwas Süßes hervorzubringen vermochten. Ich erinnere mich selbst noch, daß mein alter, guter Rector, der die Archäologie zu seinem Hauptstudium gemacht hatte, mir sehr oft, wenn er Kupferstiche vorzeigte, die schöne Statuen des Alterthums darstellten, und ich die Schönheit derselben enthusiastisch bewunderte, voll Unwillen zurief: „Er wird auch einmal so ein schöner Geist werden, so ein Narr, der überall viel sehen und empfinden will, und Nichts weiß und erklären kann!“

Indessen fanden sich, besonders seitdem Kant die Kunst und das Schöne wieder zu Ehren gebracht hatte, mehrere große Geister, Männer von den glänzendsten Talenten, die es sich zur Ehre rechneten, schöne Geister zu heißen, und doch die Definition meines Schul-Rectors gänzlich zu Schanden machten, weil sie viel wußten und viel erklären konnten. Die Namen eines Wieland, Schiller, Goethe, Herder und Anderer erschienen als glänzende Sterne an dem Himmel der Menschheit und gewannen der Schönheit und dem Streben darnach die gebührende Achtung in vollem Maße wieder. Mit Beschämung gestand sich der Geschäftsmann, daß ein Geist, der, wie Schiller, mit solchem Scharfsinne, solcher Gründ-

lichkeit, Beredsamkeit, Feinheit und Energie über die abstractesten Gegenstände zu schreiben vermocht hatte, leicht und zur Ergötzung die schwerste Relation aus Gerichtsacten fertigen könnte, sobald er nur wollte.

Die Meister und Lehrlinge der schönen Wissenschaften erhoben nun wieder das Haupt, und es wurde bald zur Mode, den Titel eines schönen Geistes zu führen, sobald man nur auf irgend eine Weise glaubte, sein Recht darauf beweisen zu können. Deutschland wurde mit Aesthetikern und Dichtern überschwemmt, und man kann sagen, es regnete Verse und Abhandlungen über Kunst und Schönheit. Natürlich mußte es nun mit dem Namen eines schönen Geistes gehen, wie mit dem Adel, seitdem man sich ein Diplom für weniges Geld kaufen konnte. Man ließ die Jünglinge peroriren und recitiren, was sie gedichtet hatten, und lachte sie aus. Allein, es ist doch gut, daß wenigstens einmal der Name eines schönen Geistes wahrhaft ehrenvoll gewesen ist, und treffend charakterisirt ihn Schiller, wenn er sagt:

Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeist,
Aber der schöne Geist trägt das Gewichtige leicht.

Jedes Ding in der Welt muß wirken, sonst nützt es nicht, und zwar so wirken, wie es seine Natur mit sich bringt. Was nicht wirkt, ist todte Materie, und wird bloß verbraucht. Ein Geist muß also auch wirken, sonst

weiß man gar nicht, daß er exiſtirt; Geiſter aber wirken nur durch denken. Wer nicht denkt, iſt kein Geiſt. Denken aber heißt, die Verhältniſſe der Dinge nach eigener Anſicht beſtimmen; wer bloß nachſpricht, was Andere gedacht haben, geſchähe dieſes auch noch ſo glücklich, der denkt nicht, iſt folglich auch kein Geiſt. Allein, zum Denken gehört, daß man erſtlich die Gegenſtände deutlich und beſtimmt, nach allen ihren Eigenſchaften, nach ihrem ganzen Weſen, zu erkennen ſuche, und dazu gehört Kraft und Anſtrengung derſelben, innere Selbſtthätigkeit und dann, daß man mehrere Gegenſtände, und zwar ſo viel als möglich in's Auge zu faſſen und zu erkennen ſtrebe. Denn nur durch Vergleichen iſt das Denken möglich. — Ein ſchöner Geiſt muß daher nothwendig auch denken, ſonſt kann er wohl etwas Schönes, nur kein Geiſt ſein, wie ſich denn das zuweilen auch in der Wirklichkeit trifft.

Das Denken an ſich aber kann nicht ſchön ſein; man kann wohl fein, tief, ſcharf, beſtimmt, richtig denken, aber nicht ſchön. Alles Schöne bezieht ſich auf eine äußere Erſcheinung. Alſo wird ein ſchöner Geiſt eigentlich wohl ein ſolcher ſein, der ſeine Gedanken ſchön darzuſtellen weiß, ſei dieß nun durch welches Medium es wolle. Er hat daher eine weit größere und ſchwerere Aufgabe, als alle andere Geiſter, von denen bloß richtige und wahre Gedanken gefordert werden, denn das müſſen

die seinigen auch sein, weil es sonst nur Versuche im Denken wären. Die schöne Form, welche er ihnen giebt, ist eine Zugabe seiner Natur, welche sich nach der Schönheit, wie Blumen nach der Sonne, wendet. Schiller hat also Recht, wenn er von dem schönen Geiste sagt: er trage das Gewichtige leicht.

Leichtigkeit ist nämlich der Ausdruck jeder wahren Schönheit, denn diese ist nichts Anders, als höchste Vollendung der sinnlichen Form, und wo Vollendung ist, sieht man keine Anstrengung, keine Arbeit mehr, denn das Ziel ist erreicht, und die Kräfte, welche das Vollendete erhalten, sind gleichsam in einer spielenden Thätigkeit, d. h. in einer solchen, welche sie selbst zu vergnügen scheint.

In Allem also, was der schöne Geist erzeugt, ist tiefe Realität; er schwebt nicht auf der Oberfläche, und eine Ausbildung aller edleren Kräfte der Menschheit in ihm mußte vorausgehen, ehe er solche Gedanken, und diese in solcher Form erzeugen konnte, daß man sich durch sie geistig erquickt, erheitert und neu belebt fühlt, und doch die Tiefe nicht ahnet, aus der sie heraufsteigen. So erfreuen uns die Blumen des Frühlings, ohne daß wir ahnen, welche große, unaussprechliche Kräfte der Natur dazu gehören, um nur ein Veilchen zu bilden, und daß es gerade dieselben sind, welche Menschen erschaffen und

die Planeten in ewig gleichen Bahnen um ihre Sonnen führen.

Der Schöngeist ist eigentlich das gerade Widerspiel vom schönen Geiste. Er wählt sich das Leichtere und trägt dieses auf leichten Schultern, d. h. es fehlt ihm die Kraft zu denken, in das innere Wesen der Dinge einzudringen und sich eigene Ansichten davon zu bilden, daher muß er auf der Oberfläche verweilen, und, unbekannt mit dem Geheimnisse der Erzeugung des Schönen, glaubt er, die Menge durch Nachäffung desselben zu täuschen. Er spielt nur, statt zu arbeiten, und glaubt, den schwer zu erringenden Kranz des Künstlers heimlich stehlen zu können. Natürlich muß ein solcher Mensch zuletzt die allgemeine Verspottung tragen, wenn die Einwirkung der Außenwelt, der Drang der Noth, wo man Köpfe und Herzen braucht, ihn in seiner Nichtigkeit darstellt und seinem glänzenden Angesichte die Schminke abwäscht. Wenn die einzelnen Kräfte des schönen Geistes für sich das Nützliche und Nothwendige erschaffen, versinkt der Schöngeist in Mangel und Dürftigkeit, denn er hatte schon bisher eigentlich Nichts erzeugt, sondern fremde Vorzüge nur geheuchelt. Die Schöngeisterei ist daher eine der gefährlichsten Krankheiten des menschlichen Geistes und höchst nachtheilig für die bürgerliche Gesellschaft, weil sie erschlaffend auf die edlern Kräfte

nikt; zu spielen, wo man arbeiten, und zu arbeiten, wo man spielen sollte, ist eine Gewohnheit, welche in ihren Wirkungen ganz derjenigen gleicht, wenn man im Leben aus Nacht Tag, und Tag aus Nacht macht.

Schiller sagt daher gleichfalls mit Recht von dem Schöngeiste im Gegensatze des nützlichen Denkers und Geschäftsmannes:

Dieser mag gelten, er dient als fleißiger Knecht nach der Wahrheit,
Aber Jener besticht Wahrheit und Schönheit zugleich.

Das Stadtleben

nach ſeiner Licht- und Schattenſeite.

Lichtſeite.

Handel und Gewerbe, die fröhlichen Kinder menſchlicher Induſtrie, haben die Städte gegründet. Der Handelsmann und Profeſſioniſt bedurfte zur Unterſtützung vieler Arme, welche er in einem kleinen Kreiſe um ſich verſammeln, und dem Ackerbau und der Viehzucht entziehen mußte; dafür beſchenkte er aber den Landmann mit ungekannten Erzeugniſſen von tauſenderlei Art, wodurch er ſich ſein mühevolles Leben leichter und angenehmer machen konnte. Gern entließ nun Dieſer Jene ihrer erſten Verpflichtung und ſorgte für ihre dringendſten Bedürfniſſe. — Bald bemerkten die Fürſten, welchen Einfluß die genannten Kinder des menſchlichen Erfindungsgeiſtes auf die Verfeinerung der Sitten und höhere Ausbildung ihrer Völker äußerten, daher ſicherten ſie ihnen ihren beſonderen Schutz zu. Sie erlaubten ihnen, ihre dicht zuſammengeſtellten

Wohnungen mit festen Mauern zu umgeben, und diese mit den Waffen gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Jetzt wuchs ihre Thätigkeit immer fröhlicher empor und trieb immer schönere Blüthen. Nicht lange, so zogen in ihre gastlichen Thore auch die Künste und Wissenschaften ein. Der Gelehrte, dessen geräuschlose Arbeit die edelsten Kräfte des menschlichen Geistes beschäftigt; der Künstler, der, in der Welt seiner Ideale lebend, den Blick nicht ängstlich besorgt nach Außen richten kann, um sich vor einem gewaltsamen Angriffe des rohen Barbaren zu schützen, Beide fanden in den gesicherten Städten einen Aufenthalt, wie sie ihn nur wünschen konnten. Jetzt entbrannten alle Kräfte der Menschheit im schönsten Wettstreite, und es ging ein Bild des Lebens hervor, dessen Anblick dem Auge des Menschenfreundes die erheiternde Erscheinung ist *).

*) Um sich ein recht lebhaftes Bild zu machen von dem reichen Leben einer großen Stadt, lese man die Beschreibung der Stadt Antwerpen im ersten Theile der „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", von Schiller. „Kunst und Natur," sagt er, „scheinen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und des Menschen. — — Das flutende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei, drittehalb Hundert Maste erschienen öfters auf einmal in seinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünf Hundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief

Menſchen aus allen Himmelsſtrichen von den verſchiedenſten Kräften, der verſchiedenſten Bildung, kommen in großen Städten zuſammen. Indeß die Eigenthümlichkeit des Einen mit der des Andern zuſammentrifft, erzeugt ſich durch die gegenſeitige Reibung derſelben eine Politur, eine Glätte der geſellſchaftlichen Sitten, welche den unter jene Geſellſchaft ſich miſchenden Fremdling auf das Erfreulichſte anſpricht. Der immer rege Umlauf der Ideen erhöht und ſtärkt die Kräfte des Geiſtes, berichtigt die Urtheile über die Welt und das Leben, und giebt den Bewohnern großer Städte meiſtens eine Beweglichkeit des Geiſtes, welche ſehr abſticht gegen die ſtarre Einſeitigkeit des Landbewohners. Geiſt und Phantaſie, Verſtand und Schönheitsſinn finden in großen Städten die ſchönſte Befriedigung ihres Bedürfniſſes.

Der Buchhandel, dieſe von ſo vielen Seiten äußerſt achtungswerthe Thätigkeit des Gewerbfleißes, bereichert ſie

---

dieſe Anzahl zu acht und neun Hundert an. Täglich fuhren zwei Hundert und mehrere Kutſchen durch ſeine Thore; über zwei Tauſend Frachtwagen ſah man in jeder Woche aus Deutſchland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getraidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehn Tauſend ſtieg. Dreißig Tauſend Hände waren in dieſer Stadt allein von der engliſchen Geſellſchaft der wagenden Kaufleute beſchäftigt. An Markt-Abgaben, Zoll und Accise gewann die Regierung jährlich Millionen.

mit allen Erzeugniſſen der geiſtigen Welt, ſie mögen gebildet worden ſein, unter welchem Himmel ſie wollen, und wenn Du in ein Muſeum oder Leſe-Cabinet, oder in einen großen Buchladen trittſt, ſteheſt Du gleichſam im Mittelpuncte der Welt, von wo aus Du Deinen ſpähenden Blick über alle Länder und Nationen der Erde ſenden kannſt; und mit wie geringer Mühe, mit wie unbedeutenden Koſten vermagſt Du Dir dieſen Genuß zu verſchaffen! Nicht ſelten erblickſt Du auch, theils in öffentlichen Sammlungen, theils in den Wohnungen gebildeter und reicher Privatleute, herrliche Schätze der Malerei und Bildhauerkunſt, und indeß in einem fernern Zimmer der Geiſtestodte nun auch ſeine Zeit mit Karten tödtet, ſtehſt Du entzückt und in eine ſchönere Welt erhoben vor dem Marmor, den ein erhabener Geiſt vor Jahrhunderten mit unſterblichem Leben beſeelte, oder vor der Leinwand, die durch den Zauber täuſchender Farben Dich in die lieblichſte Natur verſetzt.

Haſt Du Deinen Tag mit nützlichen, aber ermüdenden Arbeiten vollbracht, und wünſcheſt Du nun eine Erholung, welche, ohne daß ſie Dich auffordert, durch eigene Thätigkeit den Genuß der Geſelligkeit zu erkaufen, Dir doch alle ihre Freuden in einem ſchönen Bilde zeigt, ſo folge mir auf jenen Tanzſaal, wo die Blüthe der ſtädtiſchen Jugend ihren Frühling verſcherzt.

Von den düſtern Gaſſen trittſt Du plötzlich in einen weiten, von dem Glanze unzähliger Kerzen mit magiſchem Lichte erfüllten Saal. Die ſanfte, unwiderſtehliche Muſik bemächtigt ſich ſogleich Deiner Empfindung und nimmt Dir den letzten Reſt von kalter Nüchternheit, der Dich vielleicht von Deinem Schreibtiſche hierher begleitet hatte. Du weißt nicht, wo Du Dein Auge ſollſt ruhen laſſen. Niemand ſcheint Dich zu bemerken, und ſo kann es in ſüßer Trunkenheit auf allen Reizen umher irren, welche hier die Natur und die Kunſt Deinen Blicken anſtändig und doch ungezwungen enthüllen. Jetzt bleibſt Du gefeſſelt ſtehen. Ein ſchönes, blondes Mädchen hüpft eben die Reihen herab. Frohſinn und ſüßes, ſchmachtendes Verlangen ſpricht ihr Auge, wollüſtig küßt Dein Blick die zartgerundeten, ſchwellenden Glieder, welche die Freude und die Lebensluſt in dem anmuthigſten Spiele regt. Dort harrt eine feurige Brünette der längſt gewünſchten Looſung — ſie erfolgt — und wie die Tochter eines ſüdlichern Himmels rauſcht ſie, von glühendem Leben durchſtrömt, an Dir vorüber. Kaum vermagſt Du den Blitz ihrer Augen zu ertragen, kaum der Schnelligkeit zu folgen, womit ſie ſich, wie eine Sonne, um ſich ſelbſt dreht. — Biſt Du endlich des Anſchauens müde, ſo ſetzeſt Du Dich zu einer Freundin; das Geſehene giebt Dir mancherlei Stoff zu angenehmen Geſprächen. —

Durch Scherz und Ernſt, durch leiſe Neckereien, durch feine Wendungen des Geſprächs geräthſt Du unbemerkt in den entgegengeſetzten Zuſtand innerer Selbſtſtändigkeit, und Du fühlſt das Gleichgewicht der empfangenden und bildenden Kräfte in Dir auf das Erfreulichſte wieder hergeſtellt. — Gehſt Du endlich zurück auf Dein einſames Zimmer, ſo empfängt Dich ein ſanfter Schlaf, der Dir in lieblichen Träumen den Nachgenuß der nur zu ſchnell entflohenen Minuten gewährt. „Recht ſchön," wirſt Du ſagen, „aber wenn dem alſo iſt, und ich muß Dir glauben, denn Du lebſt ſelbſt in einer großen Stadt, warum ſehnen ſich denn ſo viele Bewohner derſelben heraus aus dieſem Leben, warum beneiden ſie ſo oft den Landbewohner bei ſeinen gleichförmigen, ſtillen Genüſſen? Und dieß ſind doch gerade viele der Edelſten."

Freund, ich habe Dir bloß die Lichtſeite des Gemäldes verſprochen und gegeben, wende Deinen Blick nunmehr auch auf

die Schattenſeite,

und Du wirſt eine befriedigende Antwort auf Deine Frage finden. Es iſt wahr, das Bild der Thätigkeit und des immer regen Lebens, welches in großen Städten herrſcht, und größtentheils dem Handel und Gewerbe oder dem Luxus der Vornehmen und Reichen ſeine Entſtehung

verdankt, gewähret jedem Herzen einen erfreuenden Eindruck, dem das Wohl und Glück der Menſchen nicht fremd iſt, und das gern ſeine Freude in der des Andern ſucht; allein viel, ſehr viel verliert dieſes Bild an Reiz und Lieblichkeit, wenn man bemerkt, wie ſich Eigennutz und Gewinnſucht, Engherzigkeit und Mangel an Menſchenliebe nur zu leicht zum Gewerbe geſellen. — Der Kaufmann, oder überhaupt der Großſtädter, der nur gewohnt iſt, den baaren Ertrag ſeines Capitals oder ſeiner Induſtrie im Auge zu haben, iſt ſelten geneigt, dem allgemeinen Beſten ein bedeutendes Opfer zu bringen, ſobald er nicht ſelbſt wieder dabei einen Vortheil erreichen kann. Die in großen Städten gemeiniglich herrſchende Theurung veranlaßt den Gewerbsmann, den Profeſſioniſten, ja Jeden, der nur von ſeiner Thätigkeit lebt, äußerſt ſparſam mit dem Erworbenen umzugehen, und unaufhörlich darauf zu ſinnen, wie er ſeine Einkünfte ſteigern oder verbeſſern könne. Wie wenig vortheilhaft aber ein ſolches lebenslang fortdauerndes Streben auf den Charakter wirke, ſpringt von ſelbſt in die Augen. Natürlich muß ſich zugleich aus der Erwerbſucht auch Sklavenſinn, Schmeichelſucht und eine entehrende Fügſamkeit gegen die Launen und die oft ſo unedle Herrſchſucht und Ueppigkeit der Reichen und Vornehmen erzeugen. Wie ganz anders iſt es da auf dem Lande, wo es noch nicht von dem

Hauche der ſtädtiſchen Denkart berührt wird. Ueberzeugt, daß die Natur ihm jedes Jahr ſeinen Fleiß belohnen werde, geizt der Landmann nicht ängſtlich mit dem Ertrage ſeiner Felder und Gärten. Gaſtfreundſchaft, Wohlthätigkeit, Bereitwilligkeit zu Erleichterung fremder Noth können leichter unter ſeinem ſchmuckloſen Dache hauſen, als in den Prunkgemächern oder den dumpfen, armſeligen Wohnungen der Städter. Was ſollte er auch mit ſeinem Ueberfluſſe anfangen, wenn er nicht gleichfalls damit wieder erwerben will? Und haben nicht Viele beobachtet, daß in dem Maße, wie auf dem Lande der Eigennutz ſich verbreitet hat, auch die Zierde des Landmanns: redliche Offenheit, Gaſtfreundlichkeit und thätiges Wohlwollen, immer ſeltener geworden ſind? Und hat nicht die Erfahrung faſt aller Zeiten gelehrt, daß die, meiſtens armen, Gebirgsbewohner die liebenswürdigſten, edelſten Menſchen geweſen? kräftig und muthvoll, freigeſinnt und großherzig, feſt und zuverläſſig, wie ihre ewigen Felſen? — Ja, auf den Bergen iſt Freiheit! Der Hauch der Grüfte dringt nicht hinauf in die reinen Lüfte; die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual! —

Wie dem Charakter, ſo ſind auch dem Geiſte und ſeiner wahren Bildung große Städte nicht ganz ſo vortheilhaft, wie man ſich nicht ſelten einbildet. Es iſt

wahr, der Städter ist meistens vielseitiger in seiner Bildung, als der Landbewohner, allein dafür ist er auch flacher und weniger geneigt, Etwas zu ergründen und sich bis in's tiefste, innerste Leben hinein anzueignen; die Leichtigkeit, womit er alles Neue bekommen und genießen kann, läßt ihn nicht selten des trefflichen Alten vergessen, und ein Buch, das ein Jahr, oder nur eine Messe alt ist, sieht er oft nicht gern an. Zeitungen, Flugschriften und kleine Broschüren sind seine Lieblingsspeise, denn die kann er zu Dutzenden verschlingen, ohne Unbequemlichkeit davon zu empfinden. So wird eigentlich seine geistige Kraft, das selbstthätige Bilden von Ideen, die Production aus eigener Masse, das natürliche Beobachten der Erfahrungen seiner eigenen inneren und äußeren Welt gänzlich unterdrückt, und so wählt sich der Genius auch selten das Gewühl großer Städte zu seinem Aufenthalte, sondern flüchtet in den Schooß der Natur, oder lebt in jenem, gleich als ruhe er in diesem, fern von dem Treiben des eigentlich städtischen Lebens.

Reizend war das Bild der muntern Jugend in dem hell erleuchteten Saale, entzückend die Empfindung, welche ein solcher Anblick in dem Herzen des für Schönheit und Anmuth empfänglichen Zuschauers erwecken muß, aber erlaube mir, mein Freund, daß ich Dich nun auch ein wenig hinter den Schleier der Täuschung blicken lasse,

unter dem Dir jenes Bild nur so unendlich reizend erscheinen konnte. Solltest Du es glauben, daß den jungen Busen jener Huldin, deren Anmuth die Grazien beneiden könnten, schon die giftigen Leidenschaften der Wollust und der Eitelkeit, des Neides und Hasses, der Eroberungssucht und Verleumdung bewohnen? Solltest Du es glauben, daß die Seele, welche den reizenden Leib zu beleben scheint, nicht viel mehr ist, als Nichts, daß fast kein einziger Gedanke in dieses Köpfchen, kein einziges erhebendes Gefühl in dieses Herz gedrungen ist, solltest Du es glauben, daß nach wenig Jahren diese blühende Gestalt, vergiftet durch Unmäßigkeit im täglich sich aufdrängenden Genusse solcher Freuden, wie ein graufendes Gespenst umher und dem nahen Grabe zuschleicht? — — „Fürchterlich! entsetzlich!" wirst Du sagen, aber wahr, völlig wahr, muß ich erwiedern. — Nein, wenn Du Menschen sehen willst, schön und vollkommen, wie sie aus den Händen der Natur gehen, so suche sie nicht in großen Städten, auch nicht auf dem Lande, wo der Städter seine Erholung sucht. Steige hinauf auf die Alpen, oder durchwandle ihre stillen Thäler, erquicke Dich an dem Muthe, der Großherzigkeit, dem tief eindringenden Naturverstande, dem feinen und gewandten Witze jener Hirten und Bergbewohner, ruhe in ihren einfachen Wohnungen und stärke Dich durch ihre Weisheit, welche sie

dem Naturgeiſte ſelbſt abgelauſcht zu haben ſcheinen. — Miſche Dich unter die Reigen ihrer blühenden Frauen und Mädchen. Siehe dieſe Anmuth mit Kraft, dieſe überſtrömende Lebensfülle, mit Mäßigkeit und Nüchternheit gepaart, und weide Dein menſchenliebendes Herz an den kraftvollen Kindern, welche für viele Lebensalter den Keim des edelſten Lebens zu bewahren ſcheinen. Indeſſen, ſo treu gewiß Jeder dieſe Schattenſeite des ſtädtiſchen Lebens geſchildert finden wird, der es entweder immer vor Augen hat, oder doch nur zuweilen aufmerkſam betrachtet, ſo muß man doch bemerken, daß es recht wohl möglich iſt, mitten in dem Gewühle und dem rauſchenden Leben großer Städte dennoch der Natur treu zu bleiben, und den großen Vortheil, den ſie unſtreitig dem, der ihn recht zu benutzen weiß, anzubieten haben, mit dem zu vereinen, den die Einſamkeit und die ſtille Zurückgezogenheit eines dem ländlichen ganz gleichen Lebens gewährt. Eine zweite und höhere Natur wird meiſtens in dem Schooße großer Städte, freilich ungekannt von dem großen Haufen, gepflegt, ich meine die Kunſt. In ihren unſterblichen Werken findeſt Du den Naturgeiſt wieder in ſeinem herrlichſten Leben. An ihnen erwärme Dein Herz für edlere, der Menſchheit würdige Gefühle, für Patriotismus und Todesverachtung, für den Kampf gegen Despotismus, Eigennutz, und die kleinen Laſter, die das

innere Leben des Geiſtes vergiften; an ihnen richte Dich auf zu großen Thaten, zu einer Geſinnung, die Dich den Helden ſchönerer Zeiten gleich macht. So wirſt Du Dich rein bewahren in der allgemeinen Anſtrengung, und manches noch nicht verdorbene Gemüth wird durch Dein Beiſpiel zu gleichem Streben ermuntert, und durch Deinen Einfluß der Natur und Wahrheit erhalten werden.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN